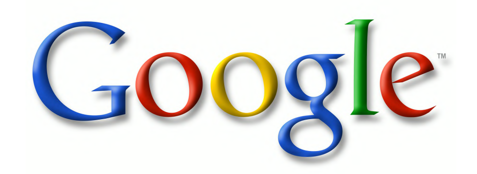





STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES





Historisch-politische Blätter

für das

katholische Deutschland.

Des Jahrgangs 1899

Zweiter Band.

Historisch-politische

Blätter

für das

katholische Deutschland

herausgegeben

von

Edmund Jörg und **Franz Binder.**

Hundertvierundzwanzigster Band.

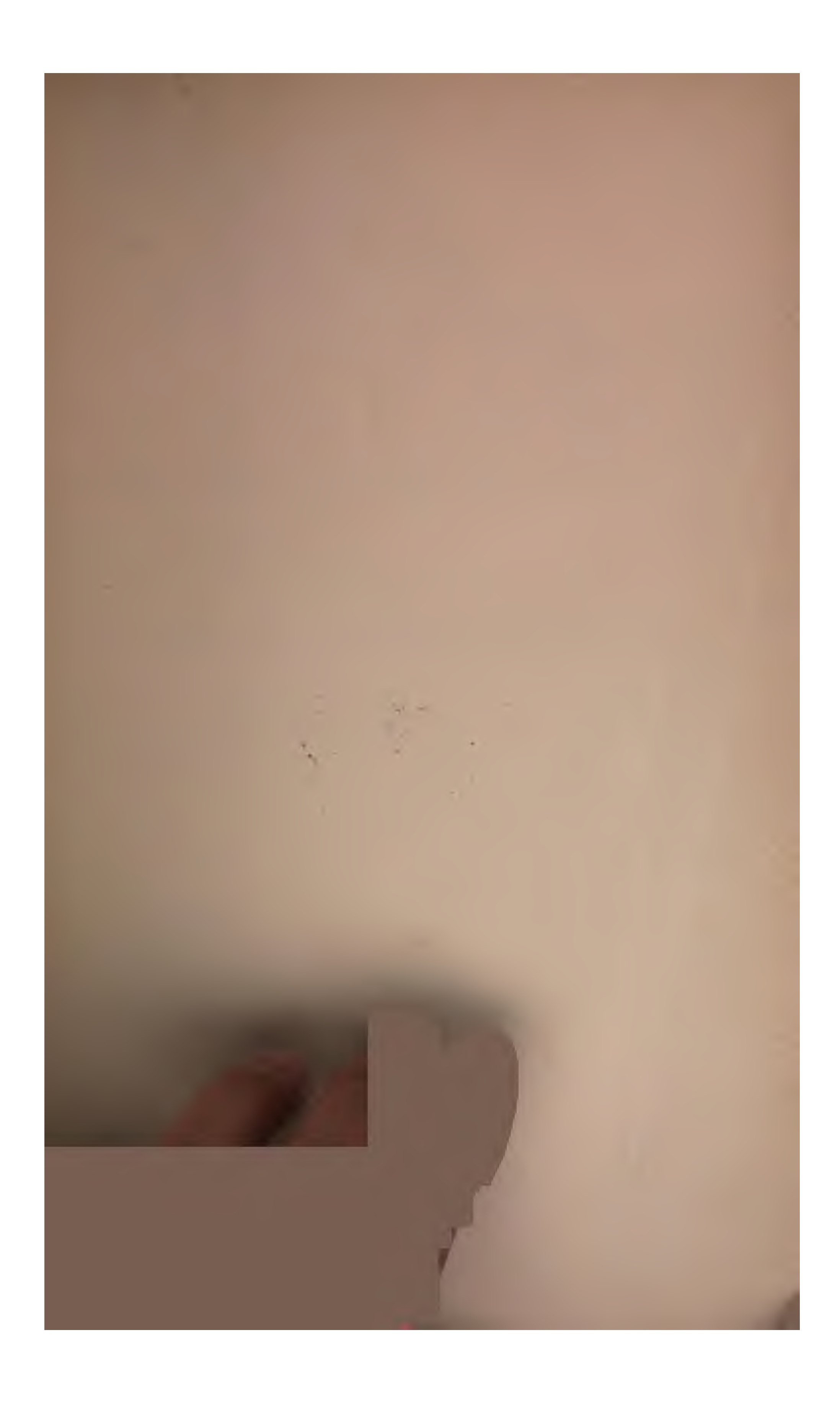


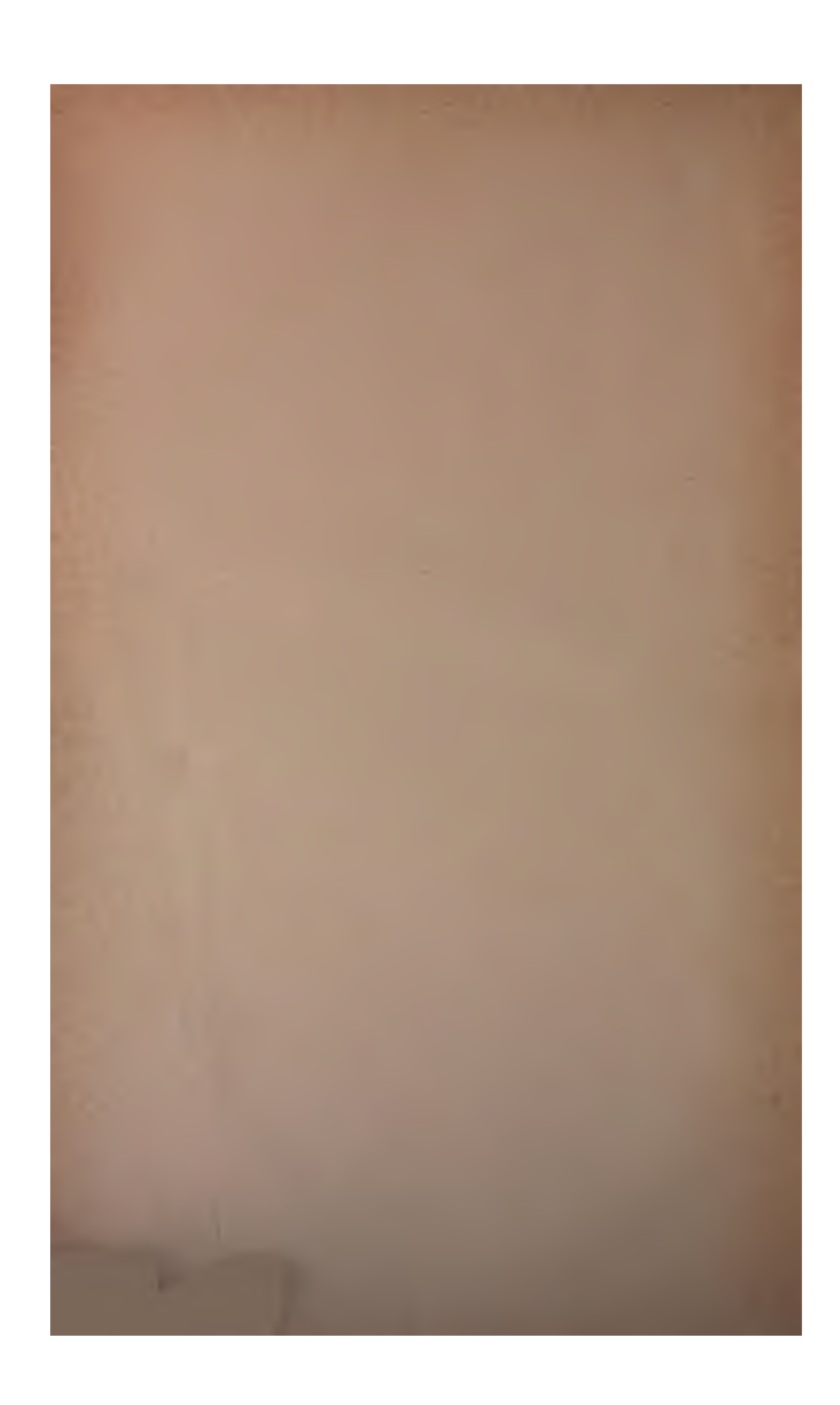
München 1899.

In Commission der literarisch-artistischen Anstalt.

Inhaltsverzeichniß.


STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES





Historisch-politische Blätter

für das

katholische Deutschland.

Des Jahrgangs 1899

Zweiter Band.

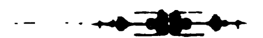


Historisch-politische
Blätter
für das
katholische Deutschland

herausgegeben
von
Edmund Jörg und **Franz Binder.**

(Eigenthum der Familie Görres.)

Hundertvierundzwanzigster Band.



München 1899.
In Commission der literarisch-artistischen Anstalt.

Inhaltsverzeichniß.

Inhaltsverzeichniß.

I.

Der Einfluß der Confession auf die Criminalität.

In der Einleitung zu unserem ersten moralstatistischen Artikel: „Der Einfluß der Confession auf die Sittlichkeit" (Band 123, Heft 7, S. 481) haben wir unter Berufung auf mehrere der angesehensten Statistiker hervorgehoben, daß die Ergebnisse der Criminalstatistik sich überhaupt nicht zu moralstatistischen Vergleichen eignen. Da aber von gegnerischer Seite wiederholt die Behauptung aufgestellt ist, „die katholischen Tendenzstatistiker" suchten der Criminalstatistik aus dem Wege zu gehen, weil sie für ihre Zwecke unbequem sei, so wollen wir auch diese Frage einer kurzen Besprechung unterziehen. Zunächst werden wir die Gründe anführen, welche einen Rückschluß aus den Criminalitätsziffern auf die Sittlichkeit eines Volkes oder einer Bevölkerungsgruppe als unmöglich erscheinen lassen, und werden dann die Aeußerungen competenter Fachmänner über die Verwendbarkeit criminalstatistischer Daten wiedergeben. Nachdem wir so eine sichere Basis für die Beurtheilung der in Frage stehenden Zahlen gewonnen haben, werden wir auch diese Zahlen selbst mittheilen, damit der Leser entscheiden kann, was es mit der angeblichen höheren Criminalität der Katholiken auf sich hat.

Die Gründe der Unbrauchbarkeit der Criminalitätsziffern zu moralstatistischen Vergleichen sind sehr zahlreich und mannigfaltig. Sie lassen sich aber auf zwei Hauptgruppen zurückführen, solche die in der Natur der Sache

und solche, die in dem gegenwärtigen Zustand der Criminalstatistik liegen. Was die erstere Gruppe betrifft, so liegt die Schwierigkeit darin, zu bestimmen, inwieweit einem Vergehen gegen die Strafgesetze eine moralische Schuld zu Grunde liegt. Bei allen anderen von uns besprochenen Symptomen der Unsittlichkeit kann man in der Regel eine schwere moralische Schuld wenigstens bei einem der Betheiligten voraussetzen, nicht aber bei den Verletzungen der Strafgesetze. Noth, Mißgeschick, Uebereilung, eine kleine Unbedachtsamkeit oder Nachlässigkeit können zu Handlungen führen, die der Strafrichter im Interesse der öffentlichen Sicherheit und Ordnung mit strenger Strafe belegen muß, die aber vor dem Richterstuhl des Gewissens als schuldlos oder doch entschuldbar erscheinen. Bei moralstatistischen Untersuchungen kommt es aber, wie sich von selbst versteht, nicht auf den äußeren Effekt, sondern einzig und allein auf die moralische Schuld an, die der strafbaren Handlung zu Grunde liegt. So wichtig und bedeutsam also auch die criminalstatistischen Erhebungen an sich sind, für die Moralstatistik sind sie, abgesehen vielleicht von einigen besonders schweren Verbrechen, bei denen eine moralische Schuld außer Zweifel ist, von geringem Werthe.

Weit größer noch sind die Bedenken, die sich aus der Incommensurabilität criminalstatistischer Daten und der Mangelhaftigkeit der gegenwärtigen Erhebungsmethode ergeben. Der eine Staat veröffentlicht nur die Zahl der Verurtheilten, ein anderer nur die der Angeklagten, ein dritter die der bestraften Handlungen. Einige Statistiken registriren alle Gesetzesverletzungen bis zu den kleinsten Polizeicontraventionen, andere nur die von den ordentlichen Gerichten abgeurtheilten Vergehen. Daß es absurd ist, aus den auf so verschiedenartige Weise gewonnenen Resultaten die absolute oder relative Zahl der Delinquenten der einzelnen Länder zu bestimmen und daraus sogar Schlüsse auf die Sittlichkeit der betreffenden Völker zu ziehen, muß doch

jedem einleuchten. Rechnet man ferner dazu die Unterschiede in der Gesetzgebung und der Handhabung der Rechtspflege, so kann man wirklich nicht verstehen, wie protestantische Polemiker, die den Anspruch erheben, ernst genommen zu werden, immer noch mit solchen absolut werthlosen Vergleichungen kommen können. Auch das kann nicht nützen, aus der Gesammtmasse der Vergehen einzelne Kategorien herauszugreifen, um diese miteinander zu vergleichen, da in den verschiedenen Staaten ganz verschiedene Delikte unter die betreffenden Kategorien fallen. Manchmal ist der Name für eine Kategorie oder für ein einzelnes Delikt der gleiche, der Inhalt aber und die juristische Definition total verschieden. Endlich hat man auch wohl versucht, die Gesammtmasse wenigstens in Delikte gegen den Staat, gegen die Person und gegen das Eigenthum zu scheiden, da man darunter doch wohl überall dasselbe versteht. Aber welchen Werth soll es für die Moralstatistik haben, die Gesammtzahl der Delinquenten für eine jede dieser drei Gruppen zu kennen, da sie ja doch Delikte von ganz verschiedener moralischer Tragweite umfassen. Nehmen wir beispielsweise an, im Staate oder in der Provinz A kämen auf je 100,000 Einwohner 500, im Staate B 300 Delikte gegen die Person, wovon aber bei A der größere Theil auf Beleidigungen oder leichte Körperverletzungen, bei B dagegen ein weit höherer Procentsatz schwerer, ja tödtlicher Verletzungen käme, wäre es da nicht durchaus ungerecht, einfach auf Grund der höheren Delinquentenzahl die Bevölkerung des Staates A für moralisch minderwerthig zu erklären? Die einzig mögliche Methode der Verwendung criminalistischer Daten, welche für moralstatistische Zwecke irgend einen Werth haben könnte, wäre eine Vergleichung der Höhe der erkannten Strafen. Man müßte feststellen, wie viele aus einer bestimmten Bevölkerungsgruppe zum Tode, zu lebenslänglichem Zuchthaus, zu 15 Jahren, 10 Jahren u. s. w. verurtheilt seien. Aber das ginge natürlich nur unter der Voraussetzung, daß

Gesetzgebung und Handhabung der Rechtspflege einigermaßen analog seien.

Welchen Einfluß eine verschiedene Handhabung der Rechtspflege, eine größere oder geringere Strenge in der Aufsuchung und Verfolgung der Verbrecher, auf die Höhe der Criminalitätsziffer haben kann, davon erhält man eine Vorstellung, wenn man im Sitzungsberichte der 6. Hauptversammlung der „Internationalen Kriminalistischen-Vereinigung" (gehalten am 12., 13. und 14. August 1896) liest [1]), daß nach der Ansicht hervorragender Juristen 90 und mehr Procent aller professionellen Diebe unentdeckt bleiben. Diese Ansicht wurde freilich von Fr. v. Liszt und anderen Theilnehmern der Versammlung als allzu pessimistisch bezeichnet, und auch uns scheint dieser Procentsatz zu hoch gegriffen; daß aber eine derartige exorbitante Annahme überhaupt unter Fachmännern Anhänger und Vertheidiger finden konnte, beweist doch, daß die zur Anzeige und Aburtheilung kommenden Vergehen in gar keinem Verhältniß stehen zu den faktisch begangenen, und daher auch nicht im entferntesten einen Maßstab abgeben können für die wirkliche Zahl der schuldbaren Rechtsverletzungen innerhalb eines staatlichen Gemeinwesens. Natürlich wird der Procentsatz der bestraften unter den thatsächlich begangenen Vergehen ein ganz verschiedener sein, je nach der mehr oder minder vollkommenen Organisation der Strafrechtspflege und nach der größeren oder geringeren Intensität der Strafverfolgung. Eine höhere Criminalität ist daher häufig nichts anderes als der ziffermäßige Ausdruck einer Vervollkommnung der Justizverwaltung.

Es bleiben übrigens auch abgesehen von der Verschie-

---

1) „Mittheilungen d. Internationalen-Kriminalistischen-Vereinigung", 5. Bd. S. 465 (Berlin, J. Guttentag, 1896).

benheit der Gesetzgebung und Rechtspflege noch genug Unterschiede, welche den Werth criminalstatistischer Vergleiche recht zweifelhaft erscheinen lassen. Man denke nur an den Einfluß von Klima, Bildung, Stammeseigenthümlichkeit, Nationalität, Temperament, von den socialen Unterschieden noch zu schweigen. Ganz gewiß ist es vom moralischen Standpunkt nicht dasselbe, ob ein heißblütiger Italiener oder ein bedächtiger, phlegmatischer Holländer zum Messer greift.

Praktisch genommen müssen sich daher criminalstatistische Vergleiche auf Provinzen oder Bevölkerungsgruppen desselben Staates beschränken. Doch selbst auf diesem beschränkten Gebiete scheint bei näherer Betrachtung eine Vergleichung unmöglich. Es bleibt nämlich noch ein Faktor übrig, der auf die Häufigkeit der Gesetzesübertretungen mehr als irgend ein anderer einwirkt und ohne Bedenken als der ausschlaggebende bezeichnet werden kann. Das sind die socialen Verhältnisse. Es ist schon oft darauf hingewiesen worden, wie Schwankungen im Preis der nothwendigen Lebensmittel, sowie in der Höhe des Arbeitslohnes, sich stets in den Criminalitätsziffern der betreffenden Periode wiederspiegeln. Mayr behauptet sogar,[1]) „es habe jeder Sechser, um den das Getreide im Preise gestiegen ist, auf je 100,000 Einwohner im bayerischen Gebiete diesseits des Rheins einen Diebstahl mehr hervorgerufen, während andererseits das Fallen der Getreidepreise um einen Sechser je einen Diebstahl bei der gleichen Zahl von Einwohnern verhütet hat. Dagegen zeigt die Linie, welche die Bewegung der Verbrechen und Vergehen gegen die Person darstellt, gerade das entgegengesetzte Verhalten.“

Sehr deutlich wird die Einwirkung wirthschaftlicher

---

1) Mayr, „Gesetzmäßigkeit im Gesellschaftsleben“ S. 346 und 347. (München, R. Oldenbourg, 1877.)

Zustände auf die Criminalität veranschaulicht durch die folgende Tabelle, die wir der Abhandlung G. Lindenbergs [1]) über die „Ergebnisse der Criminalstatistik von 1882—92" entnehmen:

Tabelle E.

	Verbrechen und Vergehen gegen das Vermögen		Preis von 100 kg Roggenmehl in Berlin		Preis von 100 kg Kartoffeln in Berlin	
	Zahl der Verurtheilten	Zunahme gegen Vorjahr in %	Preis	Procentuale Zunahme	Preis	Procentuale Zunahme
1883	164,590	—	20,4	—	55,7	—
1884	162,898	— 1,03	19,6	— 3,9	39,3	— 29,4
1885	157,275	— 3,45	19,3	— 1,5	32,2	— 18
1886	156,930	— 0,22	17,9	— 7,2	29,9	— 7,1
1887	154,745	— 1,39	17,1	— 4,4	33,3	+ 11
1888	152,652	— 1,38	18,8	+ 10,0	37,9	+ 13,8
1889	165,621	+ 8,49	21,8	+ 16,0	33,8	— 10,8
1890	168,107	+ 1,5	23,4	+ 7,3	36,4	+ 8,3
1891	177,835	+ 5,79	29,1	+ 24,3	63,8	+ 75,3
1892	196,437	+ 10,46	24,6	— 17,4	54,7	— 14,3

Die größte Preissteigerung, gleichzeitig bei Roggenmehl und Kartoffeln, zeigt sich in den Jahren 1888 und 1891. Dementsprechend ist die Zunahme der Criminalität am größten in den Jahren 1889 und 1892, da sich die Folgen einer Theuerung erfahrungsmäßig immer in dem nächstfolgenden Jahre am stärksten geltend machen. Man sieht also, daß auch eine Vergleichung verschiedener Bevölkerungs-

1) Jahrbücher für Nationalökonomie und Statistik Bd. 8. (Jena, 1894.) S. 588—99 und 714—29.

gruppen desselben Staates in Bezug auf ihre Criminalität ohne Berücksichtigung der ökonomischen Lage dieser Gruppen offenbar zu einem ganz falschen und ungerechten Urtheil führen muß. Die nähere Besprechung der deutschen Criminalitätsziffern wird das bestätigen.

Vorher wollen wir aber, wie oben angekündigt wurde, die Aeußerungen hervorragender Fachmänner über die Verwendbarkeit criminalstatistischer Daten wiedergeben. Unter den in unserem ersten Artikel (Heft 7 S. 481) citirten Autoren, die einen Rückschluß von der Criminalität auf die Sittlichkeit verwerfen, verdient Oettingen besondere Beachtung. Derselbe hatte sich nämlich, wie er selbst in der dritten Auflage seines Werkes gesteht,[1]) in den ersten Auflagen zu unbesonnenen Schlußfolgerungen aus den criminalstatistischen Daten verleiten lassen. Nun ist freilich in der dritten Auflage auch noch genug davon zurückgeblieben, aber im Princip hat er sich jetzt doch der herrschenden Ansicht angeschlossen und betont mit großer Entschiedenheit, daß es ganz verfehlt sei, „eine Scala der nationalen Immoralität nach den absoluten oder relativen Verbrechensziffern aufzustellen". Dann heißt es weiter: „Aber auch in Bezug auf die Criminalitätsziffer ein und desselben Landes in gleichartiger Gesetzgebungsperiode muß man sich vor solchen allgemeinen moralisirenden Schlußfolgerungen hüten".

Lindenberg erläutert seine oben angeführte Tabelle (E) mit folgenden treffenden Bemerkungen:[2]) „Wenn es noch eines Beweises dafür bedürfte, daß Faktoren, die unabhängig sind von Religion, Sitte, Treue und Glauben, die statistischen Zahlen beeinflussen, so wäre dieser Beweis jetzt geführt. Denn niemand wird im Ernst behaupten wollen,

---

1) Oettingen, „Moralstatistik". 3. Auflage (Erlangen 1882). S. 442.
2) Lindenberg, Ergebnisse der Criminalstatistik, a. a. O. S. 718 und 719.

daß in der Volksseele sich die Achtung fremden Eigenthums von 1882—88 so vermehrt und von 1888—92 so vermindert haben sollte, wie die Zahlen es ergeben. Wenn 1882—88 besondere Fortschritte in Moral und Volkserziehung zu verzeichnen wären, müßte man darüber staunen, daß sich in den folgenden Jahren so plötzlich alles Gute in das Gegentheil verwandelt hat, und wenn man andererseits einen chronischen Krankheitsproceß der Volksseele construiren wollte, wäre wieder die bis 1888 bemerkbare Besserung unerklärlich. In Wahrheit liegt die treibende oder hemmende Kraft hinsichtlich der Eigenthumsdelikte in den wirthschaftlichen Verhältnissen der niederen Volksschichten. Der Magen spielt dabei die Hauptrolle".

Sehr klar und eingehend äußert sich Dr. v. Scheel, der Direktor des kaiserlichen statistischen Amtes in Berlin, über unsere Frage. Zunächst stellt er als Princip den Satz auf:[1]) „Daß die Criminalstatistik keinen Maßstab für die Moralität der Bevölkerung überhaupt abgeben kann, ist klar. Nur diejenigen Handlungen, welche das Strafgesetz als vor die Gerichte gehörig bezeichnet und unter diesen nur die, welche wirklich entdeckt und verfolgt werden, gehören ihr an". Dann führt er die Gründe für die Unvergleichbarkeit criminalistischer Daten im einzelnen näher aus:[2]) „1) sind die Delikte in den Strafgesetzbüchern ganz anders definirt und die darauf bezüglichen Zahlen haben daher ganz andere Bedeutung, 2) ist die Intensität der Strafverfolgung sehr ungleich und die abgeurtheilten Delikte bilden hier und dort einen sehr ungleichen Procentsatz der wirklich begangenen, 3) die statistische Behandlung ist sowohl in den Grundzügen, wie in den Einzelheiten sehr abweichend". — Man sieht,

1) Dr. H. v. Scheel, „Criminalstatistik", Handwörterbuch der Staatswissenschaften Bd. 4, S. 888.

2) Scheel a. a. O. S. 889.

es sind im Wesentlichen dieselben Gründe, wie die oben von uns angeführten. Wir haben sie gleichwohl wörtlich wiedergegeben, damit jeder Leser sich selbst überzeugen kann, daß nicht blos „katholische Tendenzstatistiker" den Criminalitätsziffern die Bedeutung für die Moralstatistik absprechen.

Dasselbe kann man aus dem Gutachten für die fünfte Hauptversammlung der Internationalen-Kriminalistischen-Vereinigung entnehmen, das wir als ein gewiß nicht des Ultramontanismus verdächtiges Zeugniß aus der allerjüngsten Vergangenheit hier anführen wollen:[1]) „Endlich legt die Internationale-Kriminalistische-Vereinigung Werth darauf, zu betonen, daß die Statistik, welche im vorstehenden einheitlich für alle Kulturstaaten beantragt wird, darum keineswegs zu voreiligen internationalen kriminalistischen Vergleichen benutzt werden darf. Die Forderung einheitlicher methodologischer Grundsätze beruht einfach darauf, daß diese Grundsätze Forderungen des mathematisch-logischen Denkens sind und darum für alle Länder bindend. Hingegen sprechen gegen eine internationale Vergleichung der gewonnenen materiellen Ergebnisse alle die Gründe, welche auf der Verschiedenheit der strafrechtlichen, processualen, wirthschaftlichen und kulturellen Institutionen der Staaten beruhen".

Also soviel steht unzweifelhaft fest, es kann nicht als ein Zeichen einer geringeren Sittlichkeit angesehen werden, wenn in einem Volke oder einer Bevölkerungsgruppe ein größerer Procentsatz von Delinquenten gegen die Strafgesetze vorhanden ist, als in einem anderen Volke. Internationale Vergleichungen in Bezug auf die Criminalität haben daher für die Moralstatistik gar keinen Werth, Vergleichungen innerhalb desselben Staates können nur dann zu einer gerechten Beurtheilung führen, wenn die zu vergleichenden

---

1) „Mittheilungen d. Internationalen-Kriminalistischen-Vereinigung" Bd. 5, S. 189 (Berlin, J. Guttentag 1896).

Volkstheile einigermaßen ökonomisch gleichgestellt sind und auch sonst keine der oben bezeichneten Unterschiede vorliegen. Nun ist es ja jedermann bekannt, daß gerade in Bezug auf den materiellen Besitz und die gesellschaftliche Stellung der größte Unterschied zwischen der katholischen und protestantischen Bevölkerung Deutschlands besteht. Die Katholiken sind durchgehend die ärmeren, die wirthschaftlich schwächeren; in dem schweren Kampfe ums Dasein sind sie überall zurückgesetzt und benachtheiligt, da Reichthum, politische Macht, die Verfügung über die große Staatskrippe in den Händen der protestantischen Majorität liegt und von dieser, wie die Paritätsbewegung bewiesen hat, in rücksichtsloser Weise zum eigenen Vortheil ausgebeutet wird. Daß aber die wirthschaftlich schwächeren Klassen weit mehr der Gefahr ausgesetzt sind, sich einer Gesetzesübertretung schuldig zu machen, geht, abgesehen von den oben bereits angeführten Thatsachen, besonders deutlich daraus hervor, daß unter den 6817 Personen, die in Preußen im Jahre 1895/96 zur Zuchthausstrafe verurtheilt wurden, nur 788, also nur 11,56% ein Einkommen von über 900 Mark besaßen,[1]) während von der Gesammtbevölkerung im gleichen Jahre 29,16% dieser Kategorie angehörten.[2]) — Zu dem Unterschiede in der socialen Stellung kommt bei den Katholiken polnischer Abstammung noch der Unterschied der Nationalität, der an und für sich schon sehr schwer in die Wagschale fällt, ganz besonders aber, wenn ein Volk durch Zwangsmaßregeln und Verletzung seiner heiligsten Rechte in einen Zustand hochgradiger nationaler Erregung versetzt ist.

---

1) Statistik der zum Ressort des Kgl. Preuß. Ministerium des Innern gehörenden Strafanstalten und Gefängnisse. Berlin 1897. (Druckerei der Strafanstalts-Verwaltung.) S. 153.

2) Statistisches Handbuch für den Preußischen Staat. Berlin 1898. (Verlag des Kgl. Statist. Bureaus) S. 562.

Endlich darf man bei Beurtheilung dieser Frage nicht außer Acht lassen, daß der katholische Volkstheil in Preußen noch immer an den Folgen des Culturkampfes krankt. Durch den Mangel an geordneter Seelsorge ist vielenorts unter der katholischen Bevölkerung eine traurige Verwilderung eingerissen, die nur nach und nach wieder verschwindet, je nachdem die immer noch zahlreichen Lücken im Seelsorgeklerus ausgefüllt werden. Welch traurige Folgen der Mangel an geordneter Seelsorge haben kann, zeigen am besten die Ergebnisse der braunschweigischen Criminalstatistik. Ein protestantischer Polemiker hat triumphirend darauf hingewiesen, daß die dortigen Katholiken einen unverhältnißmäßig großen Theil der braunschweiger Verbrecherwelt ausmachen. Das ist in der That der Fall. Aber nun vergegenwärtige man sich einmal die Lage dieser 19000 Katholiken, die unter einer protestantischen Bevölkerung von 411000 Seelen zerstreut leben, vielfach ohne eigene Kirche und Schule. Bis in die neueste Zeit gab es im Herzogthum Braunschweig nur zwei katholische Pfarreien in den Städten Braunschweig und Wolfenbüttel. Dazu sind allerdings jetzt noch einige andere hinzugekommen; aber alle Katholiken, welche nicht in den Städten Braunschweig, Wolfenbüttel und Helmstedt wohnen, sind auch heute noch bei den lutherischen Pfarrämtern eingepfarrt, müssen bei den lutherischen Pastoren über Geburten, Sterbefälle und Trauungen Anzeige erstatten. Zu Taufen, Trauungen und Beerdigungen muß die Genehmigung des lutherischen Pfarrers eingeholt werden, und diese Handlungen dürfen nur von solchen Geistlichen vorgenommen werden, welchen dazu für das Gebiet des Herzogthums Braunschweig eine specielle Berechtigung ertheilt worden ist. Katholische Geistliche aus den benachbarten preußischen Landestheilen, die einem Sterbenden die Sakramente spenden, werden gesetzlich bestraft. Katholische Schulkinder, soweit sie nicht in einer der drei staatlich anerkannten Pfarreien wohnen, werden zum Besuche des protestantischen Schul- und Religions-

unterrichtes gezwungen.[1]) Daß unter solchen Verhältnissen der sittliche Zustand der Katholiken Braunschweigs vielfach ein ungünstiger ist, ist sehr begreiflich. Aber unbegreiflich ist es, wie jemand daraus ein ungünstiges Urtheil über den sittigenden Einfluß der katholischen Kirche ableiten kann, da ja die Wirksamkeit der Kirche in diesem Falle auf das äußerste eingeschränkt ist. Es heißt doch wahrhaftig die Sachen auf den Kopf stellen, wenn man für die Folgen protestantischer Intoleranz die katholische Kirche verantwortlich machen will.

Man sieht, es sind also Gründe genug vorhanden, und zwar sehr schwerwiegende und tiefgreifende Gründe, welche eine bedeutend höhere Criminalität bei den Katholiken erwarten, gleichzeitig aber auch diese Thatsache als durchaus erklärlich erscheinen lassen. Wenn wir gleichwohl die Ergebnisse der Criminalstatistik für Deutschland und speciell für Preußen hier wiedergeben, so geschieht es nur, um zu zeigen, daß trotz der für die Katholiken so nachtheiligen Vorbedingungen eine Vergleichung der Criminalität keineswegs so ungünstig für sie ausfällt, als man nach den Behauptungen unserer streitsüchtigen Gegner annehmen sollte.

Im Statistischen Jahrbuch des Deutschen Reiches von 1895 findet sich (S. 146 u. 147) eine Zusammenstellung für das Jahrzehnt von 1882—91. Wir entnehmen daraus die Zahlen für die größten deutschen Einzelstaaten und fügen, um die relative Betheiligung der Angehörigen beider Confessionen an der Criminalität deutlicher hervortreten zu lassen, die Zahlen für die ganz überwiegend katholische Rheinprovinz und die ganz überwiegend protestantische Provinz Brandenburg (ohne Berlin) hinzu.

---

1) S. Staatslexikon der Görresgesellschaft Bd. I, S. 1186 (Freiburg 1889) und Vering, Kirchenrecht, 3. Aufl. S. 198 (Freiburg 1893).

Tabelle F.

Auf je 100,000 strafmündige Personen der Civilbevölkerung kommen im Durchschnitt der Jahre 1882—91 Verurtheilte:

Vergehen und Verbrechen	Preußen	Sachsen	Württemberg	Bayern	Baden	Elsaß-Lothringen	Rheinprovinz	Prov. Brandenburg
Gewalt gegen Beamte	4,1	5,7	3,8	3,2	2,5	2,3	3,1	4,2
Hausfriedensbruch	5,8	3,1	1,6	3,3	1,7	2,1	3,0	5,6
Wehrpflicht-Verletzg.	6,0	1,8	7,3	3,9	3,7	18,1	3,1	2,6
Meineid	0,28	0,16	0,30	0,36	0,25	0,03	0,13	0,22
Unzucht, Nothzucht .	0,83	1,19	1,23	1,07	1,45	0,80	0,94	0,95
Beleidigung . . .	12,9	12,8	15,0	16,2	9,0	12,0	8,7	15,0
Mord u. Todtschlag	0,08	0,09	0,13	0,12	0,06	0,06	0,06	0,07
Einfache Körperverletzg.	6,8	1,5	2,3	8,2	2,4	4,4	4,8	6,4
Gefährl. Körperverletzg.	15,3	7,9	13,0	28,7	15,7	18,0	14,8	13,0
Nöthigung, Bedrohg.	1,8	0,9	2,5	2,8	2,5	1,1	0,9	1,4
Diebstahl	29,8	31,6	22,1	28,9	24,1	16,2	15,2	27,2
Unterschlagung . .	4,5	5,2	3,7	5,7	4,7	2,3	2,4	4,0
Raub u. s. w. . .	0,15	0,07	0,13	0,13	0,06	0,03	0,10	0,12
Hehlerei	2,6	2,0	1,5	2,1	1,7	1,1	1,3	2,0
Betrug	3,6	6,0	6,6	6,6	6,8	2,7	2,6	3,1
Urkundenfälschung .	0,90	1,33	1,9	1,08	1,14	0,53	0,79	0,66
Sachbeschädigung .	4,1	2,5	2,6	4,8	3,2	3,5	3,9	3,9
Brandstiftung . .	0,17	0,21	0,25	0,14	0,12	0,06	0,05	0,18

Diese Vergleichung katholischer und protestantischer Landestheile zeigt, daß ein wirklich bedeutender Unterschied nur in Bezug auf die Körperverletzungen vorhanden ist. In dem vorwiegend katholischen Bayern kommen 28,7 wegen gefährlicher Körperverletzung Verurtheilte auf je 100,000 straf-

mündige Personen, in dem vorwiegend protestantischen Preußen nur 15,3 und in Sachsen gar nur 7,9. Daß aber dieser Unterschied in gar keinem Zusammenhang mit dem Unterschied der Confession steht, geht deutlich aus einer Vergleichung mit den entsprechenden Zahlen für Baden und die Rheinprovinz hervor, die doch auch überwiegend katholisch sind. Die große Häufigkeit der Körperverletzungen in Bayern ist offenbar auf eine Stammeseigenthümlichkeit der Bevölkerung der altbayrischen Provinzen und der Pfalz zurückzuführen. Es ist ja genugsam bekannt, wie leicht es, zumal auf dem Lande, in diesen Gegenden zu einer Schlägerei kommt. Bei der Heftigkeit und Derbheit dieses kernigen Volksstammes setzt es dann oft ziemlich beträchtliche Verletzungen ab. Es ist das gewiß eine sehr bedauerliche Erscheinung, die wir keineswegs beschönigen wollen, aber andererseits ist das noch kein Grund, einer Bevölkerung den Makel moralischer Minderwerthigkeit anzuheften. Die Delinquenten werden in der Hitze des Kampfes wahrscheinlich die Folgen der von ihnen ausgetheilten Schläge nicht so genau abwägen und sind daher vom moralischen Standpunkt auch milder zu beurtheilen, wenn gegen ihre Absicht eine schwere Verletzung eintritt.

Zuverlässiger und genauer, als durch eine solche Gegenüberstellung katholischer und protestantischer Gebietstheile, läßt sich der Antheil der Katholiken und Protestanten an der Criminalität beurtheilen nach der sehr gründlich durchgearbeiteten Criminalstatistik für das Jahr 1896, die im 95. Band der Statistik des Deutschen Reiches enthalten ist.[1]) In diesem Werke sind nämlich die Delinquenten gegen die einzelnen Verbrechen und Vergehen nach Alter, Geschlecht, Beruf und Religion geschieden, so daß man für jeden Regierungsbezirk feststellen kann, wie viel Katholiken und wie

---

1) Verlag von Puttkammer & Mühlbrecht, Berlin 1898.

viel Protestanten sich einer Gesetzesverletzung schuldig gemacht haben. Daraus ergibt sich unter anderem, daß in Bayern die große Häufigkeit der Körperverletzungen fast ebenso sehr der protestantischen als der katholischen Bevölkerung zur Last fällt. Während nämlich nach der Zählung vom 2. Dezember 1895 die Protestanten 28,2% der Bevölkerung Bayerns ausmachen, betrug ihr Antheil an der Summe der Körperverletzungen 26,1%, entspricht also beinahe dem Verhältniß der Confessionen in Bayern. Im Ganzen steht die protestantische Bevölkerung Bayerns etwas günstiger als die katholische, da die Protestanten an der Gesammtsumme aller Verbrechen und Vergehen mit 25,4% betheiligt waren, was hauptsächlich auf die geringere Betheiligung an den Vermögensdelikten (23,7%) zurückzuführen ist. Aber, wie man sieht, sehr erheblich ist der Unterschied gerade nicht. In anderen deutschen Staaten ist das Verhältniß sogar günstiger für die Katholiken. In Baden beträgt die Zahl der Katholiken 61,3%, die der Protestanten 37,0% der Bevölkerung; an der Criminalität aber sind die Katholiken mit 55,7, die Protestanten mit 41,7% betheiligt. Nach den badischen statistischen Mittheilungen[1]) war im Jahrzehnt 1883—92 die Durchschnittsziffer der Criminalität am geringsten in den fast ganz katholischen Bezirken Achern, Bühl, Buchen, Wolfach, Tauberbischofsheim und Engen, nämlich 393—491 Verurtheilte[2]) auf je 100,000 strafmündige Personen, während für das ganze Großherzogthum der Durchschnitt 1000 betrug und in den Bezirken Heidelberg, Mannheim, Pforzheim und Durlach die Ziffer sogar auf 1142—1211 sich belief. In Württemberg beträgt der Antheil der Katho-

---

1) Statistische Mittheilungen über das Großherzogthum Baden. 11. Bd. 12. Heft.

2) In diesen Zahlen sind auch die wegen Uebertretung Verurtheilten einbegriffen. Sie erscheinen daher bedeutend höher, als die oben für die deutschen Einzelstaaten angegebenen Verhältnißzahlen.

liken an der Bevölkerung 30,0 %, an der Criminalität 29,2 %. Wenn gleichwohl im ganzen Reiche, wo die Katholiken 35,8% der Bevölkerung ausmachen, unter den Delinquenten 39,5% Katholiken waren, so ist dies unvortheilhafte Resultat in erster Linie der weniger günstigen Stellung der Katholiken Preußens zuzuschreiben. Denn da die Katholiken Preußens beinahe 3/5 aller Katholiken Deutschlands ausmachen, muß natürlich ihre Stellung in dieser Frage bestimmend auf das Gesammtresultat einwirken. In der That waren in Preußen unter den Verurtheilten 37,5 % Katholiken, während der Antheil der Katholiken an der Gesammtbevölkerung sich auf 34,5% belief. Immerhin ist auch das noch kein großer Unterschied, aber man wird doch verwundert fragen, wie es kommt, daß eine Bevölkerungsgruppe, die, wie wir gesehen haben, in der Sittlichkeit im engeren Sinne sich so vortheilhaft vor den andersgläubigen Mitbürgern auszeichnet, in Bezug auf die Criminalität das entgegengesetzte Verhalten aufweist. Es zeigt das eben wieder ganz klar, daß die Häufigkeit der Gesetzesübertretungen kein Maßstab der Sittlichkeit sein kann, denn sonst wäre dieser Gegensatz unerklärlich. Eine nähere Untersuchung der Vertheilung der Criminalität auf die einzelnen Provinzen und Regierungsbezirke läßt uns ohne Schwierigkeit den wahren Grund dieser merkwürdigen Erscheinung erkennen. Von den 106,507 Delinquenten katholischer Confession kommen nämlich nicht weniger als 46,606, also 43,7 %, auf die Provinzen Posen und Westpreußen und den Regierungsbezirk Oppeln, wo die katholische Bevölkerung bekanntlich vorwiegend aus Polen besteht, während auf die übrigen 7½ Millionen katholischer Preußen nur 59,901 Verurtheilte, also 79,87 Verurtheilte auf je 10,000 katholische Einwohner kommen. Auf je 10,000 protestantische Einwohner kommen in Preußen 84,57 Verurtheilte. Also, abgesehen von den polnischen Landestheilen, stehen die Katholiken Preußens sogar noch etwas günstiger als ihre protestantischen Landsleute.

Das gleiche Resultat liefert die preußische Gefängnißstatistik[1]) für das Jahr 1895/96. Unter den 6817 Personen, die in diesem Jahre zur Zuchthausstrafe verurtheilt wurden, waren 1463, die nur polnisch oder deutsch und polnisch sprachen. Man wird gewiß nicht fehl gehen, wenn man annimmt, daß weitaus die meisten derselben katholischer Confession waren. Zieht man nun diese Summe von der Gesammtsumme der zur Zuchthausstrafe verurtheilten Katholiken (2653) ab, so bleiben 1190 Verbrecher katholischer Confession und deutscher Nationalität. Das gibt auf je 10,000 katholische Preußen deutscher Nationalität ca. 1,50 Zuchthaussträflinge, während auf je 10,000 protestantische Preußen 2,00 Zuchthaussträflinge fallen. Als eine weitere Bestätigung dieser Thatsache können wir noch anführen, daß unter den preußischen Provinzen die katholische Rheinprovinz neben dem ebenfalls überwiegend katholischen Westfalen fast regelmäßig die niedrigste Criminalitätsziffer aufweist. Daß aber die Polen ungünstig in Bezug auf die Criminalität stehen, kann niemand Wunder nehmen, der die traurigen socialen und politischen Verhältnisse kennt, unter denen die polnische Bevölkerung leidet.

H. Kr.

---

1) A. a. O. S. 152.

II.

Die Ursachen des Bauernkrieges 1525.

Die Lage des Bauernstandes um 1500.

Gehen schon heute die Urtheile über die Nothlage der Bauern und Arbeiter weit auseinander, so war das noch mehr der Fall in den vergangenen Jahrhunderten, wo es noch keine Statistik gab und keine Zeitungen und Volksvertretung die Klagen der einzelnen Stände der Oeffentlichkeit übergaben. Zum Beweis, daß es den unteren Ständen heute gut ergehe, weist man hin auf die vielen Zeichen des Luxus, auf die vielen Ausschreitungen und die Genußsucht der Bauern und Arbeiter. Es läßt sich sogar wissenschaftlich nachweisen, daß der Verbrauch des Fleisches und verschiedener Genußmittel in den untern Schichten stark zugenommen hat, und die Culturgeschichte belehrt uns, daß die Kleidung und Wohnung besser geworden ist. Die Wohnungen hatten früher keinen gedielten Boden, Menschen und Thier hausten einträchtlich zusammen. Noch vor 30 Jahren gab es auf dem Lande weder Schirm noch Ueberzieher. Das ist aber alles anders geworden. Man findet in Bauernwohnungen Sophas, Fenstervorhänge, vereinzelt amerikanische Oefen u. dergl.

Allein man würde doch fehl gehen, wenn man daraus ohne weiteres den Schluß ziehen wollte, daß überall Wohlstand und Reichthum herrsche. Aehnlich verhält es sich mit der Vergangenheit. Aus einzelnen Aufzeichnungen über

bäuerlichen Luxus und satte Mahlzeiten folgt nicht ohne weiteres ein blühendes Gedeihen des Bauern. Umgekehrt wäre es aber vermessen, aus den Thatsachen des Bauernkrieges und der Bauernunruhen den Schluß zu ziehen, daß es ihnen ganz schlecht erging. An und für sich hat ja die Erwägung viel richtiges, daß die Bauern zu den Waffen nur greifen im größten Nothfalle. Die Bauern sind langsam und schwerfällig und es bedarf großer Einwirkung, bis sie sich zu heroischen Entschlüssen aufraffen. Das Waffenhandwerk war ihnen ohnedies fremd in einer Zeit, wo die Volkswehr weit in der Vergangenheit, die allgemeine Wehrpflicht weit in der Zukunft lag. Und wenn ohnedies niemand gerne zu den Waffen greift, dem es nicht zur Gewohnheit gehört, so wird man dies auch bei den Bauern voraussetzen dürfen.

Indessen sind diese Erwägungen nicht alle haltbar und müssen durch die andern Thatsachen ergänzt werden, daß gedrückte, verschüchterte, geschwächte Naturen unter dem Druck und der Belastung lieber erliegen, als sie kühn und keck abzuschütteln. Nicht Bauern und Arbeiter, denen es ganz schlecht ergeht, erhoben und erheben sich, sondern solche, die noch einen Rest von Kraft und Selbstbewußtsein gerettet haben. Die gequälten Bauern des 17. und 18. Jahrhunderts trugen stumpfsinnig ihr Loos und die Weber Englands im 18. Jahrhundert, meistens aus Iren, Kirchspielsarmen und Kindern bestehend, waren so furchtsam, wie die Weber Schlesiens. Die Bauern des 15. Jahrhunderts waren keine gedrückten und furchtsamen Gesellen, sie waren nicht gewohnt, sich zu ducken und zu schmeicheln. Sobald man ihnen näher kommt, merkt man das Trotzige und Kecke ihres Wesens und man kann ihnen näher treten nicht nur in der volksthümlichen Literatur, sondern auch in der darstellenden Kunst. Ein Beham, Dürer, Aldegrever und Holbein haben in den Kupferstichen gar oft Bauern dargestellt, aber was sind das für naturwüchsige, stämmige

Gestalten, derb, ungeschlacht und protzig mit kühnem herausforderndem Blicke![1]) Man sieht es ihnen an, daß sie der Herrendienst nicht gebeugt und gebrochen hat, und daß sie ihr Recht jedermann gegenüber mit Wort und Faust zu vertreten fähig sind.

Tocqueville macht da, wo er auf die französische Revolution zu sprechen kommt, die Bemerkung, daß bei allgemeinem Wohlstand und bei allgemeiner Freiheit ein kleiner Druck und kleine Beschränkungen die Gemüther mehr erregen und zur Empörung reizen, als wenn die Lage allgemein schlecht ist. Das gilt auch von der Zeit des Bauernkrieges. Auf das höchste Maß waren die Lasten nicht gestiegen und ganz unerträglich war der Druck nicht, sonst hätte er nach dem Kriege nicht noch mehr gesteigert werden können. Diese Steigerung nach dem Kriege ist eine ziemlich ausgemachte Thatsache und kann für einzelne Länder, wie Mecklenburg, Brandenburg und Böhmen ganz sicher nachgewiesen werden. Auch wäre der Krieg, wenn ihm ganz außerordentliche Nothstände zu Grunde gelegen wären, vielleicht doch nicht völlig resultatlos verlaufen. Handgreifliche offenbare Gerechtigkeit dringt doch irgendwie durch. Der englische Bauernkrieg von 1381 war auch nicht ganz resultatlos, er brachte wenigstens einige Verbesserungen.[2]) Auch vermischten sich schon hier mit wirthschaftlichen religiöse Bewegungen, nur waren die religiösen Momente bedeutend schwächer.

Die religiöse Seite des Bauernkrieges wird besonders betont von Janssen. Ohne die religiöse Aufreizung wäre nach Janssen der Ausbruch nicht erfolgt, die Bauernlage war nach ihm eine ganz befriedigende. Der Nothstand, der nach vielen Geschichtsschreibern den Bauernkrieg veranlaßte, war nur in geringem Maße vorhanden.

---

1) Man denke z. B. an Beham's Bauer und Bäuerin auf dem Markt mit der Inschrift: Doten wir verkaufen — Zum Wein wolt wir laufen (Bartsch, Peintre-Graveur VIII, 190 Nr. 186)
2) Rogers, Gesch. d. engl. Arbeit S. 203.

Diese Auffassung hat gewiß viel Berechtigung, sie war eine heilsame Reaktion gegenüber von einseitigen volksthümlichen Anschauungen. Die demokratisch liberale Strömung unseres Jahrhunderts brachte es mit sich, daß man für alle politischen und socialen Mißstände die Obrigkeiten und die Herrschaften verantwortlich machte. Der Schreiber dessen ist gewohnt, bei all diesen sich auch zu fragen, ob nicht das Volk, die Unterthanen auch ein wenig Schuld haben. Wenn Tyranneien entstehen, wenn Nothstände herrschen, ist das Volk nicht immer unschuldig, wiewohl meist zum geringsten Theile.

Diesen Grundsatz ist der Verfasser geneigt, nun immer anzuwenden, ob es sich um katholische oder protestantische Staaten, ob es sich um Spanien handelt oder um Preußen, ob um spanischen und französischen Absolutismus oder um preußisches Junkerthum. Der Verfasser hält an dem Grundsatze fest: das Volk verdient gewissermaßen die Herrscher, die es hat. Dies gilt doppelt heute, wo das Volk die Macht in der Hand hat, die Regierung zu ändern.

Weniger gilt dies freilich für frühere Zeiten. Aber auch für diese darf man nicht voraussetzen, daß das Volk sich alles willenlos gefallen ließ. Dem Volke fehlte es nie an Mittel, seine Rechte fühlbar zu machen. Die Bauern des Mittelalters waren wahrlich keine willenlose Sklaven und ihre Herren keine Despoten, darin hat Janssen gewiß Recht

Ein großes Gewicht legt Janssen mit Recht auf wirthschaftliche Aenderungen, auf das Eindringen der Geldwirthschaft. Was Janssen (im 2. Bd.) von Monopolringen, dem Eindringen des Kapitalismus in das Gewerbe, der Preissteigerung, vor allem aber über den grundherrlichen Druck, wenn auch etwas kurz ausführt, das hat Lamprecht nur erweitert und zur Schilderung der wirthschaftlichen Gesammtentwicklung verwerthet. Was bei Janssen mehr als verschwindendes Moment und in seiner Schärfe und Härte nur mit dem Beginn der Reformation ausgebildet erscheint,

das wird dort als Gesammtzustand erfaßt. Versuchen wir es, uns ein Bild von der Lage des Bauernstandes um 1500 zu machen!

I.

1. Die Bauern waren ihrer Mehrzahl nach Unterthanen von größeren und kleineren Grundherrn, von Fürsten, Klöstern und Rittern, in geringerer Anzahl Unterthanen von Städten und Corporationen, eine noch kleinere Zahl war frei. Durch diese Abhängigkeit gerieth der Bauer in starke Mitleidenschaft bei allen wechselnden Schicksalen der Grundherrschaften.

Das ganze Mittelalter hindurch herrschte ein starker Zug zur Decentralisirung und bildeten sich überall Territorialgewalten. Die Reichsbeamten und Grundherrn wurden Landesherrn, große Grundherrschaften wurden Landesherrschaften. In dem letzten Jahrhundert des Mittelalters bildeten sich Landesherrschaften aus. Nachdem die Centralgewalt des Reiches immer schwächer geworden war, mußte sich der Centralisirungstrieb auf kleinere Kreise beschränken. Dies waren die Landesherrschaften, Herzogthümer und Grafschaften. Die Fürsten zwangen die kleinen Grundherrn, die Ritter und Städte unter ihre Botmäßigkeit und zwangen sie als Stände sich dem Staatsganzen einzugliedern. Diese Unterordnung wurde aber erkauft durch große Privilegien. Die Stände behielten und errangen eine große Selbständigkeit. Sie standen dem Landesherrn gegenüber wie die Reichsstände dem Könige, sie verkauften ihre Beisteuer gegen Zusicherungen neuer Privilegien, Privilegien, die vor allem die Gerichtsbarkeit und Steuerfreiheilt betrafen. Die Stände, die Ritter, Prälaten und Städte wurden so autonom auf ihren Gebieten, aber nicht blos das, sie bildeten auch in ihrer Gesammtheit einen Staat im Staate, sie hielten eigene Kassen, eigene Beamte und erließen Gesetze und Polizeiordnungen. So entstand eine Unmasse kleiner Stätchen von größerer oder geringerer Ausbildung. Eine Unmasse von Aemtern war die Folge davon und diese erforderten viel Geld.

In dieser Richtung wirkte überhaupt der Fortschritt der Cultur. Die Naturalwirthschaft wurde durch die Geldwirthschaft, die Feudalmiliz durch das Berufskriegerthum, die volksthümliche Staatsverwaltung durch das gelehrte Juristenthum durchbrochen. Ich sage durchbrochen, nicht verdrängt; denn dies alles geschah nicht mit einem Schlage. Die neuen Elemente des Staates herrschten nicht ausschließlich. Nicht einmal in den größeren Städten war die Geldwirthschaft ausschließlich und es dauerte lange, bis der Berufskrieger und der Jurist auch nur die Aufmerksamkeit auf sich zog. Man darf die Sache nicht übertreiben und den Bauernkrieg nicht ausschließlich aus diesen Veränderungen herleiten. Die Klagen der Bauern enthalten darüber nichts oder wenig,[1]) nur ist das auch kein Beweis dafür, daß diese Umstände nichts zum Drucke beitrugen. Den Bauern entzogen sich oft die tieferen Gründe ihrer Belastung.

Der Berufskrieger und der Berufsrichter drängten nicht sogleich und allgemein den Adel aus seiner Stellung. Die Adeligen paßten sich zum großen Theile bald den neuen Verhältnissen an. Zahlreich gingen sie auf die Universitäten nach Padua und Bologna und studirten dort die Rechte. Der Ritter verlor im Heere nicht alle Bedeutung, viele Schlachten wurden durch die Reisigen entschieden. Noch im 30jährigen Kriege überragte die Reiterei die Infanterie an Zahl. Die Feuerwaffen machten noch lange nicht ritterliche Rüstungen unbrauchbar, da sie noch sehr unvollkommen waren. Aber zurückgegangen war doch ohne Zweifel das Ritterhandwerk. Viele Adelige wurden Fußsoldaten, Landsknechte. Sie standen dabei nicht gerade schlecht, als Doppelsöldner erhielten sie eine gute Einnahme. Es gab reiche Landsknechte; ein Landsknecht war z. B. Gläubiger des Landgrafen Philipp von Hessen. In Süddeutschland waren beim Bauernkrieg nicht genug Ritter aufzubringen, gerade

1) Vergl. Lenz in der Hist. Zeitschrift 1896, Bd. 74, 399 ff.

deßhalb wurde er so gefährlich. Anders war dies in Norddeutschland, wo es Pferde und adelige Söhne genug gab, die sich gerne anwerben ließen.

Die Ritter entwöhnten sich davon, ihre Kriegspflicht persönlich zu leisten. Nun wurde an sie die Anforderung gestellt, ihre Dienstpflicht in Geld abzulösen. Das war ja nicht mehr als billig. In England haben die Ritter schon im 13. Jahrhundert Geld statt Dienste geleistet.[1]) In Deutschland aber entzogen sich die Ritter und Prälaten nach Möglichkeit den Steuern und bestrebten sich, ihre Steuerfreiheit zu retten oder erst recht zu begründen, obwohl sie völlig sinnlos geworden war. Die Steuerfreiheit hatte einen Sinn, so lange die Kriegspflicht auf den Grundherrn lag.[2]) Die Zinse ihrer Hörigen hatten ja vielfach ihren Ursprung darin, daß sie deren Vertretung im Kriege übernommen hatten.[3]) Nachdem aber der grundherrliche, ritterliche Kriegsdienst aufgehört hatte, hatte die adelige und geistliche Steuerfreiheit nur die Folge, daß die Bauern doppelt belastet wurden, mit landesherrlichen Beden und Contributionen zu den alten Herrengülten hinzu.[4]) Ja es kommt vor, daß die Bauern sogar nicht nur Kriegssteuer und Reisgeld bezahlen mußten, sondern auch noch zur Landwehr aufgeboten wurden.[5])

---

1) Nitzsch, Gesch. d. deutschen Volkes III, 171, 202 (etwas ähnliches in Frankreich III, 202).

2) Als Beweis führt Roscher, System der Finanzwissenschaft § 64 an, Friedrich II. habe 1226 den Ritterdienst als Grund der Steuerfreiheit für die Burgmannen zu Oppenheim anerkannt (Huillard-Bréholles II, 623 vergl. Böhmer-Ficker, Kaiserregesten S. 330). Indessen enthält die betreffende Urkunde nur ein städtisches Steuerprivilegium.

3) S. Riezler, Geschichte Baierns 1, 766; Knapp, Bauernbefreiung 1, 29.

4) Riezler a. a. O. 3, 797; A. Huber, Geschichte Oesterreichs 3, 495.

5) So in Bayern und vom Abt in Blaubeuren, siehe Riezler, Geschichte Bayerns III, 724.

Nun haben zwar die Ritter dagegen angekämpft, daß ihre Unterthanen mit landesherrlichen Diensten und Steuern (Beden) belastet werden[1]), aber das geschah nicht aus Uneigennützigkeit,[2]) sondern im Interesse ihrer eigenen Steuerfreiheit, damit sie ihrerseits mehr Abgaben erlangen konnten. Dem gleichen Zwecke diente auch die Gerichtsbarkeit, die sie sich erstrebten.[3]) Die Gerichtsbarkeit war nicht nur eine Quelle von Einnahmen, sondern auch von allerlei Fronansprüchen.[4])

Auf diese Weise haben sich die kleinen Grundherrschaften erst am Schlusse des Mittelalters mehr auszubilden bestrebt und haben sich die Rittergüter innerlich consolidirt. Dies geschah besonders im Südwesten Deutschlands, wo die territoriale Zersplitterung ihren höchsten Grad erreichte. Man übersieht das häufig, weil man die Grundherrschaften schon völlig ausgebildet im frühen Mittelalter antrifft. Aber diese und die später gebildeten Grundherrschaften sind völlig verschieden. Die letzteren gehörten dem niedern Adel, der wohl zum

1) Riezler a. a. O. S. 532, 797.

2) Wie man nach Hausmann, Grundherrliche Verfassung in Bayern, S. 20 glauben könnte.

3) Riezler a. a. O. II, 511; III, 703. Hausmann, die grundherrliche Verfassung Bayerns S. 6.

4) Nach Hausmann a. a. O. S. 64 scheinen die Vogteifronen in Bayern doppelt soviel wie die grundherrlichen Fronen betragen zu haben. — Wie die Steuerfreiheit, die Frondienste und die Gerichtsbarkeit unter sich zusammenhängen und wie sie allzumal von den Grundherren erstrebt und erworben wurden, das zeigt besonders deutlich die Geschichte der Länder, die im 12. und 13. Jahrhundert colonisirt wurden (Großmann, die gutsherrlich-bäuerlichen Verhältnisse der Mark Brandenburg S. 4 ff.; Fuchs, Geschichte des Bauernstandes in Pommern und Rügen S. 42 ff.). Die Landesherrn überließen die landesherrliche Bede, den Wagendienst und das Gericht den Grundherren, und diese erweiterten den Wagendienst zu immer weiteren Fronen. (Vergl. Allgem. Zeitung 1896, Beil. 24. Grupp, Niedergang des norddeutschen Bauernstandes, Frankfurter zeitgemäße Broschüren 1899, S. 5.)

größten Theil aus der Unfreiheit, aus der Ministerialität sich erhoben und sogar reichsunmittelbar wurde.[1])

Aber dieser Stellung, die sich die Ritter errangen, entsprach oft sehr wenig ihr Besitz und ihr Vermögen. Und doch wollten sie in ihrer gesellschaftlichen Stellung nicht zurückbleiben, sie wollten sich namentlich nicht von den Städten und Städtern überflügeln lassen. Die aufblühende Geldwirthschaft steigerte die Naturprodukte und Grund und Boden im Werthe nur wenig, ja im 16. Jahrhundert sanken sogar die Gutswerthe.[2]) Die Geldrenten blieben immer die gleichen und konnten nicht so leicht gesteigert werden, wie wir noch hören werden.

Die gesellschaftlichen Ansprüche waren bedeutend. Der städtische Luxus hatte sich ungemein ausgedehnt.[3]) Nun

---

1) Vgl. Roth v. Schreckenstein, Gesch. der Reichsritterschaft I, 402, 514. Baumann, Gesch. des Allgäus II, 504 Stälin, Wirtembergische Geschichte III, 723. Zum Beweis, daß die Stände erst im 15. und folgenden Jahrhunderte sich Steuerfreiheit erwarben, s. Roscher, System der Finanzwissenschaft § 64 (53). Wittich, Grundherrschaft in Nordwestdeutschland S. 374 ff.

2) Warum Lamprecht, Deutsche Geschichte V 82, von einer Steigerung der Güterpreise spricht, ist mir nicht recht verständlich. In dieser Hinsicht hat Janssen offenbar besser gesehen, wenn er von einer Entwerthung des Grundbesitzes spricht (II[6], 230.)

3) Janssen I, 374 ff. bringt viele Angaben darüber. Zimmermann in seiner Gesch. des großen Bauernkrieges I, 123, schildert den städtischen Luxus also: Nicht nur Rathsherren und Männer in andern städtischen Würden, sondern die Bürger überhaupt trugen Perlen auf ihren Hüten, an ihren Wämsern, Hosen, Röcken und Mänteln, goldene Ringe an den Fingern, Gürtel, Messer und Schwerter mit Silber beschlagen; alle Arten von Kleidern mit Silber, Gold oder Perlen gestickt, die Stoffe von Sammt-Damaskat oder Atlas, seidene Hemden, zierlich gefältelt und goldene Borten darauf; Unterzug und Umschlag von Zobel, Hermelin und Marder an Hüten, Mänteln und Röcken. Frauen und Jungfrauen der Städte durchflochten ihre Zöpfe und Locken mit reinem Gold, umhingen sich mit Geschmeide und trugen Perlen-

war aber der Luxus sehr kostspielig. Ein gewöhnliches Frauenkleid kostete 9 bis 10 fl., zu gleicher Zeit, da der Morgen Land um 2 bis 3 fl. verkauft wurde.

Um den gesteigerten Anforderungen des Lebens zu genügen, reichten ihre alten Einnahmen nicht. Dazu kamen die Erbtheilungen, Ganerbschaften [1]) u. s. f., nach der Reformation der Umstand, daß keine Stifte mehr für die nachgeborenen Söhne da waren. [2]) Alles das wirkte zusammen, daß sich die Ritter aufs Schuldenmachen [3]) verlegten oder neue Erwerbsquellen aufsuchten. Das Nächstliegende und Ehrlichste war, wenn sie sich auf den Betrieb der Landwirtschaft warfen. Sie stiegen vielfach von ihren Burgen herab oder verließen den Hof und die Stadt und ließen sich auf ihren Sedelhöfen nieder, betrieben selbst das Land, das sie bis jetzt verpachtet hatten. Zu diesem Zweck mußte das Erbrecht der Bauern und der Leihezwang beseitigt werden, so daß sie weder rechtlich noch thatsächlich genöthigt waren, erledigte Lehen wieder zu verleihen. [4]) Hiefür war das römische Recht gut zu gebrauchen. [5]) Für die Bauern war

goldene Kronen oder gold- und perlengestickte Hauben auf ihrem Haupte. Ihre Gewande waren von den edelsten Stoffen, von Sammt, Damaskat oder Atlas, mit Gold und Perlen gestickt oder eingewirkt, den Unterzug von Zobel oder Hermelin und unter allem goldeingewirkte Hemden. Vergl. Alw. Schultz, Deutsches Leben im 14. u. 15. Jahrhundert, S. 267

1) Roth v. Schreckenstein a. a. O, I, 515. Die üblen Folgen der Erbtheilungen, die das neue römische Recht begünstigte, suchte man durch Erbverträge und Fideicommisse hintanzuhalten. Daher häufen sich um die Wende des 15. Jahrhunderts Erbverträge und Fideicommisse.

2) Janssen, Geschichte d. deutschen Volkes II, 17, 248.

3) S. Hößler, Zur Entstehungsgesch. des Bauernkriegs S. 28.

4) Vgl. Brunner, Allg. Zeitung 1897 Beil. 177. Im Gültbuche von Raitenbuch Mon. B. 8, 111 wird das Aufheben des Erb- und Leibrechtes angerathen. Vgl. Palacky, Geschichte Böhmens II, 2 S. 32.

5) Lobe, das deutsche Recht in Hans Meyer, deutsches Volksthum S. 451.

das natürlich nicht günstig.[1]) Noch ungünstiger war es aber, wenn die Ritter Fehden anfingen[2]) oder Raubritter wurden. Die übermüthigen Stadtbürger zu verfolgen, die Pfeffersäcke auszurauben, galt geradezu als ehrenvoll.[3]) Dabei sind sie aber oft unterlegen. Denn in ihren Fehden mit den Städten waren die Ritter vielfach im Nachtheil, das offene Land trug den Schaden, wenn die kriegerischen Bürger die Saaten und Gärten verwüsteten. Der Kampf endete gar häufig so, daß der städtische Chronist in sein Buch schrieb: Die Ritter von So und So sind aus dem Lande gejagt worden.[4])

Viele Ritter wurden auch ausgekauft, zumal wenn sie sich in Schulden gestürzt hatten.[5]) Im Drange der Noth griffen die Ritter vielfach nach dem Handel, sie wurden Korn-, Holz- und Viehhändler oder fingen die Schafzucht und den Wollhandel an.[6]) Viele der ausgekauften Ritter wandten sich zur Stadt, wie die Bauern.

Endlich wurden viele Ritter auch Fürstendiener, Dienst- und Hauptleute, Vögte und Pfleger.[7])

Fortsetzung folgt.

---

1) Vorher galt der Satz: „Solange wir unsere rechte Pacht bezahlen, kann man uns vom Erbe nicht vertreiben". Nur „wer den Zins versitzt, verliert das Lehen".

2) Vgl. die üblen Folgen der Fehde bei Bensen, Bauernkrieg, S. 26.

3) Vgl. Lamprecht, Deutsche Geschichte V, 93.

4) Buchwald, Deutsches Gesellschaftsleben im endenden Mittelalter II, 56.

5) Schmoller, Straßburg zur Zeit der Zunftkämpfe S. 34. Fuchs, Gesch. d. Bauernstandes in Pommern S. 41; Roscher, System der Finanzwissenschaft § 57 (6).

6) Buchwald, Deutsches Gesellschaftsleben I, 57.

7) So waren Herrn v. Gaisberg, Wellwarth, Seckendorf, Diemantstein Pfleger der Grafen v. Oettingen; die jungen Grafen selbst Pfleger der Herzöge von Bayern und Württemberg. Grupp, Oettingische Geschichte der Reformationszeit S. 44, 113, 125, 135, 148

III.

Descartes und die Scholastik.

Den landläufigen Vorstellungen zufolge beginnt mit Bacon von Verulam und Descartes die neuere Philosophie. Darnach datirt die scholastische Philosophie von dem Auftreten dieser beiden Männer den Tag ihres Aufhörens. Eine solche irrige Auffassung über Ausdehnung und Nachwirkung der Scholastik war nur möglich, weil die Vertreter der neueren Philosophie von der Scholastik und die Anhänger der Scholastik von der neueren Philosophie gewöhnlich nur mangelhafte Kenntniß besitzen. Erst Freudenthal hat in seinem Aufsatz „Spinoza und die Scholastik" zum allgemeinen Erstaunen den Einfluß der mittelalterlichen Schulphilosophie auf Spinoza aufgezeigt. Freilich hätte man es eigentlich von vorneherein voraussetzen können, daß die scholastische Tradition nicht plötzlich abgerissen sei. Nach Freudenthals Vorgang gilt diese Ueberzeugung als Gemeingut, und es ist nunmehr die Aufgabe der Forschung, diesen Zusammenhang im Einzelnen näher nachzuweisen. Einen solchen Versuch macht nun eben Freiherr von Hertling, mit der neueren wie mit der mittelalterlichen Philosophie quellenmäßig gleich vertraut, in den Abhandlungen: „Descartes' Beziehungen zur Scholastik".[1]) Freiherr von

1) In den Sitzgsber. der philos.-philolog. und der histor. Klasse der k. bayer. Akad. der Wiss. 1897 Band II Heft II (1898) und 1899 Heft I.

Hertling unterscheidet zwei Seiten dieses Verhältnisses. Die erste beschäftigt sich mit der ausdrücklichen Stellungnahme Descartes' zur bisherigen Schulphilosophie, die zweite betrifft den inhaltlichen Zusammenhang von Descartes' Lehre mit der Scholastik.

I.

Der Aufhellung des ersten Punktes dient die erste Abhandlung. Hier sind mit großer Sorgfalt alle Aeußerungen von Descartes über die bisherige Schulphilosophie, wie sie in seinen Werken und besonders in seinen Briefen sich finden, verwerthet. Das Resultat dieser Untersuchung ist: Descartes' öffentliche Stellungnahme zur Scholastik ist bestimmt durch sein Verhältniß zu den Jesuiten. Dieses Verhältniß durchläuft verschiedene Stadien. Im ersten hofft der ehemalige Jesuitenschüler durch Vermittlung einzelner ihm befreundeter Mitglieder die Unterstützung der einflußreichen Ordensgesellschaft für seine neue Philosophie zu gewinnen. Er wünscht in Briefen an Jesuiten von La Flèche die Angabe etwaiger Fehler und Irrthümer, die Mittheilung von Bemerkungen, versichert, daß seine Neuerungen keine Gefahr für die Religion bergen. Erfreut über die Zustimmung eines Jesuiten, der in Löwen Mathematik lehrt, betont er den Werth einer von La Flèche kommenden Anerkennung. Bei dem Zusammenhang und der engen Verbindung der Jesuiten unter einander sieht er in der Zustimmung eines Einzelnen die Zustimmung des ganzen Ordens und hofft, daß die Jesuiten seiner Philosophie folgen werden, während die übrigen Vertreter der Scholastik bei der alten Philosophie bleiben.

Das zweite Stadium im Verhältniß zu den Jesuiten ist das der Enttäuschung. Descartes sieht einen Kampf mit den Jesuiten voraus und sucht andere Bundesgenossen. Ganz aufgeregt über die Angriffe, welche im Jesuitenkolleg Clermont zu Paris gegen Einzelnheiten seiner Dioptrik erfolgt

sind, bittet er den Rektor des Collegs um Mittheilung der Irrthümer. Um sich zu decken, sucht er die Bundesgenossenschaft der Sorbonne, die mit den Jesuiten seit Alters in Spannung lebte. Die Verstimmung gegen die Jesuiten zeitigt in ihm den Plan, die Schulphilosophie zu bekämpfen und zu widerlegen. Er stellt die Prüfung eines der jesuitischen Lehrbücher in Aussicht, um die Jesuiten zu diskreditiren, führt aber nichts davon aus, schreibt vielmehr an seinen Freund Mersenne einen Brief, worin er sich stellt, als sollte der Brief dem P. Provinzial nicht gezeigt werden, während Descartes in einem vertraulichen Briefe die Mittheilung seines Briefes an den P. Provinzial wünscht. Der Streit mit Bourdin wurde durch Vermittlung des Provinzials vorübergehend geschlichtet. Ungefähr um dieselbe Zeit empfiehlt er einem Freunde, seinen Sohn den Jesuiten von La Flèche zu übergeben, wo die Pilosophie am besten vorgetragen werde. Auf eine Anfrage seitens der Jesuiten, ob Descartes gegen die Jesuiten schreibe, weist er eine solche Absicht weit von sich als gegen seine Lebensgewohnheiten und gegen seine Verehrung für die Gesellschaft verstoßend. Daneben aber äußert er vertraulich doch wieder die Absicht, einmal eines ihrer Lehrbücher herzunehmen und ihre Irrthümer aufzudecken. Dann spricht er wieder öffentlich mit der größten Hochachtung von den Jesuiten, von deren Parteinahme für ihn er das Schicksal seiner Philosophie abhängig glaubt. Man sieht, es ist ein unerquickliches Hin- und Herschwanken bei Descartes in seinem Verhältniß zu den Jesuiten in dieser zweiten Periode. Herr v. Hertling drückt sich darüber mit gewohnter Vorsicht so aus: „Bei Descartes gehen fortwährend zwei Anschauungen und demgemäß zweierlei Stimmungen neben einander her, oder sie wechseln mit einander ab. Das einemal sieht er den ganzen Orden wie eine geschlossene Streitmacht gegen sich anrücken, dann sinnt er auf energische Abwehr, und der Angriff erscheint ihm als die beste Form derselben. Offener Kampf ist ihm lieber als verdeckte Feindschaft, aber dann

Kampf gegen die Gesellschaft im Ganzen, nicht gegen einzelne Mitglieder, die vielleicht nachträglich desavouirt werden. Daneben aber tritt von Anfang an die Hoffnung hervor, den Urheber des Angriffs im College Clermont von den übrigen zu trennen. Nur so erklären sich Einzelnheiten in seinem Verhalten, welche an einem strengen Maßstabe gemessen, nicht in allwege mit den Begriffen von Aufrichtigkeit und Loyalität zu vereinbaren sind. Freilich muß nochmals daran erinnert werden, daß das Material unvollständig ist, und uns namentlich die Schriftstücke von der Gegenseite so gut wie ganz fehlen". Drücken wir uns positiver aus, so kann Descartes der Vorwurf der Zweizüngigkeit und Heuchelei nicht erspart werden.

Das dritte Stadium in den Beziehungen Descartes' zu den Jesuiten ist durch die Hoffnung bestimmt, wenigstens die Tüchtigsten unter den Jesuiten zur Annahme seiner Lehre bestimmen zu können; das Verhältniß zu den Jesuiten in dieser Periode ist freundlich. Mit Bourdin kommt eine völlige Aussöhnung zustande, Descartes' principia philosophiae finden bei der Gesellschaft eine günstige Aufnahme, worüber sich Descartes höchst erfreut äußert. Freilich überdauerte diese freundliche Haltung der Jesuiten den Tod von Descartes († 1650) nicht. Denn 1663 gelang es — vermuthlich dem Jesuitenpater Fabri — die Werke von Descartes auf den Index zu bringen, was freilich der Ausbreitung des Cartesianismus keinen Eintrag zu thun vermochte.

Ueberblickt man die Aeußerungen, in denen Descartes seine Stellung zur Scholastik bestimmt, so sieht man, daß diese Stellung nicht immer gleichmäßig ist. „Er ist sich eines bedeutsamen Gegensatzes zwischen dieser und seiner eigenen Philosophie bewußt, schreibt Dr. von Hertling, aber er hält es gerade in seinen beiden Hauptwerken für angebracht, diesen Gegensatz zurücktreten zu lassen. Bei den Meditationen leitet ihn der Wunsch, sich die Protektion der Sorbonne zu sichern, bei den Principien die Aussicht, die Jesuiten auf

seine Seite zu bekommen. Das einemal meint er, es sei besser, die Leser allmählig mit der neuen Denkweise bekannt zu machen, und für dieselbe zu gewinnen, ehe sie die Spitze gewahr werden, welche diese Denkweise gegen den überlieferten Aristotelismus richtet, das anderemal stellt er die Sache so dar, als handle es sich weit eher um eine Ergänzung als um eine Beseitigung der Schulphilosophie". Diese von Herrn von Hertling mit Sorgfalt und Scharfsinn verwertheteten Aeußerungen Descartes' werfen auch auf die Stellung Licht, welche Descartes in dem Zusammenhang der historischen Entwicklung der Philosophie angewiesen werden muß. Sie zeigen, „daß Descartes nicht daran dachte, aus der gesammten bisherigen Welt- und Lebensanschauung herauszutreten und dem wissenschaftlichen Denken ein völlig verändertes Ziel zu stecken, sondern daß er nur vermeinte, mit Hilfe seiner Voraussetzungen und seiner Methode dieselben Probleme, die schon immer, wenn auch ohne Erfolg die Forscher beschäftigt hatten, einer abschließenden Lösung entgegenzuführen. Er wollte ein Reformator der Philosophie sein, der Gedanke an eine Revolution, wie sie später Kant durch die Umkehrung des Verhältnisses von Subjekt und Objekt proklamirte, lag ihm fern. Wäre es anders, so müßten seine Versuche, die Gegensätze zu verdecken und sich die Zustimmung der Leser gleichsam zu erschleichen, nicht nur weit schärfer beurtheilt werden, sie wären vielmehr völlig unbegreiflich. Mag daher auch eine rückwärtsblickende Geschichtsbetrachtung in der Cartesianischen Philosophie bereits die Keime finden, deren weitere Entwickelung nicht nur zur Beseitigung der aristotelisch-scholastischen Philosophie, sondern der ganzen bisherigen Weise des Philosophirens überhaupt hinführte, daß Descartes selbst sich dieser Consequenz bewußt gewesen wäre, ist nicht anzunehmen. Aber auch für die nachträgliche Construktion dieses Zusammenhangs, welche sich auf den Inhalt der Cartesianischen Philosophie und einzelne seiner Lehraussprüche stützt, ist die

Stellung nicht gleichgiltig, welche der erste Begründer der neueren Philosophie zu der der alten Schule selbst und mit Bewußtsein eingenommen hat". Das führt uns zur zweiten Abhandlung Herrn von Hertlings, worin der inhaltliche Zusammenhang von Descartes' Lehre mit der Scholastik zur Darstellung kommt.

II.

Auf die Abhängigkeit der Lehre Descartes' von der Scholastik ist längst hingewiesen, aber eine genauere Unterscheidung des mehrfachen Sinnes, in dem von einer solchen Abhängigkeit gesprochen werden kann, gibt erst Herr von Hertling. Hier ist zunächst hervorzuheben, daß Descartes sich in weitem Umfange der scholastischen Terminologie bedient hat, was im Einzelnen gezeigt wird. Wichtiger noch als diese sich selbst ergebende oder auch absichtlich gesuchte Anlehnung an den scholastischen Sprachgebrauch ist der innere Zusammenhang der Denkweise und Lehre Descartes' mit der Scholastik. So hielt er sich im Rahmen der Scholastik mit seiner Ansicht über die religiösen Wahrheiten, besonders über das Verhältniß von Glauben und Wissen; in den scholastischen Bahnen bewegt sich seine Lehre vom Dasein und den Eigenschaften Gottes, seine Lehre über die Beziehungen des Willens zum Intellekt. In der Lehre von der göttlichen Indifferenz, wo er von der Mehrheit der Theologen abweicht, folgt er der von Occam, Gerson, Peter von Ailly, Andreas von Newcastle vertretenen Auffassung, also einer nominalistischen Richtung. Diese bricht auch in Descartes' Auffassung vom Verhältnisse der Accidenzien zu den Substanzen hervor, ohne daß genau der Einfluß eines bestimmten Philosophen nachgewiesen werden könnte. Wo Descartes Anschauungen vertritt, welche nur speciellen Richtungen innerhalb der Scholastik angehörten, ist nicht zu entscheiden, „ob das Zusammentreffen ein zufälliges ist, oder ob eine Erinnerung an früher Gehörtes

mitspielt, oder ob sich für Gedanken, die sich ihm als Consequenzen eines einmal eingenommenen Standpunktes herausgestellt hatten, nachträglich die Anlehnung an eine Fassung ergab, welche die gleichen oder nahe verwandte Gedanken bei einem früheren Philosophen gefunden hatten". Aehnlich verhält es sich mit der Lehre Descartes' von den angeborenen Ideen. Nach einem das Wesentliche hervorhebenden Ueberblick über die Geschichte der angeborenen Ideen kommt Herr von Hertling zu dem Schlusse, man könne nicht sagen, daß Descartes die Lehre von den eingeborenen Ideen der Scholastik entlehnt habe, die weder das Wort noch die Lehre in dem von Descartes vertretenen Sinne hatte. Man könne nur sagen, „daß die Schulmeinung von dem eingeborenen habitus principiorum, welche der aus scholastischer Bildung hervorgewachsene Philosoph unzweifelhaft kannte, in ihm bei der Ausgestaltung seiner Lehre nachwirkte und ihm die Annahme von grundlegenden Erkenntnissen, welche unsere Seele aus eigener Kraft gewinnt oder auf Grund ursprünglicher Disposition irgendwie in sich vorfindet, nahe legen mochte".

So bilden die beiden Abhandlungen Herrn v. Hertlings, aufgebaut auf eindringender Kenntniß aller einschlägigen Literatur, reich an neuen Ergebnissen, formschön in der Darstellung, maßvoll und vorsichtig im Urtheil, einen werthvollen Beitrag zur Geschichte der neueren Philosophie.

Würzburg. Dr. Remigius Stölzle.

IV.

Die dreihundertjährige Erinnerung an die katholische Reform in Inneröſterreich.

Seitdem die Beuroner Benediktiner den ehemaligen Biſchofsſitz, das ehrwürdige Stift Seckau bezogen haben, iſt dort in wenigen Jahren buchſtäblich neues Leben aus den Ruinen geſproßt und zwar in bewunderungswürdiger Weiſe. Die kaum wieder zu erkennende renovirte einſtige Kathedrale zählt wieder zu den erſten künſtleriſchen Zierden der grünen Steiermark. Die Abtei Seckau zieht daher Jahr für Jahr mehr hervorragende Gäſte namentlich aus Süddeutſchland an, die bezaubert von den Schönheiten der ſteiriſchen Alpen und intereſſirt für die hiſtoriſche Entwicklung der Steiermark heimkehren. Zwei Grabſtätten beſonders prägen ſich dem gebildeten Beſucher der großartigen romaniſchen Baſilika unvergeßlich ein, deren Beſitzer vor 300 Jahren gemeinſchaftlich eine neue Zeit für Steiermark und die damit unter dem Namen Inneröſterreich verbundenen Länder Kärnten und Krain herbeigeführt haben. Das iſt erſtens das prachtvolle, im Renaiſſance-Stile ausgeführte Mauſoleum des Erzherzogs Karl II., der als jüngſter Sohn Kaiſer Ferdinands I. Inneröſterreich von 1564—1590 († 10. Juli) regierte; ſodann die unter dem Namen Biſchofskapelle bekannte, 1590 hergeſtellte Begräbnißſtätte der Biſchöfe von Seckau, in welcher ihr Erbauer, „der gute Vater“ und große Reformator

der Seckauer Diöcese Fürstbischof Martin Brenner (1585—1615, † 14. Oktober 1616) seine Ruhestätte gefunden hat. War der letztere neben dem Lavanter Bischof Stobäus die gewaltigste Kraft, welche die von Karls II. Sohne, dem spätern Kaiser Ferdinand II. 1598 energisch begonnene katholische Reform der Steiermark durchführen half, so hat Karl II. seinem Sohne die Wege zu diesem Ziele gezeigt und geebnet. Die Erinnerung an diese Männer ist gegenwärtig mehr als je am Platze, weil unter den ehedem innerösterreichischen Ländern insbesondere Steiermark das dreihundertjährige Jubiläum der Rekatholisirung (1598—1600) zu begehen hat.

Thatsächlich hat der gegenwärtige Fürstbischof von Seckau, Dr. Leopold Schuster, in seinem Fastenhirtenbriefe des Jahres 1898 seine Diöcesanen aufgefordert und angewiesen, das Triennium 1898—1900 als Jubiläumszeit zu religiöser Erhebung zu benützen. Zugleich hat derselbe aber auch als werthvollste Jubiläumsgabe die Resultate seiner langjährigen Forschungen über die Kirchengeschichte Steiermarks in dem ausführlichen Lebensbilde seines berühmten Vorgängers Martin Brenner der wissenschaftlichen Welt vorgelegt.[1]) Als vormaliger Professor der Kirchengeschichte an der Grazer Universität hat der hohe Verfasser durch seine Arbeit über den berühmten Astronomen Kepler[2]) bereits gezeigt, wie tief er in das Studium jener Zeit eingedrungen ist. Gleichzeitig mit der Biographie Brenners, die weit mehr als der Titel es vermuthen läßt, die ganze Geschichte des Abfalls von der Kirche in der Steiermark und der Zurück-

1) Fürstbischof Martin Brenner. Ein Charakterbild aus der steirischen Reformations-Geschichte von Dr. Leopold Schuster, Fürstbischof von Seckau. Mit dem Porträt Brenners und einer Karte von Steiermark. Graz und Leipzig 1898 XVI und 926 S. in 8°.

2) Johann Kepler und die großen kirchlichen Streitfragen seiner Zeit. Graz 1888. Vgl. Histor.-polit. Blätter Bd. 101 S. 188 ff.

führung der Abgefallenen schildert, hat ferner der gegenwärtige Professor der Geschichte an der Grazer Karl-Franzens-Universität, Dr. Johann Loserth sein Werk: „Die Reformation und Gegenreformation in den innerösterreichischen Ländern im XVI. Jahrhundert“ [1]) erscheinen lassen. Hierin findet der Leser umgekehrt weniger als er nach dem Titel erwartet, indem nur die gegenreformatorische Thätigkeit Karls II. zur Darstellung kommt. Ueber die Gründe des Verfassers zu dieser Beschränkung soll weiter unten die Rede sein. Uns erscheint die Begrenzung der Gegenreformation durch den Tod Karls II., wie sie Prof. Loserth gegeben hat, zunächst nur deßhalb bemerkenswerth, weil wir so neben dem Bilde des bischöflichen Reformators Brenner eine Darstellung der antiprotestantischen Thätigkeit jenes Erzherzogs erhalten haben, dessen Grab wir ebenso wie das des „Ketzerhammers“ Martin Brenner in der ehemaligen Kathedrale zu Seckau Eingangs in Erinnerung brachten. Wichtiger und interessanter jedoch ist es zuzusehen, wie die beiden Verfasser jene schwere und wichtige Zeit der Gegenwart nahe gebracht haben; worin sie übereinstimmen und von einander abweichen; wer von ihnen der Wahrheit die besseren Dienste geleistet und damit auch den Intentionen mehr entsprochen hat, die Karl II. bei Gründung der Universität zu Graz hatte, an der beiden als Lehrer der Geschichte zu wirken beschieden war.

Die Entwicklung der kirchlichen Deformation und Reformation in Steiermark, wie diese Epoche mit ihrem wahren Namen heißen sollte, gehört zu jenen Ereignissen, die in ihren Principien und Folgen bis in die Gegenwart fort-

1) Stuttgart 1898. VIII u. 614 S. in 8°. Soeben ist als Ergänzung hiezu erschienen: Acten und Correspondenzen zur Geschichte der Gegenreformation unter Erzherzog Karl II. (1578—1590) als 50. Band der Fontes rerum austriacarum. Außerdem hat L. eine ansehnliche Anzahl von kleineren Arbeiten über diese Zeit geliefert.

wirken. Um sie völlig zu begreifen und richtig zu würdigen, genügt historische Schulung allein nicht; eine gesunde theologische Bildung ist dazu mindestens ebenso nothwendig. Andernfalls wird es dem Geschichtsschreiber nicht gelingen, seine Aufgabe in wahrhaft wissenschaftlicher Weise zu lösen, die Thatsachen auf ihre richtigen Gründe zurückzuführen und ein objektives Urtheil über die Parteien zu fällen. In diesem Punkte nun haftet, wie wir sehen werden, dem Loserth'schen Werke ein nicht geringer Mangel an. Die Kernfrage besteht nämlich darin, wie der Streit zu beurtheilen ist, in welchen die Gewissenspflicht der katholischen Landesherren Karls II. und seines Sohnes Ferdinand mit den Forderungen der protestantischen Landstände gerieth, die sich ihrerseits gleichfalls auf ihr Gewissen beriefen. Hiemit ist eine Principienfrage aufgeworfen, die von den jeweiligen Verhältnissen der Zeit unabhängig, im Wesentlichen heute ebenso die Geister bewegt wie damals. Ohne klare und scharfe Begriffe von Gewissens- und Glaubensfreiheit, die hinwieder einen klaren und objektiven Einblick in die Bedeutung der Worte Glaube, Gewissen, Freiheit voraussetzen, wird der Geschichtsschreiber trotz der ausgedehntesten archivalischen Studien hier nach subjektiven Neigungen einer Partei das Wort reden und gegen die andere ungerecht werden. Dieser Vorwurf muß gegen Prof. Loserth's Arbeit erhoben werden, die in deutlicher Parteinahme für den Protestantismus desto mehr eine gerechte Beurtheilung Karls II. und der katholischen Reform vermissen läßt, je näher sie dem Ende kommt. Beanstandet muß hiebei zuerst werden die Beschränkung des Gegenstandes auf die Zeit Karls II. mit der Begründung, „alle Maßnahmen Ferdinands II., seine ‚heilsame katholische Reformation' zum Sieg zu führen, seien nichts als Kopien jener Anordnungen, die schon sein Vater unter schwierigen Verhältnissen getroffen hatte". — In dieser Behauptung ist Wahrheit und Irrthum derart gemischt, daß das Wahre davon nicht neu,

das Neue nicht wahr ist. Von der Ueberzeugung durchdrungen, daß Ferdinands II. katholische Reform von den bezüglichen Kämpfen seines Vaters und dem nicht minder großen Einfluß seiner Mutter nicht zu trennen seien, hat Friedrich Hurter sein bekanntes Werk betitelt: „Geschichte Kaiser Ferdinands II. und seiner Eltern" und hat in der Vorrede dazu also geschrieben: „Das Sammeln für das Hauptwerk, die Geschichte Ferdinands, lieferte zugleich reichen Stoff für die 26jährige Regierungszeit seines Vaters, welche mit der seinigen in den nicht zu mißkennenden Zusammenhang von Ursache und Wirkung immer klarer trat". Hierin ist das Wahre an der Loserth'schen Bemerkung bereits vor 50 Jahren gesagt worden.

Fürstbischof Schuster (Brenner S. 349) bringt es aufs neue folgenderweise zum Ausdruck: „Ferdinands Entschluß, den unerträglichen Zuständen in seinen Ländern ein Ende zu machen, war daher lange vor seiner Ausführung gefaßt. Sowie sein Vater Karl oftmals die Ueberzeugung ausgesprochen hatte, daß solange kein Friede im Lande denkbar sei, als der neue Glaube geduldet werde; und wie er deßhalb in dem Anhange zu seinem Testamente seinen Erben und Nachkommen, ‚so jederzeit im Regimente sein werden', es zur Pflicht gemacht hatte, daß ‚sie außer der katholischen, allein seligmachenden Religion fremde und sectische nicht gestatten noch gedulden sollten', so hatten auch andere nahestehende Persönlichkeiten, wie die Erzherzogin-Mutter, die Gouverneure Erzherzog Ernst und Maximilian und Herzog Wilhelm von Bayern dieselbe Ansicht oft geäußert. Letzterer sagte in seinem Regentenspiegel für Ferdinand, daß es insonderheit rathsam sei, daß das verderbte Exercitium jener ‚znichtigen' Religion allgemach abgestellt, hingegen das katholische Wesen angeordnet werde". Am Schlusse der Uebersicht der Maßregeln vor Ferdinand aber heißt es (S. 358): „So hatte Ferdinand an Bayern

und Oesterreich ziemlich genaue Vorbilder für die Maßregeln, die zur Rekatholisirung seiner Länder zu ergreifen waren und für die Art, wie sie durchgeführt werden mußten. Daß er sie nicht unbeachtet gelassen hat, wird die folgende Geschichte zeigen". — Das ist im Gegensatz zu Loserth wahrheitsgetreue Darstellung. Angenommen aber auch, daß Ferdinands Maßnahmen die bloße Ausführung oder „Kopien" früherer Beschlüsse gewesen wären, so wären sie doch wirkliche Thatsachen, welche in ein Buch nothwendig hineingehören, dessen Titel nicht den Anfang oder die Begründung der Gegenreformation, sondern ohne jeden beschränkenden Zusatz, einfach die ganze Gegenreformation im XVI. Jahrhundert zu schildern verspricht. Oder welcher Geschichtsschreiber würde bei der Schilderung eines Feldzuges glauben, seiner Pflicht genügt zu haben, wenn er nach Mittheilung der Heeresaufstellung zur Entscheidungsschlacht diese selbst aus dem Grunde nicht erzählte, weil sie genau nach dem Plane des Feldherrn verlaufen sei? Thatsächlich aber liegen die Dinge vielmehr so, daß trotz aller Vorarbeiten Karls II., ohne die wir kaum einen Reformator Ferdinand II. hätten, die faktische Rekatholisirung voll und ganz ein Verdienst des letzteren bleibt. Alles, was Karl II. bei Lebzeiten gebessert hatte, gerieth von 1590—1595 wieder ins Wanken, so daß die Jahre 1596—1598 noch den ganzen Uebermuth der protestantischen Stände zur Schau tragen. Hätte Ferdinand mit seinem entschiedenen und selbständigen Auftreten nicht das angefangene und unterbrochene Werk seines Vaters fortgesetzt, sowie auch dessen Fehler verbessert, so wäre eben die Gegenreformation keine vollendete Thatsache geworden, sondern ein mehr oder minder mißglückter Versuch geblieben. Somit ist Prof. Loserths Neuerungsversuch verfehlt, und es wird nach dem aktenmäßigen Verlauf der Dinge dabei bleiben müssen, daß „man die große Katastrophe des innerösterreichischen Protestantismus gemeiniglich in die Tage Ferdinands II. zu verlegen pflegt".

Die richtige Antwort auf die oben erwähnte Principienfrage zumal kann ohne eingehende Berücksichtigung der berühmten „Hauptresolution" Ferdinands v. 30. April 1599 nicht gegeben werden, welche nicht bloß alles von Karl II. hierüber Gesagte zusammenfaßt und ergänzt, sondern auch dessen Maßnahmen ins klarste Licht stellt. In dem Loserth'schen Werke kann dieselbe selbstverständlich nicht einmal erwähnt werden. Der Vorwurf Loserth's im Vorworte, die ultramontane Geschichtsschreibung habe vor einem halben Jahrhundert die schweren kirchlichen Kämpfe in Karls II. Landen in Dunkel versenkt, wofür man den Beweis in seinem Werke vergeblich sucht, ist daher schon nach dem Gesagten viel mehr auf seine eigene Methode anwendbar. Dagegen bleiben die bescheidenen Worte Hurters zu vollem Recht bestehen: „Wenn jedes andere, das Verdienst sollte mir doch nicht abgesprochen werden, Manches, was in die österreichische Geschichte des hier behandelten Zeitraums sich hineinflicht, nach den vorhandenen Belegen aufgehellt zu haben. Ich verlange keine andere Anerkennung als diejenige, den Reichthum von Akten, die mir zu Gesicht gekommen sind, so gewissenhaft als emsig benützt zu haben".[1]) Das Lebensbild ‚Martin Brenners' aber von F.-B. Schuster hat gerade dadurch die Erforschung jener Kämpfe am meisten gefördert, daß der ganze Verlauf des Kampfes zwischen Protestantismus und Katholicismus in die Darstellung einbezogen ist. Um indeß unser Urtheil im Einzelnen zu erhärten, glauben wir von einer objektiven gedrängten Zusammenfassung der innerösterreichischen Religionskämpfe in rechtlicher und religiöser Beziehung ausgehen zu sollen.

Der katholische Glaube war beim Beginne der Kämpfe in rechtmäßigem Besitze. Weder die sittlichen Gebrechen des Klerus noch die Hinneigung der Bevölkerung zu der lutherischen Neuerung konnten diesen Besitztitel erschüttern. Von

---

1) Widmungsvorwort zum II. Bande.

einer Gleichberechtigung der protestantischen Lehre konnte beim Regierungsantritte Karls II. weder vom rechtlichen noch vom religiösen Standpunkte die Rede sein. Dagegen hatte Karl die Gewissenspflicht, die er auch offen aussprach, die katholische Religion zu schützen und zu erhalten und die Neuerung, von deren Unrichtigkeit er überzeugt war, abzuwehren. Für den Erzherzog war die kirchliche Autorität in Glaubenssachen sowohl wie in Reformmaßregeln maßgebend. „Die kirchlichen Mängel können nur von der Kirche selbst abgestellt werden", äußerte er sich am 19. Februar 1571 den protestantischen Landständen gegenüber. Würde er hierin etwas verordnen, so würde er nicht allein sein Gewissen gefährden, sondern hätte auch die Strafe des Himmels zu besorgen, und was er in kirchlichen Dingen anordnen möchte, würde allerorten als „eine Nullität und Eitelkeit angesehen werden". Und am 9. Februar 1578 erklärt er zu Bruck, als ihn das ungestüme Drängen [1]) der protestantischen Stände einerseits und die Türkennoth andererseits in die größte Gewissensnoth versetzt hatten: „Wie Ich Mich bereits früher erklärt habe und es noch thue, daß Ich Meiner alten wahren katholischen Religion, darin Ich geboren, getauft und erzogen bin und bis in Mein Grab verbleiben will, sollt ihr Mich und die Meinen in Meinem Gewissen ebenso wenig betrüben und bekümmern, als Ich dies thun will" (S. 272). Eine Glaubensfreiheit, wonach jeder sich nach privater Einsicht auswählen kann, was er glauben will, existirt also für

1) Loserth bemerkt S. 272[1]: „Von einem ungestümen Drängen der Landleute kann keine Rede sein". Sein eigenes unmittelbar vorhergehendes Zugeständniß, daß „die Lage des Erzherzogs die schwierigste von der Welt war", hebt diese Bemerkung auf. Wenn die Türken in bedenklichster Weise die Grenze bedrohen und die unkatholischen Stände jede Mitwirkung zur Abwendung der Gefahr verweigern, falls der Erzherzog ihre religiösen Forderungen nicht zugestehe, so ist „das ungestüme Drängen" doch wohl handgreiflich.

Karl nach seiner Berufung auf die Autorität der Kirche nicht. Dieselbe ist in sich ebenso widersinnig, wie eine Denkfreiheit, welche sich über die Denkgesetze hinwegsetzen wollte. Die Freiheit des Denkens kann einzig und allein in dem ungehinderten Vermögen bestehen, gemäß den unabänderlichen Gesetzen der Logik seine Verstandesthätigkeit auszuüben; ebenso kann die Glaubensfreiheit des Christen nur den Sinn haben, daß der Gläubige nicht gehindert wird, die von Christus unabänderlich seiner Kirche anvertraute Glaubenswahrheit festzuhalten und zu bekennen. Zur Gewissensfreiheit aber gehört nichts anderes, als das Zugeständniß, die anerkannte, zweifellose Pflicht ohne Einsprache erfüllen zu können; dagegen hieße es das Gewissen aufheben, wollte jemand unter der Forderung der Gewissensfreiheit das Recht beanspruchen, sich seine Pflichten nach eigenem Gutdünken zurechtzulegen.

Glaube wie Gewissen setzt eine göttliche lehrende und gesetzgebende Autorität voraus; die Freiheit aber, den Glauben zu bekennen und dem Gewissen nach zu leben, hebt diese Autorität nicht auf, sondern fordert deren gehorsame Anerkennung. Wenn also Karl erklärt, man solle ihn in seinem Gewissen nicht bekümmern, so verbietet er, daß man Forderungen an ihn stelle, die mit seiner Pflicht, den katholischen Glauben zu bekennen und zu beschützen, im Widerspruche stehen. Hiermit hat er nun unter den damaligen Verhältnissen freilich auch die Erklärung abgegeben, er könne die öffentliche Ausübung und Verbreitung der neuen Lehre überhaupt nicht dulden. Er sah und hörte, wie die Protestanten es als eine Gewissenspflicht erachteten, den katholischen Glauben als Abgötterei zu verabscheuen und zu beseitigen. Die neue Lehre, deren Unrichtigkeit nach seiner Ueberzeugung klar zu Tage lag, stand ja vor allem in dem grundwesentlichen Punkte von der kirchlichen Autorität in unversöhnlichem Widerspruche. Ohne beständige Angriffe auf die katholische Kirche konnten sich die Prädikanten die

Erfüllung ihrer Pflicht gar nicht denken. Die Art und Weise, wie Professor Loserth diese Thatsache schildert, kennzeichnet vorzüglich seinen tendenziösen Parteistandpunkt.

„In der schlimmsten Lage von der Welt", schreibt er S. 431, „waren die protestantischen Prediger im Stift (zu Graz). Nach den Satzungen ihrer Kirchenordnung waren sie verpflichtet, dem Volke nicht bloß die Lehrsätze (Thesen) ihres Glaubens vorzutragen, sondern es auch unter Umständen mit den Gegenlehren (Antithesen) der Katholiken bekannt zu machen und vor diesen zu warnen. Besonders hatten sie es vor Betheiligung an der katholischen Feier der Festtage der Heiligen zu warnen. Das auf dieser Seite am höchsten gehaltene, von den Protestanten am lebhaftesten bekämpfte Fest war Fronleichnam. Indem nun der Prädikant von der Kanzel herab die Gläubigen warnte, sich an dem Feste zu betheiligen, gebrauchte er, der Sitte der Zeit entsprechend, wider die Gegner und ihren Gottesdienst scharfe Worte.[1]) Solche fielen Jahr für

1) Diese von Loserth durch die Sitte der Zeit entschuldigten Worte hatten freilich eine ganz eigenthümliche „Schärfe". Der Prädikant Hanberger erklärte in seiner Predigt am Freitage nach dem Fronleichnamsfeste 1580, daß „solches Fest und Procession (woran Karl II. mit seinem ganzen Hofstaate theilgenommen hatte) nichts anderes sei als purlautere Abgötterei und Greuel vor Gott; daß auch alle diejenigen, so es gestiftet, befördert und mitgegangen, als rechte Abgötterer in Grund der Hölle verdammt und verflucht, item diejenigen, so den Himmel getragen, Schmeichler und Suppenesser wären". — Am folgenden Sonntage, in dessen Evangelium von den fünf Joch Ochsen die Rede ist, sagte er, daß der Papst derjenige sei, der die fünf Joch Ochsen gekauft habe und der die zwei Brüder Erzherzog Ferdinand und Karl wie auch Kaiser und König als die erkauften Joch Ochsen seine Söhne nenne. Er habe in der letzten Predigt wider die Procession corporis Christi gesprochen und darin die Procession und das päpstliche Sakrament nur eine Abgötterei und Gaukelspiel genannt; jetzt aber könne er es weiter nicht verschweigen, sondern müsse sagen, daß dieses Sakrament, so die Papisten in der Procession herumtragen, der lebendige und rechte

Jahr, seidem die protestantische Stiftskirche bestand, und gaben schon anfangs hie und da Anlaß zu Streit, je nachdem ein zufälliger Umstand eines der gefallenen Worte unter die Menge brachte. Jetzt aber, seitdem die Jesuiten ins Land gezogen waren, wurde gegen die Prediger ein förmliches Spionirsystem eingeführt. Jetzt kümmerte man sich sorgsam darum, was der Prädikant seinen Gläubigen vortrug. Wenn er an den hohen Festtagen der katholischen Kirche die Zuhörer nicht vor der

---

Teufel sei" (Schuster, Brenner 162). Wollte man diese aus Rosolenz entnommenen Thatsachen verdächtigen, weil Loserth, wie wir noch sehen werden, mit Unrecht Rosolenz' Glaubwürdigkeit anficht, so werden sie durch die protestantischen Landstände bestätigt. In ihrer Berathung sagt der gemäßigte Landesvizthum bezüglich dieser Angriffe Hanbergers: „Der Fürstl. Durchlaucht kann keine Schuld zugemessen werden. Wär' an den Sachen nicht gerührt worden, glaub nit, daß solches (die Entscheidung des Erzherzogs) erfolgt wär'. Im Kirchenrath hat man beschlossen, den Prädikanten Bescheidenheit aufzutragen. Das hat nicht geholfen. Die Fürstl. Durchlaucht hat wohl versprochen, niemand zu beschweren, aber man solle sich aller Kalumnien enthalten. Hätt' Hanberger nicht genug gesagt, wenn er das Fest ein abgöttisches genannt hätte?" (Loserth 332.) Also das hält auch dieser besonnene Protestant doch für selbstverständlich, daß der Prädikant das katholische Fest öffentlich auf der Kanzel abgöttisch nenne. Jakob von Steinach dagegen, der von Loserth mit dem Epitheton „bieder" ausgezeichnet wird und nach ihm „das rechte Wort findet", vertheidigt alle Schmähungen des Prädikanten mit dem Worte: „Da die Augsburgische Confession der katholischen Lehre zuwider sei, kann es doch an affektionirten Worten nicht fehlen" (Loserth 333). Loserth selbst aber urtheilt: „Die Beschwerden der Katholiken sind stark übertrieben. Es ist ja wahr, daß unter den Protestanten seit 1578 eine lebhaftere (!) Bewegung ist, aber sie halten sich insgesammt doch in den Grenzen des Brucker Vertrages" (328). Den ganzen Abschnitt aber, worin die Zurückweisung dieses Vorgehens der Protestanten durch den Erzherzog geschildert wird, überschreibt er: „Angriff" (des Erzherzogs) „und Abwehr" (seitens der protestantischen Landstände). Das heißt doch wohl die Sache umkehren.

Theilnahme am Feste warnte, verstieß er gegen die Kirchenordnung und wurde wohl auch von der eigenen Gemeinde als Moderantist angesehen und verachtet; machte er von seinem Standpunkte aus ‚auf den Götzendienst‘ aufmerksam, der mit der Heiligenverehrung der Katholiken verbunden sei, so verfiel er der Strafe; seine Ausführungen wurden eben nicht als Antithesen betrachtet, zu deren Vortrag er verpflichtet war, sondern als Schmähungen aufgefaßt und als solche geahndet.[1]) Und dabei konnte sich die Regierung, und sie that es auch, noch auf den Wortlaut der Brucker Pacifikation stützen. Sie übersah, daß die Jesuiten, die ihre Gegner von der Kanzel herab nicht weniger derb anfaßten,[2]) hierbei allen Klagen zum Trotz straflos ausgingen; sie nahmen den Wortlaut der Pacifikation eben dort für sich in Anspruch, wo es ihr Vortheil erheischte. Nicht Streitsucht, sondern Pflichterfüllung hat die protestantische Geistlichkeit Innerösterreichs in diese unablässigen Kämpfe gebracht. Nicht alle Pastoren traten so freudig, wie man es von Jeremias Hanberger annehmen darf, in diesen Kampf ein. Wie wären sie im Jahre 1583, da die Lage der protestantischen Bürgerschaft schon eine unsäglich traurige war, dazu gekommen, noch Oel ins Feuer zu gießen und die Lage der Bürgerschaft noch zu verschlechtern? Wenn sie unter dem Zwange ihrer Pflicht gehandelt haben, darf man sie nicht, wie das häufig genug geschieht, als Aufwiegler bezeichnen. Ihre Lage war um so schwieriger, als die Denunzianten es in vielen Fällen mit der Wahrheit nicht genau nahmen; man wird die Mehrzahl der gegen sie angeführten anzüglichen oder geradezu straffälligen Reden als erlogen bezeichnen können".[3]) —

---

1) Um in diesem Falle die Schmähung von der Antithese zu unterscheiden, ist doch wohl die höchste Kunst der Haarspalterei nothwendig.

2) Der urkundliche Beweis hiefür, der den angeführten Schmähungen Hanbergers „gleichwerthige" der Jesuiten entgegenstellte, wäre zu erbringen.

3) In diesen letzten von uns durch Sperrdruck gekennzeichneten Sätzen tritt der Parteistandpunkt Prof. Loserths und die Un-

Solchen Angriffen gegenüber schränkte Karl II. in der Erfüllung seiner Gewissenspflicht die sogen. Brucker Pacifikation vom Jahre 1578 am 10. Dezember 1580 durch die Erklärung ein: Er habe keinen andern Rath finden können, um alle Parteien, die Prälaten, die Herren und Ritter, den Papst und die Benachbarten, auch sein eigenes Gewissen zufrieden zu stellen, als den, und das ordne er (deshalb) an, daß in allen seinen Städten, Märkten, Herrschaften, Dörfern und Flecken, keinen ausgenommen, nur die katholische Religion ausgeübt werden dürfe. Nur den Herren und Landleuten sollte es aus besonderer Gnade unverwehrt sein, einen oder zwei Prädikanten zu halten, die nur ihnen und ihrem Gesinde im Landhaus predigen dürften. Die Gründe für diese Verfügung gibt er folgendermaßen an: Seitdem er den Herren und Rittern das bewußte Nachsehen (in Bruck 1578) gethan, habe er bei vielen den schuldigen Gehorsam verloren,

---

haltbarkeit seiner Principien stark hervor. Sonderbarerweise schreibt er bezüglich der Prädikanten, deren Streitsucht hier S. 432 als „Pflichterfüllung" erklärt wird, S. 320: „Man wird nicht sagen können, daß die Protestanten in Steiermark in der Wahl ihrer Pastoren und Lehrer eine besonders glückliche Hand hatten. Nicht selten erschienen eckige, steife, unglaublich streitsüchtige Naturen, die allerorten und nicht zuletzt am wenigsten bei ihren eigenen Glaubensgenossen Anstoß erregten. Zu ihnen gehörte auch Hanberger". Daß man die Mehrzahl ihrer gehässigen Reden einfach als erlogen bezeichnen kann, darf ohne urkundlichen Beweis nicht behauptet werden. Die Hauptsache aber bleibt die obige Auffassung der Pflicht. Hatten die Prädikanten die Pflicht, die katholische Kirchenlehre, die Katholiken und darunter den Erzherzog anzugreifen (vgl. Loserth 478), dann hatte der letztere noch viel mehr die Pflicht, diese Angriffe abzuwehren bezw. unmöglich zu machen. Um diesen Zusammenstoß der beiderseitigen „Pflichten", die sich gegenseitig aufheben, richtig zu beurtheilen, ist das Zurückgehen auf die Quelle derselben unerläßlich. Wir thun das oben im Texte, Prof. Loserth hat indeß diese nothwendige Untersuchung zum Schaden der objektiven Wahrheit unterlassen.

denn was diesen oder jenen gelüstet, darf er unter dem Schein dieses Nachsehens thun; er reißt Dinge an sich, die seit unvordenklichen Zeiten zu andern Zwecken gestiftet worden seien, und wenn man dagegen verfährt, ist des Disputirens kein Ende. Fast muß sich der Landesherr von den Verordneten syndiciren lassen, als wenn er ein gemalter oder papierener Landesfürst wäre. Was habe er bisher nicht alles geduldet? Wie haben die Prädikanten unsern Erlöser in seinem Sacrament erschrecklich gelästert und den leibhaftigen Teufel gescholten, den Papst und den Kaiser, den eigenen Landesfürsten und dessen Brüder und Vettern sammt ihren Religionsverwandten allhier in Graz als abgöttische Leute, Mamelukken, verlogene, abtrünnige Christen und die ärgsten losesten Menschen, welche der Erdboden trage, öffentlich gescholten. Solches sei noch keinem christlichen Potentaten widerfahren. Ein solches Lästern Gottes, der Obrigkeit und der Unterthanen sei wider alle Ordnung und wider die Reichssatzungen, welche strenge alle Gewaltthätigkeiten und Eingriffe in fremde Rechte verböten. Es sei im höchsten Grade befremdlich, daß man ihm vorschreiben wolle, wen er im Lande dulden solle oder nicht, wen er als Diener zu bestellen habe, welche Botschaften er annehmen dürfe oder fortweisen müsse. (Loserth 329, Schuster 164.)

Zu diesen Gründen des Erzherzogs für sein strenges Vorgehen bemerkt Loserth: „Die Anklagen der Katholiken waren ungereimt und gegenstandslos, die den Protestanten andichteten, daß sie ihren Landesfürsten zu einem papierenen Herrscher machen oder gar auf Landesverrath sinnen.“ Demnach hätte Karl II. eigentlich keinen Grund zu solchen Maßnahmen gehabt, und die Klagen der Protestanten über die gegen sie verhängte Verfolgung wären berechtigt gewesen. In der That zieht sich wie ein rother Faden durch Loserths Buch die Anklage auf ungerechten Gewissenszwang und Gewissensbeschwerung der Protestanten. „Wie sich das Dekret vom 5. Oktober 1584 (das die Maß-

regel Karls II. vom 10. Dezember 1580 aufs neue in Ausführung bringt) mit der den Bürgern bis zum Ueberdruß verheißenen Gewissensfreiheit zusammenreimen sollte, das konnte dazumal niemand angeben, wie es auch heute bei aller Geschicklichkeit im Haarspalten nicht gelingen wird. Daß der, welcher sein Kind nicht taufen läßt, als Verbreiter heidnischer Tendenzen im Land nicht geduldet wird, ist ja sicher; tauft aber der Prädikant dies Kind innerhalb oder außerhalb der Kirche, so wird er verjagt: in Wahrheit enthält dies Dekret einen außerordentlich starken Gewissenszwang." (L. 464.)

Sehen wir zu, ob diese Entschuldigung der Prädikanten einerseits, die doch wahrlich nicht durch die Taufe von Kindern jene Maßregeln hervorgerufen hatten, und die Anklage des Erzherzogs andrerseits der Wahrheit entspricht.

Wir wollen die Aufrichtigkeit der Versicherung der Treue, welche die protestantischen Landstände in ihrer Vertheidigung gaben, gar nicht in Zweifel ziehen; ebenso bleibt zu Recht bestehen ihr Hinweis darauf, was sie zum Wohle des Vaterlandes bereits geleistet haben. Manche mögen die Tragweite ihrer Forderungen gar nicht überblickt haben. Karls Sohn Ferdinand hat ihnen aber die richtige Antwort gegeben und damit auch obige Behauptung Prof. Loserths entkräftet, als er ihnen in der „Hauptresolution" schreiben ließ: Die Herren Verordneten und andere getreue Landleute seien nie für Rebellen verschrien worden, sondern es sei ihnen nur einmal zu verstehen gegeben worden, sie wären für Rebellen und Feinde des geliebten Vaterlandes zu halten, falls sie das im Werke erweisen würden, was sie in ihren der Fürstl. Durchlaucht überreichten Schriften so stark vernehmen lassen, wenn sie die bewilligten Geldleistungen einstellen, das Kriegsvolk von der Grenze abfordern und zum Schutze des Landes wider den grausamen heidnischen, abgöttischen Erbfeind, den Türken, nichts mehr beitragen wollten. Daß die Landleute die vorgenommene heilsame Religionsreformation eine abscheuliche, unerhörte, schreckliche Verfolgung genannt hätten,

müsse ihnen als Vermessenheit strenge verwiesen werden, um so mehr als Ihre Fürstl. Durchlaucht nur diejenigen wohlbefugter Weise wegschafften, welche die frommen, alten katholischen Schäflein ins höchste Verderben gestürzt hätten und das reine Gotteswort nicht annehmen, sondern den landesfürstlichen Geboten und Verboten boshafter Weise widerstreben wollen.[1])

Um das Zutreffende dieser Worte auf Karl II. zu erkennen, darf man nur an die berüchtigte Brucker Pacifikation 1578 denken, wodurch der Erzherzog sich die Hilfe der Landschaften zur Vertheidigung des Vaterlandes gegen die bereits an der Grenze stehenden Türken durch neue Zugeständnisse an die Protestanten „für den ungestörten Lauf des alleinseligmachenden Wortes“ erkaufen mußte. Karl war ganz eigentlich ein papierener Fürst, wenn er in so wichtigen Staatsangelegenheiten von dem Willen dieser Landleute abhängig war, welche gegen sein Gewissen die freie Propaganda des Protestantismus forderten. Den Brucker Zugeständnissen hatte er ausdrücklich beigesetzt: die Landleute müßten das Schmähen und Lästern abstellen, so daß weder er noch seine Religionsverwandten von Prädikanten oder andern Leuten mit spöttischen Worten angegriffen werden. Die allen zugesicherte Religionsfreiheit für das Gewissensbereich war ausdrücklich mit der Bedingung gegeben worden, daß keine Störung der äußeren Ordnung und Verletzung von fremden Rechten platzgreife. (Schuster 158.)

1) Hurter, Ferdinand II. Bd. 4, Beil. CLXXI, S. 513. Schuster, Brenner 407.

(Schluß folgt.)

V.

Die Presse als Faktor des modernen öffentlichen Lebens.

Die Tagesschriftstellerei ist ein wesentliches Moment der jetzigen Culturepoche. Sie ist wie so viele Erscheinungen der letzteren bedingt durch die Entwicklung der Technik, also in diesem Falle der Buchdruckkunst. Ihr geschichtlicher Ursprung läßt sich darum nur zurückverfolgen bis in die Zeit nach Erfindung der letzteren. Bekanntlich waren es zunächst Evangelienwerke und Büchlein homiletischen Inhaltes, an welchen die ersten Buchdrucker ihre schwarze Kunst versuchten; es ergab sich dies ganz natürlich aus dem Umstande, daß es besonders das Mönchthum gewesen war, welches die seinem Berufskreise und Denkgebiete nahe gelegenen Schriften vervielfältigt hatte; und diese waren also auch die nächstliegenden Originale, an welchen erprobt wurde, mit wie viel geringerem Zeitaufwand sich derlei Copien herstellen lassen, und um wie viel weniger Geld man daher auch benöthigt, um dieselben zu erwerben. Zeitaufwand und Preis stehen eben, nebenbei bemerkt, immer in sehr nahem Verhältnisse zu einander.

Bald wurde in Folge der erleichterten Vervielfältigung von Schriftwerken die Schriftstellerei selbst beweglicher, gewissermaßen flügge. Es beschäftigten sich mit derselben immer mehr Laien; diese verweltlichten die Bücher. Das Schriftthum und die weltlichen Machthaber, im weitesten

Sinne dieses Wortes, nahmen die schwarze Kunst in ihren Dienst. Sie half ihnen, die Völker auf dem Umwege des „freien Evangeliums“ frei vom Evangelium zu machen, Kunst, Wissenschaft und Politik zu einer von der Kirche unabhängigen Macht zu gestalten. Indem die Buchdruckerei ein Antrieb war zum lesen lernen und das Lesen erleichterte, schmälerte sie einerseits das bisherige natürliche Uebergewicht der schreibkundigen Geistlichkeit auch in weltlichen Dingen, und gab andrerseits mehr Gelegenheit, auf die weitesten Volkskreise zielbewußten Einfluß zu nehmen. Man muß sich nur in jene Zeit lebhaft hinein denken, um den großen Umschwung zu begreifen, der sich damals gerade mit Hilfe der Buchdruckerkunst herbeiführen ließ. Jeder Laie, der sonst vielleicht nicht viel wußte, aber lesen konnte, las nun der hochaufhorchenden Menge dieses und jenes Traktätchen vor, jetzt an dieser, dann an jener Straßenecke; das wurde dann wiederum weiter erzählt, und Nachrichten und Meinungen verbreiteten sich noch viel schneller und namentlich in viel weiterem örtlichen Umkreise, als zu der Zeit, wo fast nur die Prediger des Wortes Gottes auch zugleich lesen und schreiben konnten. Es wurde nicht mehr bloß von der Kanzel, nicht bloß am Sonntag, nicht bloß den Frommen gepredigt, sondern in allen Schänken und auf den Marktplätzen, in den Herbergen und an den Straßen, und auch im Feldlager.

Gustav Adolf verstand dieses predigen im Feldlager besonders gut, und er war es auch, welcher in Deutschland, ähnlich wie die Calviner in der Schweiz und die Anhänger Cromwells in England, den Anfang machte mit der systematischen Verbreitung kleiner gedruckter Traktätchen, welche von Hand zu Hand gingen, den dauernden Gesprächsstoff für Tausende und Tausende bildeten, und so die „öffentliche Meinung“ nach seinem Willen gestalteten. Zu Zeiten der Kreuzzüge bedurfte es eines Bernhard von Clairvaux und Anderer zu ähnlichem Zwecke. Gustav Adolf, Cromwell und

der lesekundige Norden Europas bedienten sich papierener Prediger, zunächst um die Kampflust gegen Rom zu entfachen und sie thaten ihre Schuldigkeit.

Als der dreißigjährige Krieg die Blüthe Deutschlands gebrochen und am Continente Frankreich empor gebracht, Englands Seeherrschaft die Spaniens abgelöst hatte, war der politische Schwerpunkt des christlichen Abendlandes mit der hinzu gekommenen „Neuen Welt“ nicht mehr in Rom, nicht mehr am Sitze der religiösen Weltherrschaft. Die Geschichte setzte von der Epoche der sogenannten Reformation ihren Weg fort zur wirklichen Revolution; und es war auch diesmal das durch die Buchdruckerkunst vervielfältigte Wort ein bemerkenswerthes Hilfsmittel zu der weiteren Verbreitung und Vertiefung des freien Laienevangeliums, der Verweltlichung des Staates wie der Kunst und Wissenschaft.

Freilich war es diesmal nicht so sehr die leicht bewegliche Form des Libells, sondern, mit Hilfe der seither vervollkommneten Buchdruckerkunst, die der bändereichen gelehrten Werke und schöngeistiger Dichtungen in gebundener wie freier Sprache, welche herrschend war und die Geister beeinflußte. Die staatliche Gewalt hatte nach möglichster Beiseiteschiebung der kirchlichen sich häuslich eingerichtet, die Universitäten, die Kanzleien und Gerichtssäle in nahezu ausschließlichen Besitz genommen und nun mit Hilfe dieser geistigen Hilfsmittel eine viel strammere Staatsverwaltung und eine viel tiefer in alle Privatverhältnisse einschneidende Staatsgesetzgebung eingeführt, als die vorreformatorische Zeit sie kannte. Der Absolutismus, so heißt bekanntlich das herrschende System dieser Zeit, suchte auf Rath der damaligen Gelehrten, Philosophen und Dichter auch alle Reste zu beseitigen, welche noch aus der Zeit herrührten, wo der Krummstab sein mildes Regiment geführt, und mehr durch Einwirkung auf die Gemüther als durch den Polizeistock auch die öffentliche Ordnung aufrecht zu halten sich meist mit Erfolg bemühte. Ausnahmen hatte es freilich auch

damals gegeben, und diese kriegerischen und criminalistischen Ausnahmsgebiete waren stellenweise um so abstoßender gewesen. Jetzt aber hatte man nicht bloß diese stellenweise tiefen Schattenseiten im Auge, wenn man von den Finsternissen des Mittelalters philosophirte, docirte und dichterisch phantasirte, sondern man ließ gar kein gutes Haar mehr an jenen geschichtlich gewordenen Einrichtungen des vorreformatorischen Mittelalters; und nicht so sehr dessen Uebelstände, als gerade seine besten Seiten waren den Angriffen der absolutistischen Staatskunst, der Kritik und den Rathschlägen der in ihren Diensten stehenden Literatur preisgegeben. Das Ständewesen, die Zünfte, die reiche Ausgestaltung der kleinen Centren wurden als „Staaten im Staate", als gefährliche Rivalen des alleinigen Staatsgottes verfolgt und zerstört, oder in so unleidliche Fessel geschnürt, daß eben als Rückschlag gegen diesen Absolutismus die Revolution — hier früher dort später — eintrat.

Es sind nicht die Entwicklungszeiten dieses Absolutismus und nicht die nach Zeit und Raum oft weit auseinander liegenden Ausbrüche der Revolution, zuerst von oben, dann von unten, welche wir hier beschreiben wollen, sondern es ist nur die Stellung des damaligen Schriftthums, welche hier anzudeuten ist.

Dieses Schriftthum der absolutistischen Zeit war, wie schon bemerkt, äußerlich nicht so leicht beweglich, sondern zumeist mehr schwerfälliger Natur. Es war die Zeit der Bücher; sie waren dank der in der Zwischenzeit eingetretenen weiteren Vervollkommnung der typographischen Technik, einschließlich Kupfer- und Stahldruck als höhere Stufe des Holzschnittes, reich ausgestattet. In den Kreisen der oberen Zehntausend wurden diese schöngeistigen und gelehrten Bücher mit Gier verschlungen; dem verarmenden, wirthschaftlich und politisch immer tiefer sinkenden Bürger und Bauer blieben sie freilich faktisch vorenthalten. Denn dank der absolutistischen Staatskunst war das Volk fast überall so

verelendet, daß es kaum von der Existenz einer wissenschaftlichen und schönen Literatur eine Ahnung hatte. Im eigentlichen Mittelalter, jedenfalls aber in Deutschland unmittelbar vor der sogenannten Reformation hatten wenigstens dem Procentsatze nach viel mehr Leute lesen (und selbst schreiben) gekonnt, als in dieser absolutistischen Zeit, unter dem Sonnenkönige und seinen Nachahmern; auch in Italien, in England und Irland, auf der scandinavischen Halbinsel zeigen heute noch die zerstreuten Reste aus dem eigentlichen Mittelalter, welche Verheerungen der Absolutismus angerichtet hatte. Aber fast noch abschreckender ist die innere Fäulniß der Gesellschaft, an deren Eitelkeit, Genußsucht und Größenwahn die Literaten ihren reich bemessenen Antheil als Schreiblohn im Dienste der Mächtigen hatten. Die Soldschreiberei in usum Delphini war ein einträgliches Gewerbe.

Es ist damit durchaus nicht gesagt, daß die klassische Literatur des Absolutismus nicht auch Schönes und Gutes von bleibendem Werthe hervorbrachte. Es war damit wie mit dem Humanismus. Es bemühten sich edle, hochgebildete Männer, den Regierenden und dem beschränkten Unterthanen-Verstande die Wege zu weisen. Aber weitaus überwuchert wurden ihre Werke von denen der immer wieder auftauchenden Neuplatoniker. Wie in den ersten Zeiten des Christenthums, wie in der Reformationszeit und in der Revolutionszeit bekämpfen sie den verhaßten Nazarener, der den Armen das Evangelium, den Reichen die Selbstverleugnung gepredigt hat. Sie thaten und thun es, nicht zwar um den Götterglauben, wohl aber um die Sitten des Heidenthums der Religion der Selbstverleugnung entgegen zu setzen; die Verantwortungslosigkeit und Zügellosigkeit sollte wieder zum leitenden Grundsatz wie der Wissenschaft und Kunst, so auch namentlich der Politik, des ganzen modernen Culturlebens gemacht werden.

Während nun die literarischen Vertreter des aufgeklärten Absolutismus den Satten predigten, meldeten sich die Hung-

rigen und forderten sofort auch ihren Antheil an den Gütern des Lebens, zunächst damals an den politischen Gütern, an der Herrschaft im Staate. Und auch sie bedienten sich der Buchdruckerkunst, aber sie kehrten zurück zu der Form der Broschüren, der Flugschriften. Abbé Sieyès' „Was ist der dritte Stand? Nichts! Was sollte er sein? Alles!“ wurde epochemachend. Das gute Fatum dieses Libells ermunterte jedenfalls viele andere Pamphletisten und Essayisten, ähnlich so zu schreiben, wie später jenseits des Canals auch die „Juniusbriefe.“ Diese Gattung wurde modern und drängte alsbald die bändereichen Werke der nicht so leichtbeschwingten Philosophie wieder in den Hintergrund. Der großen französischen wie später der 48er Revolution in Mitteleuropa gingen solche Gelegenheitsschriften voran; und ganze Schwärme solcher begleiteten die Kindheitstage der Revolutionen bis zur Mitte dieses Jahrhunderts.

In der Zwischenzeit — besonders unter dem Drucke der Reaktionsepochen — war entstanden und hatte sich ausgebildet eine neue Form volksthümlicher Druckwerke, es waren die periodischen Zeitschriften. Nach Art der Encyclopädisten popularisirte Wissenschaft, namentlich aber Poesie für alle Altersstufen und Geschlechter wurde in ungezählten Pfennigmagazinen und Almanachen, Jahrbüchern, Monats- und Wochenschriften ausgeschrotet. Und das liebe gute Publikum aller Altersstufen, beider Geschlechter und der verschiedenen Stände und Berufsklassen hatte seine Freude daran. Die Politik wurde nicht etwa nur durch die Censur, sondern durch den Geschmack des damaligen Publikums ausgeschlossen. Noch Göthe sang: „politisch Lied, pfui, ein garstig Lied!“ Und selbst die Schlachtgesänge der Befreiungskriege athmeten jedenfalls mehr Romantik als Diplomatie.

Gleichzeitig hatten übrigens auch die Obrigkeiten ihre periodischen Zeitschriften geschaffen, ihre Moniteurs, amtlichen Anzeiger und Kundschafter-Blättchen, bis herab zu den Wochenboten der Kleinstadtbürgermeister; dazu kamen

die Anzeigeblätter der Buch- und sonstigen Händler. Es ist wirklich der Mühe werth, aus den Jahrzehnten um die Wende des 18. zum 19. Jahrhundert und aus der ersten Hälfte des letzteren alte Jahrgänge dieser Zeitschriften sich zu verschaffen und ihre zahme Naivität mit dem ebenso naiven Radikalismus der ersten Revolutionsjahre zu vergleichen; man erinnert sich dabei unwillkürlich an die Worte Pauli: „als ich ein Knabe war, dachte ich wie ein Knabe."

In das Mannesalter traten diese Zeitschriften am Continent (in England natürlich früher), nachdem der Constitutionalismus mit der Preßfreiheit den periodischen Zeitschriften einen viel weiteren Spielraum eröffnet hatte. Und mit der modernen Preßfreiheit beginnt begreiflicher Weise erst die heutige politische Tagespresse als selbständige Literaturerscheinung. Sie vereinigt in sich und vertheilt auf die verschiedenen Rubriken ein und desselben Blattes die politischen Essays als Leitartikel, die populär-wissenschaftlichen Abhandlungen als Feuilletons, die Kundmachungen und Marktberichte im amtlichen und volkswirthschaftlichen Theil, den gewöhnlichen Schatz von Personalnachrichten und Stadtneuigkeiten im lokalen Theil u. s. w. Die Kehrseiten sind von den Anzeigen eingenommen, und überall sind die Entrefilets eingestreut wie die Mandeln und Zibeben im Gugelhupf. Jeder Leser und jede Leserin hat ein Sträußchen; der Gemahl den Leitartikel für Bierbank- und Caféhaus-Kannegießerei, die Gnädige das Substrat ihrer Salongespräche, der Geschäftsmann seinen Börsenbericht, der Schöngeist und sein congenialer Backfisch die Theaterrecensionen und Bücherreferate, durch welche sie befähigt werden, überall so mitzusprechen, als hätten sie alle Kunst und Wissenschaft selbstdenkend in sich aufgenommen. Es wird dabei auf ein und demselben Blatt Papier der reichste Millionär und der ärmste Proletarier, der profundeste Gelehrte und der bornirteste Philister Mitteleuropas innerhalb weniger Minuten unterrichtet von den gleichzeitigen Vorgängen in Cuba und Japan,

am Nordpol und in Innerafrika, aber auch von denen in der nächsten Nähe, vom hohen C des Sängers B. und den X-Strahlen des Professor Y., vom Sensationsprozeß in Paris und dem Sturz eines Radfahrers an der zweitnächsten Straßenecke. Es wird eine solche Summe von wirklichem und vermeintlichem Wissen, von gereifter Erfahrung und oberflächlich begründeter Meinung suggerirt, daß die in Eitelkeit schwimmende Lesewelt nothwendiger Weise ganz entzückt sein muß über die Fülle ihrer eigenen Allwissenheit, Allgegenwart und gottähnlicher Weisheit; in Selbstanbetung versunken spiegelt sich das dankbare Publikum in seiner Presse, und schwelgt diese Presse in dem Bewußtsein, das Denken und Fühlen ihres großen Publikums zu bestimmen.

Mit einem Male, und den Urhebern dieses Culturinstitutes gewiß anfänglich ganz unbewußt, ist also da eine ganz neue Macht emporgewachsen, deren Bedeutung für die Gegenwart viel größer ist als gerade die ernsthafteren Leute sich zugestehen wollten.

Es ist allerdings die moderne Technik nicht nur der Buchdruckerkunst, sondern des Post- und Telegraphenwesens, ja des redaktionellen und administrativen, namentlich auch volkswirthschaftlichen Nachrichtendienstes eine Vorbedingung dieser Entwicklung der modernen Presse gewesen; ohne die Hilfsmittel auch des Dampfes und der Elektricität, der Chemie und aller heutigen Wunder der Mechanik wäre dieselbe nicht möglich.

Aber nicht diese Aeußerlichkeit, — welche nur bei den großen Weltblättern unmittelbar zur täglichen Erscheinung kommt, — ist das Wesentliche dieser heutigen Culturerscheinung. Hierüber und über die geschichtlichen Einzelheiten der Entwicklung des Zeitungswesens bestehen quellenmäßige Darstellungen; sie bilden einen Zweig der Literaturgeschichte, welcher die Tagespresse betrifft. Und dort mag das Nähere darüber nachgelesen werden. Hier interessirt uns der Ein-

fluß, welchen die Presse auf das geistige, wirthschaftliche, politische und ethische Leben der Gegenwart nimmt.

Und da fällt vor Allem auf, daß sie mehr als die gewaltsame Christenverfolgung der ersten Jahrhunderte, mehr als Reformation und Revolution dazu beigetragen hat, den Einfluß der Kirche aus dem öffentlichen Leben zu verdrängen. Die Verweltlichung, Laisirung der Schule, der Ehe, der Armenfürsorge, der Spitalspflege fand immer ihre eifrigsten Fürsprecher in dieser modernen Presse; ihre ganze Macht bietet sie, ob deutsch oder romanisch oder slavisch, ob monarchisch oder republikanisch, ob in hochtrabender oder in volksthümlicher Sprechweise, illustrirt und nicht illustrirt, in erster Linie auf zum Kampfe gegen das, was sie Clericalismus nennt. „Der Clericalismus, das ist der Feind!" denn er erinnert an eine Welt außer und über der irdischen und vergällt uns durch Gewissensscrupel und Glaubenszumuthungen den Genuß an den Gütern des Erdenlebens.

Mit den Heiden, welchen das Christenthum eine Thorheit ist, haben sich auf diesem Gebiete wieder die Juden verbündet, welchen es immer ein Aergerniß war; und der ewige Jude hat mit seiner vielgeschäftigen Findigkeit und seinem Talent zur zersetzenden Kritik sich schnell heimisch gemacht in den Werkstätten der gewerbsmäßig betriebenen Fabrikation öffentlicher Meinung.

Freilich gibt es — neben der Massenproduktion homiletischer Druckwerke aller Art und neben den gediegenen wissenschaftlichen Fachzeitschriften katholischer Richtung — auch namhafte, trefflich ausgestattete Tagesblätter, welche die christliche Weltanschauung würdig vertreten in ihrer Nutzanwendung auf die verschiedenen Zweige des öffentlichen, wirthschaftlichen und geselligen Lebens. Aber es geht auch den besten unter ihnen, wie es den edleren Humanisten und den wohlmeinenden aufgeklärten Absolutisten, ja auch den echte Freiheit, Gleichberechtigung und brüderliche Liebe fördernden Politikern neuerer Zeit gegenüber den gehässigen

Revolutionären ging; so wie jene überwuchert wurden, so werden auch sie überwuchert von der christenthumsfeindlichen, modern heidnisch-jüdischen Presse. Diese, verbündet mit dem Kapitalismus, hat alle Vortheile des die Kleinen niederconcurrirenden Großbetriebes. Die Großpresse hat einen Vorsprung mit ihrem, gleich dem Judenthum und großentheils mit dessen geschäftssinniger Hilfe organisirten internationalen Kundschafterdienste; die ausgiebigste Benützung des Post- und Telegraphenwesens, der Weltcorrespondenzbureaux, rein geschäftlicher und parteimäßiger, stehen ihr zu Gebote.

Der christlichen Presse sind diese Hilfsmittel, wenn überhaupt, so nur um theures Geld zugänglich. Sie bekommen oft die wichtigsten, namentlich politische, verwaltungstechnische und selbst lokale Nachrichten erst aus zweiter Hand All dies ist auch von nachtheiliger Rückwirkung auf deren Verbreitung im Publikum. Denn dieses glaubt dann immer nur aus zweiter Hand bedient zu sein und die großen gegnerischen Blätter gar nicht entbehren zu können; bald muß ein solches angeblich gehalten werden wegen der Marktberichte, bald wegen der Personalnachrichten, Kundmachungen, Anzeigen und aus anderen Gründen oder Vorwänden. So kommt es, daß manche recht gut gesinnte Leute die Unterstützung der christlichen Presse als eine Art Armenunterstützung, als achtes Werk der Barmherzigkeit betrachten. Und wie im bösen Kreise sich drehend kommt es weiter dazu, daß aus erzwungenen Sparsamkeitsgründen, und durch Ueberhandnahme der freiwilligen Mitarbeiter, die stets gute Leute aber mitunter schlechte Musikanten sind, wirklich minderwerthige, wenigstens ungleichmäßige Dilettantenarbeit sich einschleicht. Daß dann die Concurrenz mit der geschäftsmännisch genau, rasch und streng regelmäßig bedienten gegnerischen Presse um so weniger bestanden werden kann, ist naheliegend.

Man darf sich durch diese mißlichen Umstände nicht ab-

schrecken lassen; allein ihnen fest und klar in's Auge zu sehen, mit ihnen zu rechnen, jede Selbsttäuschung in dieser Richtung aufzugeben, ist nothwendig. Nur dann kann man jene unleugbaren Nachtheile der eigenen Stellung durch andere Vortheile wenigstens stellenweise wettmachen.

Namentlich die gegnerische Kleinpresse — das gehört auch zur genauen Kenntnißnahme über die thatsächlichen Verhältnisse — steht entschieden, auch was die journalistische Arbeit, die Mache, nicht nur was die Tendenz betrifft, tief unter dem Durchschnittsniveau. Von der formalen und essentiellen Nichtsnutzigkeit dieser gegnerischen Kleinpresse macht man sich in den Culturcentren kaum einen Begriff, obwohl es ja auch dort Schmöcke genug gibt, deren abgrundtiefe Erbärmlichkeit jeder Beschreibung spottet. In der Provinz ist aber das, was in der Hauptstadt noch als Marodeur der Presse gilt, nicht selten Elite. Was jemals über den boshaften Klatsch und Tratsch, das kleingeistige, scheelsüchtige, wie ein übertünchtes Grab heuchlerische und dabei lächerlich aufgeblähte Kleinstadtleben der guten alten Zeit an Satyren geschrieben worden ist, das paßt heute vielleicht weniger mehr auf dieses selbst, als auf jene kleinstädtische Presse, welche sich großstädtisch geberdet. Eisenbahnen und Telegraphen haben die frühere Abgeschlossenheit der kleineren Ortschaften von den großen beseitigt und den Blick der meisten Bewohner der letzteren denn doch erweitert. Was aber dort zurückgeblieben ist an für jedes ernste Geschäft unzureichendem Wissen, und an dabei gerngroßer Dünkelhaftigkeit, oft auch an mehr als zweifelhaftem Charakter, das vereinigt sich in jener kleinstädtischen Presse, welche die kirchenfeindlichen Residenzblätter wiederkäut.

Diese gegnerische Kleinpresse zunächst im lokalen Nachrichtendienst, dann in sachgemäßer Besprechung städtischer Angelegenheiten und auch in harmlosem Neuigkeitskram der nächsten Umgebung zu überflügeln, das ist nicht gar so schwer. Hier wäre der Hebel, oder wären die tausende

kener Hebel anzusetzen, welche, wenn schon nicht die böse Welt des heidnisch-jüdischen Zeitungslebens aus den Angeln heben, so doch ihrem verderblichen Einflusse weite Gebiete, große Bevölkerungsschichten wieder entrücken könnten. Es geschieht ja in dieser Hinsicht vieles und es arbeitet die christlich gesinnte Kleinpresse vielfach schon jetzt mit verhältnißmäßig besserem Erfolg als die meisten hauptstädtischen Tagesblätter dieser Richtung. Aber, es sei erlaubt zu sagen, es könnte noch viel mehr auf diesem Gebiete geschehen. Freilich müßte man sich dann entschließen, die im Großen versäumte Organisation des Nachrichtendienstes, die sachliche Information bei den Lokalbehörden, die Sachkenntniß in wirthschaftspolitischen und Selbstverwaltungsangelegenheiten, überhaupt ganz weltliche Dinge in diesen Blättern noch viel mehr und consequent zu pflegen, nicht nur so gelegentlich, wie es jetzt hie und da geschieht. Innerhalb lokaler Kreise läßt sich erreichen, was im Großen schier unmöglich ist — das Zugeständniß des Gegners: „dies Blatt ist zwar nicht meiner Richtung, aber es ist mir unentbehrlich." Mit solchem Rufe als in lokalen Dingen bestinformirtes Blatt ist schon sehr viel gewonnen an Verbreitung, an Anerkennung, an Gewinnung der Besseren unter den Gegnern. Es sollte Alles aufgewendet werden, die christliche Kleinpresse so zu heben, daß auch der Gegner zugestehen muß, sie ist besser als die unsere, und steht auf der Höhe der Zeit.

Es ist hier wieder nicht der Platz, auf diesen Gedanken näher einzugehen. Er wurde hier nur ausgesprochen, weil er in den Rahmen dieser Darstellung der Presse als Faktor des modernen öffentlichen Lebens nothwendig hinein gehört.

Zurückkehrend zur Kennzeichnung des Einflusses, welchen die tonangebende Großpresse nebst ihren Ablegern auf das heutige öffentliche Leben ausübt, muß sie bezeichnet werden — als die mit allen Mitteln der modernen Technik und Massenproduktion ausgestattete organisirte Lüge. Was die Centurionen der Reformationszeit geleistet haben an plan-

mäßiger Geschichtsbaumeisterei, das ist tausend- und millionenfach übertroffen von ihren Nachfolgern im Revolutionszeitalter der Eisenbahnen und Telegraphen. Man nehme doch einmal nur in irgend einem Lande von einem einzigen Tage die großen und zahllosen kleinen Blätter der liberalen, radikalen und socialdemokratischen Richtung und mache den Versuch, die darin vorkommenden Lügen, Verleumdungen, Verdrehungen, Verhetzungen, geflissentlichen Anreizungen zur Verderbtheit zu überblicken. Welche Wolken von Bosheit und ausgeschämter Niedertracht breitet nicht, während einmal die Erde sich um ihre Achse dreht, diese Tagespresse Stunde für Stunde über die Menschheit unserer Culturländer diesseits und jenseits des Oceans! Es stockt Einem der Athem, es krampft sich das Herz zusammen vor Entrüstung, wenn man etwa ein, zwei Stunden der aufmerksamen Durchsicht dieser Tagesblätter in einem reich ausgestatteten Lesezimmer widmet. Man sollte es nicht für möglich halten, daß alle bösen Geister der Zwietracht, des Neides, der Sinnlichkeit und des Hochmuthes so ununterbrochen an dem gesunden Sinne und dem Rechtsgefühl der lesenden Menschheit rütteln können, ohne daß diese in wenigen Wochen ein Tollhaus wird. Und doch arbeitet diese Presse seit Jahren und Jahrzehnten in solcher Weise und übertrifft sich selbst, namentlich in den letzten Jahren des Jahrhunderts.

Ein Erklärungsgrund dafür, daß noch nicht alle Menschen in dem Wirbel der alles Gute, Wahre und Schöne überschwemmenden Strömungen ersäuft sind, kann zum Theil gefunden werden in der Oberflächlichkeit, Gedächtnißschwäche, Gedankenlosigkeit und glücklichen Inconsequenz, welche es mit sich bringt, daß die wenigsten Menschen das, was sie lesen, auch ganz in sich aufnehmen.

Es macht ferner dieses unaufhörliche Gepolter und Gerassel der widersprechendsten Nachrichten und Meinungen mit der Zeit nicht mehr jenen tiefgehenden Eindruck, den man voraussetzen sollte. Wie man bei einem großen Tumulte

die einzelnen Töne nicht mehr unterscheiden und festhalten kann, wie die Sinne bei fortwährender Ueberreizung erlahmen, so ist die große Menge der Leser zwar unter dem Totaleindrucke dieser erdrückenden Last von großen und kleinen Lügen; aber ob nun jeder Tag wieder ein Dutzend oder Schock neuer Erfindungen der haßerfüllten Verleumdungssucht hinzufügt oder nicht, das ändert an diesem Total-Eindruck nur mehr wenig.

Man muß endlich den Einfluß dieser Preßmeute überhaupt nicht so sehr überschätzen. Es nehmen nicht alle Menschen ihr Gebell so schrecklich ernst, als der genaue Kenner unserer Zeitungswelt es thut. Und er kann sich doch einigermaßen damit trösten, daß sich ein Theil dieser Widersprüche auch in der Seele des minder gründlichen Lesers gegenseitig aufhebt, er nicht mehr alles Gelesene so ohne weiters für baare Münze nimmt. Der Respekt vor dem gedruckten Worte hat bereits sehr abgenommen; und nur wo der Reiz der Neuheit besonders die unerfahrene Jugend und den minder gebildeten Theil der Leser noch gefangen hält, ist der Einfluß der Presse so tiefgehend, als man sonst im allgemeinen voraussetzen sollte.

So unwahrscheinlich, so optimistisch es daher klingen mag, das Wort: „Die freie Presse heilt die Wunden, die sie schlägt" — hat etwas Wahres in sich. Diese Gattung Presse hat in ihrer Entartung bei rechtlich und vernünftig denkenden Menschen sich schon so sehr bloß gestellt, ihren Ruf schon so tief geschädigt, daß ihr Einfluß im Abnehmen ist.

Wer hätte zur Zeit, als der blutdürstige Circuspöbel des alten Rom noch sein „Christianos ad leones" brüllte, als selbst die vergleichsweise besser denkenden Machthaber des heidnischen Weltreiches noch im Christenthum den Feind des Staatswesens sahen, daran gedacht, daß dieses Christenthum jenen Pöbel und diese Machthaber noch längst überdauern, sie besiegen und Rom zum Mittelpunkte der christlich

erneuerten Welt machen wird? Und doch geschah es so. Der ganze Wust dummer und böswilliger Lügen, wie daß die Christen einen Eselskopf anbeten, Kinder fressen, bald an einer Ueberschwemmung oder Hungersnoth, bald am Brande Roms oder sonst an einem Unglücke schuld gewesen seien, hat sich verloren. Die Wolken sind zerflossen vor der Sonne der Wahrheit.

Und so wird es auch sein mit den neueren und neuesten Ausgeburten der Hölle, welche der papierenen Großmacht der kirchenfeindlichen Presse sich bemächtigt haben. Auch sie werden — vielleicht früher als man es heute noch glaubt — in den Abgrund gestürzt sein. Man werde nur nicht müde die Wahrheit zu sagen, das Gute zu thun. Das Böse bricht früher oder später in sich zusammen, wie ein Balken an seiner eigenen Schwere.

Man versplittere daher nicht zu viel Zeit mit allzuviel Polemik gegen die Schwarmgeister unserer Tage, mit der Berichtigung jeder einzelnen Lüge, mit der Verfolgung jeder einzelnen Verleumdung, oder gar mit der überflüssigen Widerlegung jeder unsinnigen Meinung; der gewissenlose Verbreiter der letzteren glaubt ja in vielen Fällen selbst nicht daran, sondern tischt sie nur seinem schwachsinnigen Publikum auf, und lacht sich ins Fäustchen, wenn ernsthafte, ehrenwerthe Leute ihn ernst nehmen.

Man überschätze das Zeitungswesen nicht und vergesse im Lesen wie im Schreiben ob der Tagesblätter nicht die Fachblätter und Bücher. Man verfalle nicht in die Selbsttäuschung der protestantischen Missionsgesellschaften, welche glauben, daß mit dem Hinauswerfen von so und so viel tausend Bibeln das Evangelium gepredigt sei, und die Millionen von Traktätchen schon ebenso viele Bekehrte bedeuten.

Von vorne herein ist der verderbliche Einfluß der schlechten Presse um so größer, da sie allen Leidenschaften schmeichelt, dadurch erklärt sich ihr Einfluß; aber in diesem Einflusse kann die christliche Presse sie niemals überflügeln;

und ihr Einfluß wird durch die gute Presse allein überhaupt nicht aufgewogen. Hier ist das lebendige Wort, vor Allem jedoch das Beispiel, die zielbewußte kraftvolle That die Hauptsache. Zu dieser rastlos auffordern, zum Guten begeistern, den besser Gesinnten Muth einflößen, damit sie gegebene Thatsachen schaffen, sie richtig und genau informiren über die Vorgänge und Aufgaben der Gegenwart, das ist die Hauptaufgabe der christlichen Presse; ihre Mission ist es, in den weltlichen Dingen den Weg zu bereiten im Sinne der christlichen Weltanschauung, als Stimme des Rufenden im wüsten Treiben unserer Tage.

Aber die Erlösung bringt, auch gerade wieder in weltlichen Dingen, erst die gegebene Thatsache. Also: die Gerechtigkeit und Weisheit der Regierung, beziehungsweise der Gesetzgebung und Verwaltung im Großen wie im Kleinen, die sociale Reform, das in Dienst nehmen aller technischen und commerciellen Fortschritte, die menschenfreundliche, gemeinnützige Thätigkeit auf jedem Wirthschaftshof, in jeder Werkstätte und Fabrik, in jedem Geschäft, im Handel und Verkehr, im eigenen Hauswesen, in Familie und Schule.

Nicht die Ueberschätzung der Presse — der guten wie der schlechten — als das treibende Agens des gesammten öffentlichen Lebens unserer Zeit, wohl aber ihre richtige Schätzung als einer der Faktoren desselben, führt zum Ziele.

v. Manndorff.

VI.

Malerpatrone und Malerwappen.

Als Patrone der Maler wurden verehrt der hl. Evangelist Lukas und, namentlich am Rhein, der hl. Evergistus, Bischof von Köln. Lukas ist der Verfasser des dritten Evangeliums und der Apostelgeschichte; über seine Lebensumstände geben letztere und die Briefe des Apostels Paulus einige Nachrichten. Nach Hieronymus war er im Heidenthum geboren und stammte aus Antiochien. Seinem bürgerlichen Berufe nach war er Arzt; im Briefe des hl. Paulus an die Kolosser (4, 14) heißt es: „Es grüßt euch Lukas der Arzt". Auch will man in seinen Schriften mehrere Spuren, welche dieses wahrscheinlich machen, finden, z. B. technische Bezeichnungen einzelner Krankheiten.

Nach der Ueberlieferung hat er auch der Malerkunst sich gewidmet, und man zeigt in Italien noch mehrere Bilder der Mutter des Herrn, die unter dem Namen ‚Lukasbilder' bekannt sind. Merkwürdige Nachrichten über ihn gibt Katharina Emmerich (Leben Jesu 1, 151), denen zufolge Lukas, dem es schon gar nicht einleuchten wollte, daß der Heiland mit so geringen Leuten umging, weder ein Jude noch ein Heide war; wie sie ihn schaute, war er ein Gelehrter, der überall herumhorchte; er war mehr jüdisch als römisch gekleidet, hatte in Aegypten studirt, war Arzt, sammelte Kräuter, malte auch Götzenbilder, die er nach Aegypten schickte, trat aber nach vielem Umgange mit den Jüngern Jesu fest zu ihrer Schaar über. Daß Lukas Maler war, ist schon deßhalb wahrscheinlich, weil,

wie Kreuser aus den vielseitigen Werken des Galenus nachweist, die alte Arzneikunde des Zeichnens kundig war.

Auf Kirchenbildern wird der hl. Lukas dargestellt im Begriffe, sein Evangelium zu schreiben, oder er malt das Bild der seligsten Jungfrau, oder es ist eine Staffelei, Malergeräth, das Bild der hl. Gottesmutter als Abzeichen gewählt. Als Symbol hat Lukas auf seinen Bildern das geflügelte Opferrind, weil sein Evangelium mit dem Opfer des Zacharias beginnt. Dieses Abzeichen erscheint deßhalb wohl als Schildhalter des Malerwappens, so auf einem von Johann Amman stammenden alten Holzschnitte.

Lukas wird seit alter Zeit verehrt als Patron der Aerzte und der Maler. Nach Menzel (‚Symbolik') und Stadler (‚Heiligen-Lexikon') ist er auch Patron der Glaser; doch der Grund dieses Patronates kann von ihnen nicht angegeben werden. Menzel schreibt in seiner Symbolik: „Warum Lukas Patron der Glaser ist, weiß ich nicht". Zur Lösung dieser Frage ist ein Versuch gemacht in der Schrift „Die Schutzheiligen" (Paderborn bei Schöningh), worin es S. 228 heißt: „Vielleicht ist folgende Deutung annehmbar: Für das Verständniß der in Deutschland üblichen Patronate ist die Zunftgeschichte eine ergiebige Quelle. Oft waren mehrere Handwerke zu einer Zunft vereinigt, und es erhielten dann die in einer solchen sogen. ‚ungeschlossenen' Zunft vereinigten Gewerbe denselben Schutzpatron den sie auch beibehielten, als sie sich trennten. So hatten die Weber die Heiligen Crispinus und Crispinianus als Patrone, weil sie vielenorts früher mit den Schuhmachern in derselben Zunft vereinigt waren. Im Hessischen hatten die Zimmerleute den hl. Stephanus zum Patron, da sie früher, z. B. zu Fritzlar, mit den Maurern eine Baugilde bildeten; die Maurer aber hatten von Alters her das Patronat des hl. Stephanus erwählt, der auf seinen Bildern Steine als Abzeichen hat. In Frankreich und Belgien verehrten die Bader die hl. Cosmas und Damianus, die Patrone der Aerzte, weil sie wegen der Uebung der niederen Chirurgie sich zu letzteren rechneten. In Deutschland hatten die Uhrmacher den Apostel Petrus zum Patron erwählt, weil die ersten Uhrmacher, z. B. Peter Hele, der Erfinder der ‚Nürnberger Eierlein', Kunstschlosser

waren, die den Apostelfürsten als Patron verehrten, da er die Schlüssel als Abzeichen auf seinen Bildern hat. Wenn also Maler und Glaser an einzelnen Orten dieselbe Zunft bildeten, was ja bei Ausbildung der Glasmalerei leicht geschehen konnte, so erhielten auch die Glaser den hl. Lukas als Patron. Das ist aber wiederholt der Fall gewesen, z. B. in Augsburg und Würzburg, wie bei Niedermayer (Kunstgeschichte Würzburgs S. 104) zu ersehen ist".

Am Rhein wurde der heilige Bischof Evergistus von Köln als der Patron der Maler verehrt; sein Gedenktag ist der 24. Oktober. Er war geboren zu Tongern in der belgischen Provinz Limburg und wurde von dem Kölner Bischofe Siverinus erzogen, zu dessen Nachfolger er erwählt wurde. Als Oberhirt des Kölner Bisthums schmückte er die St. Gereonskirche zu Köln mit solcher Pracht, daß man sie fortan „zu den goldenen Martyrern" nannte. Als er hier einst, so erzählt die Legende, die Versikel betete: „Es frohlocken die Heiligen in Herrlichkeit", ertönte ihm vom Himmel her die Antwort entgegen: „Und sie freuen sich in ihren Wohnungen". Zur Erinnerung daran wird noch heute in St. Gereon, wenn an den Festen der heiligen Martyrer jene Versikel gesungen wird, vom Chore die Antwort ausgelassen. Als Evergistus in seinem Heimatlande das Christenthum predigte, starb er als Martyrer; sein letztes Gebet war der Psalmenvers: „Du, o Gott, nimmst mich auf; Du bist meine Ehre und erhebst mein Haupt". Abgebildet wird er als Bischof mit dem Schwerte, dem Martyrerzeichen. Sein Reliquiarium ist in St. Peter zu Köln; es sind ihm in der Erzdiöcese Köln geweiht die beiden Pfarrkirchen zu Plittersdorf und Breuig.

Als Patron der Maler ist Evergistus wohl deßhalb erwählt, weil er die Kölner St. Gereonskirche mit so großer Pracht ausschmücken ließ. Ein altes Siegel der Schilderer-Zunft zu Köln an einer Urkunde vom Jahre 1596 zeigt den hl. Evergistus, als Bischof gekleidet, mit Stab, Inful und Pallium, vor sich haltend einen Wappenschild, worin zehn kleine Schildlein in vier Reihen (4. 3. 2. 1. gestellt) erscheinen; dasselbe ist abgebildet bei Grenser, Zunftwappen Tafel XV. Im Siegelfelde steht die Inschrift: S. Evergistus. Die Um-

schrift des Siegels lautet: S. Comvne Fraternitatis Clipeatorum Civitatis Colonien. In der Urkunde selbst findet sich folgende Erläuterung: „Von den Schilderen, mit den Ampten zu uns verbunden und wir mit yn, mit namen Wapenstickern, Sadelmachern und Glaysswirkeren". Auch bei Pomerius, Magdeburger Chronik 1587, werden diese drei Gewerbe in Verbindung gebracht und vereint genannt.

Schilderer hießen die Verfertiger der Schutzwaffe früherer Zeiten, des am linken Arme getragenen Schildes, der gewöhnlich aus Holz geschnitzt und mit Leder überzogen war. Mit den Schilderern eng verbunden waren im Mittelalter die Maler, weil diese die Schilde mit heraldischen Bildern bemalten, weßhalb sie auch oft „Schilder", „Schilderer" genannt wurden. Die berühmte Vereinigung niederländischer Maler, die namentlich im 17. Jahrhundert zu Rom blühte, hieß „Schilderbent". Kaiser Karl IV. soll den Schilderern zu Prag zum Unterschiede von den Malern, die drei Schildlein im Wappen führten, statt der drei Schildlein deren neun verliehen haben. Diese unbegründete Sage mag wohl davon entstanden sein, weil die Schilderer in Prag neun Schildlein im Wappen führten.

Was bei St. Lukas nachgewiesen wurde, daß verwandte Zünfte denselben Patron erwählten und daß namentlich die Angehörigen einer niederen Zunft gern den Patron der verwandten höheren Zunft in Anspruch nahmen, das ist auch bei den Patronaten des rheinischen Malerpatrons Evergistus zu erkennen. So schreibt Grenser, „Zunftwappen" S. 11: „Die Anstreicher führten im Wappen eine Mauerkelle zwischen zwei aufrecht gestellten Pinseln; die Kelle deßhalb, weil sie auch Verputz verfertigten oder ihn wenigstens ausbessern mußten. So auf einem Epitaph des Meisters Georg Baier zu Nürnberg † 1588 (Germanisches Museum daselbst). Als Schutzheiligen verehrten sie, gleich den Malern und Glaswirkern, den Martyrer und Bischof Evergistus von Köln († 418) der mit dem bischöflichen Gewande bekleidet dargestellt wird". Auch die Glaser verehrten vielenorts den hl. Evergistus als Patron (Grenser S. 41). Ihre Insignien zeigen ein gothisches Kirchenfenster, darunter einen Maßstab und unter diesem einen Glaserdiamant mit einer Handhabe, beide Instrumente quer gelegt.

Das Wappen des Glaseramts zu Rostock, wie es sich dem im Jahre 1632 begonnenen Glaser-Amtsbuche als Titelblatt vorgemalt findet, zeigt ein vollständiges Wappen mit Schild, Helm und Kleinod. Im blauen Schilde ein rother Querbalken, darin zwei gekreuzte blaue Stifte, oberhalb des Querbalkens zwei, unterhalb ein kleines weißes Schildchen. Die drei Schildlein, denen man in den Glasersiegeln oft begegnet, ebenso die Wahl der Malerpatrone Lukas und Evergistus seitens der Glaserzunft sollen die Verwandtschaft der Glaser mit den Malern anzeigen und veranschaulichen, wie sie im Mittelalter häufig bestand. Denn damals war die Glaserei mehr als ein bloßes Handwerk; sie war mit der Malerei enge verbunden; aus den Werkstätten der Glaser gingen jene farbigen gemalten Fenster hervor, die dem Wohn- und Zunfthause, den Kirchen und Kapellen einen so stimmungsvollen Schmuck verliehen (Warnecke, das Künstlerwappen S. 17). So waren z. B. die Glaser und Maler zu Rostock zu einem Amte vereinigt, wie es in Süddeutschland zu Augsburg und zu Würzburg der Fall war.

Das Malerwappen in Deutschland zeigt im rothen Schilde drei kleine silberne (weiße) Schildlein, zu 2 und 1 gestellt. Die Künstlerschaft in Frankreich hatte drei gelbe Schildlein im blauen Schilde, die in den Niederlanden drei weiße Schildlein im blauen Schilde. Man hat wohl in sinniger Weise das Malerwappen symbolisch zu deuten versucht, indem man die 3 silbernen Edelschilde als Gleichnißbilder der 3 edeln Künste erklärte, wie sie der Zeitfolge nach auftraten: Architektur, Sculptur und Malerei. Warnecke hat im Jahre 1887 eine reich ausgestattete Monographie über das Künstlerwappen herausgegeben, in der er den Ursprung und die Entwickelung jenes Wappens an der Hand zahlreicher Urkunden untersucht und als Ergebniß dieser Forschungen feststellt, daß das Malerwappen schon im 14. Jahrhundert als redendes Wappen der Schilderer im Gebrauche war. Aus freier Wahl der Vorfahren hervorgegangen, hat es sich von Geschlecht zu Geschlecht vererbt. Ursprünglich standen im Wappen der Zunft weder die Zahl der Schildlein fest, noch stimmen immer die Wappenfarben. Später kamen durch Gewohnheitsrecht die Farben roth und weiß als vorherrschend

auf. Auch ein vollständiges Wappen — Schild mit Helm, Helmschmuck und Helmdecken — taucht schon im 15. Jahrhundert als Zunftwappen der Maler auf: in rothem Felde die drei Schildlein, als Helmzier eine menschliche (meist weibliche) Rumpfgestalt, welche zwischen zwei Dammhirschschaufeln auf der Helmkrone emporwächst. Warnecke weist nach, daß dieses Abzeichen nichts anderes vorstellen soll als ein im Mittelalter so beliebtes „Geweihluster-Figürchen." Letztere kamen im 13. und 14. Jahrhundert vielfach vor, pflegten von den Schildnern bemalt zu werden, und deshalb erkoren sich diese eine solche Figur als Zunftkleinod.

In der Dreizahl kommen die Schildlein als Emblem der Malerzunft schon in einem Glasfenster am nördlichen Seitenschiffe des Münsters zu Freiburg i. B. vor, welches sich dort schon seit dem Jahre 1350 wohl erhalten vorfindet. Die Schildlein erscheinen hier weiß auf rothem Grunde; es sind diese Farben also als die ältesten des Malerwappens nachgewiesen. Auch in „Sancti Christopheri am Arlberg Bruderschaftsbuch", einem alten Wappencodex des Wiener Haus-, Hof- und Staatsarchivs, findet sich nach Grenser das Künstlerwappen mit den drei Schildlein schon mehr als ein halbes Jahrhundert vor der Geburt des Kaisers Maximilian I. von Malern aus Hall, Brünn, Wien, Innsbruck u. s. w. angewandt und eigenhändig eingezeichnet und zwar die Schildlein sowohl in rothem als blauem Felde. Eine dieser Eintragungen trägt das Datum 1400. Es ist also eine irrige, wenn auch weit verbreitete Annahme, daß Kaiser Maximilian I. dem großen Nürnberger Maler Albrecht Dürer die drei Schildlein zuerst als Wappen gegeben und daß von diesem die ganze Künstlerschaft dieses Wappen erhalten habe. Allerdings hat Kaiser Maximilian dem berühmten Nürnberger Meister im Jahre 1512 ein persönliches Wappen verliehen: im Schilde eine zweiflügelige geöffnete Thür, von Dürer in meisterhafter Zeichnung für den Holzschnitt ausgeführt. Dieses Wappen Dürers steht als ein „redendes" zu seinem Geschlechtsnamen in Beziehung.

Nach einer anderen unverbürgten Sage hat Kaiser Sigismund am 14. Juli 1414 den Streit der Straßburger Künstlerschaft, vertreten durch die beiden Brüder Johann und Wenzel

Junkher, und den Reichsgrafen von Rappoltenheim, die den gleiche Wappen führten, zu Gunsten der Künstlerschaft entschieden. Eine ansprechende poetische Darstellung des Straßburger Wappenstreites zwischen den Rappoltheimern und den Junkhern, das „Künstlerwappen" von dem Düsseldorfer Maler Moritz Blankartz, findet sich im Düsseldorfer Künstleralbum für 1875.

Darfeld (Westfalen). Dr. Heinrich Samson.

VII.

Die englische Flotte unter Königin Elisabeth.[1]

Unter den zahlreichen Werken, die von spanischer und englischer Seite über die englische Flotte unter der Königin Elisabeth 1558—1603 erschienen sind (wir nennen hier nur die Werke Duro's, Laughtons, Oppenheims) gebührt vorliegendem Buch der Ehrenplatz. Durch Zurathziehen der Calendars of State Papers, der Navy Records, der Veröffentlichungen der Royal Manuscript Commission hat Verf. zahlreiche Irrthümer seiner Vorgänger zu berichtigen vermocht. Keiner hat so klar nachgewiesen, daß die Niederlage der „Unbesieglichen Armada", weit entfernt die spanische Seemacht gänzlich zu vernichten, vielmehr zur Bildung und Ausrüstung tüchtiger Flotten geführt hat, daß andererseits England schon unter Heinrich VIII. den andern Mächten durch seine Flotte überlegen war. Von ihrer Thronbesteigung an bis herab auf die Gegenwart hat man Elisabeth Errungenschaften zu gut geschrieben, auf die sie gar keinen Anspruch hat. Sie soll unter großen Opfern durch Einziehung der alten Münzen und Prägung neuer den Aufschwung von Handel und Gewerbe veranlaßt haben. Faktisch trug ihr die Neuprägung einen Gewinn ein. Sie soll die englische

---

1) Drake and the Tudor Navy. With a History of the Rise of Englands Naval Power, by Julian Corbett. 2 Bände. XVI, 436, VIII, 488. 8°. London, Longmans. 1898. (24 sh.)

Flotte ins Leben gerufen und zum erstenmal den Plan, die Seeherrschaft zu erlangen, mit Consequenz festgehalten haben. Diesen Mythus zerstört Corbett mit unerbittlicher Strenge, indem er zeigt, wie Elisabeth in den ersten Jahren die Flotte verfallen ließ, und auch von 1569—79 nicht mehr als £ 8142 jährlich auf die Flotte verwendete. Es war dies eine Bagatelle, verglichen mit den Kosten der Landarmee.

Unter Edward VI. wurde die Flotte anfangs vernachlässigt, eben so unter Maria Tudor in den ersten Jahren ihrer Regierung, aber seit der Heirath mit Philipp von Spanien und durch ihn angeregt, interessirte sich die Königin lebhaft für die Ausbesserung der alten und den Bau neuer Schiffe. Maria hat nach Corbetts Urtheil in diesen letzten Jahren eben so viel für die Flotte geleistet, als Elisabeth in den zehn folgenden Jahren 1558—69. Weder Elisabeth, noch die großen Piraten Drake, Frobisher, Hawkins, welche Elisabeth gegen Spanien während der Zeit des Friedens losließ, haben die englische Flotte geschaffen und den kühnen Unternehmungsgeist im Volke geweckt, sondern die zwei ersten Tudors. Elisabeth trat eine reiche Erbschaft an und war von außerordentlichem Glück begünstigt, deßwegen haben unwissende Fanatiker, die mit demselben Unrecht in ihr den Vertreter des streitbaren Protestantismus sahen, sie als Begründerin der englischen Seemacht gefeiert; und doch hatte sie bis zuletzt keine Ahnung, welche gewaltige Waffe sie an ihrer Flotte besaß. Wir können die Ausführungen des Verfassers nicht im Einzelnen verfolgen, und wollen hier nur bemerken, daß Elisabeth gute Gründe hatte, wenn sie Philipp II. nicht auf's äußerste reizte. Manche Vorwürfe, die der Königin vom Verfasser und andern englischen Schriftstellern gemacht werden, sind unverdient, denn ihr Rechtsinn, der neben ihrer Gewissenlosigkeit in andern Punkten ganz gut bestehen kann, erlaubte ihr nicht, eine Eroberungspolitik zu befolgen, die manche ihrer Rathgeber vorschlugen.

Ueber Philipp urtheilt der Verfasser milder als die meisten Engländer. Manche seiner Fehler finden in den Zeitumständen ihre Entschuldigung; übrigens war Philipp II. vom Unglück verfolgt. Er verlor den Admiral Menendez, der einen Angriff auf England vorbereitet hatte, gerade als die Ausführung

stattfinden sollte, und Santa Cruz, der die große Armada zusammengebracht hatte. Ein Conglomerat von Nationen, wie das spanische Reich, war viel schwerer zu regieren, als die englische Nation. Der erste große Versuch, den Engländern zur See entgegenzutreten, wäre vielleicht gelungen, wenn Philipp einen tüchtigen Admiral gefunden hätte, dem sich die spanischen Kapitäne untergeordnet hätten. Erst nach der Seeschlacht bei Gravelingen sahen manche englischen Offiziere, die früher den Feind verachtet hatten, ein, einer wie großen Gefahr sie entronnen seien. Der englischen Flotte fehlte es bekanntlich an Munition, so daß sie ihren Sieg nicht ausnützen konnte, an Lebensmitteln und allem Nothwendigen, so daß viele Seesoldaten dem Hunger und den Krankheiten erlagen. Laughton hat die Schuld auf die königlichen Commissäre geschoben, Corbett macht die Königin verantwortlich und beruft sich hiefür auf das Zeugniß der englischen Kapitäne, jedenfalls hat die Königin ihre Pflicht grob vernachlässigt. Die englische Artillerie war der spanischen weit überlegen, war aber, wie Corbett zeigt, sehr schlecht bedient und richtete unter der feindlichen Flotte weit weniger Schaden an, als man bisher angenommen hat.

Francis Drake, der Held dieses Buches, ist eine seltsame Mischung von scheinheiligem Puritanismus und niedriger Gesinnung, der seine Habsucht und seinen Eigennutz unter der Maske des Patriotismus und der Liebe zu seiner Religion zu verhüllen pflegte und sich der allergrößten Verbrechen schuldig machte. Die Zerstörung der Macht Spaniens, die Eroberung seiner Colonien war der Plan seines Lebens, auf den indeß weder die Königin noch Burghley eingehen wollten. Nach dem Sieg über die Armada verließ das Glück Drake. Sein großes Unternehmen gegen Spanien endete ebenso unglücklich wie das der Armada. Nach seiner Rückkehr wurde er seiner Aemter entsetzt und fiel in Ungnade; seine letzte Expedition, an der auch Hawkins theilnahm, war gleichfalls vom Mißerfolg begleitet. Der frühzeitige Tod entzog beide Führer dem Zorn und Unwillen der Königin. Die Spanier hatten gelernt, wie man den englischen Flotten widerstehen könne.

VIII.

Die dreihundertjährige Erinnerung an die katholische Reform in Inneröſterreich.

(Schluß.)

Allein unter der freien Verkündigung des Evangeliums verſtanden die Proteſtanten eben auch die euphemiſtiſch genannten „Antitheſen", worin das Heiligſte der Katholiken als Götzendienſt, der Papſt als Antichriſt bezeichnet wurde. Es läßt ſich bei dieſen auf die Vernichtung des Katholicismus gerichteten Angriffen kaum begreifen, wie der Sprecher der proteſtantiſchen Landleute, der Landmarſchall Hoffmann, ſagen konnte: er nehme Gott zum Zeugen, daß ſie alle bisher nichts anderes gewünſcht, geſucht und begehrt hätten, als daß eine beſtändige gute Ruh' zwiſchen den beiden Religionen hergeſtellt werde (Loſerth 273). Nur wenn wir an die Grabesruhe für den katholiſchen Glauben denken, ſind dieſe Worte verſtändlich. Machen wir nun auch, um die beſonnenen Worte Hurters (Ferdinand II. Bd. I. 58) zu brauchen, die propagandiſtiſchen Beſtrebungen (es gibt gar keine Parteien ohne ſolche) den Anhängern der Neuerung nicht zum Vorwurf, ſo können wir noch weniger den Fürſten einen Vorwurf daraus machen, daß ſie derſelben entgegentraten. Als Karl, wie oben erwähnt, durch die Einſchränkung der Brucker Pacification dieſem „ungeſtörten Laufe des reinen Evangeliums" Einhalt thun mußte, wurde er offen des

Wortbruches beschuldigt und Tyrann gescholten. Um seine Verfügung rückgängig zu machen, schickten die protestantischen Landleute Gesandte an die Landschaften von Kärnten, Krain und Görz, nach Ober- und Niederösterreich, an den Kaiser und an die protestantischen Fürsten im Reiche. Karl wurde wirklich noch von demselben Landtage gezwungen, jene Einschränkung des Brucker Vertrages wieder aufzuheben, weil die protestantischen Landstände jede Geldbewilligung verweigerten. Auf dem Reichstage in Augsburg 1582 verklagten sie den Erzherzog beim Kaiser und den protestantischen Reichsfürsten. Das alles waren doch keine Thaten, welche die Treue und Achtung gegen den Landesfürsten bekundeten.

Als die Einführung der Kalenderreform 1583 von Karl verfügt wurde, fand diese Bestimmung aus religiösen Gründen Widerspruch. Loserth sieht auch hierin keinerlei Eingriff in die landesfürstlichen Rechte, sondern entschuldigt den Widerstand mit den Worten: „Auch die Kalenderreform wurde in jenen Tagen durchaus vom kirchlichen Standpunkte aus beurtheilt, und wenn es der Landschaft nicht leicht wurde, für die Reform (des Kalenders) zu stimmen, so hatte sie hierzu gewiß triftigere Gründe, als etwa den Widerspruch Hanbergers" (S. 441). Karl hatte aber doch sehr Recht mit seiner Meinung, er werde als ‚papierener Fürst' behandelt, wenn auf ein neues Dekret hin, die Kalenderreform müsse eingeführt werden, die protestantischen Landesverordneten erst bei ihrem Kirchenministerium anfragen, ob und wie weit man dem landesfürstlichen Befehle nachkommen dürfe. Das Werk stamme vom Papste, sei also abzulehnen. Als nun der Erzherzog den Widerstand durch Ankündigung einer Strafe von 1000 Dukaten zu brechen beschloß, die jeden treffen sollte, der in Worten oder Werken ungehorsam und freventlich dagegen handeln würde, so trat Hanberger mit bekanntem Eifer trotzdem gegen den verbesserten Kalender auf; ohne Verletzung des Gewissens könne er nicht Folge

leiſten. Die proteſtantiſchen Landſtände aber antworteten dem Erzherzog auf ſeine Strafandrohung hin, ſie ſähen nur Chriſtus, nicht aber den Papſt als Oberhaupt der Chriſtenheit an, ſomit könne ihm auch keine Macht über ſie zuſtehen. Solche neue, welſche Gebräuche (wie die Kalenderreform) kenne man hierzulande nicht. Es ſei kein Zweifel, daß auch dieſe vom Nuntius und ſeinem Anhang herkommen. Nur mit Unwillen erklären ſie ſchließlich, den Kalender anzunehmen, aber mit Strafandrohungen ſolle man ſie in Zukunft verſchonen.

Die Berufung auf das Gewiſſen, um einfache Regierungsmaßregeln von weittragender und nutzbringender Bedeutung zu vereiteln, erreicht hier doch bereits eine bedenkliche Höhe. Zur Entſchuldigung der Proteſtanten wollen wir gern zugeben, daß ſie nicht aus Bosheit, ſondern aus der wenngleich irrigen Ueberzeugung ſich widerſetzten, die Kalenderreform beeinträchtige ihr „Evangelium.“ Allein hiemit ſtehen wir eben vor der Hauptfrage: Hatte Karl ſowie ſein Nachfolger die Pflicht, ſolche irrige Anſichten zu berückſichtigen, welche in den Proteſtanten ein irriges Gewiſſen verurſachten, bezw. aus ihrem irrigen Gewiſſen hervorgingen? Verletzte er die Gewiſſens- und Glaubensfreiheit ſeiner Unterthanen, wenn er die öffentliche Verbreitung derartiger irriger Meinungen auch ſtreng religiöſen Charakters verhinderte? Die verneinende Antwort hierauf wird jedem durch die geſunde Vernunft und nicht durch ſophiſtiſche Haarſpalterei derart diktirt, daß ein ernſter Widerſpruch eben nur durch die Macht der vorgefaßten Meinung und eines irrigen Gewiſſens erklärbar iſt. Gewiſſenspflicht für Karl war nicht, den Irrthum öffentlich gewähren zu laſſen, ſondern für die Belehrung der Irrenden nach Möglichkeit zu ſorgen; blieb letztere erfolglos, ſo nöthigte ihn ſein Gewiſſen, trotzdem für die Wahrheit einzutreten. Die gegentheilige Behauptung führt auch in der Gegenwart zu Conſequenzen, die ſogar den denkfaulen Liberalismus in Angſt verſetzen, ohne ihn freilich für gewöhnlich

wenigstens zu bessern. Es ist eine Ungerechtigkeit, alle Anhänger der Socialdemokratie für boshafte Verbrecher anzusehen. Die wirthschaftliche Noth, welche zum großen Theile wenigstens durch eine ungerechte Vernachlässigung der sogenannten arbeitenden Klassen herbeigeführt worden ist, bereitet den Umsturzideen am erfolgreichsten den Weg in die Herzen. Soll nun deshalb, weil viele Socialdemokraten in ihrem irrigen Gewissen die ganze gegenwärtige Ordnung für ungerecht ansehen und jeglichem Königthum von Gottes Gnaden den Krieg erklären, heute jede Staatsregierung verpflichtet sein, diesem Gewissensbedürfniß der Socialdemokratie unbeschränkte Propaganda zu gewähren? Treten die Fürsten der Gegenwart als Tyrannen auf, wenn sie unter Umständen mit Gewalt verhindern, daß socialdemokratische Führer in der Ueberzeugung, eine „Gewissenspflicht" zu erfüllen, die Menge unter Majestätsbeleidigungen zum Aufstande gegen die bestehende Ordnung aufreizen? Auch die Anarchisten Caserio und Lucheni glaubten, eine „Gewissenspflicht" zu erfüllen, da sie ihren grausigen Mord vollbrachten. Die Staatsregierungen beeilten sich aber, diesem „pflichtmäßigen" Ausdruck anarchistischer Ueberzeugung energisch entgegen zu treten, und mit Ausnahme der Anarchisten selbst hat wohl jeder diese Maßregeln freudig als recht und billig begrüßt. Nur darauf haben die Einsichtigen hingewiesen, daß die Mörder, welche die Grundsätze des Anarchismus praktisch ausführen, vergeblich verfolgt werden, wenn jene vom Staate besoldeten Professoren an den Hoch- und Mittelschulen unbehelligt bleiben, die durch frivolen Hohn auf die ersten Principien der menschlichen Sittlichkeit, Gott, Willensfreiheit, Unsterblichkeit, den Anarchismus der studirenden Jugend einpflanzen.

Auch der Lehre Luthers half im 16. Jahrhundert die materielle Noth in Inneröſterreich die Wege bereiten.[1] Die

---

1) Martin Brenner 128—131.

proteſtantiſchen Herren benützten die allgemeine Unzufrieden- heit zur Förderung des „lauteren Wortes.“ Der ſittlich vielfach tief geſunkene Klerus half dazu auf doppeltem Wege. Einerſeits machte er das Volk, das zwiſchen Amt bezw. Lehre und Perſon ſchwer unterſcheidet, am Glauben irre, andrerſeits fielen nicht wenige Prieſter zu der „reinen“ Lehre des Evangeliums ab, um ihrer ſchimpflichen Verletzung der Cölibatspflicht den Schein der Ehrbarkeit zu verleihen. „Die vornehmſte Urſache zu dem Ausbruche der großen Bewegung im 16. Jahrhundert, die Deutſchland leider für immer (?) in zwei feindliche Hälften theilte, liegt auch in Inneröſterreich in den zahlloſen Gebrechen des Klerus.“ Dieſe richtigen Worte Loſerths (S. 15) haben in der Biographie Martin Brenners gleichfalls ihre eingehende aktenmäßige Beſtätigung erhalten. Um dieſem Uebel zu ſteuern, hatte alſo die kirch- liche und ſtaatliche Autorität die Pflicht, gegen den ſitten- loſen Theil des Klerus vorzugehen, wie wiederum von Loſerth (505) richtig betont wird. Daß dieſe Pflicht erfüllt worden iſt, ergibt ſich deutlich und klar aus den aktenmäßigen Be- legen Loſerths, der im übrigen dieſe Bemühungen um die Sittenverbeſſerung des Klerus nicht genügend zur Darſtellung bringt.[1]) Alle im „Anhang“ (S. 573 u. 574) mitgetheilten Einzelheiten, wobei bis ins Jahr 1307 zurückgegriffen wird, ſtellen der kirchlichen Obrigkeit das ehrende Zeugniß aus, daß ſie ihr Wächteramt nicht vergeſſen habe. Die meiſten dieſer Fälle des Concubinats von Klerikern kennen wir nur aus dem Einſchreiten der geiſtlichen Behörde dagegen. Was thaten aber die Anhänger der lutheriſchen Meinung zur Beſſerung dieſer gefallenen Prieſter? Sie machen dem Erz- herzog Vorwürfe deßhalb, daß er die kirchliche Behörde gegen

---

1) Die Gerechtigkeit fordert vom Geſchichtsſchreiber neben den be- laſtenden Zeugen auch entlaſtende zu erwähnen. So z. B. wäre der Hinweis auf Schielers „Magiſter Johannes Nider“ (Mainz 1885) S. 172 kein bloßer bibliographiſcher Aufputz geweſen.

dieselben einschreiten läßt. „Ohne Vorwissen der Herren und Landleute," so lautet ihre Klage, „fordert er (der Nuntius) die Pfarrer zu sich, nöthigt sie, entweder ihre Eheweiber, mit denen sie lange Jahre in Ehren (?) gehaust, ziehen zu lassen oder von ihren Pfarren zu weichen" (Loserth 370). Weil der Nuntius ein Italiener ist, wird diese Beschwerde noch dazu in die Form des verletzten Patriotismus eingekleidet und gegen „die fremden Nationen" im Lande gerichtet. Ferdinand II. hatte daher nur zu sehr Recht, wenn er den protestantischen Führern sagen ließ: „Sie möchten doch endlich einsehen, daß die jetzt herrschende Lasterhaftigkeit, über welche sie selbst oft klagten, nur in ihrer Neuerungssucht den Grund habe, weßhalb die Verbannung der Neuerer das beste Heilmittel sei" (Schuster 376). Erst dem energischen Eingreifen des Fürstbischofs Brenner gelang es übrigens, das tief eingefressene Uebel allmälig zu beseitigen.

Das Kapitel „Bischof Martins Bemühungen um die Reform des Klerus und des Gottesdienstes" (Schuster 552—581) ist eins der wichtigsten, um ein Schlußurtheil über die Bewegung zu fällen. Gemäß der sonderbaren Beschränkung seines Gegenstandes weiß natürlich Loserth hiervon nichts zu berichten.

Insbesondere wird indeß Karl II. und seinem Nachfolger Gewissensverletzung vorgeworfen, weil sie die öffentliche Verbreitung der protestantischen Lehre verhinderten, trotzdem die Protestanten von der Wahrheit derselben überzeugt zu sein glaubten. Am 23. April 1582 erhielten die Behörden der Stadt Graz den Befehl, das öffentliche „Religionsexercitium" in der protestantischen Stiftskirche abzustellen. Zu den beigefügten Worten des Erzherzogs: „Im übrigen gedenke der Erzherzog weder sie noch sonst Jemanden von der Bürgerschaft in seinem Gewissen zu beschweren," bemerkt Loserth (S. 375): „Daß diese Phrase nichts als eitel Blendwerk war, wird aus dem Folgenden klar werden: Wenn dem Protestanten der Besuch der protestantischen Predigt untersagt

wird, wenn er seine Kinder nicht nach seinem Ritus taufen lassen, das Abendmahl nicht von seinem Pfarrer nehmen, in der Todesstunde keinen geistlichen Zuspruch erhalten darf u. s. w., ist er dann nicht in seinem Gewissen beschwert? Der Stadtrath nahm dann auch gegen dieses Decret unverweilt Stellung; ... mit vollem Rechte nannte er dies Decret eine schwere Bedrängnis des Gewissens." Wer näher zusieht, dürfte unschwer entdecken, daß wir es hier nicht sowohl mit einer „Phrase" Karls II., sondern mit blendenden Phrasen des Prof Loserth zu thun haben. „Die Ansichten darüber, was eine Gewissensverletzung ist, waren offenbar bei den Katholiken andere als bei den Protestanten." In diesen weiteren ganz richtigen Worten Loserths (380) ist nämlich die Berechtigung zu Karls II. Vorgehen gelegen, der mit der Gewissensfreiheit noch lange keine Cultusfreiheit gestattet hat. Es fragt sich vor allem nur, welche Ansicht von der Gewissensverletzung die objektiv richtige war und ist. Die Protestanten aber brauchten keineswegs „subtile" Unterscheidungen, die den gewöhnlichen gesunden Menschenverstand übersteigen, zu machen, um einzusehen, daß Karl II. unter den damaligen Verhältnissen einfach seine klare und strenge Pflicht mit dieser „Bedrängnis" erfüllte. Freilich mußten sie dabei auf die klare und wahre Belehrung hören, um so dem Vorwurf zu entgehen, daß sie nicht wegen der Religion, sondern wegen ihres Ungehorsams Verfolgung litten. Daß die protestantische Predigt in der Stiftskirche mit ihren „pflichtmäßigen Antithesen" die bestehende kirchliche und staatliche Autorität vernichtete, ist doch wohl aus dem oben (S. 46 f.) Gesagten klar. Der Erzherzog sollte gestatten, daß „der antichristische Papst in Rom," der mit „dem tyrannischen Bluthund, dem Türken," auf eine Stufe als Hauptfeind der Kirche gestellt wurde (Loserth 520), und der katholische Gottesdienst als „Götzendienst" beständig gelästert würde; dies aber blos deshalb, weil die Protestanten ihre „Augsburgische Confession" für die allein richtige Religion hielten. Nun wußte

der Erzherzog damals so gut wie heute jeder unterrichtete Katholik, daß die Protestanten mit ihrer Meinung sich in einem groben und gefährlichen Irrthum befanden, der im besten Falle unverschuldet war. Damals wie heute waren die Protestanten außer Stande, den Beweis für die Wahrheit ihrer Meinung zu erbringen. Jede Belehrung wiesen sie nämlich damit ab, daß sie selbst vom heiligen Geiste genug erleuchtet seien. Anderen Sekten, die nach demselben Princip aus der heiligen Schrift sich einen anderen Glauben herausgelesen hatten, sprachen sie diese Erleuchtung ab. Von einer höheren Sendung oder einer Autorität konnte bei den Prädikanten nach ihrer eigenen Lehre keine Rede sein. Wie mit ihrem Glaubensprincip, so befanden sie sich in ihren einzelnen Lehrpunkten im inneren Widerspruch, der ihnen vom Erzherzog auf ihre Forderungen entgegengehalten werden konnte. Hatte nach ihnen „das Abendmahl" keinen Opfercharakter und gab es nur ein allen gemeinsames Priesterthum, so war ihre Forderung nach einem „Pfarrer, der ihnen das Abendmahl reichte," unverständlich. Mit Recht konnte ihnen gesagt werden, daß sie alle ihre Forderungen in der katholischen Kirche erfüllt fänden, von der sie ohne genügenden Grund abgefallen wären. In der That sagt Ferdinand in seiner Hauptresolution: die Spendung der Taufe, Copulirung der Ehen, der Empfang des Altarssacramentes von katholischen Priestern und in der katholischen Kirche könne den Landleuten nicht so widerwärtig sein, weil ja selbst nach der Lehre Luthers der rechte und wahre Usus dieser Geheimnisse auch in der katholischen Kirche gefunden würde.

Wie eingehend und klar den Irrenden die katholische Lehre, welche sie nach Ausweis ihrer „Antithesen" verdrehten, dargelegt wurde, ersieht man aus dem Traktat Martin Brenners über die Communion in einer Gestalt, der aus Predigten des Bischofs gelegentlich seiner reformatorischen Thätigkeit entstanden ist.[1])

1) Schuster, S. 815—829.

Demgemäß hat auch Karl II. und sein Sohn Ferdinand sein Recht und seine Pflicht zur Rekatholisirung Innerösterreichs keineswegs zuerst und allein aus dem an sich verwerflichen Satze: Cuius regio eius religio abgeleitet. Wo er denselben anführt, argumentirt er ex concessis. Vielmehr beruft sich Ferdinand in seiner „Hauptresolution“ auf die offenkundige und durch die rechtmäßige kirchliche Autorität erwiesene Hinfälligkeit der lutherischen Lehre.

„Was die“, so heißt es darin, „anno 1530 Kaiser Karl V. übergebene Augsburger Confession betreffe, so sei dieselbe in den meisten Artikeln irrig, falsch und verdammlich, der Heiligen Schrift und der approbirten Auslegung der Väter und Kirchenlehrer zuwider und auch von hochgedachter kaiserlicher Majestät, von dessen damals anwesenden Räthen und Theologen, endlich von dem folgenden allgemeinen Concile, an welches sie gewiesen worden, aufs stattlichste und gründlichste widerlegt worden. Hätten sie noch einen Zweifel hierüber, so könnten sie (die Stände) bei denjenigen sich Rath und Bescheid erholen, welchen von Gott die ordentliche Gewalt gegeben sei, die heiligen Mysterien zu spenden, die Schrift zu erklären und den ‚Aussatz vom Aussatze‘ zu unterscheiden. Se. Fürstl. Durchlaucht trage väterliches Mitleid mit den irrenden und verführten Landleuten, die so verblendet seien, daß sie über ihre Confession und das rechte Verständniß der Heiligen Schrift sich lieber von den ungeschickten und verführerischen Idioten und Prädikanten schändlich verblenden, als den wahren und gelehrten Theologen, Bischöfen, Prälaten und anderen Geistlichen, deren viele in diesem Lande sich befänden, unterrichten ließen ..... Die Prädikanten hätten trotz vielfältiger Warnungen und Verbote nicht unterlassen, wider die hohen und niederen Häupter der Christenheit, wider die geistliche und weltliche Obrigkeit öffentlich zu predigen, zu singen, zu beten, sie als Seelenmörder, Tyrannen und Herodes zu verlästern und die Jahrhunderte lang geübten Rechte der katholischen Landesherren, Vögte und Bischöfe durch ihre Predigten und anderen Akte sträflich und vermessen zu verletzen. Nicht einmal die Landesfürsten hätten sie mehr anerkannt, sondern sich bloß auf Gott referirt, der

allein über sie richten und urtheilen dürfe. Daher haben Se. Fürstl. Durchlaucht sich gezwungen gesehen, die Vermessenheit dieser falschen Prädikanten einmal zu compesciren, was durch kein anderes befugtes und dauernd wirksames Mittel besser hätte geschehen können, als durch Relegierung und Ausschaffung derselben aus diesen Erbländern ..... Die Unterscheidung der rechten Religion von der verführerischen Sekte stände nicht ihnen, sondern den rechtmäßigen, geistlichen Hirten des christlichen Volkes, und der Schutz derselben der weltlichen, landesfürstlichen Regierung zu. Den Landleuten aber und Unterthanen gezieme es nach der Heiligen Schrift und allen Rechten, den Erb und anderen schuldigen Pflichten zu gehorsamen und über die geistliche und weltliche Gewalt kein Urtheil sich anzumaßen".

Diese klaren Worte lassen auch „einem modernen Menschen jene Zeit nicht mehr räthselhaft" erscheinen, noch gestatten sie einen Zweifel darüber, auf welcher Seite das Recht zu suchen sei. In ihrer Erwiderung auf Ferdinands Hauptresolution beschränken sich die protestantischen Stände darauf, den Worten des Erzherzogs zu widersprechen. Anstatt die Autorität ihrer Prädikanten zu beweisen, sagen sie: Dieselben seien keine hergelaufenen Leute und Idioten, sondern wohl studirte und approbirte Männer. Sie (die Protestanten) könnten auch bezeugen, daß die Prädikanten wider Gottes Wort nicht excedirt, sondern nur die Antithesen hervorgehoben hätten.

War die Rekatholisirung Innerösterreichs rechtmäßig und wohlbegründet, so kann auch aus ihrer thatsächlichen Durchführung kein Vorwurf gegen Ferdinand und Fürstbischof Brenner, die hierbei vor allem in Betracht kommen, erhoben werden. Aus Graz wurden die Prädikanten entfernt und die Rekatholisirung im Lande durchgeführt, ohne daß ein Tropfen Blut dabei vergossen worden wäre. Auch hiervon können wir selbstverständlich in Loserths Werke nichts erfahren. In der Hauptsache hat also Professor Loserth die

Geschichte der kirchenpolitischen Kämpfe in Innerösterreich viel mehr ins Dunkel versetzt, als aus dem Dunkel heraustreten lassen.[1])

Desto verdienstlicher hat dagegen der gegenwärtige Fürstbischof von Seckau mit seinem Charakterbilde seines Vorgängers einen wirklichen Fortschritt in der wahrheitsgetreuen Erforschung jener Zeit begründet. Es muß als ein sehr günstiger Umstand bezeichnet werden, daß Loserths Werk bei der Abfassung der Brenner-Biographie noch nicht vorlag. Andernfalls wäre der Verfasser genöthigt gewesen, durch die

1) Wie die antikatholische Tendenz des Verfassers zu Ungunsten der historischen Wahrheit in Einzelheiten hervortritt, mag aus folgenden Beispielen sich ergeben. S. 224 findet sich der Satz: „Das Erbauungs- und Bildungsbedürfniß ist eben in den protestantischen Edelhäusern ein größeres (als in den katholischen), ja auch im Hause des Bürgers und selbst des Bauers". Um eine so allgemeine Behauptung zu wagen, genügt doch der Hinweis auf das Ausseer Specialarchiv keinenfalls, zumal aus den angeführten Beispielen nicht klar ist, wie viele Bücher die einzelnen Besitzer noch aus der katholischen Zeit besaßen. Völlig hinfällig wird aber der Satz durch den Hinweis auf die Bücherschätze der Bibliotheken aller christlichen bezw. katholischen Völker des Occidentes aus dem M. A. und insbesondere aus dem 14. und 15. Jahrhundert. Die für jene Zeit großartige Bibliothek Martin Brenners (Schuster 757–764) konnte im Interesse unparteiischer Geschichtsschreibung hier nicht unerwähnt bleiben. — S. 562 wird die wichtige Quellenschrift des Propstes Jakob Rosolenz aus dem Jahre 1607 „großentheils erlogen" genannt und S. 563 Hurter deßhalb, weil er diese Berichte benützt, der Tendenz beschuldigt, „den Protestanten eins am Zeug zu flicken". Den Beweis für diese Verdächtigung zweier wahrheitsliebender Schriftsteller sucht man vergeblich, denn die Differenz, welche in dem S. 563 angeführten Beispiele zwischen dem Rosolenz'schen Berichte und dem der Erzherzogin Maria besteht, läßt sich nach den Grundsätzen der gesunden Kritik unschwer erklären, ohne daß man mit Loserth „eine abscheuliche Verdrehung des Sachverhaltes" anzunehmen brauchte.

Auseinandersetzung mit der Loserth'schen Darstellung seinem Werke oft einen polemischen Anstrich zu geben, der nun glücklicher Weise demselben fehlt. Andrerseits lernt man erst durch die Vergleichung beider Werke die Ausführlichkeit der Arbeit F.-B. Schuster's dankbar schätzen. Denn wenn dem Leser der letzteren die Person Martin Brenners öfter über der Schilderung der Zeit- und Ortsverhältnisse aus den Augen verschwindet, so erscheint dies gerade gegenüber der Loserth'schen Einseitigkeit zum vollen Verständniß der damaligen Kämpfe nothwendig. Während demnach Martin Brenner's Biographie Loserth's „Reformation und Gegenreformation" entbehrlich macht, kann der Leser des letzteren Werkes das ergänzende und berichtigende Studium der Arbeit F.-B. Schusters nicht entbehren.

Die österreichischen Verhältnisse in der Gegenwart lassen es noch als eine besonders gelungene That begrüßen, daß der gelehrte und seeleneifrige F.-B. Schuster „das Licht aller Bischöfe deutscher Nation," wie Martin Brenner genannt worden ist, gerade jetzt auf den Leuchter gestellt hat. Auch in friedlichen Tagen wäre dieses Denkmal höchst zeitgemäß gewesen, das die Erinnerung an viele noch bestehende Einrichtungen auffrischt, die der energische Bischof Martin vor 300 Jahren getroffen hat. Indeß hat die sociale Noth wie überall so namentlich auch in Oesterreich innere Kämpfe heraufbeschworen, welche an die wirthschaftliche Nothlage jener Zeit erinnern. Daneben ist der Nationalitätenhader im Habsburgerreiche entbrannt, dem von einigen fanatischen Deutschen in frivoler Weise auch ein religiöser Anstrich gegeben wird. Es ist nun höchst interessant, wie trotz so großer Verschiedenheit der Verhältnisse von damals und jetzt, insbesondere in der Steiermark die treibenden Kräfte auf Seiten der Abfallsbewegung von der katholischen Kirche denselben Charakter offenbaren wie zu Brenners Zeit die Protestanten.

Die Seckauer Diöcese hat seit der Erhebung Oesterreichs aus der Josephinischen Unterjochung nur hervorragende Bischöfe

gehabt. Wie der Reformator Martin Brenner ein geborener Schwabe aus Dietenheim bei Ulm war, so kam der Reformator für Seckau in diesem Jahrhundert, Roman Zängerle (1824—1848), dem die Diöcese noch eine Biographie als Dankespflicht schuldet, aus Schwaben, geb. zu Kirchberg bei Ulm. Seine Nachfolger, zuerst der hochgelehrte und fromme spätere Cardinal Othmar von Rauscher (1849—1853), dann der liebreiche steirische Graf Ottokar von Attems (1853—1867) haben Zängerles Werk fortgesetzt, dem der glaubensstarke Tiroler mit der erstaunlichen, nimmermüden Arbeitskraft, Johannes Zwerger (1867—1893), die Krone aufgesetzt hat.[1])

Fürstbischof Leopold Schuster hat aus Zwergers Händen den Bischofsstab übernommen, um eine in jeder Beziehung wohlgeordnete Diöcese zu regieren. Es wäre eine abscheuliche Verleumdung, wenn man den steirischen Klerus der Gegenwart nach Gesittung und Bildung auch nur entfernt dem vergleichen wollte, welchen Brenner reformiren mußte. Die „Los von Rom"-Bewegung, welche in der lügenhaftesten Weise auch in Steiermark betrieben und von den protestantischen Pastoren auf alle Weise geschürt wird, findet daher im Klerus keinerlei Unterstützung. Nur der Abhub der sog. Gebildeten in religiös-sittlicher Beziehung in den Städten und Marktflecken, der in seiner Indifferenz der Bewegung keine wirkliche Förderung zu geben vermag, zeigt sich zum Abfall bereit. Gleichwohl werden in den glaubens- und kirchenfeindlichen Tagesblättern dieselben Phrasen gegen Rom, den Papst, die Jesuiten, die Pfaffen gebraucht, welche vor 300 Jahren zu hören waren. Protestantische Pastoren wetteifern mit den socialdemokratischen Führern, die „Los von Rom"-Bewegung zu unterstützen.

In solcher Zeit ist es kein geringer Trost für den bischöflichen Biographen und Nachfolger Martin Brenners, daß

1) Vgl. Franz v. Oer, Fürstbischof Johannes Bapt. Zwerger von Seckau. Graz 1897.

er die katholischen Steiermärker auf die bewährte Glaubenstreue hinweisen kann, welche seit der Rekatholisirung eine Zierde des schönen Landes gewesen ist. Möge die Steiermark in diesen Jubiläumsjahren sich ernstlich der Dankespflicht bewußt werden, worauf sie durch das dem unvergeßlichen Reformator Martin Brenner gesetzte monumentum aere perennius der Brenner-Biographie hingewiesen worden sind.

Mautern. A. Rössler

IX.

Die Ursachen des Bauernkrieges 1525.

Die Lage des Bauernstandes um 1500.

(Schluß.)

2. Auf den aufgekauften Gütern richteten die **Bürger** eine intensivere Wirthschaft ein, sie bauten Handelsgewächse und betrieben in den Wäldern eine regelmäßige Schlagwirthschaft. Die Bauern konnten damit nicht concurriren, da ihnen das Kapital fehlte. Wenn sie von der Stadt Kapital erhielten, so waren sie in der Regel verloren, da 30 bis 50% verlangt wurden. Deßhalb gab es schon mitten im 15. Jahrhundert starke Bewegungen gegen den Wucher, und der Renten- und Zinskauf wird in der aufreizenden Literatur, die dem Bauernkrieg voranging, viel behandelt.[1]) Der Rentenkauf war nicht bloß verhaßt wegen

---

1) Lamprecht, Deutsche Geschichte V, 88. Gothein, Westdeutsche Zeitschrift IV, 6. Auch Luther führt ihn unter den Schäden auf, die er in der Schrift an den christlichen Adel deutscher Nation 1520 behandelt. In der oratio vulgi von Wimpheling 1504 (neu herausgegeben Straßburg 1880) heißt es über die Wucherer:

der hohen Zinse, sondern weil es beim Zins nicht allein blieb. Nach allgemeinem Rechte durfte ohne Genehmigung des Rentenbesitzers keine Verfügung und keine Veränderung des Rentengutes getroffen werden. Aber die Rentenbesitzer machten auch Ansprüche auf grundherrliche Rechte, auf den Handlohn oder die Mutationsgebühr — im Gebiete der Reichsstadt Rothenburg betrug sie 5 % des Gutswerthes. Ja sie bedangen sich das Hauptrecht oder den Todfall aus.[1]) Deßhalb waren die Bauern der Städte nicht besser daran, als die der Grundherren.[2]) Die Städte dehnten die indirekten Steuern, das „Ungeld", das innerhalb der Mauern die Haupteinnahme der Städte bildete, auch auf ihr abhängiges Land aus.[3])

Nec enim sola paupertas neque solus labor nos angit, sed plerumque etiam ab importunissimis creditoribus raro absque annuo censu nobis in summa etiam egestate mutuantibus in ipso die sancti Martini (etiam si dominicus fuerit) citationibus et monitoriis abruimur, etiam si aestus, si pruina, si grando, si vermiculi sata et vineta nostra vastarint, a parochiae templo, a sacramentis, ab agris nostris, a pagis et oppidis excludimur et ut oves morbidae tandem prophanae tradimur sepulturae. Ich führe die Stelle wörtlich und unten noch einige Stellen an, da dieses Schriftstück noch wenig bekannt und verwerthet wurde.

1) Bensen, Geschichte des Bauernkrieges in Ostfranken S. 25. Auch die Klage des Predigers Sommer aus Sachsen kann hieher bezogen werden. Er sagt, daß die Voreltern der faulen Pflastertreter einst ein geringschätzig Geld auf die Aecker gethan haben und jetzt müssen die Bauern das Geld hoch verpachten und dürfen die Summe nicht zurückzahlen. (Janssen-Pastor, Geschichte des deutschen Volkes VIII, 108).

2) Bensen a. a. O. Es ist dabei zu bemerken, daß Bensen Pfarrer und Subrektor in Rothenburg war.

3) Auffallend ist, daß die Bauern sich nicht über die städtischen Bannrechte beklagen. Die Bauern mußten nicht nur ihre Werkzeuge und Waaren aus der Stadt holen, sondern dahin auch ihr Getreide auf den Markt führen. S. Schmoller in s. Jahrbuch f. Gesetzgebung 1896 S. 708 ff.

Noch verhängnißvoller wurde aber für die Bauern der städtische Handel. Es ist zwar nicht richtig, wenn man in dem kapitalistischen Handel die Hauptquelle der bäuerlichen Noth erblickt, aber schädlich genug wirkte er, wenigstens nach den Klagen der Bauern über Fürkauf u. a. zu schließen. Schon gegen Schluß des 15. Jahrhunderts begannen die Preissteigerungsgesellschaften ihre unheilvolle Thätigkeit, rissen den Handel namentlich mit Colonialwaaren, Safran, Pfeffer, Zimmt, sodann mit Zucker und Weinbeeren, endlich, was am tiefsten drückte, auch mit Metallen, Silber, Gold und Kupfer an sich und trieben die Preise in die Höhe. Doch wurden auch Bodenerzeugnisse aufgekauft, dem armen Mann um billiges Geld abgepreßt und um theures Geld wieder verkauft. Getreide wurde fast überall auf den Halmen, der Wein am Stocke, die Wolle auf dem Rücken der Schafe verkauft.[1])

Rentenkauf und Aufkauf haben einen großen Theil der bäuerlichen Erbitterung hervorgerufen und die Bauern verlangten daher die Abschaffung der großen Geld- und Handelsgeschäfte. Sie verlangten aber auch die Abschaffung der Zölle, welche die Kaufmannswaaren vertheuerten, und aller Geleitsrechte, einheitliche Münze und einheitliches Maß. Die Stimmung der Bauern war weit entfernt, den Kapitalismus als solchen für die Quelle allen Elendes anzusehen. Handel und Industrie wurde nirgends angefeindet und das städtische Wesen begegnete keiner all zu starken Abneigung. Es war weniger der kapitalistische, als der feudale Druck, der die Bauern zur Empörung trieb.

Die kapitalistische Entwicklung darf man sich nicht gar zu groß vorstellen. Es kommen hier vor allem einzelne internationale Häuser in Betracht, die für territoriale

1) Der Verkauf von Getreide wurde in Bayern verboten (Krenner, Landtagshandlungen 9, 23).

Schmerzen kaum verantwortlich sind. Die meisten Städte, in denen der Aufruhr vor allen gährte, waren mehr Bauernstädte und die Beschwerden der Unterthanen beziehen sich auf feudale Lasten. Nicht bloß die abhängigen Bauern, sondern auch Handwerker, Schmiede, Schuster beschweren sich über Handlohn, Hausrecht und Gilthühner und verlangen freien Holzschlag und freie Weide. Es gab nicht überall Großkapitalisten, deren Druck die Handwerker empörte.[1])

Die Bauern standen zu den Städten oft in freundlichen Beziehungen[2]) und — obwohl das kein Beweis dafür ist, daß die städtische Geldwirthschaft nicht manchmal unangenehm empfunden wurde — die Bauern wandten sich zur Stadt, um dort ihr Glück zu machen; wurden Handwerker oder auch Taglöhner.[3]) Der Großvater des Bartholomäus

---

1) Lenz, a. a. O. 400.

2) In dem Bamberger Wiegendruck „der Pauren Lob" ist der Marktverkehr zwischen Bauern und Bürgern anschaulich geschildert.

> Wolt got das man die paurn drauff weyst,
> das sie ire kinder liessen halten den pflug;
> der hantwercks leut sein sunst genug.

3) Deßhalb wurde bereits zu Anfang des 15. Jahrhunderts für die Aufnahme in die Bürgerschaft der Besitz eines bestimmten Vermögens verlangt, in Ulm z. B. 1417 300 Pfd Heller (Lamprecht, Deutsche Geschichte V, 69). Merkwürdig ist das Gebot des Herzogs von Bayern, die den Städten entlaufenen Bauern sollen dahin zurückkehren (Riezler III, 791). Dies stimmt nicht recht zu den sonstigen Erscheinungen. Nicht bloß Könige und Fürsten verboten die Landflucht, sondern von den Städten selbst aus wurden die Bauern vor Landflucht gewarnt. Deßhalb werden in dem eben angeführten „Bauernlob" die Bauern förmlich abgemahnt, ihre Söhne Handwerker werden zu lassen. „Wo yez die pawrn sune gewinnen, machens all zu hantwercks leuten, wer will hacken oder reuten? Lieben paurn freut euch meins wortz, es ist manch grober knortz, die in den steten bürger werden vnd meint, er sey ein furst auff erden vnd spottet vil der

Sastrow war Bauer gewesen und hatte ein ansehnliches Vermögen besessen. In demselben Dorfe saßen aber verarmte Edelleute, diese beneideten und verfolgten ihn. Daher zog er nach Greifswald. Sein Sohn heirathete eine Bürgermeistertochter und sein Enkel ging auf die Universität.

Die Städte unterstützten die Bauern in dem Kampfe gegen geistliche und weltliche Grundherren. Es war ähnlich wie einst in Italien, wo die Städte gestützt auf das Volk und gefördert durch das Papstthum den ghibellinischen Adel unterdrückten. Es war eine Episode in dem stillen oder offenen Kriege, den der Kapitalismus gegen den Feudalismus, der Kapitalgewinn gegen die Grundrente führte; nur fehlte in Deutschland der Erfolg, der den italienischen Städten beschieden war. Der städtische Kapitalismus war doch nicht mächtig genug. Der Bauernkrieg mißlang und ihm folgte der Zusammenbruch der großkapitalistischen Unternehmungen der Fugger und Welser. Damit war der feudalen naturalwirthschaftlichen Reaktion der Boden geebnet. Hätte der Kapitalismus gesiegt, so wären die Bauern vom Regen in die Traufe gekommen, es wäre ihnen noch übler ergangen. Sie wären Pächter geworden, wie die italienischen Bauern. So wurden sie nachmals zwar auch Pächter, aber doch mit dinglichen, ja erblichen Rechten.

Schon die Anfänge des Kapitalismus um die Wende des 15. Jahrh. zeigten, wohin die Richtung ging. Den ungünstigen

---

ackerleut, der ein schelm ist in seiner heut. Es were gut, das mancher ein paur blib, vil grosser sunde er vermid, die sunst all werden vollbracht bey tag vnd auch bey nacht mit muessig gen, trincken vnd mit essen, do mit wirt gottes hern vergessen. Die paurn kummen gen kirchen selten, doch lest sihs got nit entgelten". Besonders hervorzuheben ist die Gefahr, die dem zum Bürger gewordenen Bauern droht, daß er in der Stadt übermüthig wird und sein Hab und Gut vertrinkt. Daß die Bauern wenig zur Kirche gehen, ist auch eine merkwürdige Behauptung. Die Bürger gelten offenbar für religiöser, als die Bauern.

Einfluß des Kapitalismus hat schon Möser erkannt, und ihn zusammengestellt mit dem üblen Einfluß des römischen Rechtes. Janssen ist Möser gefolgt. Möser und Janssen haben gewiß Recht, nur darf man darüber die Grundherrschaft und die landesherrliche Entwicklung, die, wie wir noch hören werden, ebenfalls belastend wirkte, nicht vergessen. Kapitalismus und römisches Recht haben gewiß geschadet, aber mehr indirekt. Direkt wandten sich die Bauern gegen die Herrschaften, geistliche und weltliche, nicht gegen die Fugger und nicht gegen die Juristen. Wohl erbitterte auch die städtische Auskaufung und Auswucherung des Landes, aber es waren vielmehr die mit der städischen Entwicklung gegebenen höheren Kapitalbedürfnisse der Grundherren und die durch das veränderte Heerwesen bewirkten Steuernbedürfnisse der Landesherren, welche den Bauern am meisten ins Auge fielen.

Das römische Recht war nur ein Mittel, um schon vorhandene Tendenzen durchzuführen. Das Bestreben der Grundherren, die gemeine Mark sich anzueignen und ihr Obereigenthum über die hörigen Güter zu stärken, reichte tief ins Mittelalter zurück. Lange vor Einführung des römischen Rechtes herrschte die Tendenz, die Lage der verschiedenen Klassen der Bevölkerung einander zu nähern. Diese Tendenz hat allerdings bis ins 13. Jahrhundert dazu gedient, Leibeigene und Grundhörige besser zu stellen, aber bald nach dem 13. Jahrhundert zeigte sich die umgekehrte Richtung, und Freie und Zinsbauern wurden mit Lasten beladen, die nur Leibeigenen oblagen. Das römische Recht hat diesen Bestrebungen ganz entschieden Vorschub geleistet. Es hat das Obereigenthumsrecht der Grundherren, das im römischen Recht ganz charakteristisch dominium heißt, gestärkt, die Wald- und Weideberechtigungen der Markgenossen zu bloßen Servituten herabgedrückt, das erblich dingliche Recht der Hörigen auf den Boden sehr stark eingeschränkt und den Grundsatz der Kündbarkeit ausgesprochen, es hat

endlich das Rentenprincip zu Gunsten der Hypothek verdrängt. Aber es knüpfte dabei immer an bestehende Verhältnisse an, an die Aufsichts- und Verwaltungsrechte der Grundherren als Obermärker,[1]) an das Heimfalls- und Einziehungsrecht der Lehen bei Felonie u. s. f.[2])

Wenn daher Pfalzgraf Friedrich I. durch seine Doktoren das Obereigenthumsrecht der Allmenden sich zuschreiben ließ, so war das gerade kein direkter Bruch mit der Vergangenheit und noch viel weniger war das römische Recht schuld, wenn Herzog Ulrich von Württemberg sein Jagdrecht aus-

---

1) Vielfach war das grundherrliche Recht sogar eine Art Eigenthumsrecht. 1291 erhielten die Fürsten das Recht über die Allmende (M. G. LL. 2, 457). Nach gewöhnlicher Annahme gehörte die gemeine Mark ursprünglich der Markgenossenschaft (Hundertschaft), aber über die nicht in Besitz genommenen Gebiete sprachen die Könige sich das Recht zu; diese Gebiete wurden dann grundherrlich (Lamprecht, deutsches Wirthschaftl. I, 108 ff.). Indessen gibt es auch eine andere Ansicht, wornach die Mark schon ursprünglich grundherrlich war (so Seebohm und Hildebrand, Recht und Sitte auf den verschiedenen wirthschaftlichen Kulturstufen S. 144).

2) Im Schwäbischen wurden vor dem Bauernkrieg Bodenzinse sehr häufig als Fallzinse erklärt, d. h. wenn man sie nicht bezahlte, fiel das Gut an den Herrn zurück. Das wurde als ungerechte Neuerung vor dem Bauernkrieg bezeichnet, aber es war ein altes vielerorts bestehendes Recht, daß Zinssäumniß Kündigung nach sich zog (vgl. Wittich, Grundherrschaft in Nordwestdeutschland S. 334 N. 4). Nach dem Sachsenspiegel wuchs der zu entrichtende Zins mit jedem versäumten Tag um das doppelte. In Bayern hatte Zinsversäumniß Rückfall in die Leibeigenschaft zur Folge (Riezler, Geschichte Baierns I, 164). Die Zinssäumnisse wurden später in ausgiebigem Maße benützt, um die Bauern zu legen; man brauchte nur die Zinse entsprechend zu erhöhen. Freilich geschah das nicht ganz ohne Widerspruch der Regierung. Unter Elisabeth von England hat das eine Gericht sich gegen, das andere für die Berechtigung einer solchen Maßregel erklärt (Ashley).

dehnte, denn es kannte kein Jagdregal.[1]) Richtiger sind dagegen andere Beschwerden gegen das römische Recht.

Aus dem Vorhandensein von Diensten (servitia) waren die römischen Juristen nur zu leicht geneigt, auf eine Art Sklaverei (servitus) zu schließen, wenigstens ist von Brandenburg sicher nachgewiesen, daß dort Dienste im Zweifelsfall immer als ungemessen galten, und, was von römischen Sklaven galt, auch auf die Leibeigenen angewandt wurde.[2]) Daher klagt Trithemius: „Was soll man von Christen sagen, die mit Berufung auf heidnische Rechtssätze eine neue Sklaverei einführen wollen und den Gewaltigen der Erde schmeicheln, daß sie, weil sie im Besitze der Macht, auch im Besitze alles Rechtes seien und ihren Untergebenen nach Belieben Recht und Freiheit bemessen können“.

Der germanischen Gebundenheit und Unbeweglichkeit entsprach das Rentenprincip. Die Rente war unkündbar, „Ewiggeld“, „eisernes Kapital“, und der Verpflichtete war nicht mit seinem ganzen Vermögen haftbar. Aber schon lange vor Einführung des römischen Rechtes wurde die Rente von Seiten des Schuldners kündbar und wurde die Haftbarkeit erweitert, die Rente nähert sich dem Darlehen. Nach Einführung des römischen Rechtes bekam auch der Gläubiger das Kündigungsrecht.[3])

Der schlimme Einfluß des römischen Rechtes wurde in jüngster Zeit wohl bestritten, aber selbst Gegner der Anschauung von verderblichem Einfluß dieses Rechtes gaben wenigstens zu, daß das neue Recht der bunten Mannigfaltigkeit deutschrechtlicher Verhältnisse nicht angemessen war und daß es eine gefährliche Neigung zu Generalisationen

1) Janssen, Geschichte des deutschen Volkes 1⁷, 496.
2) Großmann, Gutsherrlich-bäuerliche Verhältnisse 39, 31.
3) Vgl. Löning im Handwörterbuch der Staatswissenschaften V, 426. Funk, Gesch. des kirchl. Zinsverbotes S. 50.

zeigte,[1]) wodurch eben die besser gestellten Bauern den schlechtergestellten angenähert wurden.

Obwohl das römische Recht eigentlich erst nach der Reformation seine verderblichen Wirkungen ausübte, so hat es doch ohne Zweifel vorher schon Widerwillen erregt, oder eigentlich richtiger gesagt, nicht das römische Recht als solches, sondern die Juristen hatten sich Haß zugezogen. Die Doktoren werden von den Bauern Stiefväter, nicht rechte Erben des Rechtes, besoldete Knechte, nicht Erbdiener des Rechtes genannt; man solle sie abschaffen, verlangten sie, und höchstens als Rathgeber, nicht als Räthe und Richter gebrauchen.

Alle Doktoren, heißt es in dem Hipler'schen Verfassungsentwurf für das deutsche Reich,[2]) alle Doktoren, sie mögen geistlichen oder weltlichen Standes sein, sollen in keines Fürsten Rath, auch an keinem Gericht zu sitzen, zu reden, zu rathen oder zu handeln gelitten, sondern ganz abgeschafft werden, auf daß dieselben sich von Menschengesetzen auf die göttliche Schrift legen und als geschickte Personen zum Predigen berufen werden; denn es werden viele Personen durch ihre Verzögerungen und Ausflüchte verderbt.

Damit das kaiserliche Recht dennoch nicht unterdrückt werde, sollen auf jeder anerkannten hohen Schule oder Universität drei Doktoren der kaiserlichen Rechte beibehalten und angestellt werden. Wenn Fürsten oder andere Gerichte sich bei ihnen Raths erholen, so sollen sie ihnen gemeinschaftlich in Monatsfrist getreuen in den Rechten gegründeten Rath geben, damit einem jeden möglichst bald zu Recht geholfen werde.

So wenig wie die Doktoren sollen Geistliche in des Reiches, der Fürsten, Herren und Communen Rath beigezogen werden oder weltliche Aemter bekleiden dürfen.

---

1) S. Hößler a. a. O. S. 37.

2) Oechsle, G. d. Bauernkriegs, S. 164, 281.

3. Bekanntlich waren die Juristen die stärksten Stützen und Förderer der landesherrlichen Entwicklung. Sie waren ganz und gar abhängig von den Fürsten und Herrn, da diese den Lehenscharakter des Amtes beseitigt und den Leihezwang durchbrochen hatten, und waren ihnen daher, so gut es möglich war, zu Willen.

Die landesherrliche Entwicklung erforderte erhöhte Ausgaben und neue Steuern.[1]) Die neuen Steuern haben viel zur Erbitterung beigetragen. Das Volk unterscheidet nicht so genau zwischen den verschiedenen Quellen der Steuern Der englische Bauernaufstand von 1381 knüpfte sich an die vom Parlament erfolgte Kopfsteuer, aber die eigentliche Spitze des Aufstandes richtete sich gegen die Grundherrn. Der erste bedeutende Bauernaufstand in Deutschland entstand in einer größern Landesherrschaft, nämlich in Württemberg. Die neuen Beamtungen und das neue Heerwesen erforderten Geld. Man bildete die Polizei weiter aus und ging vom Repressiv- zum Präventivsystem über. Dazu reichten die alten Naturaleinkünfte so wenig als das feudale Amt- und Militärsystem. Die Beden wurden ständig und eine allgemeine Landessteuer eingeführt. Auch wurden bei jedem Anlaß Gerichtssporteln erhoben.

Da nun die Vermehrung der Steuern zusammenfiel mit der Vermehrung der Juristen, hielt sie das Volk für professionelle Steuererfinder. Es gab deßhalb ein Sprichwort: „Dieser Doktor da hat noch nicht ausgelernt im Recht, denn er hat noch keine neue Steuer erfunden.“ Das Steuererfinden, die Einziehung der Sporteln und Gerichtskosten und die Rechtsverzögerung fiel bei den Juristen viel stärker auf, als das Materielle ihrer Rechtsentscheidungen.

In Württemberg machte die Verschwendung des Herzogs Steuer auf Steuer nothwendig. Die Münzen wurden herabgesetzt und anfangs 1512 ein erhöhter Weinzoll eingeführt (für

---

1) Wagner, Finanzwissenschaft 1883 III, 63.

jeden Eimer mußten 5 Schilling Durchgangszoll bezahlt werden). Dazu kam ein Umgeld auf Fleisch und Mehl (von jedem Centner Fleisch 3 Schilling). Die herzoglichen Amtleute zogen die Stiftungen für die Armen ein und die Forstmeister versteigerten das Abholz, das von jeher den Armen gehörte. Der Wildschaden nahm die größte Ausdehnung an. In die Gemeindeämter, die die Gemeinden zu besetzen das Recht hatten, drängten sich die herzoglichen Diener ein. Die Beamten und Diener waren steuerfrei, preßten aber zudem das Volk aus und betrieben neben ihrem Amte Frucht- und Weinhandel und sogar Wirthschaften. Die stärkste Erregung verursachte die Vermögenssteuer, die 1514 beschlossen wurde: von jedem Gulden 1 Pfennig auf 12 Jahre. Das brachte den „armen Konrad" auf die Beine. „Der arme Konrad heiß ich, bin ich, bleib ich; wer nicht will geben den bösen Pfennig, der trete mit mir in diesen Ring!" Ohnehin waren die Bauern in Schwaben und Franken bei der ungeheuren Zersplitterung der Territorien sehr belastet. Schon 1492 erklärten die Stände des schwäbischen Bundes, wo die Bauern doch nicht vertreten waren, ihre armen Leute seien mit Gülten und Zinsen gegen ihre Herrschaften so hoch verpflichtet, daß sie eine Reichsschatzung nicht mehr ertragen könnten.

Auch in dem Stiftslande Kempten, wo der Bauernkrieg zuerst ausbrach, klagten die Bauern über Zunahme der landesherrlichen Steuern und Kriegsdienste (Reisen). Die Landschaft sei nur schuldig, ein genaues Schirmgeld zu zahlen, womit der Fürstabt, sein Convent und sein Gotteshaus standesgemäß auskommen könne. Das Stift erhebe stets mehr Reisgeld, als der Kaiser oder der Schwäbische Bund fordern, obwohl die Stiftsleute eigentlich in Kriegsläufen dem Gotteshause nur so zu dienen haben, daß sie Nachts wieder daheim seien.

Selbst in Bayern, das sonst frei blieb von dem Bauernkriege, mehrte sich am Schluß des Mittelalters die landesherrliche Auflage derart, daß Unzufriedenheit entstand. Die

Herzoge boten für ihre Festungsbauten zu Burghausen, Ingolstadt und München die Bauern zu Spann- und Handdiensten auf und legten dazu noch ein Scharwerksgeld auf, so daß sich die Stände wiederholt beschwerten.[1]) Viel Unwillen erregten auch die Holzfuhren in den herzoglichen Wäldern.

Dazu kam, daß man die Bauern zum Kriegsdienste heranzog. „So sind auch, heißt es 1493, der Edelleute Hintersassen merklich beschwert, mit dem werden sie in die Steuerbücher eingeschrieben, nichtsdestominder werden sie in die Harnaschgeschau und Anlege gefordert. Sie werden auch von den Richtern und Amtleuten, wenn man zu reisen hat, verordnet, wo sie hinziehen sollen. Und wenn der Edelmann von seinen Gnaden gefordert wird, so muß er mit anderen fremden Bauern auf sein. Sie müssen auch zu dem allem Scharwerk thun." Darauf wurde allerdings der Harnischbeschau fallen gelassen, die Verpflichtung der Unterthanen zum Kriegsdienst bestand aber fort.[2]) Die Landesherrschaft hat sich aber dafür auch der Bauern gegenüber der Bedrückung der Grundherrn angenommen und wurde in Bayern z. B. verboten, daß sich Jemand noch vogtbar mache oder nenne, die Edelleute sollen keine Eigen- und Vogtleute mehr annehmen. Die bayerischen Bauern standen auch besser als die schwäbischen, fränkischen und österreichischen Bauern. Deßhalb fehlen in Bayern Bauernaufstände, wie übrigens auch in Norddeutschland.[3]) In Bayern war die Auftheilung der großen Höfe in Halb- und Viertelshöfe, in Lehen und Sölden noch nicht so weit gediehen, wie in Südwestdeutschland. Noch heute besteht ja dieser Unterschied. Aventin schildert die

1) Riezler, a. a. O. S. III, 796.

2) Maurer, Fronhöfe 3, 485.

3) Nur waren die Gründe hier ganz andere. In Norddeutschland war der Ritterdienst nicht verfallen, wie in Süddeutschland. Die Junker hatten eine Macht in der Hand, gegen die alle Versuche der Bauern von Anfang an aussichtslos waren.

Lage des bayerischen Volkes in günstigen Farben und weist besonders hin auf ihr Wirthshaussitzen und die üppigen Mahle bei Hochzeit und Kirchweihe.[1]) Trotzdem wäre es auch in Bayern zu dem Bauernaufstand gekommen, wenn nicht ein anderer Umstand gewesen wäre. Der conservative Sinn von Volk und Fürst war allen Neuerungen abhold. In diesem Sinne ist es wohl nicht unrichtig, wenn Cochläus Luther anredet: „Hätten alle Fürsten deine Bücher, Discipeln und Anhänger aus ihren Landen verjagt, wie die hochlöblichen Fürsten von Baiern, so wären ihre Bauern ebensowohl stille gesessen wie die bairischen."

X.

Zur Frage von der Authenticität der Vulgata.

Schon zum zweiten Male tritt der Lektor der Theologie P. Michael Hetzenauer O. Cap. in Innsbruck mit theologischen Erörterungen an die Oeffentlichkeit, welche mit überraschender Sicherheit in den äußerst schwierigen Fragen bezüglich der Authenticität der Vulgata Stellung nehmen (Salzburger Kirchenzeitung 1899 Nr. 35: „Kritischer Werth der Vulgata Clementina"; 1898 Nr. 95: „Neuer Standpunkt und neue Principien der Bibelkritik"). Die nächste Veranlassung zu diesen Ausführungen boten die Angriffe,

1) Als Pendant könnte das Urtheil Kantzows über die mecklenburgischen Bauern angeführt werden, das aus Janssen I, 278 sich in viele populäre Darstellungen verbreitete. Nur bezieht sich eben dieses Urtheil ganz deutlich allein auf eine Klasse, von der es sehr zweifelhaft ist, ob sie die Mehrzahl bildete.

welche von zwei verschiedenen Seiten gegen die Darstellung Heyenauers über den kritischen Werth des Comma Joanneum gerichtet wurden (Histor. Jahrbuch 1898, 623. Freiburger Kath. Kirchenblatt 1898 Nr. 43). Seinen Kritikern gegenüber betont P. H. vor allem die theologischen Principien, die in der Frage allein maßgebend seien, die Principien nämlich, welche in den Lehrbüchern der Fundamentaltheologie eingehend erörtert und begründet werden. Auf Grund dieser Principien zunächst urtheile er über den kritischen Werth der Vulgatatexte und an zweiter Stelle seien für ihn die wissenschaftlichen Forschungen maßgebend. Damit sei seine Stellung zum Comma Joanneum seit 12. Jänner 1897, dem Datum der Entscheidung der Congregatio S. Inquisitionis, klar bestimmt.

Wir sind weit entfernt, diese principielle Stellung P. H.s im allgemeinen anzufechten. Es wird sich selbstverständlich nur darum handeln, ob die Lehren der Fundamentaltheologie richtig aufgefaßt werden, und insbesondere ob gewisse in dieser theologischen Disciplin noch strittige Fragen richtig gelöst werden. Es will uns nun bedünken, daß P. H. gerade auf dem Gebiete, auf dem er mit seinen Gegnern verhandeln möchte, kaum als zuverlässiger Führer gelten kann. Es begegnen ihm Verwechselungen, die in Grundbegriffen Verwirrung anrichten können; er stellt Thesen auf, die in ihren universell gehaltenen Ausdrücken durchaus nicht einwandfrei sind; er entscheidet controverse Fragen auf Grund von mehr als zweifelhaften Argumenten. Da der Leserkreis der Salzburger „Kath. Kirchenzeitung“ zum großen Theil aus Theologiestudirenden und Priestern sich zusammensetzt, die mit begreiflichem Interesse solchen aktuellen Fragen der Bibelforschung folgen, so dürfte es am Platze sein, den Ausführungen P. H.s für dieselben Kreise hier eine entsprechende Berichtigung gegenüberzustellen, damit nicht etwa die Meinung sich bilde, die Behauptungen desselben seien identisch mit den allgemein anerkannten „Lehren der Funda-

mentaltheologie". Es scheint dies um so angezeigter, weil durch die Art und Weise, wie P. H. wiederholt die Nothwendigkeit der Anerkennung kirchlicher Entscheidungen betont und in Zusammenhang mit seinen Aufstellungen bringt, der Schein erweckt werden könnte, als ob ein Theologe, der jene Aufstellungen zurückweist, nicht dieselbe Verehrung und Unterwerfung gegen kirchliche Bestimmungen habe, wie sie der Capuzinerlektor in löblicher Weise bekundet.

Wir werden uns im Folgenden darauf beschränken, für die oben an den Ausführungen P. H.s über Fragen der Fundamentaltheologie gemachten Ausstellungen die Belege in möglichster Kürze anzuführen. Auf die Untersuchung über die Bedeutung und Tragweite der letzten Congregationsentscheidung betreffs des Comma Joanneum gehen wir vorderhand nicht ein. Es wird sich aber aus unseren folgenden Bemerkungen schon zur Genüge ergeben, daß auch die von P. H. mit großer Bestimmtheit vorgetragene Auffassung dieser Entscheidung nur mit entsprechender Zurückhaltung aufzunehmen ist.

1) In dem ersten im „Freib. kath. Kirchenblatt" 1898, Nr. 46 (abgedruckt „Salzb. Kirchenzeitung" 1898, Nr. 95) veröffentlichten Artikel schreibt H. unter dem Titel „Meine Principien": 1) „Jener Text ist echt, den die heilige Kirche solemni judicio als solchen erklärt. 2) Jener Text ist echt, den die heilige Kirche ordinario et universali magisterio als solchen vorstellt — daß in diesen zwei Fällen jeder Katholik fide divina et catholica glauben müsse, steht im Vatikanum (Sess. III Cap. III) und in jeder katholischen Fundamental-Theologie geschrieben." Mit Verlaub: das steht weder im Vatikanum, noch in einer halbwegs gründlichen katholischen Fundamental-Theologie „geschrieben." Das Vaticanum sagt an der citirten Stelle: Porro fide divina et catholica ea omnia credenda sunt, quae in verbo Dei scripto vel tradito continentur, et ab Ecclesia sive solemni judicio sive ordinario et universali magi-

sterio tamquam divinitus revelata credenda proponuntur. Welcher Theologe könnte aber die Echtheit irgend eines Vulgatatextes (und um solche handelt es sich in der Frage), oder auch eines in den griechischen oder hebräischen Abschriften, die uns allein erhalten sind, gebotenen einzelnen Textes als „göttliche Offenbarung" oder als „geschriebenes oder überliefertes Gotteswort" bezeichnen? P. H. übersieht also die dem Theologen geläufige Distinction zwischen „göttlichem und katholischem Glauben," womit nur göttliche Offenbarungen festgehalten werden können, und jener Art von Glauben, der auf Wahrheiten sich bezieht, welche die Kirche in Ausübung ihres Amtes als Hüterin des Glaubensschatzes vorträgt. Eine solche Verwechselung in Grundbegriffen muß begreiflicher Weise das Vertrauen in die Zuverlässigkeit des Verfassers in den verhandelten Fragen ernstlich erschüttern. Dasselbe wird nicht befestigt, wenn wir so manche generelle Behauptungen H.s lesen, die der in fundamentalen Problemen der Theologie ganz besonders nöthigen Präcision entbehren.

2) Allgemeine Sätze wie folgende: „Das erste und letzte Urtheil steht auch in der Bibelkritik der unfehlbaren Kirche zu," sollten nicht so ohne nähere Erläuterung bezw. Beschränkung aufgestellt werden. Doch wir wollen hierin dem Verfasser nicht ernstlichere Vorhaltungen machen, da er nicht der einzige ist, der in ähnliche Fehler und Ungenauigkeiten sich verwickelt. Wenn er nachträglich bemerkt: „die soeben angeführten Principien haben nur Geltung in rebus fidei et morum und zwar in substantialibus textuum doctrinalium et moralium," so frägt man mit Recht: warum werden also jene allgemeinen Principien aufgestellt?

3) Kommen wir zu den von H. mit ungewöhnlichem Selbstvertrauen gegebenen Entscheidungen controverser Fragen. a) Wiederholt stellt H. die Behauptung auf, das Concil von Trient habe indirekt entschieden, daß die im einschlägigen Dekret aufgezählten biblischen Bücher auch echt seien. „Nebenbei indirekt entschied es (das Concil), daß die

genannten Bücher auch echt seien. Es führt z. B. alle Verfasser der neutestamentlichen Bücher mit deren einzelnen Schriften auf und behauptet, daß alle Theile der betreffenden Bücher, wie sie in der Vulgata enthalten, eigentlich Theile derselben sind, d. h. die angeführten Bücher sind echt als Ganzes und in den einzelnen Theilen, die in der Vulgata aufscheinen (sic). Wer dies im Allgemeinen leugnen wollte, dürfte haeresi proximus (sic) sein.“ Wir übergehen die logischen Mängel, welche der in dem vorstehenden Satze enthaltenen Deduktion zu Grunde liegen. Nur die Frage möchten wir an den Verfasser des Satzes richten, was er denn unter indirekter Concilsentscheidung oder Definition versteht. Es dürfte ihm vermuthlich sehr schwer werden, eine klare Definition dieser Definition zu geben. Andern möchte eine „indirekte Definition“ so etwas wie ein viereckiger Kreis dünken. Ich weiß wohl, daß P. H. nicht der Einzige und nicht der Erste ist, der diesen unglücklichen theologischen Terminus anwendet. Will er aber im Kreise „geschulter theologischer Dogmatiker“ sich niederlassen, so muß er seine Terminologie genauer fassen und gewisse Grundfragen der Theologie sich geläufiger machen. Wollte er nur sagen, daß das Tridentinische Dekret durch die Nennung der Verfasser der neutestamentlichen Schriften eine Belehrung von unleugbarer und hoher Bedeutsamkeit, im Anschluß an die uralte kirchliche Tradition, über die Authentie oder Echtheit der hl. Schriften gibt, — so wird ihm kein Theologe widersprechen. Aber warum dann die captiöse Formel statuiren, das Dekret des Concils enthalte eine „indirekte Definition,“ und warum eine schwere theologische Censur, wie haeresi proximum ohne weiteres auf solche grundlose Formulirung hin aufstellen?

b) Der Verfasser beantwortet die Frage, was das Concil von Trient „mit dem Ausdrucke vetus et vulgata editio meinte,“ dahin, daß darunter „wirklich die editio clementina zu verstehen ist.“ Er weiß, daß er mit dieser These in

Gegensatz tritt zu den meisten Fachleuten, die sich über die Frage geäußert. Um so reiflicher mußte er sein Urtheil abwägen, um so gründlicher mußten die Argumente sein, die ihn zu dieser Sonderstellung veranlaßten. Was bietet nun P. H. für eine Argumentation? Er muß dieselbe für unüberwindlich halten; denn er wiederholt sie zweimal ausführlich und verweilt mit Wohlgefallen dabei. Und doch ist dieselbe nur ein leicht aufzudeckender Fehlschluß. „Man vergesse nie, daß der Kirchenrath nicht von irgend einer idealen, sondern von (sic) der vorliegenden realen Vulgata, woraus er seine Beweise schöpfte, die Dekrete verfaßte; man vergesse auch nie, daß jene Vulgata des Tridentinums in der Clementina emendirt vorliegt." Die Antwort hierauf ist kurz folgende: Das Concil hat in seinen Dekreten eine vorliegende Edition der Vulgata benützt und dadurch einzelne benützte Texte sozusagen zur Höhe der „idealen" Vulgata erhoben — concedo; das Concil hat in seiner principiellen Definition über die Authenticität der Vulgata irgend eine reale, vorliegende Edition, oder gar die noch nicht existirende Clementina im Auge gehabt — nego et nego suppositum.

Hetzenauer bemerkt weiter: „Wenn behauptet wird, die Ausgabe von 1592 sei im Jahre 1546 noch nicht vorgelegen, so ist das wahr und falsch. Es ist wahr, daß sie in emendirter Gestalt noch nicht vorlag; es ist falsch, daß sie überhaupt nicht vorlag, denn die Vulgata Clemens' VIII. diente dem Tridentinum in unemendirter Gestalt als Beweisquelle". Merkwürdige Logik! Es wäre ungefähr dieselbe Logik, wenn Jemand sagen wollte: die Telegraphie ist nicht erst in unserm Jahrhundert aufgekommen, denn es hat schon vorher Drähte, Stangen und elektrische Kräfte gegeben. Sieht denn H. nicht, daß die Vulgata Clementina gerade formell die emendirte Gestalt der Vulgata ist, und als solche selbstverständlich von den Fachgelehrten formell verstanden wird?

Wir brechen ab. Wollten wir die noch übrigen Erörterungen H.s über die Tridentinische Formel: prout in ecclesia catholica legi consueverunt und cum omnibus suis partibus, die weit von theologischer Zuverlässigkeit entfernt sind, einer Prüfung unterziehen, so würden wir wohl die Geduld unserer Leser zu lange in Anspruch nehmen müssen. Das Gesagte genügt aber, um darzuthun, mit welcher Vorsicht die gerade jetzt viel erörterten principiellen Fragen der Bibelforschung behandelt werden müssen, und wie unentbehrlich für den Theologen, der zur Lösung desselben etwas beitragen will, gründliche philosophisch-theologische Schulung ist. Ja, möchten nur „geschulte katholische Dogmatiker" darüber ihr Urtheil kundgeben und zwar auch diese mit der durch die Schwierigkeit des Gegenstandes gebotenen Umsicht und Zurückhaltung.

Zum Schlusse nur ein Wort zu der von H. beigebrachten Erläuterung der Inquisitions-Entscheidung über das Comma Joanneum. Er versichert in Rom Erkundigungen eingezogen zu haben, über Sinn und Tragweite der Entscheidung. „In Rom (!) hält man daran fest, daß das heilige Offizium nicht irgendwelche Authentie, sondern die Echtheit im strengsten Sinne des Wortes im Auge hatte, d. h. daß die bewußten Worte wirklich von Johannes geschrieben bezw. diktirt wurden". Wenn der Römische Gewährsmann P. H.s ebenso leicht wie dieser die hier sich nahelegenden, wesentlichen Unterscheidungen übersieht, wenn er speciell für die in vorstehendem Satze in auffallender Weise hervortretende Vermengung zweier wohl zu trennender Fragen verantwortlich gemacht werden kann, so dürfen wir das Gutachten des Gewährsmannes wohl mit aller Ruhe und Kaltblütigkeit hinnehmen und uns zunächst an den strengen Wortlaut des Responsum S. Congregationis Inquisitionis vom 12. Jänner 1897 halten.

Das möge für heute genügen. Vindex.

Nachtrag.

Seitdem die vorstehenden Zeilen geschrieben wurden, hat Lektor P. M. Hetzenauer in einem neuen, in der Salzburger Kirchenzeitung (1899 Nr. 48) veröffentlichten Artikel: „Die unfehlbare Kirche und die Bibelkritik" weitere Belehrungen über das oben besprochene theologische Problem gegeben. Er hält sich, wie es scheint, dazu berufen, nicht nur protestantischen, sondern auch katholischen Gelehrten über die principielle Stellung der katholischen Bibelkritik, insbesondere der kirchlichen Lehrautorität gegenüber ein privatissimum zu lesen. „Schließlich muß ich mich noch über mündliche und schriftliche Mittheilungen katholischer und protestantischer Gelehrten aussprechen. Einige katholische und protestantische Gelehrte haben es mir verargt, daß ich mich in der Bibelkritik auf den streng katholischen und nicht vielmehr auf einen indifferenten Standpunkt stellte" . . . „Andere Gelehrte wünschen eine noch genauere Fixirung, Erklärung und Begründung der einzelnen Behauptungen. Ich bin sehr gerne dazu bereit. Nur möchte ich die sehr verehrten Herren Fachgenossen höflichst ersuchen, sich minder muthlos (!) hinter Buchstaben zu verbergen z. B. —a—, noch stringentes Beweisen mit grobem Schimpfen zu verwechseln, wie z. B. Dr. Carl Weyman". Sehen wir also zu, welche Erklärungen und Aufschlüsse uns der P. Lektor in dem letzten Aufsatze gibt, um daraus abzunehmen, ob eine noch genauere Erörterung der beregten Fragen uns von dieser Seite angenehm und für die sachliche und formelle Förderung unserer Kenntnisse vortheilhaft sein kann.

Wir begegnen nun wirklich in dem vorliegenden Aufsatze vielen allgemeinen Behauptungen, die durch ihre Unbeschränktheit und die absolute Sicherheit, mit der sie vorgetragen werden, verblüffen können. Von der „Ausdehnung des unfehlbaren Lehramtes" redend stellt P. H. folgende Sätze auf: „Im Besonderen dehnt sich die unfehlbare Lehrautorität der Kirche aus: α) auf jedes einzelne Buch und

β) auf jeden einzelnen größeren Abschnitt der hl. Schrift". „Desgleichen dehnt sich die unfehlbare Lehrautorität aus γ) auf jeden einzelnen Satz und δ) auf alle jene Worte, worin Glaubens- und Sittenlehren ausgesprochen sind"... „[1]) Da nach Leo XIII. nicht bloß die dogmatischen und moralischen, sondern auch die Stellen an sich profanen Inhaltes inspirirt sind, da ferner alles Inspirirte Objekt des Glaubens und des kirchlichen Lehramtes ist, so muß sich die kirchliche Lehrautorität auch auf Sätze profanen Inhaltes ausdehnen, insofern sie inspirirt sind". Das sind zwar genug allgemeine Sätze, die sich wie die massiven Quadersteine eines mächtigen Gebäudes ausnehmen. Schade nur, daß sie uns eigentlich so viel wie gar keinen Aufschluß geben über die wesentlichen Fragen, die hier in Betracht kommen. Der Verfasser begnügt sich immer mit dem ganz unbestimmten Ausdruck: „die unfehlbare Lehrautorität der Kirche dehnt sich aus" auf Bücher, Abschnitte, Sätze der heil. Schrift. Es wäre ungefähr eine gleichwerthige Belehrung, wenn ein Rechtsgelehrter seinen wißbegierigen Schüler mit allgemeinen Grundsätzen befriedigen wollte, wie folgende: die staatliche Autorität erstreckt sich auf alle Provinzen des Staates, sie dehnt sich auch aus auf die Vereine, auf die Familien, auf alle einzelnen Staatsbürger. Man wird sogleich fragen, wie, in welchem Grade, in welchem Umfange sie sich über diese Objekte erstrecke, m. a. W., was die staatliche Autorität in dem angegebenen Wirkungskreise rechtlich vermöge. Ebenso unbefriedigt wird auch der Theologe die obigen allgemeinen Sätze P. H.s lesen, und weiter forschen, was denn die kirchliche Autorität bezüglich der Bücher, der Abschnitte, der Sätze der hl. Schrift vermöge. Kann sie vielleicht gar irgend einen Satz des hl. Buches streichen, kann sie ihn nach Gutdünken verändern? Und wenn man auch solche Fragen als ungehörige Bemerkungen eines vorlauten und boshaften Discipulus unbeachtet lassen kann, so bleiben doch noch ernste Fragen genug über die

Beschaffenheit der der kirchlichen Autorität zustehenden Befugnisse hinsichtlich des Textes und Gehaltes der Bibel übrig. Es ergibt sich hieraus wenigstens das, wie *methodisch verfehlt* und mangelhaft eine principielle Erörterung dieser fundamentalen Probleme ist, die mit solchen allgemeinen Sätzen operirt.

Hetzenauer wird erwidern, daß er im folgenden Abschnitt seines Aufsatzes über „*die Bethätigung des unfehlbaren Lehramts*" ja die verlangten näheren Bestimmungen über die Art und Weise der autoritativen Lehrthätigkeit der Kirche nachträgt. Sehen wir also zu, was H. hierüber zu sagen weiß. „Die heilige Kirche muß die heilige Schrift a) *heilig bewahren*... Die Kirche hat die Pflicht, die ihr übergebene heilige Schrift heilig zu bewahren, sie kann dieser Pflicht nachkommen, weil sie durch göttlichen Beistand unfehlbar ist, sie hat ihre Aufgabe auch thatsächlich gelöst, indem sie bis auf unsere Tage herab das geschriebene wie überlieferte Wort Gottes heilig gehütet und unverfälscht ausgelegt hat.... Daraus folgt für die Praxis: Will ich wissen, was zur heiligen Schrift gehört, was echt, inspirirt und kanonisch ist, dann brauche ich nur die katholische Kirche zu fragen." . . . „Die heilige Kirche muß als populorum magistra a Deo constituta uns b) *lehren*, was sie als echte, inspirirte und kanonische Stücke der heiligen Schrift betrachtet." . . . „Die heilige Kirche muß endlich c) Zweifel und Streitigkeiten in der Bibelkritik *entscheiden*." Zunächst sei hier angemerkt, wie unbefriedigend wiederum diese allgemeinen und formell unbestimmten Sätze sind. Was heißt denn: „heilig bewahren?" Der Autor hat offenbar den Ausdruck sancte custodire, den die Theologen bei der Lehre von der Pflicht der Kirche, den Glaubensschatz (depositum fidei) zu bewahren, herübergenommen. Dadurch ist er unwillkürlich in den bedauerlichen Fehler gerathen, zwei Funktionen der Kirche hinsichtlich des geschriebenen Wortes Gottes nicht genau auseinander zu halten, zwei

Funktionen, die auf das Schärfste von einander geschieden werden müssen, weil sie principiell eine ganz verschiedene Betrachtung und Behandlung erheischen. So rechnet er zur genannten Aufgabe der Kirche die heilige Schrift „heilig zu bewahren" auch die Pflicht, dieselbe „unverfälscht auszulegen," obwohl von dem Auslegungsrecht der Kirche in dieser ganzen Untersuchung nicht die Rede ist und obwohl dadurch nach dem ganzen Zusammenhang die Vorstellung erweckt werden muß, die Kirche könne alle Bücher, alle Abschnitte, alle Sätze dogmatischen und profanen Inhaltes unfehlbar auslegen.

Doch bleiben wir bei dem, was H. ausdrücklich und ex professo hier lehren will, nämlich die Kirche könne lehren und entscheiden, was als „echt,[1]) inspirirt und kanonisch" zu gelten hat in Hinsicht auf die Bücher, die Abschnitte und Sätze der heiligen Schrift. Wir sehen von manchen Fragen ab, die hier sich sofort dem denkenden Geiste aufdrängen, und fragen nur, wie will der Verfasser beweisen, daß die Kirche von jedem einzelnen Text (sagen wir einmal von jedem Vulgatatext) lehren und entscheiden könne, ob er inspirirt und kanonisch sei oder nicht.[2]) Der Beweis, der dem

1) Man bemerkt hier wiederum die Vermengung zweier principiell ganz geschiedener Fragen. Wenn man den Ausdruck „echt" in gewöhnlichem Sinne nimmt — und dieser wird durch die neben demselben auftretenden Termini: „inspirirt" und „kanonisch" unwillkürlich nahe gelegt — so wird mit der Frage, die zu verhandeln ist, ob die Kirche Abschnitte und Texte als zur ursprünglichen Schrift gehörig, also als „inspirirt" und „kanonisch" erklären könne, die andere zugleich hereingezogen, die doch einer ganz besonderen und überaus vorsichtigen Erörterung bedarf, ob die Kirche auch entscheiden könne, daß die betreffenden Abschnitte oder Texte (oder Bücher) auch von dem Auctor herrühren, den die historisch-kirchliche Tradition uns nennt

2) Der Verf. kann nicht entgegenhalten, daß er dies nicht von jedem einzelnen Text, sondern nur von größeren Abschnitten oder Stücken behauptet habe. Denn seine Ausdrücke sind erstens sehr allgemein: „die hl. Kirche muß Zweifel und Streitigkeiten in

Verf. vorschwebt, kann nur aus den unter Nr. 2 seines Aufsatzes enthaltenen allgemeinen Principien entnommen werden. Hier stellt er den Grundsatz auf, nach der Entscheidung des Vatikanischen Concils seien „alle Theile" (cum omnibus suis partibus) der hl. Schrift inspirirt und kanonisch" und „nach Leo XIII. seien nicht bloß die dogmatischen und moralischen, sondern auch die Stellen an sich profanen Inhaltes inspirirt". Nun ist es aber gewiß, daß Leo XIII. in seiner Encyklika Providentissimus Deus dies nur von den Stellen des Originales behauptet, denn er handelt ja eben von der grundlegenden Frage, wieweit die Inspiration sich in den von den hl. Schriftstellern unter Leitung des hl. Geistes verfaßten Büchern erstreckt. Wie soll nun aus dieser allgemeinen Lehre sich ergeben, daß jeder einzelne Text, der etwas in den einzig und allein erhaltenen Abschriften des Originaltextes, oder auch in dem kirchlich anerkannten Vulgatatext enthalten ist, inspirirt und kanonisch ist? Oder wie kann daraus das Recht der Kirche bewiesen werden, von jedem einzelnen der vorhandenen Texte (und darum handelt es sich in der **Bibelkritik**, die ja nur mit Abschriften und Uebersetzungen operirt) zu lehren, ob er inspirirt und kanonisch sei? Sieht der Verf. nicht, daß man hiefür einen anderen Beweisgrund suchen muß, wenn man nicht mit einer offenkundigen petitio principii sagen will: dieser vorliegende Text ist inspirirt, weil er inspirirt ist? Wenn der Verf. diesen theologischen Grund entdeckt haben wird, dann erst wird es Zeit sein, mit ihm in die weitere Discussion ein-

der **Bibelkritik** entscheiden"; zweitens bemerkt er ausdrücklich, daß die Kirche „durch den Gebrauch von **Schriftstellen** in der **Katechese, Predigt, theologischen Schule** und **Liturgie** (wie viel er hier wieder durcheinander wirft, kommt ihm natürlich nicht zum Bewußtsein) nicht nur die Inspiration und Canonicität, sondern auch die Echtheit (!) der betreffenden **Stellen** bezeugt;" drittens, ist der von ihm angeführte, gleich zu prüfende Beweisgrund, wenn er überhaupt zuläßig ist, geeignet, wirklich die in Rede stehende kirchliche Befugniß auf alle Stellen auszudehnen.

zutreten, ob der entdeckte Grund wirklich das weitgehende Recht und die absolute Vollmacht der Kirche feststellt, von allen einzelnen Texten der hl. Schrift zu lehren, ob sie inspirirt und kanonisch sind. Bis dahin wollen wir die Frage auf sich beruhen lassen.

Wir schließen mit dem nach allem Vorausgehenden wohl begründeten Zweifel, ob P. H. uns in diesen schwierigen Fragen eine befriedigende und principiell genaue Lösung wird bieten können. Unser Zweifel in dieser Hinsicht wird dadurch nur verstärkt, daß wir die Beobachtung in seinem letzten Aufsatze gemacht haben, er könne selbst offene formelle Widersprüche in ganz nahe aneinander gereihten Sätzen nicht überblicken und ferne halten. Zum Schlusse sei ein solcher frappanter Widerspruch angemerkt. P. H. sagt gegen Schluß seiner Untersuchung: „Da wird vielleicht jemand denken: ja, wenn das sich so verhält, ist dann das Geschäft der Bibelkritik bei uns Katholiken nicht schon abgeschlossen? wozu brauchen wir noch eine Bibelkritik? Ich antworte, das Geschäft der Bibelkritik ist für uns a) abgeschlossen bezüglich ganzer Bücher und Abschnitte, der Sätze und Worte dogmatisch-moralischen (sic) Inhaltes und wahrscheinlich auch bezüglich der Sätze profanen Inhaltes ... b) Nicht abgeschlossen ist jedoch besagtes Geschäft hinsichtlich unbedeutender Wörter, Wortformen, Stellungen, Auslassungen, Zugaben, Construktionen u. s. w. profaner und sogar dogmatisch-moralischer Stellen". Also abgeschlossen ist die Bibelkritik wahrscheinlich in allen einzelnen Stellen, nicht abgeschlossen ist sie in „Auslassungen und Zugaben" profaner u. a. Stellen? Sind denn „Zugaben profaner Stellen" nicht neue Stellen? Wollte Verf. nur von Zugaben in den Stellen reden, warum unterscheidet er sie von den „Wörtern"? Und schließlich bedeutet die „Zugabe profaner Stellen" in gutem Deutsch eben neu hinzugefügte profane Stellen.

Vindex.

XI.

Aus Paris: vor dem Zusammenbruch? [1]

Es ist unmöglich, die ursprüngliche Absicht auszuführen, über Frankreich erst wieder zu berichten, wenn die entsetzliche Dreyfus-Geschichte abgewickelt sein würde. Damit sind viele Monate mit nutzlosem Warten verstrichen. Heute haben wir die sichere Aussicht, daß die Geschichte mindestens noch das ganze Jahr fortgezerrt werden wird, wenn nicht ein allgemeiner Zusammenbruch dazwischen tritt. Aber ganz abgeschnitten wird sie nicht werden, denn in der Dreyfussache ist nun das gesammte politische und sociale Leben und Wesen Frankreichs zusammengeschweißt. So etwas ist noch nicht dagewesen. Die Sache ist noch in voller Entwicklung begriffen, bietet aber jetzt schon Stoff für ein Schock Schauderromane und Schauderdramen. Der kühnste Dichter würde es nicht wagen, solche Ungeheuerlichkeiten, solche Unglaublichkeiten zu erfinden, als dieser verwickelte Handel sie bietet.

Wegen Dreyfus hat die Kammer, obwohl sie kaum ein Jahr alt ist, schon drei Ministerien gestürzt: zuerst das Ministerium Meline, weil es die Fortschritte der Dreyfusisten nicht zu verhindern vermochte; Ende Oktober das Ministerium Brisson, weil es die Revision eingeleitet; und am 12. Juni das Kabinet

1) Die „Blätter" haben mit der unendlichen heillosen Dreyfus-Geschichte die verehrten Leser möglichst verschonen wollen Wenn nun der altbekannte Mitarbeiter in Paris im Folgenden sich ausspricht, so gedenken sie nicht jedes Wort des Berichtes zu unterschreiben A. d. Redaktion.

Dupuy, weil es nicht vermocht hatte zu verhindern, daß der Cassationshof die Verurtheilung am 3. Juni vernichtete und Dreyfus unschuldig erklärte, ihn jedoch vor ein neues Kriegsgericht schickte. Der höchste Gerichtshof hätte letzteres unterlassen können, aber er wollte die Empfindlichkeit, die Selbständigkeit der militärischen Gerichtsbarkeit nicht verletzen.

Nach dem Gesetz hatte die Strafkammer das Urtheil zu fällen, daher auch die Untersuchung der ganzen Sache zu führen und dies von November ab gethan. Aber die Nationalisten begannen sofort die planmäßige Verdächtigung der Mitglieder und besonders des Vorsitzenden dieser Kammer, Loew, beschuldigten sie des Verrathes, der Bestechung durch das „Verräthersyndikat". Sie brachten es dahin, daß ein Ausnahmegesetz erlassen wurde, um die Sache Dreyfus von allen drei Kammern des Cassationshofes entscheiden zu lassen. Sie hatten herausgerechnet, daß die Mehrheit des Cassationshofes Dreyfus feindlich sei, besonders auch der Erste Präsident Mazeau. Ihre Machenschaften wurden aber schlimm durchkreuzt, indem der „Figaro" am 31. März (1899) mit dem Abdruck der Bekundungen des Zeugenverhörs der Strafkammer sowie der übrigen amtlichen Schriftstücke der Untersuchung begann und sie im Mai beendigte. Diese Papiere füllen zwei dicke Bände, waren in beschränkter Zahl für die Räthe des Cassationshofes, die Minister und andere Persönlichkeiten gedruckt worden, welche sie in amtlicher Eigenschaft besitzen mußten. Der „Figaro" erhielt einen Abdruck durch die Tochter eines Ministers, also auf unerlaubtem Wege, wurde auch dafür gerichtlich bestraft, wodurch natürlich die veröffentlichten Stücke gleichsam amtlich beglaubigt wurden und die Sache nur noch größern Erfolg hatte. Hiedurch bekam man erst einen richtigen Einblick in diesen schauderhaften Räuberroman, dessen Hauptzüge hier kurz gegeben werden müssen.

Der Generalstab hatte zwei Großzeugen aufgestellt: General Roget und Major Cuignet, wovon der letztere seither wegen begangener Verletzung des Amtsgeheimnisses außer Dienst gestellt wurde. Beide hatten persönlich nichts mit dem Fall zu thun gehabt, aber die betreffenden Papiere durchforscht und geordnet. Jeder bedurfte mehrerer Sitzungen für seine Aussagen. Aber alle erstaunten, zu sehen, daß beide den

Bordereau als das Haupt- und untrügliche Beweisstück der Schuld Dreyfus hinstellten. Ebenso auch Cavaignac, der als Kriegsminister den Bordereau (Sitzung vom 8. Juli 1898) ganz preisgegeben hatte, nun aber gleich Roget und Cuignet zu beweisen suchte, selbst wenn Dreyfus den Bordereau nicht selbst geschrieben, sei er doch dessen Urheber und der Verräther; denn er allein habe sich in der Lage befunden, die darin aufgeführten Urkunden zu liefern. Cuignet namentlich kam zu dem Schlusse, seine volle Ueberzeugung an der Schuld des Dreyfus sei, in der gegebenen Reihenfolge, auf diese drei Punkte begründet: 1) das Geständniß Dreyfus'; 2) das Bordereau; 3) die Geheimstücke.

Nun sind aber die Geständnisse nicht erwiesen. Dreyfus hat während und nach seiner Degradation fortwährend laut seine Unschuld behauptet, auf das Haupt seiner Frau und Kinder beschworen. Der ihn bewachende Gendarmerie-Hauptmann Lebrun-Renard sagt in seinem Dienstbericht: „Nichts zu erwähnen". Da er am selben Abend den entsetzlichen Eindruck geschildert, den ihm die unaufhörlichen Betheuerungen Dreyfus' gemacht und dieß sofort in die Presse gekommen war, wurde Lebrun vom Kriegsminister Mercier, dem Minister Dupuy und dem Präsidenten Casimir Perier empfangen. Aber er wußte ihnen nichts von dem Geständniß zu berichten. Erst drei Jahre später ließ ihn Cavaignac eine Bekundung unterzeichnen, wonach Dreyfus gesagt haben sollte: „Wenn ich Sachen geliefert, so ist es gewesen, um Wichtigeres zu erhalten". Ein anderer Zeuge, ein weiterer Beweis ist nicht da.

Der Begleitschein hat jedenfalls nur geringe Beweiskraft. Er ist nicht von Dreyfus, da fast alle Schriftkundigen das Gegentheil bewiesen. Sogar die Zeit seiner Entstehung und Einlieferung auf das Nachrichtenamt steht nicht fest. Vor dem Kriegsgericht wurde sie in den September 1894 gesetzt. Dreyfus erwiderte, im Mai habe er schon, laut des Runderlasses Boisdeffres, gewußt, daß er den Feldübungen nicht anwohnen werde, folglich habe er nicht schreiben können: „Ich gehe zu den Feldübungen". Jedoch der Oberst du Paty de Clam, welcher die Untersuchung gegen ihn geführt, setzte nun, vor Gericht, den Begleitschein in den April und behauptete, die angezogenen

Worte bezögen sich auf die Generalstabsreise, welche Dreyfus um diese Zeit mitgemacht. Als wenn ein Generalstabs-Offizier eine solche Verwechslung begehen könnte! Was die Geheimstücke betrifft, so gibt Cuignet selbst zu, daß ein Theil derselben falsch und werthlos sei. Aber die drei beweiskräftigsten dieser Geheimstücke, welche Cavaignac in der Kammer verlesen, haben sich als Fälschungen erwiesen; der Urheber des einzigen Stückes, worin Dreyfus genannt ist, der Oberst Henry, Vorstand des Nachrichtenamtes, hat die Fälschung eingestehen müssen und sich darauf im Gefängniß das Leben genommen.

Aber auf was hin ist nun Dreyfus verurtheilt worden, da der Vorsitzende des Kriegsgerichtes, Oberst Maurel, selbst eingestanden hat, daß kein Beweggrund für das Verbrechen gefunden sei? Eines der Mitglieder des Kriegsgerichtes, Major Freystaetter, bezeugt: das Gericht stand im Begriffe Dreyfus freizusprechen; da trat Henry nochmal vor: „Ich weiß von einer hochstehenden Person, daß seit Jahren Entwendungen vorkamen und der Verräther in der zweiten Abtheilung des Generalstabes sich befand. Der Verräther aber ist hier dieser, ich schwöre es". Dabei zeigte er auf Dreyfus. Darauf wurden dem Kriegsgericht im Auftrage des Kriegsministers Mercier noch geheime Schriftstücke vorgelegt, welch der Vorsitzende, Oberst Maurel, von vornherein als entscheidend bekräftigte. Auch hatte Mercier schon zweimal öffentlich versichert, die Schuld Dreyfus' sei durch erdrückende Beweise erhärtet; da konnten die Offiziere des Kriegsgerichtes nicht mehr widerstehen; das Schicksal des Angeklagten war besiegelt.

Henry erscheint als Haupturheber dieser Verurtheilung. Er stand in regem Verkehr mit seinem alten Kameraden Esterhazy, kannte also dessen Handschrift sehr genau. Und trotzdem ließ er den Bordereau Dreyfus zuschreiben und ging erbittert gegen diesen vor. Laut besonderer Erhebungen des Polizeipräfekten lautete dessen Bericht: Dreyfus lebe sehr ordentlich und einfach, habe keinerlei verdächtigen Umgang oder Verkehr, sei weder Spieler noch Lebemann, führe sich gut. Henry unterschlug diesen Bericht, um denjenigen Guenée's vorzulegen, wonach Dreyfus ständiger Gast der Spielhöllen sei, auch mit lüderlichen Frauenzimmern viel Geld vergeude; sein Schwieger-

vater habe wiederholt seine Spielschulden bezahlen müssen. Am Tage, nach welchem die „Libre Parole“ die Verhaftung Dreyfus' gemeldet, hatte der italienische Militärattaché Panizzardi nach Rom gedrahtet, mit dem Schluß: „Emissär benachrichtigt“. Die Drathung wurde abgefangen und dem auswärtigen Amte übergeben, welches dieselbe mühsam entzifferte und übersetzte, sie dann dem Nachrichtenamt mittheilte, jedoch mit dem Vorbehalt, die Entzifferung sei nicht vollständig, noch ganz sicher. Mehrere Tage später konnte das auswärtige Amt die vollständige, in jedem Punkte zutreffende Entzifferung mittheilen, wobei dieselbe lautete: „Ich kenne Dreyfus nicht; wenn Sie nichts mit ihm zu thun gehabt, so machen Sie es bekannt, um Mißdeutungen der Presse vorzubeugen“. Dieser Wortlaut bewies, daß Dreyfus nichts mit Panizzardi und Italien zu thun gehabt, entlastete ihn also vollständig; aber Henry unterschlug diesen Wortlaut, um nur den ersten unvollständigen gelten zu lassen und dem Kriegsgericht vorzulegen. Henry war es auch, welcher die „Libre Parole“ brieflich von der Verhaftung Dreyfus' benachrichtigte und dadurch die noch heute in der Nationalistenpresse fortdauernde Hetze, deren Folgewirkungen noch lange nicht abgeschlossen sind, hervorrief.

Esterhazy bekannte in der Untersuchung, er habe achtzehn Monate lang (1893—94), auf Veranlassung des Obersten Sandherr, damals Vorstand des Nachrichtenamtes (während Henry unter ihm stand), Beziehungen zu einem fremden Militär-Attaché gepflogen, demselben durch Mittheilung minderwerthiger Sachen wichtige Dinge entlockt, dadurch dem Vaterlande gute Dienste geleistet. Daß sich ein solcher Attaché Wichtiges entlocken lasse, um Nichtssagendes einzuhandeln, ist schwer zu glauben, besonders da Esterhazy als Geldbedürftiger zu Schwarzkoppen kam, der ihm 2 bis 3000 Fr. den Monat gezahlt haben soll. Uebrigens bezeugt der Oberst Cordier, früher an der Spitze des Nachrichtenamtes, mit solcher Anköderung, Austausch von Militärgeheimnissen, sei es nichts. Der Spion arbeite nur für Geld, viel Geld womöglich; bei einem Militärattaché sei solcher Austausch erst recht ausgeschlossen. Die Entwendungen im Generalstab dauerten nach der Verurtheilung Dreyfus' noch jahrelang fort. Vor Dreyfus waren zwei Beamte des Kriegs-

ministeriums wegen Auslieferung geheimer Urkunden, Zeichnungen von Geschützen u. s. w., verurtheilt worden, indessen nur zu einigen Jahren. Daß Henry seinen vertrauten Freund vor Strafe zu bewahren suchte, ist erklärlich. Es wurde aber auch behauptet, er habe mit demselben unter einer Decke gespielt, sei also auch ein Verräther gewesen. Von England, wohin er seit Jahr und Tag geflüchtet ist (nur unter freiem Geleite kam er als Zeuge vor den Cassationshof), hat Esterhazy vor kurzem schriftlich versichert, er habe den Bordereau auf Geheiß Sandherrs geschrieben.

Der Vorsitzende des Kriegsgerichtes bestätigte, daß kein Beweggrund zum Verbrechen ermittelt worden sei. Boisdeffre, Haupt des Generalstabes, gestand, daß besonders nach dieser Richtung die Untersuchung sehr ungenügend gewesen. Cuignet hatte nur Vermuthungen, Roget nur Unterstellungen über Geldvergeudung und Lüderlichkeit des Dreyfus, aber ohne jeden Anhaltspunkt. Schließlich meinte Roget, nichts verhindere anzunehmen, Dreyfus habe für Geld verrathen, das seine Brüder in Mülhausen mit der Entschädigung für einen Brand erhalten haben könnten. „Auch bezüglich des Verkehrs Dreyfus' behufs seines Verrathes habe ich nur Unterstellungen; mit der Post konnte er die entwendeten Stücke nicht schicken". Der Großzeuge des Generalstabes hat nur Unterstellungen, nicht die Spur eines Beweises, daß Dreyfus mit dem Ausland verkehrt und Urkunden ausgeliefert habe. Gewiß ein sonderbarer Spion und kläglicher Zeuge.

Roget und Cuignet schonen auffallend Henry trotz seiner Fälschung, decken ihn mit Blumen. Um so schlimmer gehen sie gegen den Oberst du Paty de Clam vor; besonders Cuignet malt ihn als einen vollendeten Bösewicht, welcher Fälschungen, Unterschlagungen, Entwendungen (im Kriegsministerium) begangen habe, um die Verurtheilung Dreyfus' herbeizuführen! Wenn du Paty de Clam und Henry Verbrechen begehen müssen, um Dreyfus ins Zuchthaus zu bringen, so ist dies doch der beste Beweis für dessen Unschuld, den es geben kann. Henry hat sich das Leben genommen, als er sich entdeckt und im Gefängniß sah, du Paty ist jetzt verhaftet, in Untersuchung.

Dabei haben du Paty und Henry auf Befehl ihrer Vor-

gesetzten (Boisdeffre, Gonse u. s. w.) gehandelt, namentlich auch betreffs Esterhazy. Im Oktober ward dieser durch einen Brief aus dem Generalstab nach Paris gerufen, um sich seiner anzunehmen, ihn vertheidigen zu können. Erst einen Monat nachher erschien der Brief, in welchem Mathieu Dreyfus dem Kriegsminister anzeigte, Esterhazy sei der Urheber des Bordereau, wegen dessen sein Bruder verurtheilt worden. Der Generalstab hatte also durch seine Spitzel erfahren, daß die Familie Dreyfus herausgebracht, Esterhazy sei dieser Urheber, und wollte für die Abwehr sorgen. General Gonse, du Paty, Henry, Lauth, Gribelin hielten förmlich Kriegsrath hiezu, natürlich unter Gutheißung Boisdeffre's, Gonse's und Pellieux. Du Paty, Henry u. s. w. vermummten sich zu dem Stelldichein mit Esterhazy, schrieben ihm die Antworten, die er bei der Untersuchung (durch Pellieux) zu geben hatte, schrieben zu seiner Vertheidigung in die „Libre Parole“, sandten falsche Drahtung an Picquart in Tunis, um diesen hineinzulegen, gaben Esterhazy Schriftstücke aus dem Ministerium, um sich zu rechtfertigen. Kurz, sie verabredeten mit ihm die Untersuchung, die dadurch zu einem abgekarteten Spiel, einer Posse wurde, mit glänzender Freisprechung Esterhazys endete; dagegen wird jetzt Picquart, nach elf Monaten Untersuchungshaft, entlassen, da er nichts begangen hat. Picquart war in Untersuchung gezogen worden, wegen Fälschung des Kartenbriefes und Mittheilung amtlicher Schriften an Unberechtigte. Er hatte nämlich schon lange vor Mathieu Dreyfus, durch einen an denselben gerichteten Kartenbrief Schwarzkoppens, herausgebracht, daß Esterhazy, nicht Dreyfus, der Urheber des Bordereau sei. Dafür war er nach Tunis strafversetzt worden mit dem ausdrücklichen Befehl an den ihm vorgesetzten General, ihn auf einen Posten an der Grenze zu schicken, von dem man oft nicht zurückkehrt. Auf Anleitung du Patys schrieb Esterhazy drei Briefe an den Präsidenten der Republik, drohte sogar den deutschen Kaiser, seinen Wappenherrn, anzurufen, wenn er nicht beschützt werde.

Vor der Strafkammer verweigerten Mercier sowohl als Boisdeffre die Antwort auf die Frage über die Mittheilung geheimer Schriftstücke an das Kriegsgericht, „weil es sich nicht um Vernichtung des Urtheils handle bei dem jetzigen Ver-

fahren". Diese Weigerung ist einfach ein Geständniß, auf welches die Strafkammer indessen nicht drang. Dieselbe hat sich, entgegen den Verdächtigungen und Anschuldigungen der Nationalisten, überhaupt sehr rücksichtsvoll gegen die Generäle benommen, sie nicht zu allen Antworten genöthigt, auf welche sie ein Recht hatte. Besonders aber hat die Strafkammer die Untersuchung sehr unparteiisch und allseitig geführt, wie es von dem höchsten Gerichtshofe eines Landes erwartet werden muß. Die einzelnen Mitglieder des gesammten Cassationshofes erhielten die vorgedachten Bände mit allen Schriften und Bekundungen des Verfahrens zugestellt, konnten also eine vollständige Einsicht in die ganze Sache gewinnen. Der gesammte Cassationshof beschloß darauf hin einstimmig, da die Untersuchung ebenso gewissenhaft als vollständig sei, bedürfe es keiner weiteren Erhebungen. Nur einige Zeugen, welche sich inzwischen gemeldet, wie Freystaetter, oder welche Bemerkungen zu den Aussagen der verhörten Zeugen zu machen hatten, wurden noch vernommen, und zwar diesmal öffentlich. Die Untersuchung ist demnach so ausgiebig und unparteiisch geführt worden, als man nur wünschen kann.

Mit der Berichterstattung über die Untersuchung war der Präsident der Civilkammer des Cassationshofes, Ballot-Beaupré, welchem die Nationalisten großes Vertrauen bezeugten, beauftragt worden. Sein sehr ausführlicher Bericht schloß auf Umstoßung des Urtheils des Kriegsgerichtes, da das Verbrechen nicht bewiesen, Dreyfus unschuldig sei. Der Staatsanwalt Manau beantragte gleichfalls Freisprechung, ebenso der Anwalt der Familie Dreyfus, Mornard. Die Reden dieser drei Rechtskundigen bildeten je einen Band von etwa 200 Seiten; sie füllten mehrere Sitzungen aus, so daß der am 29. Mai zusammengetretene Cassationshof erst am 3. Juni seinen Freispruch einstimmig fällen konnte, dessen Begründung sehr durchschlagend ist. Es ist also unmöglich, den Vorwand zu erheben, daß nicht gründlich gearbeitet worden sei. Dreyfus ist an das Kriegsgericht in Rennes verwiesen, welches kaum vor Hälfte August seinen Spruch fällen dürfte, da demselben umfassendere Zeugenverhöre vorhergehen sollen, der Angeklagte aber wohl nicht vor

Ende Juni von der Teufelsinsel eintrifft. (Seit 1. Juli befindet er sich in Rennes.)

Das Wichtigste aber, was wir durch die Untersuchung der Strafkammer erfahren, ist die Ursache, wodurch und warum die „Affaire“ zu einer politischen Frage geworden, die das Land in zwei feindliche Lager spaltet, und deren aufs Aeußerste erbitterter Parteikampf voraussichtlich noch lange dauern wird. Als Esterhazy von der öffentlichen Anschuldigung Mathieu Dreyfus' bedroht war (Oktober 1897), dabei die Maßregelung Picquarts Aufregung hervorrief, beauftragte der Generalstab seinen Anwalt, Tezenas, mit der Vertheidigung Esterhazys. Zugleich ließ er auch, durch selben Tezenas und den Anwalt Jeanmaire, eine Denkschrift über die eigene Vertheidigung ausarbeiten. Beide Anwälte haben jedenfalls die gesammte Lage des Generalstabes, sein Verhältniß zu Dreyfus, Esterhazy, Picquart eingehend geprüft, bevor sie zu dem Schlusse kamen: die ganze Sache müsse auf das politische Gebiet geschoben, als ein Kampf, eine Machenschaft der kosmopolitischen Geldmacht (d. h. des Judenthums) gegen die Ehre und den Bestand des französischen Heeres, als eine Verschwörung gegen die Sicherheit und selbst das Dasein Frankreichs dargestellt werden. Dann gab Tezenas noch einmal den Rath, dem Vorgehen der Dreyfusler dadurch zu begegnen, daß man das Ministerium durch eine Vereinbarung zwischen den Rechten und Radikalen stürzen lasse. Wenn man zu solchen verzweifelten, unehrlichen Mitteln greift, muß es wirklich schlimm um eine Sache stehen. Diese Rathschläge zweier ebenso geriebener als wenig wählerischer Anwälte sind daher einfach die Verurtheilung des Generalstabes, sogar die stärkste Verurtheilung, die ihn treffen kann. Das ganze Volk belügen, und es in einen unheilvollen, alle Verhältnisse vergiftenden endlosen Parteikampf zu stürzen, ist doch wohl eines der größten Staatsverbrechen, die es geben kann. Sehr bezeichnend für die Zustände aber ist, daß diese Enthüllung ziemlich gleichgiltig hingenommen, gar nicht beachtet wurde; doch nur, weil Jeder solche Mittel billigt, weil Jeder sie gebraucht, dieselben gang und gäbe sind.

Das Traurigste ist, daß diese Ruchlosigkeit durchschlagenden Erfolg hatte, und namentlich die Katholiken in ihrer Vertrauens-

seligkeit die Opfer derselben geworden sind. Der Generalstab hatte sich von Anbeginn des Beistandes des „Petit Journal“, „Journal“, „Intransigeant“ (Rochefort), „Echo de Paris“, „Eclair“ und besonders auch der „Libre Parole“ versichert, deren Auflage zusammen wohl 1,700,000 oder noch mehr beträgt, das „Petit Journal“ allein druckt eine Million. Die übrige Presse ging mit. Die Conservativen, Katholiken, ließen sich, hauptsächlich durch Drumont „(Libre Parole“), Graf de Mun und Abbé Garnier, zur leidenschaftlichen Parteinahme gegen Dreyfus verleiten, verschworen sich so sehr auf dessen Schuld, daß andersdenkende Katholiken förmlich in den Bann gethan, als Verräther und Ketzer angesehen wurden. So ist es gekommen, daß der „Figaro“ und der „Soleil“ den richtigen katholischen Standpunkt vertraten, die Sache unparteiisch behandelten, nach dem Selbstmord Henry's offen für die Neuprüfung der Verurtheilung wirkten. Von den eigentlich katholischen Blättern hat nur der „Univers“ den Spruch des Cassationshofes anerkannt. Die andern bekämpfen den höchsten Gerichtshof, klagen ihn der Verkäuflichkeit an, strengen sich an, gleich den Generalstabs-Blättern, die Gründe zu entkräften, unter einer Fluth von Erfindungen zu ersticken. Die hundertmal abgethanen Ladenhüter werden immer wieder neu eingefaßt und vorgeführt. Dreyfus habe eingestanden, man habe die erdrückenden geheimen Beweisstücke nicht veröffentlichen können, weil dadurch der Krieg mit Deutschland ausgebrochen wäre; die Verschwörung der Juden und Freimaurer mit dem Ausland zur Entehrung und Vernichtung des französischen Heeres und Vaterlandes sei erwiesen.

Der Rathschlag Tezenas' war unzweifelhaft ein Verbrechen. Bezweckte er doch, einen Unschuldigen zu erdrücken, um diejenigen vor Strafe und Nachtheil zu bewahren, welche, aus Irrthum oder Absicht, denselben verurtheilen ließen, um sich selbst zu decken. Jedenfalls durften die Katholiken nicht mitmachen, als die Sache auf das politische Gebiet gespielt wurde. Denn diese Machenschaft mußte ihnen Mißtrauen einflößen. Es ist dasjenige, was gewöhnlich „Staatsraison“ genannt wird. Der Syllabus hat diese und überhaupt die Lehre verdammt, politischer Zwecke halber dürfe man sich über göttliche und kirchliche Gebote hinwegsetzen, sie umgehen. Die Conservativen

und Katholiken gedachten aber, durch ihre Verbürgung der Schuld Dreyfus' gewisse Vortheile zu erringen. Drumont und Genossen haben sich dadurch eine politische Stellung erworben, Katholiken und Conservative in die Gefolgschaft ihrer nationalistischen, antisemitischen Partei gezogen. Aus diesem Grunde geben sie nicht nach und scheinen geneigt, den Kampf fortzusetzen, selbst wenn das Kriegsgericht zu Rennes Dreyfus freisprechen würde. Die Katholiken aber hat der heilige Vater inmitten seiner Krankheit gewarnt, indem er gegenüber dem Grafen Boyer D'Agen in einer Audienz betonte, man gewähre jetzt den um ihr Vaterland besorgten Katholiken ein außerordentliches mit dreifachen Bürgschaften ausgerüstetes höchstes Gericht, den gesammten Cassationshof, wodurch die leidige Sache, welche schon allzu lange tiefe Zerwürfnisse unter den Söhnen desselben Vaterlandes hervorrufe, endgiltig erledigt und aus der Welt geschafft werde. Solchem Gerichtshof müsse sich Jeder unterwerfen. Der nationalistische Abgeordnete Lasies sagt dagegen in einem die Soldaten zur Empörung auffordernden offenen Brief an den Kriegsminister: „Wir werden uns nie als Besiegte ergeben." Natürlich, Unterwerfung unter den Spruch des höchsten Gerichtshofes wäre Selbstvernichtung für die Nationalisten.

Freilich ist es so weit gebracht worden, daß eine starke Strömung gegen Juden und Freimaurer herrscht, ihrem Treiben alles Unheil zugeschrieben wird. Als Polizei und Gerichte gegen den zur Bekämpfung der Neuprüfung gegründeten „Bund des französischen Vaterlandes" vorgingen, sammelte dieser Unterschriften für eine Eingabe, welche Unterdrückung der Freimaurerei fordert, die ebenfalls ein unerlaubter Verein sei. Jetzt veranstaltet der „Siècle" eine ebensolche Eingabe, um die Ausweisung der Jesuiten zu verlangen, denen durch verschiedene, nie aufgehobene Gesetze und Dekrete Aufenthalt und Wirksamkeit in Frankreich untersagt sei. Die Jesuiten werden dabei angeklagt: „Niemals haben die Jesuiten so herausfordernde Unternehmungen gegen die Republik verfolgt als jetzt, wo sie frech und offen Officiere, Soldaten, Richter für die antisemitischen und nationalistischen Banden anwerben. In beständiger Verschwörung gegen unsere Staatseinrichtungen, erbittert die Männer

zu entwürdigen, welche dieselben vertheidigen, schrecken dieselben vor nichts zurück, um an Stelle der liberalen parlamentarischen Republik irgend welchen Retter, König, Kaiser oder Diktator zu setzen, welcher ein Werkzeug in ihren Händen sein würde."

Da die katholischen Blätter von Anbeginn mit blindem Uebereifer sich auf die Schuld Dreyfus' eingeschworen hatten, versäumten die Dreyfusler nicht, die ganze Sache als das Werk der Jesuiten und besonders des Paters Du Lac (Oberer der Provinz) hinzustellen. Dies wirkte, obwohl keine Spur eines Beweises, nirgendwo das Eingreifen eines Jesuiten dargethan wurde. Die Eingabe stützt sich blos auf die Behauptung, die Jesuiten hätten Drumont geleitet, da der Bruder eines Pariser Generalvikars bei der Gründung der „Libre Parole" betheiligt gewesen. (Derselbe hat sich bald zurückgezogen.) In der Untersuchung der Strafkammer ist keine Spur der Thätigkeit der Jesuiten zu finden. Nur zwei als klerikal gekennzeichnete Zeugen wurden vernommen. Im ganzen Generalstab gibt es etwa 15 Offiziere, die in Jesuitenschulen vorgebildet wurden, aber keiner unter ihnen ist an der Dreyfus-Verfolgung betheiligt gewesen. Henry besaß keine höhere Bildung. Boisdeffre, Gonse, du Paty de Clam u. a. sind Zöglinge der polytechnischen Schule, der kirchenfeindlichsten aller öffentlichen höheren Lehranstalten Frankreichs.

Eines aber ist bei dieser traurigen Sache grell hervorgetreten: die Sorglosigkeit und Unachtsamkeit, welche im Generalstab herrschen. Man läßt Henry schalten und walten, ohne ihn zu überwachen, nachzuprüfen, wie es die Vorschriften erfordern. Seine Vorgesetzten begnügen sich, Vertrauen in ihn zu haben. Der Großzeuge Cuignet gibt dies selbst zu, indem er die Missethaten du Paty de Clams diesem Mangel an Ueberwachung zuschreibt, Gonse der Nachlässigkeit, Boisdeffre der Unthätigkeit zeiht. Anstatt seine Pflicht als Haupt des Generalstabes zu thun, strebte Boisdeffre nur darnach, Botschafter in Rußland zu werden, wohin er auch mit Felix Faure gekommen war. Uebrigens haben die katholischen und conservativen Blätter, als sie noch nicht durch den Dreyfuslärm taub geworden, mehrfach geklagt, daß die höheren Posten in Heer und Generalstab nicht nach der Befähigung, sondern nach politischen Rücksichten besetzt,

als „gute" Republikaner, meist erprobte Kirchenfeinde, vergeben werden. Deßhalb hat es auch unter der Republik nur minder befähigte, oft geradezu erbärmliche Kriegsminister gegeben. Und seit dem Tode des sehr tüchtigen klerikalen Generals Miribel, aus einer Kreuzfahrerfamilie, ist es auch ebenso im Generalstab.

Die politische Schwäche der französischen Katholiken besteht darin, daß sie dieselben Mittel gebrauchen zu müssen glauben, wie die Republikaner. Dies geschah namentlich durch den Boulangismus und jetzt durch die Dreyfuserei. Die Republikaner erringen alle ihre Erfolge durch Vergewaltigung von Recht und Gesetz, befinden sich dabei so wohl wie der Fisch im Wasser. Sie haben die Republik widerrechtlich eingeführt, durch Vergewaltigung der Wähler und Wahlfälschungen aufrecht erhalten, die Unabsetzbarkeit des Richterstandes durchbrochen, alle möglichen Gesetzwidrigkeiten begangen, ganz abgesehen von den an der Kirche verübten Missethaten. Mit der Dreyfusgeschichte gedachten die Drumont, Arthur Meyer u. A. an's Leder zu kommen. Thatsächlich haben sie freilich heute noch, trotzdem ausgiebig Licht über den Fall verbreitet worden, neun Zehntel des Volkes insofern hinter sich, daß dieselben an die Schuld Dreyfus' und die internationale Verschwörung gegen Frankreich glauben, selbst wenn in Rennes ein Freispruch erfolgt. Das Volk ist dank seinem Hang zum Geheimnißvollen durch das von Tezenas erfundene Wahngebilde gefangen gehalten, wozu eine unerhörte Hetze der Presse sowie die Spionensucht das Uebrige beigetragen haben.

Die Nationalisten hoffen auch noch ferner, durch diese Sache sich der Gewalt bemächtigen zu können. Sie kämpfen jetzt nicht blos gegen Parteien, sondern noch mehr gegen den Präsidenten der Republik, den sie von Anbeginn als Feind des Heeres hinstellten. Drumont begrüßte Loubet mit à bas Panama, nennt ihn stets nur Panama I., bekämpft und verlästert ihn, wie er nur kann. Hiebei sei auch vorausgeschickt, daß der treubrüchige Quesnay de Beaurepaire überführt worden ist, seiner Zeit, als Staatsanwalt, den Baron Reinach brieflich von der ihm bevorstehenden Haussuchung benachrichtigt zu haben. Wenn nichts gegen Reinach aufgebracht wurde, ist es also das Werk Quesnay's, welcher für Verjährung der Panamasache

10*

sorgte, dafür von Carnot mit der Ernennung zum Präsidenten der Civilkammer des Cassationshofes belohnt wurde. Die Vertuschung der Panama-Gaunereien war schon von Ribot und Bourgeois besorgt worden, als Loubet, der jetzige Präsident der Republik, ihr Nachfolger im Ministerium wurde.

Bei der Beerdigung Felix Faure's (23. Febr.) mißlang, wegen der bei der Bevölkerung herrschenden Achtung vor dem Todten, die beabsichtigte Kundgebung der Nationalisten gegen Loubet, welcher muthig hinter dem Sarg herschritt. Als Abends die zur Feier ausgerückten Truppen zurückkehrten, fiel Deroulède dem Pferde des Generals Roget in den Zügel, forderte den General auf, mit seinen zwei Regimentern nicht in die Kaserne zurückzukehren, sondern auf das Elysée zu marschiren: also der jetzigen Republik durch gewaltsame Enthebung Loubets ein Ende zu machen. Der General ließ Deroulède und seinen Begleiter Marcel Habert erst verhaften, als dieselben in die Kaserne eingedrungen waren und die Soldaten anredeten. Aus dem Gefängniß erließ Deroulède Kundgebungen, Verwahrungen gegen Maßnahmen der Regierung, versicherte wiederholt, er habe einen militärischen Staatsstreich vollführen wollen. Uebrigens hatte er seine „Patriotenliga" auf verschiedenen Punkten aufgestellt, um den Truppen zuzujauchzen, das Volk anzuregen, ihm nachzuziehen.

Was Loubet betrifft, so ist freilich Thatsache, daß er, als Minister, mit Arton wegen Herausgabe seiner Papiere verhandeln ließ, deren Veröffentlichung heute noch schlimme Wirkungen hervorbringen würde, obwohl der Hauptbetheiligte todt ist. Seit Jahrzehnten Maire in seiner Heimat Montelimart, hat Loubet dort nie Feindseligkeiten gegen die Kirche begangen, namentlich die Ordensleute stets ruhig gelassen. Er ist nicht Freimaurer, sogar ein Gegner der Loge, aber kein Gegner der Revision. Deßhalb wird er täglich von den Nationalisten in erbittertster Weise verläumdet, als Spitzbube und Taugenichts hingestellt. Es ist eine nichtswürdige, unerhörte Hetze, wie sie bisher selbst nicht gegen Minister, geschweige den Präsidenten der Republik geführt wurde.

Diese Hetze hat zu einem ganz unerhörten Vorfall geführt. Am 4. Juni hatten die Nationalisten, wie gewöhnlich, ihre

Leute aufgestellt, um Loubet auf dem Weg wie auf der Renn-
bahn (zu Auteuil bei Paris) mit vive l'armée, à bas les Juifs
Panama, anzuschreien. Vor der Tribüne zeichnete sich ein
Haufen meist vornehmer junger Leute durch solches Geschrei be-
sonders aus, schlug mit Stöcken auf die Polizisten ein, welche
dem unwürdigen Gebahren Einhalt thun wollten. Plötzlich
sprang einer dieser vornehmen Müssiggänger, der Baron Chri-
stiani, die Tribüne hinauf und schlug auf Loubet, traf jedoch
nur dessen Hut mit seinem Stock. Christiani wurde schnell
bewältigt, nebst hundertzwanzig andern verhaftet, darunter viele
Adelige. Doch wurden schließlich nur acht verurtheilt, obwohl
eine Anzahl Polizisten von ihnen übel zugerichtet worden waren.
Als ein Zeichen der in vornehmen Kreisen herrschenden Stim-
mung muß hervorgehoben werden, daß sich unter diesen ver-
hafteten Radauhelden auch ein Sohn des Grafen de Mun be-
fand. Wohlverstanden sind diejenigen, welche am meisten mit
ihrem Patriotismus protzen und sich durch vive l'armée hervor-
thun, vielfach Drückeberger, Leute, welche sich wie Christiani
an der Kaserne vorbei zu drücken wissen. Christiani wurde zu
vier Jahren Gefängniß verurtheilt, der auch von „Libre Parole,"
„Petit Caporal" u. s. w. gefeiert, als ein Edelmann, der sich
mit einem Lügner wie Loubet nicht anders einlassen könne als
er gethan; dessen Stockschlag nur das Zeichen der Verachtung
sei, welche das ganze Land für das unwürdige Staatshaupt
empfinde!

Deroulède wurde von der Anklage der versuchten Ab-
wendung der Soldaten von ihrer Pflicht durch das Schwur-
gericht freigesprochen. Seine Leute huldigten ihm dafür ganz
toll in und um den Gerichtssaal. Deroulède hatte auch Quesnay
de Beaurepaire unter einem nichtigen Vorwand als Zeugen ge-
laden. Quesnay hielt als solcher eine Schimpf- und Schmäh-
rede voll der heftigsten, ehrenrührigsten Beschuldigungen gegen
Loubet, die von allen Nationalistenblättern mit Beifall abge-
druckt wurde. Die Kammer hatte voriges Jahr in allen Ge-
meinden die Rede Cavaignacs anschlagen lassen, worin falsche
Schriftstücke als Beweis der Schuld Dreyfus' angeführt waren.
Jetzt hat sie nun, um dies gut zu machen, den Entscheid an-
schlagen lassen, worin deren Fälschung und überhaupt nach-

gewiesen wird, daß alle gegen Dreyfus vorgebrachten Beschuldigungen unerwiesen und nichtig seien. Die „Libre Parole" ließ darauf in allen Gemeinden den Beschluß anschlagen, worin die Kammer Loubet brandmarkt wegen der Unterhandlungen mit Arton. Zur Bestreitung der Kosten legte das Blatt eine Sammelliste an, deren Einzeichnungen größtentheils Beschimpfungen gegen Loubet enthielten.

Wir stehen jetzt vor der unheimlichen Thatsache, daß die Staatsfrage gestellt ist. Die Nationalisten anerkennen die Wahl Loubets nicht, obwohl demselben nicht einmal ein Nebenbuhler gegenüberstand. Wir sind dahin gelangt, daß die Bewerber für die höchste Stelle im Lande, um welche früher am heftigsten gekämpft wurde, zu fehlen anfangen, was jedenfalls allerlei Gedanken erwecken muß. Zum Unglück haben die am heftigsten für Dreyfus kämpfenden Panamiten Clemenceau, Ranc u. A. sich sofort für die Wahl Loubets ausgesprochen, welche dadurch ihre besondere Farbe erhielt. Da das Volk wohl zu neun Zehnteln Dreyfus feindlich ist, befindet sich also Loubet in scharfem Gegensatz zu demselben. Aber die Kammer befindet sich im gleichen Falle: sie ist auf die Schuld Dreyfus und mit dem Auftrag gewählt worden, die Dreyfusisten zu vernichten, die Revision um jeden Preis zu verhindern. Aber sie hat doch die Revision beschlossen und dadurch dem Cassationshof ermöglicht, die Sache zu untersuchen und zum Austrag zu bringen. Die Nationalisten verwerfen daher den Entscheid des höchsten Gerichtshofes, ebenso wie die Wahl Loubets. Sie haben, wie gesagt, das Volk hinter sich, während Kammer und Präsident gleichsam in der Luft hängen. Das Heer ist mit den Nationalisten, welche Aenderung der Verfassung, Beseitigung Loubets und der Kammer betreiben. Daß ein solcher Zustand unhaltbar ist, sieht Jeder ein. Daher auch die ungewöhnlichen Schwierigkeiten, nach dem Sturze Dupuys (12. Juni) ein neues Ministerium zu bilden.

Die Nationalisten verlangen noch mehr. Da sie den Entscheid des Cassationshofes verwerfen, dessen Mitglieder als Bestochene des Verrätherringes brandmarken, bedingen sie eine neue Verurtheilung Dreyfus'. Das Kriegsgericht in Rennes soll das 1894ger Urtheil lediglich bestätigen, da ja seither die Beweise

der Schuld sich gemehrt haben. Denn für die Nationalisten sind die Ergebnisse der am Cassationshof geführten Untersuchung, die amtlichen Urkunden einfach nicht da. Sie zählen sicher auf eine neue Verurtheilung, welche ihnen bei der im Heere herrschenden Stimmung auch höchst wahrscheinlich werden wird. Mit derselben ist es um die Kammer und den von ihr gewählten Präsidenten geschehen.

In keinem Fall ist durch den Spruch in Rennes die Sache beendet. Wird Dreyfus von Neuem verurtheilt, so werden die Nationalisten ihren Sieg in rücksichtslosester Weise ausnützen, ihre Widersacher bis aufs Messer verfolgen und niederdrücken. Wird er freigesprochen, so beginnen die Nationalisten einen neuen, um so heftigeren Kampf. Der Spruch könnte, gleichviel wie er ausfällt, sehr wohl auch Unruhen in Rennes sowohl als in Paris und im ganzen Lande hervorrufen, Blut fließen machen. Die Aufregung und Erbitterung steigen unter der fortwährenden Hetze jeden Tag, lassen daher Alles besorgen. Es ist ja ohnedies schon Blut wegen Dreyfus geflossen. Dieser selbst wird in Frankreich nach seiner etwaigen Freisprechung keinen Augenblick seines Lebens sicher sein. Wollte ja schon 1894 das Volk ihn in Stücke reißen. Es herrscht ordentlicher Blutdurst.

Auch in anderer Hinsicht bringt der Spruch in Rennes keine Beendigung der „Affaire“. Es hat sich ja, eine ganze Reihe Rechtshändel aus derselben entwickelt. Bei all diesen Streitsachen wird und muß auch der Dreyfusfall des Breitern erörtert und dargelegt werden, dessen endgiltige Vereinigung deßhalb kaum abzusehen ist. Die Parteien sind heutzutage viel zu erbittert und verhetzt; um sich sobald zu beruhigen, müßten sie sich auflösen, selbst aufgeben. Der Umschwung, Staatskrach, den viele voraussehen, würde vorzuziehen sein, denn er allein würde diesen abscheulichen, tollwüthigen Kämpfen Einhalt thun können.

XII.
Zeitläufe.

Zum wirthschaftlichen Ausgleich zwischen Oesterreich und Ungarn.

Den 12. Juli 1899.

Ueber drei Jahre dauert jetzt der heillose Wirrwar, an dem das arme Oesterreich, der einstige Mittelpunkt Europa's, leidet. Die Berichte der Presse über die dortigen Vorgänge waren eine erdrückende Pein für jeden alten Freund der ehemaligen deutschen Kaisermacht. Es ist fast ein Trost, daß jetzt übereinmal auch Länder, welche nicht von der modernen Seuche des Nationalismus heimgesucht sind, mit der parlamentarischen Entartung der Obstruktion und offener Auflehnung zu kämpfen haben. Wenigstens Eine der unendlichen Streitigkeiten an der untern Donau ist nun bis auf Weiteres weggeschafft.[1]) Aber wie?

Am 15. Januar 1898 hat Ungarn ein Ausgleichs-Provisorium genehmigt, welches bestimmte, daß der bestehende Zustand der wirthschaftlichen Beziehungen zu Oesterreich ein weiteres Jahr fortzuführen sei, daß aber, wenn die beiderseitigen Regierungen nicht bis zum 1. Mai die neuen Ausgleichsgesetze den Parlamenten vorzulegen vermögen, die ungarische Regierung mit selbständigen Vorschlägen gegenüber

---

1) „Ueber Oesterreich und über Ungarn" s. „Histor.-polit. Blätter." Band 123. 16. März und 1. April 1899. S. 446 f. 527 f.

den Reichsländern hervorzutreten habe. Am 20. April hat hierauf die österreichische Regierung dem cisleithanischen Reichsrath die vereinbarten Ausgleichsvorlagen unterbreitet. Ein deutschliberaler Bericht äußerte darüber: „Keine legislative Aktion ist in Oesterreich jetzt ernst zu nehmen, solange nicht der berechtigte Verzweiflungskampf der Deutschen zum Stillstand gebracht ist. Auch wenn dieß in nicht zu ferner Zeit gelingen sollte, so würde der todtkranke Parlamentarismus noch lange Zeit brauchen, bis seine Kräfte wieder zu einem normalen Funktioniren hinreichen".[1]) Ueber den neuen Versuch bei den Parlamentariern der Reichsrathsländer äußerte denn auch das conservative Organ in Wien: „Diese haben eine neuerliche Gelegenheit, auch etwas zu bedeuten und in Geltung zu bleiben, unter wahren Bubenstücken fahren gelassen, und darüber hätte bei einem Haare die Gemeinsamkeit unwiederbringlich verloren gehen können".[2])

Inzwischen war auch in Ungarn der „große Kampf" gegen den Machthaber Minister Banffy in's Leben getreten und hatte im Reichstag zur Obstruktion gegriffen. Der nächste Grund seines Sturzes war der Verdacht, daß er gegen seinen früheren Standpunkt schließlich zugeben werde, daß in Cisleithanien der Ausgleich mittelst des berühmten Nothparagraphen 14 ohne Parlament sanktionirt werde. An die Conferenzen, welche der Kaiser im August 1897 mit den beiden Ministerpräsidenten abgehalten hatte, schloß sich ein ganzer Rattenkönig von Verwirrung an.[3]) Nach der sogenannten Ischler Uebereinkunft hätte das Zollbündniß gegen den Willen der dießseitigen Reichshälfte in den nächsten zehn Jahren nicht aufgelöst werden können, und Baron Banffy gebrauchte bei seinem Rücktritt auch die Ausrede, daß er

[1]) Wien s. Münchener „Allg. Zeitung" vom 24. April 1898.
[2]) Wiener „Vaterland" vom 3. September 1898.
[3]) Berichte der Wiener „Neuen freien Presse" vom 11., 14. und 18. August 1898.

gehe, weil er nicht im Stande sei, den Ischler Vertrag bei seiner Partei durchzusetzen.[1])

Herr von Szell, sein Nachfolger, schien mit seiner im Reichstag verkündeten „neuen Formel“ anfänglich das Alles wieder umstoßen zu wollen. Während der dritte Minister, der seit dem Grafen Badeni für Cisleithanien diese Verhandlungen führte, Graf Thun, wenigstens hoffte, das österreichisch-ungarische Zollbündniß bis 1907 aufrecht erhalten zu können, wollte der Schöpfer der „neuen Formel“ dasselbe nur bis 1904 zugestehen, dann aber sollte es Ungarn freistehen, sich zu trennen und nach eigenem Interesse und Belieben Handelsverträge abzuschließen. Nur dem entschiedenen persönlichen Eintreten des Kaisers für seinen Minister Grafen Thun hatte es dieser zu danken, daß der ungarische Vertreter einigermaßen nachgeben mußte, wobei ersterer indessen auch eine gute Stütze an dem sogenannten Bankprivilegium hatte, welches den Ungarn sehr reiche Früchte trägt und andernfalls verloren gehen konnte.

In der Hauptsache ging der Ausgleich dahin, daß die Zollgemeinschaft beider Länder, kraft des selbständigen Verfügungsrechts beider Theile, bis zum Jahre 1907 dauern solle, mit ihr würde auch das Privilegium der gemeinsamen Bank erlöschen. Kommt bis 1903 ein neues Zoll- und Handelsbündniß zu Stande, dann bleibt die wirthschaftliche Stabilität bis 1913 gesichert. Ist dieß nicht der Fall, dann haben die beiden Länder das Recht zum selbständigen Abschluß internationaler Handelsverträge. Uebrigens ist auch bestimmt, daß österreichischerseits nicht der Reichsrath über diesen Ausgleich zu beschließen haben soll, sondern der Kaiser durch Verordnung (§ 14) denselben oktroyire. „So stellt sich das neue Ausgleichscompromiß nicht als Resultat verfassungsmäßiger Vereinbarungen zwischen den beiden Staaten

1) Wiener „Neue freie Presse“ vom 10. Februar d. Js.

bar, sondern es beruht in Ungarn auf einem ordentlichen Gesetz, in Oesterreich auf einer Verordnung und bedeutet hier die Perennirung des parlamentslosen Zustandes".[1]) In Ungarn ist Parlament und Presse stolz und voller Jubel. Und in Oesterreich?

„Die Ausgleichsgesetze werden — und das ist der schwerste Stoß, den der Parlamentarismus in Oesterreich erleidet — durch kaiserliche Verordnung in's Leben gerufen werden. Eine Dekretirung der wichtigsten und einschneidendsten, auf fast ein Jahrzehnt hinausreichenden Maßnahmen durch Verordnung, ohne Parlament: das ist der nackte Staatsstreich, der Absolutismus ohne Feigenblatt; selbst die neue Bankakte wird hiedurch tief in den Schatten gestellt. Der Reichsrath soll im Herbst zusammentreten, die erlassenen Verfügungen werden ihm zur Genehmigung vorgelegt werden; es wird gewiß Anträge auf Ministeranklagen, heftige Debatten und Interpellationen genug geben. An eine Zurücknahme solcher einschneidenden, in Ungarn durch das Parlament votirten Verfügungen ist jedoch natürlich nicht zu denken. Dem Parlament wird so der letzte Rest seiner Bedeutung entzogen. Das ist die traurige Perspektive auf die Entwicklung der politischen Verhältnisse im unglücklichen Oesterreich".[2])

Die Ausgleichsvorlagen bei den beiden Parlamenten bestehen in 21 der umfangreichsten Gesetzentwürfen und umfassen in ihrer Gesammtheit mehr als 2000 Druckseiten. Ein Abgeordneter aus Oberösterreich hat in einer Wählerversammlung gesagt: „Sie sind auch vielfach sehr schwierig zu verstehen, und ich getraue mir ruhig zu behaupten, daß wohl nicht alle Abgeordneten im Parlament die Vorlagen voll und ganz verstehen, noch daß alle Abgeordneten sie

1) Wiener Correspondenz der Münchener „Allg. Zeitung" vom 18. Juni d. Js.

2) Wiener Correspondenz der Münchener „Allgem. Zeitung" vom 12. Juni d. Js.

vollständig gelesen haben".[1]) Seitdem hat sich die Belastung noch erschwert durch die Bezugnahme auf die künftigen internationalen Verkehrsverhältnisse. Ein sachkundiger Beobachter sagt über den „ganzen kuriosen Handel", der sich nun schon vier Jahre hinziehe: „Mit Einem Wort: Die praktische Durchführung der neuen Szell'schen Formel überträgt das ganze Chaos und die ganze politische Stümperei, unter der bisher nur wir in Oesterreich und zu einem kleineren Theil jetzt auch schon die Nachbarn in Ungarn gelitten haben, auf die ganze internationale Handelspolitik".[2])

Ueber die „Szell'sche Formel" hatte der Wiener Club der Großindustriellen der Regierung sofort eine Erklärung bekannt gegeben: es sei der Quälereien nun genug; „Ungarn wolle offenbar nur Zeit gewinnen, um als der schwächere Theil die nothwendigen Vorbereitungen zur förmlichen Zolltrennung treffen zu können; das wirthschaftlich stärkere Oesterreich solle sofort den Ungarn das Prävenire spielen, ein Ende mit Schrecken sei dem Schrecken ohne Ende vorzuziehen."[3]) Aber der „höhere Wille" wollte davon schlechterdings nichts wissen. Eine Aufzählung der an Oesterreich gestellten Zumuthungen ergab den Schluß: „Die Bilanz ist abnorm ungünstig. Der Ausgleich ist von Ungarn diktirt und Oesterreich hat Alles concedirt, nur um die wirthschaftliche Einheit und die gemeinsame Armee, welche für Ungarn doch wahrlich nicht minder wichtig ist als für uns, zu retten. Der Ausgleich bedeutet für Ungarn einen vollen Sieg, für Oesterreich eine beschämende Niederlage und für Jahrzehnte hinaus eine traurige Erinnerung." Freilich konnte auch nicht verhehlt werden, daß es nicht so hätte kommen können, wenn

---

1) Wiener „Vaterland" vom 12. Oktober 1898.

2) Wiener Correspondenz des „Wochenblatts der Frankfurter Zeitung" vom 23. Juni d. Js.

3) Aus Wien s. „Wochenschrift der Frankfurter Zeitung" vom 16. Juni d. Js.

nicht das österreichische Abgeordnetenhaus in Agonie läge und die Staatsmaschine durch die Obstruktion total gelähmt wäre[1]) — nämlich durch die deutschen Liberalen.

Das Hauptschlachtfeld während der Verhandlungen war, wie gesagt, auch die gemeinsame Bank. Es ist auch schwer, sich einen Begriff zu bilden, wie es damit steht und gehen wird. „Die Regelung der Bankfrage und mit ihr im Zusammenhange die Valuta-Reform erscheint sehr bedenklich. Ungarn ist als Schuldner an der Bank viermal so stark betheiligt wie Oesterreich, und Ungarn will den gleichen Einfluß bekommen wie wir, der Schuldner will den gleichen Einfluß haben wie der Gläubiger. Wenn man noch bedenkt, daß unter den cisleithanischen Generalräthen des Zettelinstituts auch Polen sind, daß diese die Bank wieder von der polnischen Seite auffassen, so erkennt man geradezu eine Gefahr für unser gesammtes Creditwesen."[2]) Es war bereits eine Neugestaltung der Bank beschlossen, abermals zu Gunsten des ungarischen Einflusses; sie wird nun dennoch ausgeführt. Die neue Organisation ist ein einseitiges ungarisches Interesse, und die ungarische Regierung erwirbt die thatsächliche Herrschaft über die Notenbank durch den Einfluß, welchen ihr die Parität in der Zusammensetzung des Generalraths verschafft. Vergebens ist gewarnt worden, wie „gefährlich und widersinnig es wäre, im Zinsfuß, in der Vertheilung der Noten, in der Verwendung der Reserven an ein Land gebunden zu seyn, das sich nach der wirthschaftlichen Losreißung in einem schroffen Gegensatze zu unserer eigenen Industrie bewegen könnte."[3])

Dem jetzigen Ausgleich fehlt noch die Vorlage über die

1) Wiener Correspondenz der Münchener „Allgem. Zeitung" vom 24. April 1898.

2) Rede des böhmischen Abgeordneten Nitsche s. Wiener „Neue freie Presse" vom 14. Juni d. Js.

3) Wiener „Neue freie Presse" vom 1. März d. Js.

sogenannte Quote, d. h. über den Betrag, den Ungarn zur Deckung der gemeinsamen Ausgaben zu entrichten haben würde. Diese Ziffer ist durch die Delegationen der beiden Parlamente festzusetzen, und wenn auf diesem Wege eine Einigung nicht erfolgt, so hätte die Krone den in der Verfassung vorgesehenen Schiedsspruch zu fällen. Schon seit Langem herrschte bei allen dießseitigen Parteien, namentlich auch bei den Deutschliberalen, die ungetheilte Entrüstung über die höchst ungerechte Ueberlastung Cisleithaniens durch Ungarn. Als vor bald zwei Jahren das Ausgleichsprovisorium dem Reichsrathe vorlag, wurde dem Ausschuß dringend nahegelegt, daß unter keinen Umständen die Quote wieder wie bisher auf 70 : 30 festzustellen sei, sondern der Bevölkerungszahl Oesterreichs und Ungarns entsprechend auf 52 : 48. Im Falle des Zwiespalts hätte dann der Kaiser ohne Zweifel eine mittlere Ziffer festgesetzt, und Oesterreich hätte, da jedes Procent etwa eine Million Gulden bedeutet, schon im Jahre 1898 einige Millionen erspart.[1]) Im kommenden Jahre fehlte wieder die Quotenvorlage, die ein Urtheil darüber ermöglichte, ob die schweren Zugeständnisse an Ungarn ihre Ausgleichung in einer erhöhten Quote finden sollten. Doch beidemal war das Parlament unbrauchbar und mußte entlassen werden.[2]) Jetzt erhebt sich wieder die Frage: „Soll Oesterreich eine Compensation von Ungarn für die Last der Millionen bekommen, welche die neue Vertheilung der Verzehrungssteuern demselben auferlegt?[3])

Auch der auf dem Verordnungswege mittelst des Nothparagraphs 14 publizirte Ausgleich selber muß dem österreichischen Reichsrath zur Genehmigung vorgelegt werden, sammt der Quote. Was dann werden wird, weiß Niemand

---

1) Aus Wien in der Münchener „Allgem. Zeitung“ vom 21. November 1897.

2) Wiener „Neue freie Presse“ vom 25. September 1898.

3) Wiener „Neue freie Presse“ vom 12. Juni d. Js.

zu sagen. „Nirgends herrscht Unterordnung besonderer Interessen unter das Allgemeine, nirgends jener Geist der Versöhnlichkeit, ohne den ein Ausgleich streitender Wünsche nicht denkbar ist, wechselseitige Verbitterung beherrscht die Gemüther von der obersten Stelle bis zu den untersten Schichten des Volkes, so daß zu befürchten steht, die bisherigen Wirrsale seien erst der Anfang von größeren. Gewiß ist, daß, falls der Abschluß des Zoll- und Handelsbündnisses auf parlamentarischem Weg nicht gelingt, spätestens in drei Jahren der Streit in neuer Form entbrennen und gefährlicher werden muß, weil dann auch das Ausland in ihn hineingezogen wird".[1]) So klagt ein Liberaler. „Thatsächlich handelt es sich jetzt gewissermaßen um eine neue Theilung der Welt im Osten und Süden. Wer irgend Macht hat und Energie, rüstet sich zum Zugreifen, wenn er auch schon zugegriffen hat, da es sich um die ergiebigste Quelle des Reichthums, um den gewinnreichsten Verkehr handelt, um eine Umwälzung von unberechenbarer Tragweite. Uns Oesterreicher übermannt bei diesem Blick auf die Zukunft immer ein Gefühl der Wehmuth. Wir müssen thatenlos beiseite stehen, wir müssen überall leer ausgehen, weil wir zu viel zu thun haben mit unseren inneren Zwistigkeiten. Während die Anderen die Welt theilen, theilen wir uns selbst."[2]) So klagt der Conservative. Ein Deutschliberaler Cisleithaniens schüttet seinen Schmerz sogar in einem magyarischen Blatte aus:

„Wir Deutsche fühlen uns unzufrieden und glauben glücklich zu werden, wenn wir in der Sprachenfrage siegen; wir vergessen aber dabei, daß wir in dieser Jagd nach dem nationalen Glücke die Bedingungen unserer Existenz untergraben, daß wir auf ökonomischem Gebiete von unseren Nachbarn, von den Reichsdeutschen, geschlagen, aus dem Weltmarkte verdrängt

---

1) Aus Wien in der Münchener „Allgem. Zeitung" vom 20. Juni d. Js.

2) Wiener „Vaterland" vom 11. Dezember 1898.

werden, wir vergessen, daß wir gerade jetzt in einem entscheidenden Momente uns befinden, in welchem der ökonomische Kampf um's Dasein über die Grenzen Europas hinaus um die ganze Welt ausgekämpft wird. Während der deutsche Kaufmann nach China und nach Afrika geht, kämpft unser ihm ebenbürtiger deutscher Kaufmann in Böhmen darum, ob die paar hundert Beamte czechisch lernen sollen oder nicht, ob in Graz ein bosnisches Regiment stationiren soll oder nicht, und ob ein Landgerichtspräsident dort so oder anders heißt. Ich glaube, daß es unseren reichsdeutschen Brüdern nicht einmal unangenehm ist, daß wir diese Kirchthurmpolitik treiben und ihnen in ihrer Weltpolitik nicht hindernd in den Weg treten. Man bekämpft jeden Radikalismus, indem man wirthschaftliche Reformen schafft, die Lage der Bevölkerung bessert und den Muth hat, die Massen über die wahre Ursache ihrer Unzufriedenheit aufzuklären. Die deutsche Linke ist zu Grunde gegangen, weil sie sich um die Massen gar nicht kümmerte, weil sie sich von ihnen abschloß und hinter ihren Mandaten wie hinter festen Mauern verschanzte".[1])

In reichstreuen Blättern Oesterreichs ist neuerlich das Wort gebraucht worden: „Beust, der Todtengräber Oesterreichs." Das Wort ist vor fast dreißig Jahren in diesen Heften über den sächsischen Leichtfuß gefallen. Von daher rührte die enge Vereinigung des deutschen Liberalismus mit dem aufstrebenden Magyarismus. Beide wurden gehätschelt, aber der Eine gerieth in Niedergang, der andere erfreute sich des Emporkommens. Jetzt braucht man in Ungarn die Deutschliberalen nicht mehr und wirft sie weg; den mächtigen Einfluß in Wien behält man um so sicherer, je mehr die liberale Treiberei die Krone sich entfremdet.

Die Magyaren zählen in Ungarn 30 Procent der Bevölkerung. Was ihre Nationalität unter den anderen von ihr geknechteten Völkerschaften wagen darf, hat sich nebenbei auch bei dem neuen Ausgleich gezeigt. Schon lange geht der

---

1) Aus dem „Pesther Lloyd" | Wiener „Vaterland" v. 2. Juni 1898.

Witz um, man sollte anstatt Oesterreich-Ungarn lieber sagen Ungarn-Oesterreich. Während die Monarchie dem Ausland gegenüber bisher immer als einheitlich vertragschließende Körperschaft auftrat, bestimmt der jetzige Ausgleich, daß die neuen Zoll- und Handelsverträge mit den fremden Mächten als Verträge der beiden Staaten der Monarchie gesondert abgeschlossen werden, also „Oesterreich und Ungarn". Die Ueberraschung war allerdings insoferne nicht gerechtfertigt, als bereits unter dem neuen Ministerium Szell (am 17. April d. Js.) ein großer Sturm im ungarischen Parlament entstand, weil der Gesandte bei einer fremden Macht arglos eine Urkunde unterfertigte: „Für die österreichisch-ungarische Monarchie." Darauf erklärte die Regierung, ein solcher Fehler werde in Zukunft nicht mehr vorkommen, und bei Unterzeichnung internationaler Verträge der Ausdruck Oesterreich und Ungarn benützt werden.[1])

Der Magyarismus hätte übrigens allen Grund, den Hochmuth nicht zu sehr in's Kraut schießen zu lassen. Im Norden des deutschen Reichs, wo sich Ungarn bekanntlich besonderer Liebe erfreut, ist unter den „Alldeutschen" auch schon der Fall erwogen worden, daß bei einer Trennung Oesterreichs von Ungarn das letztere das unbestreitbare Recht hätte, einen anderen König zu wählen als den, der die österreichische Kaiserkrone trägt.[2]) Aber der würde unzweifelhaft — Panslavist seyn.

1) Dr. Tezner: „Das völkerrechtlich selbständige Ungarn" in der Wiener „Neuen freien Presse" vom 17. Juni d. Js. — Vgl. Wiener „Reichspost" vom 22. Juni.

2) Berliner Correspondenz des Wiener „Vaterland" vom 23. August 1898.

XIII.

Philipp v. Wittelsbach Cardinal, Bischof von Regensburg.

(1576—1598.)

Nur eine kurze Wirksamkeit war dem edlen Fürstensohn vergönnt, dem die nachfolgenden Blätter gewidmet sind. Die Zeit der Geburt unseres Cardinals (22. September 1576) fällt in die Blüthezeit einer der wichtigsten Epochen der bayerischen Geschichte, in die Zeit des Abschlusses der katholischen Restauration in Bayern nach traurigen Aergernissen in der Kirche, nach der unheilvollen Verwirrung religiöser Verhältnisse durch die Revolution des Jahres 1517. Die Väter der neu erstandenen Gesellschaft Jesu hatten den Oelzweig des religiösen Friedens ins Bayerland gebracht, hatten im wahren Sinne des Wortes als Reformatoren kirchlichen Lebens und kirchlicher Sitte gewirkt. Ueberzeugt, daß nicht die Lehre der Kirche, wohl aber die Menschen in der Kirche der Reformation bedurften, gingen diese Männer daran, dem Volke, dessen Hirten oft selbst mit eisernen Banden der Leidenschaft gefesselt waren, die ewigen Grundwahrheiten zu predigen. Mit einer gewissen unerbittlichen Consequenz wirkten diese einfachen Wahrheiten, wie sie das kleine Exercitienbüchlein des hl. Ignatius von Loyola in so wunderbarer Schönheit darstellt. Ein reiner, frischer Luftzug wehte durch die vom Hauch sektirerischen Wahnes zersetzten bayerischen Lande, die Kirche hatte ihre ewig jugendliche Kraft wieder bewährt.

Der herzogliche Hof in Bayern vor allen bot dem ganzen Lande das Bild religiösen Glaubens und frommer Sitte. Eine

gesegnete Wirksamkeit entfalteten hier Wilhelm V. der Fromme im Bunde mit seiner heiligmäßigen Gemahlin Renata, der Tochter des Herzogs Franz I. in Lothringen — die Eltern unseres Cardinals Philipp. Ihrer glücklichen Ehe entsproßte Kurfürst Maximilian I., wohl der größte Fürst aus dem Hause Wittelsbach, der in der sturmbewegten Zeit des 30jährigen Krieges mit kräftiger Hand das Banner der katholischen Religion hoch empor hielt. Neben dieser starken Eiche deutscher Treue und Glaubensfestigkeit erblühte die Lilie zarter Unschuld in dem jüngeren Bruder Philipp. Der Prinz befand sich noch im Kindesalter, als die Nachricht von Regensburg eintraf, das dortige Domkapitel hätte Philipp zum Bischof von Regensburg erwählt. Wohl war Wilhelm V. anfangs gegen diese Wahl, allein die Nothlage der Regensburger Diöcese bewirkte seine schließliche Zustimmung.[1]) In der Diöcese des hl. Wolfgang hatte nämlich die Neuerung der lutherischen Prädikanten weithin Boden gewonnen. Außerdem hatte David Köldrer, der verstorbene Bischof von Regensburg, große Summen auf die Renovation der bischöflichen Residenz verwendet und dadurch die Finanzen des Bisthums nicht erhöht. So wählte denn das Domkapitel Philipp zum Bischof, da es von dem Hause Wittelsbach kräftigen Schutz erhoffte in Religionssachen und eine Besserung der Finanzlage erstrebte durch Einziehen der Tafelrevenüen während der Minderjährigkeit des neu erwählten Bischofes.[2]) Papst Gregor XIII., der, wie er selbst versichert, in jedem Meßopfer der deutschen Kirche gedenkt und der Heilung ihrer zahlreichen Schäden, gab in Würdigung der Nothlage seine Zustimmung zur Wahl des dreijährigen Bischofes und bestellte als Administrator in geistlichen Sachen den päpstlichen Legaten Felician. Mit der Verwaltung der Temporalien wurde Wilhelm Schlüderer von Herzog Wilhelm betraut.

Eine sorgfältige Erziehung und tüchtige Ausbildung des jungen Philipp war nun das nächste Ziel der elterlichen Fürsorge. Wie ernst Herzog Wilhelm V. seine Vaterpflichten erfaßte, davon zeugen die Praecepta, die der Herzog dem Er-

1) Hundii Metropolis Salisburg. p. 90.

2) Johann Hübner, Histor. Fragen, VIII S. 179.

zieher Petreus gab als Maxime für die Erziehung Maximilians.[1]) Das erste und wichtigste Element in der Erziehung, das Fundament sollte die Gottesfurcht und Gottesliebe bilden, treue Anhänglichkeit an den katholischen Glauben und eine heilige Liebe zur römischen Kirche sollte dem Zöglinge eingeflanzt werden. Mit aller Sorgfalt sollte jedes Aergerniß für die Unschuld des Prinzen vermieden, Lektüre und Umgang streng überwacht, keiner Laune des Zöglings nachgegeben werden. Mit acht Jahren (1584) trat Philipp in die 1577 zu München gestiftete Marianische Congregation, ein Institut, das vor allen unter der studirenden Jugend so reich gesegnete Erfolge erzielte. Maximilian selbst, der 1584 zum Oberhaupt aller in Deutschland bestehenden Marianischen Congregationen erwählt worden war, nahm seinen Bruder Philipp in diesen Bund auf. Welch erhebendes Bild! Während der Sturm der religiösen Revolution, alle bestehenden Verhältnisse von Grund aus zerstörend, über die deutschen Lande dahinbraust, liegen die beiden Herzogssöhne in feierlicher Weihestunde vor dem Bilde der Gottesmutter auf den Knieen, empfehlen sich und die Ihrigen dem Schutze der Patrona Bavariae.

Rem, Regem, Regimen, Regionem, Religionem
Conserva Bavaris Virgo Maria tuis.

Mit der Gnade großer Glaubensstärke und freudigen Opfermuthes für die katholische Sache gesegnet zog Maximilian hinaus in die Kämpfe des 30 jährigen Krieges; mit der Gnade jungfräulicher Unschuld gesegnet, die er sich durchs Leben bewahrte, erhob sich Philipp vor dem Gnadenbild; rühmt doch der Geschichtsschreiber an ihm, daß nie der Gifthauch unreiner Leidenschaft ihn berührt habe.[2])

So war denn Philipp unter den schützenden Fittichen treubesorgter Elternliebe herangewachsen und sollte nun die Universität Ingolstadt beziehen. Mit großem Ernste wurde hier von den drei bayerischen Herzogssöhnen Maximilian, Philipp, Ferdinand und dem Sohne des Erzherzogs Karl,

---

1) Adlzreiter, Boicae Gentis Annalium Pars III. L. I. p. 3, 4.
2) Adlzreiter, Boicae Gentis Annalium Pars II. L. XII p. 333.

dem späteren Kaiser Ferdinand, Maximilians Herzensfreund, um die Palme der Wissenschaft gerungen, so daß ihr Eifer auch den Fleiß der übrigen Studierenden anregte. Zwei Jahre lang hörte Philipp theologische Vorlesungen bei den Jesuiten. Um die vorgetragenen Wahrheiten tiefer eindringen zu lassen und um zugleich dem Papste seine Ehrerbietung zu bezeugen, sollte der junge Bischof gemeinsam mit seinem Bruder Ferdinand eine Romreise unternehmen; dort an heiliger Stätte sollte das jugendliche Herz des Prinzen von heiliger Begeisterung entflammt werden für die erhabene Schönheit der katholischen Kirche. Vor ihrer Abreise nach Rom besuchten die beiden Prinzen Mainz und hinterließen dort ein würdiges Andenken an ihren Aufenthalt in einem Gedichte, das sie zum Preis des dort verehrten berühmten Kreuzes verfaßten, das auch hier seine Stelle finden möge:

Ergone, Te lignum, ligni coelestis imago,
Ira furens petit et scelerata caede cruentat?
Aspicimus pavidi caput a cervice revulsum
Et vena haud solita manantis signa cruoris,
Et circum toto pendentia pariete dona,
Votivasque tuae testes opis undique ceras.
O ultore Deo sanctum, venerabile lignum:
En te submissi ad terram veneramur; et arae
Et tibi supplicibus defigimus oscula labris,
Et pia suspensâ testamur vota tabellâ.
Serva o (nam servare potes) Crux alma Philippum
Fernandumque Ducis Guilielmi Pignora Boij.
Servati meritos olim referemus honores.

Philippus Episcopus Ratisbonensis etc. et Ferdinandus Fratres etc. Poneb. et Scribeb. in Residentia Moguntina.[1])

Nach kurzem Aufenthalte in Mainz ging es fort nach Rom in die heilige Stadt. Bald (Frühjahr 1593) war auch Maximilian nachgekommen. Mit väterlicher Liebe empfing Clemens VIII., durch das Podagra an das Bett gefesselt, die drei Herzogssöhne aus dem Hause Wittelsbach, das sich durch die Erhaltung der katholischen Religion in Deutschland so

1) Nicolaus Serarius. Rerum Moguntiacarum liber I c. 31.

reiche Verdienste um die Kirche gesammelt hatte. Großer Pomp wurde entfaltet, besonders dem Thronfolger Maximilian wurden die größten Ehren erwiesen. Von einem stattlichen Gefolge begleitet besuchten die Prinzen noch Neapel; dann aber kehrten Philipp und Ferdinand wieder zurück nach Ingolstadt zu ernsten Studien. Philosophie wurde jetzt mit allem Fleiße studirt. Und der Mühe fehlte auch nicht ihr Preis. Eine glänzende Disputation aus der Philosophie schloß diese Studien beider Prinzen. In feierlichem Zuge wurden die Wittelsbacher an den Tagen ihrer Disputation (jeder hatte einen ganzen Tag zur Disputation) von ihrem Schloß zur Universität geleitet. Wohl mochte das Herz des Jünglings zagen, als er in solch illustrer Versammlung vor Koryphäen der Wissenschaft seine Thesen vertheidigte, aber auch in Freude höher schlagen, als Professoren wie Studierende reichen Beifall spendeten, als besonders der Rektor Magnificus selbst seinen Dank und sein Lob den Prinzen gegenüber aussprach, die ganz vergessend auf den Glanz ihrer hohen Stellung einzig und allein dem Studium der Wissenschaft mit seltenem Eifer sich hingegeben hätten, deren Namen nicht für die Gegenwart allein, die auch in der fernsten Zukunft glänzten in der Geschichte der Universität Ingolstadt. Noch kurze Zeit blieb Philipp an seinem Musensitze, um seine Studien zu vervollständigen. Mit der Bildung des Geistes hatte die Bildung des Herzens gleichen Schritt gehalten. Auch als akademischer Bürger bekannte der Prinz sich als „Marienkind", war er der Marianischen Congregation zu Ingolstadt beigetreten. Am Charfreitag des Jahres 1594 nahm er auch Theil an der öffentlichen Trauerprocession und trug hier im blauen Mantel gehüllt, dem Bundeskleide der Congregation, abwechselnd mit seinen Brüdern Ferdinand und Albert und dem späteren Kaiser Ferdinand von Steyermark das Crucifix.[1])

Endlich war der Tag erschienen, da der Wittelsbacher den lange verwaisten Bischofsstuhl des heiligen Wolfgang bestieg. An der Seite seiner beiden Brüder Ferdinand, des

---

1) Agricola, Historia Provinciae Societatis Jesu Germaniae superioris ab anno 1541–1600. 2, 77—78.

späteren Erzbischofes von Köln, und Albrecht, des Vaters des späteren Bischofs Albrecht Sigismund von Regensburg, hielt der 21jährige Fürstbischof seinen Einzug in seine Residenzstadt Regensburg,[1]) ein Freudentag für die Diöcese. Wohl hatten tüchtige Administratoren wie der päpstliche Nuntius Felicianus, dann Berckha, besonders Jakob Müller den Regensburger Weinberg treu behütet, Philipp selbst hatte vor der Thronbesteigung manche Angelegenheit der Diöcese in seine Hand genommen, jetzt aber gehörte die ganze Jugendkraft des Bischofes seiner Diöcese. Noch vor dem eigentlichen Bisthumsantritte wurde in den ersten Jahren der Regierungszeit Philipps das Tridentinische Dekret betreffs der geheimen Ehe in der Regensburger Diöcese promulgirt,[2]) das vom 27. Dezember 1580 an Giltigkeit haben sollte. Dem Klerus, der leider nur zu tief gesunken war, wurde schon von Philipps Administratoren eine besondere Aufmerksamkeit gewidmet. Auf den 6. Juli 1580 hatte Felicianus eine Reformsynode in Regensburg anberaumt,[3]) der eine zweite Synode folgte am 9. Januar 1584.[4]) Der 20. April 1583 brachte eine Verordnung contra Clericos concubinarios; das Leben und die Sitten des Priesters überhaupt wurden streng geregelt durch die am 1. November 1588 an den Klerus versandten Diöcesanconstitutionen.[5]) Jakob Müller, seit 1588 Administrator und Generalvicar, hatte 1589 einem Wunsche des Papstes Sixtus V. folgend eine General-Visitation für die Diöcese angekündigt. Ein Schreiben Wilhelms des Frommen vom 27. Mai 1589 ertheilt dem Generalvicar Rathschläge bezüglich der Art und Weise der Visitation; als treu besorgter Landesvater fürchtete nämlich der Fürst, es möchten die aus Regensburg ausgewiesenen schlechten Priester in anderen Diöcesen seines Landes Aufnahme finden, weßhalb

---

1) Mausoleum S. Emmerami von Abt Coelestin S. 466.
2) Joseph Lipf, Oberhirtliche Verordnungen für das Bisthum Regensburg von 1250—1852. S. 40. N. 64.
3) Ried, Codex chronologico-diplomaticus episcopatus Ratisbonensis p. 1231.
4) Ried, l. c. p. 1242.
5) Lipf, l. c. p. 41, n. 69.

er ein gemeinsames Vorgehen des Metropoliten und der Ordinarii empfahl. Philipp selbst, der jugendliche Bischof, spendete seinem Generalvicar großes Lob wegen der Abhaltung der Diöcesan-Visitation unter dem 16. Juli 1590.[1]) Eine besondere Fürsorge erfuhr auch der Ordensklerus, der dem Weltklerus Vorbild und Stütze sein sollte. Vor allen wurden natürlich die Jesuiten nach Regensburg berufen, die regenerirend auf Klerus und Volk wirken sollten. Das Stift Mittelmünster oder S. Paul zu Regensburg, welches Canonissen unter der Regel S. Benedikts bewohnten, wurde wegen Verfalls der Klosterzucht durch Papst Sixtus V. im Jahre 1586 für erloschen erklärt.[2]) Durch Betreiben des Jakob Müller erhielten die Jesuiten 1589 dieses Stift.[3]) Die Stadt Regensburg legte den Jüngern des hl. Ignatius Hindernisse in den Weg, soweit sie nur konnte; der Baumeister der Jesuiten wurde aus der Stadt vertrieben, die Bürgerskinder durften die Jesuitenschule nicht besuchen, selbst das Anhören der Jesuitenpredigten war verboten.[4]) Doch Fürstbischof Philipp verfolgte unbekümmert um die Ränke der für „evangelische Freiheit" schwärmenden Stadtväter seine Pläne. Im Jahre 1597 übergab er die von ihm, dem Propste, Dechant und Kapitel des Domstiftes unterzeichnete Stiftungsurkunde den Jesuiten, worin denselben besonders der Jugendunterricht, den sie umsonst ertheilen sollten, als Aufgabe zugewiesen wurde. So sorgte Philipp für die wissenschaftliche Bildung des Klerus; denn ohne Zweifel mußte aus einer trefflich geleiteten Ordensschule ein tüchtiger Nachwuchs für den Diöcesanklerus sich ergeben. Vielleicht handelte der Bischof bei der Stiftung dieser Klosterschule im Gehorsam gegen Papst Gregor XIII., der dem verstorbenen Bischofe

1) Ried, l. c. p. 1257—1265.

2) Ried, l. c. p. 1247. Interessant ist, daß Papst Sixtus V. in gerechter Würdigung der Zähigkeit zarter Frauenherzen dem Generalvicar aufträgt, sollte es nöthig sein zur Aufhebung, auch den Arm der weltlichen Macht zu Hilfe zu rufen.

3) Walderdorff, Regensburg in seiner Vergangenheit und Gegenwart. 4. Aufl. S. 281.

4) Coelestinus, Mausoleum S. Emmerami, p. 466 u. f. (ed. 1752).

David, dem Vorgänger Philipps, die Gründung eines Seminars auftrug, damit in diesem Diener des Herrn erzogen würden qui a pueris sincera doctrina et optimis moribus instituti possint catholicam veritatem et dignitatem tueri, wie es in dem Schreiben des Papstes vom 17. Oktober 1573 heißt. Auch der Orden S. Benedikts erfuhr die Hirtensorge des Bischofes. Das Kloster Frauenzell bei Wörth an der Donau wurde 1582 in seine Rechte und Güter eingesetzt und erhielt 1590 wieder einen Abt.[1]

Allein nicht nur von einem würdigen Klerus, auch in würdiger Weise sollte das heiligste Opfer dargebracht werden. Der Bischof vor allen ist es, der die Ehrenwache beim eucharistischen Heiland vertritt, der für geziemende Verehrung des Allerheiligsten Sorge trägt. Schon im Jahre 1590 schrieb der jugendliche Fürstbischof ein begeistertes Elogium zu dem von seinem Generalvicar Dr. Jakob Müller herausgegebenen Buche Ornatus ecclesiasticus, worin über die würdige Ausstattung der Kirchen gehandelt wird. Dankbar preist Philipp das Verdienst seines treuen Generalvicars um die Regensburger Kirche, ein Lob, das den Generalvicar ebenso ehrt, wie es ein Zeugniß der Hirtensorge des Bischofes ist.[2] Im Jahre 1593 überreichte das Domkapitel dem Fürstbischofe den Plan zum Ausbau der Kathedrale. Dieser Plan, projektirt von dem berühmten Regensburger Maler und Künstler Peter Opl, präsentirt den Dom mit zwei Thürmen, die hoch in die Lüfte strebend in immer kleineren Pyramiden enden, nebst einer zwischen der Chorkirche und dem Langhaus aufsitzenden thurmartigen Kuppel mit architektonischen Ornamenten.[3] Dieses Werk, insoweit es die Vollendung der beiden Thürme betrifft, auszuführen, war nicht diesem Bischofe aus dem Hause Wittelsbach vergönnt — Gott der Herr hatte ihn vorher noch vom Schauplatze des Lebens abberufen —, es war dies einem andern Wittelsbacher und einem andern Bischof beschieden, dem genialen König Ludwig I. und dem idealen Bischofe

1) Walderdorff l. c. p. 640.
2) Ried l. c. p. 1264.
3) Schwegraf, Geschichte des Domes von Regensburg II. Teil, S. XIV.

Dr. Ignatius von Senestrey. Nur von vier Glocken weiß die Geschichte zu berichten, die 1595 durch den Glockenschmied Veit Schmeicker oder Scheickhardt, im Dome aufgerichtet und regulirt wurden.[1])

Das verdienstvolle Bestreben Philipps fand Anerkennung beim päpstlichen Stuhle. In väterlicher Liebe ernannte Clemens VIII. den erlauchten Bischof zum Cardinal. Der Lichtmeßtag des Jahres 1597 brachte ihm den Purpur. Mit großer Prachtentfaltung wurde diese Feier zu München begangen. Nach einer Predigt über die hohe Würde des Cardinalates, der Herzog Wilhelm V. mit seiner Gemahlin Renata und seinen Söhnen beiwohnte, bekleidete der päpstliche Legat den Fürsten Philipp mit den Insignien seiner Würde. Ein feierliches Tedeum schloß die Feier. Am folgenden Tage durften die Jesuitenzöglinge vor dem herzoglichen Hofe und dem päpstlichen Legaten ein Drama aufführen.

Im Juli 1597 erschien der Cardinal wieder in München. Die Michaels Hofkirche, ein Werk Wilhelms V., wurde durch den Suffragan-Bischof von Freising consecrirt.[2]) Der herzogliche Hof und viele hohe Würdenträger und Adelige waren zu dieser Feier erschienen. Während des Pontifikalamtes bestieg nun der jugendliche Cardinal die Kanzel der Michaels-Hofkirche. In einstündiger begeisterter Rede schilderte der Wittelsbacher, wie Gott dem Herrn möglichst prächtige Tempel erbaut werden sollten, beleuchtete sein Thema mit Stellen aus der hl. Schrift und den Vätern, wies hin auf das Beispiel eines Salomon, eines Konstantin. Es war das letzte Mal, daß München den Cardinal in seiner vollen Jugendkraft schaute, schon hatte der Todesengel seinen Kuß auf die Stirn des Jünglings gedrückt.

Heimgekehrt in seine Bischofsstadt wurde der Fürst von einer tückischen Krankheit, der Schwindsucht, auf das Krankenbett geworfen, von dem er sich nicht mehr erheben sollte. Nachdem die Aerzte eine Luftveränderung angerathen hatten,

---

1) Schuegraf l. c. I. p. 196.

2) Vgl. darüber die zum 300jährigen Jubiläum der Einweihung erschienene schöne Festschrift: „Die St. Michaels-Hofkirche von Adalbert Schulz". München, Stahl. 1897. A. d. R.

zog man nach Ingolstadt, das aber bald (um Ostern 1598) mit einem Aufenthalte in Dachau vertauscht wurde. Hier nun auf seinem Sterbebette zeigte sich die Tugendgröße des geistlichen Fürsten in ihrem schönsten Glanze. Als Gott der Herr das Opfer seines Lebens in der Blüthe seiner Jahre forderte, da zögerte der edle Fürst nicht, den unentweihten Frühling seines Lebens darzubieten; ja als man ihm mit schonender Zurückhaltung das Bedenkliche seiner Lage mittheilte, sprach er mit verklärtem Auge: In coelo vivere iucundius. Zwei Jesuiten waren mit nach Dachau gekommen, die ihm geistlichen Trost spendeten. Andächtig hatte er noch zum letzten Male die heiligen Sakramente empfangen, was er in seinem Leben wöchentlich treu geübt hatte. Um Mitternacht des 18. Mai 1598 war die Todesgefahr aufs höchste gestiegen. Schluchzend versammelten sich die hohen Anverwandten um das Sterbelager des Cardinals. Die Priester beteten die Allerheiligenlitanei, die der Prinz zum Theil noch mitbetete. Dann sprach er den Psalm Dominus illuminatio mea, wobei er besonders den Vers betonte Unam petii a Domino, hanc requiram, ut inhabitem in domo Domini. Schmerzgebeugt tritt der Vater Wilhelm an das Sterbelager seines Sohnes und reicht ihm die Sterbekerze. Ein letzter, tiefer Athemzug — Cardinal Philipp ist todt, eine Jünglingsleiche umgeben von der Pracht des neu erstandenen Frühlings.

Dumpf klangen die Glocken von der Frauenkirche in München, als sie ihre Todtengruft öffnete, um die sterbliche Hülle des Wittelsbachers aufzunehmen. Das Herz des Cardinals, das im Leben so warm geschlagen hatte für seine Diöcese, fand seine Ruhe im Dome zu Regensburg.[1]) Ein prächtiges Denkmal in Erz und Marmor, den Cardinal zu Füßen seines gekreuzigten Heilandes darstellend, welches die treue Bruderliebe Maximilians I. in der Mitte des Hauptschiffes der Regensburger Kathedrale errichtet hatte, läßt einen

1) Jakob Sturms Histor.-poet.-Zeit-verfassende Beschreibung der Stadt Regensburg, mitgetheilt von Emil Freiherrn Reichlin von Meldegg in den Verhandlungen des Histor. Vereins der Oberpfalz, 31. Bd. S. 98.

der edelsten Wittelsbacher in der Erinnerung fortleben. Die ernste Inschrift des Epitaphiums, die wie ein erschütterndes Memento mori aus dem Jenseits herüberklingt, möge den Schluß unserer Skizze bilden.

Philippo Guil. V. Comiti Pal. Rheni, Bojorum Duci, Eccl. Ratisbon. Antist. Cardinali Principi incomparabili, ante diem mala tabe confecto et eheu rebus humanis erepto, in summa fortuna, in aevi flore, in incremento honorum magno Parentum, magno F. F. S. S. luctu illacrumante funeri patria, ingemiscentibus exteris, moestis omnibus iratis orbi superis, qui in hoc Principe ostendere, quantum bonum dare possunt terris, quantum darent coelis

Desideratissimo Fratri
Maximilianus Princeps rerum in Boica potens
F. C.
Decessit XII. Cal. Jun. an. clↃ IↃ IIc.
aetat. XXII.

Viator, quid rogas; quis fuerim? Qui sim, magis roga. Eheu, magna umbra magni Principis. Hic in tenebris ago, et in purpura cineresco miser. Sciebam, hoc olim futurum; tam scito, nesciebam. Subitum fata properavit Numen mea. Veni in hanc vitam ideo solum, ut exirem. Tu quid speres? ah vani sumus, et dum non sumus et dum sumus. Vita ad mortem iter est. Et quid horrescis? Necesse est mori, eheu necesse est mori futuri incertis. Viator, abi et redi post paulum; cras noles, hodie venies. Et adhuc hic es viator? Jam insequitur ut te prehendat pallidus lictor, ibis, eheu, ibis ad verendam sedem. Ubi judex terret, ubi omnes tremunt, multi accusant, nemo defendit. Et ibis ultra Quo? eheu, quo? ah miser, quid quaeris? sperare potes, timere potes, prout vivere potes, scire non potes. Et horam et sententiam Numen occulit, ut tu videas. Abi et vide, antequam supremum oculi caligent, et caecus, eheu, aeternum erres, quod erraris.

J. Döbl.

XIV.

Römische Jubiläumswanderungen im Jahre 1899.

Das 500jährige Jubiläum der deutschen Nationalstiftung der Anima.

„Die Anima soll die Heimat der Deutschen in Rom sein, wie einstens Rektor Flir im Kreise deutscher Männer aus verschiedensten Ländern ausrief: Hier ist Deutschland."
(A. Kerschbaumer, Gesch. d. Anima. Wien 1868.)

Seit vielen Jahrhunderten haben in Rom, als dem Mittelpunkte der Christenheit, die einzelnen Völker ihre Nationalstiftungen, welche einerseits den Hauptvereinigungspunkt der dort ständig lebenden Mitglieder, andrerseits das willkommene Unterkunftshaus für die dahin ziehenden Schaaren von Pilgern der betreffenden Nation bilden. Deutschland besaß nun wohl nach einer angeblichen Stiftungsurkunde vom Jahre 797 schon seit Karls d. Gr. Zeiten die Stiftung des Campo Santo gleich bei der Peterskirche; aber dieselbe kam im Laufe der Zeit fast ganz in Verfall und diente später mit ihrer Bruderschaft mehr den verstorbenen Landsleuten, denn das dabei befindliche Pilgerhospiz war immer sehr beschränkt. So hatten die Deutschen in Rom wenig oder nichts, an das sie sich hätten halten können, und ging es ihnen bei ihren Pilgerfahrten oft sehr schlecht. Der Florentiner Matteo Villani hebt in seiner Chronik zum Jubiläumsjahr 1350 hervor, daß sie bei Regen und Kälte im Freien, auf der Straße übernachten mußten und wenn sie irgendwo doch

Unterschlupf fanden, überall Mangel litten und nicht um theueres Geld die nöthigen Lebensmittel bekamen. Da war nun gerade zu diesem besagten Jubiläum von 1350 auch ein sehr wohlhabender Angehöriger des damaligen deutschen Reiches gewallt, nämlich Johannes Peters von Dortrecht mit seiner Gemahlin Katharina. Dieser hatte somit selbst die mißlichen Verhältnisse der nach Rom pilgernden Landsleute beobachten können, und offenbar dadurch bewogen kaufte er in dem Stadtbezirk Parione drei Häuser, bestimmte dieselben „für den Gebrauch der Armen Christi und anderer hilfsbedürftiger Personen zu seinem und aller Wohlthäter Seelenheil“ und legte so den Grund zu dem erhabenen Hospiz für derartige Personen deutscher Nation zu Ehren und unter dem Titel „Beatae Mariae animarum“. Durch einen anderen Deutschen, den Prälaten Theodor von Niem im Paderbornischen, wurde das so schön begonnene Werk zu Ende geführt, indem derselbe unterm 9. November 1399 von Bonifaz IX. die päpstliche Bestätigung und zugleich Ablaßverleihungen für alle Wohlthäter der Anstalt erwirkte. Auch vermehrte Theodor von Niem in hochherzigster Weise den Besitzstand der Stiftung, indem er sieben Häuser und einen Weinberg zu demselben schenkte.

Damit war die hervorragende und berühmte deutsche Nationalstiftung S. Maria dell' Anima ins Leben getreten, welche nunmehr seit einem halben Jahrtausend das Centrum und die Vertretung des Deutschthums in Rom bildet und unzähligen Pilgern eine willkommene Unterkunftsstätte in der ewigen Stadt geboten hat.

Ich habe nun zwar in früheren römischen Jubiläumswanderungen die werthen Leser der gelben Blätter schon ein paar Mal zur Anima geführt, aber eigentlich nur, um von dort aus Jubiläumswanderungen anzutreten. Im Jubeljahre unseres Nationalhospizes aber möchte ich für dasselbe selbst etwas den Cicerone machen und biete deßhalb hier einen kurzen Auszug von dem, was ich bei meinem diesjährigen

Romaufenthalt und auch sonst über die Wirksamkeit dieser berühmten Anstalt als Pilgerhospiz, als Vertretung und Vereinigungspunkt der Deutschen in Rom, sowie als Priestercollegium gefunden habe.

I. Der eigentliche Hauptzweck der Stiftung war, Pilgerhospiz zu sein, vorzüglich für die nach Rom wallfahrenden armen Deutschen. Diesem Zwecke wurde in ausgedehntestem Maße und in wahrhaft großartiger Weise entsprochen, indem jährlich gegen 3000 bis 5000 Pilger unentgeltlich aufgenommen und verpflegt wurden; in Jubiläumsjahren stieg die Zahl sogar bis auf 10,000 und 20,000. Der Anstalt war diese eminent segensreiche Thätigkeit möglich, weil sie immer mehr in Ansehen und Blüthe gekommen war und dadurch auch die Mittel sich mehrten. Die Päpste selbst nahmen sich mit großem Eifer derselben an. Schon bei der Bestätigung verlieh Bonifaz IX. Allen, welche die Anstalt fördern helfen, Ablässe, Innocenz VII. eximirte dieselbe von jeder anderen Jurisdiktion und Gewalt, und stellte sie unmittelbar unter den ganz besonderen Schutz des apostolischen Stuhles. Auch Eugen IV., Julius II., Leo X., Pius V., Gregor XIII. und ganz besonders der letzte deutsche Papst Hadrian VI. werden als Gönner der Stiftung aufgeführt durch ihre die Anima begünstigenden Erlasse, Privilegien u. dgl. Von größter Bedeutung für das Gedeihen und Blühen des Hospizes war sodann die gleich anfangs ins Leben gerufene Bruderschaft, deren Mitglieder die Verpflichtung auf sich nahmen, durch Gebet und Almosen die Stiftungsaufgabe zu fördern. Genaueren Einblick in die großartige Entfaltung dieser Confraternität gibt das im Jahre 1851 wieder aufgefundene, hochinteressante Bruderschaftsbuch, ein Pergamentband von Kleinfolioformat in braun Leder gebunden mit buckelbesetzten Messingbeschlägen und Schließen, sowie dem Goldtitel: „Liber Confraternitatis Beatae Mariae de Anima Teutonicorum de Urbe.“

Auf den nicht ganz 300 Seiten enthält es zuerst einige auf

die guten Werke bezügliche Schrift- und Väterstellen, sowie zwei Gedichte, sodann eine Copie der Bestätigungsurkunde des Papstes Bonifaz' IX., daran anschließend das Verzeichniß von über 3000 Bruderschaftsmitgliedern, endlich noch eine Zusammenstellung der Anniversarien und des Besitzstandes. Angelegt ist das wichtige Buch von Heinrich Marwede, copiista, wie er sich nennt, aus der Diöcese Verden, und zwar im Jahre 1463. Aus älteren, leider nicht mehr vorhandenen Verzeichnissen hat er die Mitglieder von 1463 in sein Buch mit schöner durch blau und roth verzierte Initialen geschmückter Schrift nachgetragen. Soweit bei den einzelnen Mitgliedern der Stand und ferner die Diöcese angegeben ist, sieht man, daß sich die Bruderschaft bis in die höchsten Kreise hinauf und bei den Rompilgern aus allen deutschen Gauen der lebhaftesten Theilnahme erfreute. Es finden sich – ich folge dabei der Zählung Kerschbaumers in Geschichte der Anima S. 65 f. — verzeichnet: 1 Papst, 2 Kaiser, 2 Könige, 3 Erzherzoge, 20 Cardinäle, 130 Bischöfe, 20 Herzoge und Kurfürsten, 50 Fürsten und Grafen, 70 Barone, 200 Ritter und adelige Laien, 20 Ordensritter, 30 Patrizier aus Freistädten, 800 Domherren, 20 Aebte, 100 Pfarrer und Kapläne, 20 Mönche, 200 Cleriker, 400 Beamte (Gesandte, Räthe, Notare, Advokaten 2c.), 40 Gelehrte und Künstler, 13 Doktoren der Medizin, 100 Frauen, 100 Kaufleute und Handwerker, 50 höhere Offiziere, 50 als Dienerschaft; ferner den Diöcesen nach: aus Augsburg 40, aus Basel 14, aus Brandenburg 3, Breslau 30, Brixen 20, Camin 20, Chur 7, Constanz 40, Culm 7, Eichstätt 15, Ermeland 40, Freising 25, Gurk 2, Halberstadt 40, Havelberg 2, Hildesheim 60, Köln 140, Laibach 4, Leitomischl 2, Lübeck 50, Lüttich 150, Lunden 3, Magdeburg 20, Mainz 90, Meissen 20, Merseburg 8, Minden 20, Münster 60, Oesel 12, Olmütz 3, Osnabrück 20, Paderborn 20, Passau 25, Prag 3, Razeburg 3, Regensburg 25, Reval 7, Riga 3, Roschild 4, Salzburg 20, Samland 3, Schleswig 5, Schwerin 1, Seckau 2, Speier 25,

Straßburg 25, Dorpat 15, Trient 12, Trier 40, Triest 2, Utrecht 100, Verden 12, Wien 12, Wiener-Neustadt 1, Worms 30, Würzburg 40, Ypern 2. Von Ausländern haben sich etwa 20 Franzosen, 20 Italiener, 10 Ungarn, 6 Polen, 6 Schweizer und 6 Spanier in die Confraternität aufnehmen lassen, alle übrigen gehören dem ehemaligen deutschen Reiche an.

Verschiedenen Einzeichnungen kann man es förmlich ablesen, mit welchem Stolze sich Hoch und Nieder in dieses merkwürdige Buch einschreiben ließ oder großentheils selbst einschrieb, um sich so den Wohlthätern des berühmten Nationalhospizes anzuschließen. Schon diesen wenigen Andeutungen kann man aber auch entnehmen, welch gewaltiges Interesse diese Urkunde für uns Deutsche haben muß, und wie nicht leicht mehr eine derartige Autographensammlung bekannter deutscher Männer von Mitte des 15. bis Mitte des 17. Jahrhunderts existiren dürfte. Mit dem Jahre 1653 hören die Mitgliedereintragungen auf und scheint um diese Zeit die Bruderschaft in Verfall gerathen zu sein, wozu wohl die in Deutschland bestehenden, für Rompilgerreisen ungünstigen Verhältnisse beigetragen haben mögen. Auch kam bezüglich der Aufnahme von Pilgern, Anstellung von Kaplänen u. dgl. die innere Verwaltung des Hospizes mit der Zeit mehr und mehr vom ursprünglichen Stiftungszweck ab und bildete sich die Meinung heraus, als ob die Anima eine spezifisch habsburgische Stiftung und somit die Aufnahme von Pilgern aus anderen Ländern des Reiches reine Gnadensache wäre. Zudem nahm bei der Verwaltung der italienische Einfluß so überhand, daß die Einkünfte des Hospizes vielfach den Italienern zu gute kamen und verschiedene Klagen über diese Verhältnisse in Deutschland und in Rom selbst laut wurden. Diese Klagen und der durch das wiederaufgefundene Confraternitätsbuch evident dargelegte Beweis, daß die Anima eine allgemeine deutsche Stiftung sei, drängten zu einer Erneuerung, und Kaiser Franz Joseph I. war hochherzig genug,

was seine Vorgänger als „pio stabilimento puramente Austriaco' längere Zeit fort ausschließlich für Oesterreich in Anspruch genommen hatten, „durch einen Akt großmüthiger Selbstverleugnung" wieder aufzugeben und die Initiative zu ergreifen, daß durch eine apostolische Generalvisitation die Anstalt ihren ursprünglichen Charakter wieder erhalte. Papst Pius IX. ging gerne auf den Plan ein, und so begann 1854 die Thätigkeit der S. Visita, die besonders unter Leitung des Cardinals Graf Reisach und auf Grund der eifrigen einleitenden Arbeiten des Rektors Flir eine gründliche Reorganisation der Anstalt durchführte.

Seit dieser Zeit wurde das deutsche Nationalhospiz wieder in hervorragender Weise seiner Bestimmung gerecht, zu sein ein „Xenodochium beatae Mariae de Anima pauperum peregrinorum germanorum sustentationi exstructum" und wenn auch die gräuliche Verwüstung des Hospizes durch die Franzosen einen Schaden von etwa 100,000 Franken brachte, und wenn auch in neuester Zeit die Miethzinse und damit die Einnahmen mehr zurückgingen, dafür aber die Italia una die Steuerschraube fast bis zur Unerschwinglichkeit anzog, so daß beispielsweise die jährlich zu entrichtende Quote seit 1869 sich verachtfacht hat, indem sie damals 4115, im Jahre 1897 aber 32,200 Lire betrug, so wurde doch in dieser Zeit für die armen Deutschen Bedeutendes geleistet. An Almosen wurden denselben in den letzten zehn Jahren 62,606 Lire verabreicht und während derselben Zeit wurde 2661 armen Pilgern aus der Heimat durch je drei oder mehr Tage unentgeltlich Verpflegung und Wohnung gegeben. Und welche Wohlthat ist es, daß hier Priester und in besonderen Fällen auch Laien gegen verhältnißmäßig geringe Entschädigung wohnen können und es ihnen gerade dadurch leichter gemacht ist, die von Jugend auf gehegte Sehnsucht, das Grab des Apostelfürsten, den Stellvertreter Christi und die um Peterskirche und Vatikan geschaarten Heiligthümer und Kunstschätze zu sehen, zu erfüllen. „Haben

doch in den letzten zehn Jahren 104 mal hochwürdigste Oberhirten in der Anima ihr Absteigequartier genommen und 1220 Priester und Laien bei ihrem Romaufenthalte daselbst Unterkunft gefunden." Wenn wir endlich den Appell lesen, welchen der derzeitige verdienstvolle Rektor der Anstalt, Monsignore Dr. Franz Nagl, an den deutschen Wohlthätigkeitssinn richtet, es möchten der Anstalt durch ihre Patronin S. Maria dell' Anima Gutthäter zum Jubiläum erstehen, damit es möglich werde, „daß die Anima in ihrem Jubeljahre zwei dringenden Bedürfnissen gerecht werden kann: 1) durch Schaffung einer beständigen Versorgung für verarmte greise Landsleute in Rom und 2) durch Errichtung eines großen katholischen Vereinigungslokales in der ewigen Stadt, welches dann bei Pilgerzügen aus der Heimat zur Verfügung steht, und besonders im großen hl. Jubeljahre 1900 allen Rompilgern aus der Heimat ein heimatliches Centrum bilden wird:" so sehen wir, daß auch für die neueste und zukünftige Zeit die Anima von dem stiftungsgemäßen Bestreben beseelt ist, den deutschen Pilgern am Grabe der Apostelfürsten ein willkommenes deutsches Heim zu bieten.

II. Die zweite Bedeutung der Anima ist, ein als „Ehrenschild deutscher Nation" sich zeigendes Centrum für die in Rom befindlichen Deutschen zu bilden. Vor Allem in religiöser Beziehung ist das geschehen durch Errichtung der schönen Nationalkirche und Besorgung des Gottesdienstes daselbst. Bereits der Stifter Johannes Peters hatte das mittlere der drei von ihm geschenkten Häuser zu einer Kapelle bestimmt, die aber bei dem großartigen Aufblühen der Stiftung zu klein wurde. Am 24. September 1499 wurde deßhalb zur Ehre Gottes, Mariens und „ad honorem nostrae nationis Germanicae" ein Neubau beschlossen, wozu am 11. April 1500 der kaiserliche Gesandte Mathäus Lang, nachmaliger Bischof von Gurk und Cardinalerzbischof von Salzburg, den Grundstein legte. Vasari berichtet, daß der berühmte Bramante zur Bauberathung beigezogen und dann

die Kirche durch einen deutschen Architekten gebaut wurde. In der That erinnert die schöne Anordnung des durch sechs einfach schlanke Pfeiler in drei Schiffe getheilten Innern mit der trefflichen Höhenentwicklung und dem langgestreckten Chor, ferner die von den Seitenwänden in verschiedener Tiefe ausbauchenden Nebenaltarnischen, gewisse Details an der Fassade und den Fensterprofilirungen, sowie der prächtige, zierlich schlanke Glockenthurm, der meines Erachtens der schönste Campanile in Rom ist, an den Einfluß Bramantes, während verschiedene gothische Anklänge den deutschen Baumeister verrathen. Die bedeutendsten Kunstwerke der Kirche sind das Hochaltarbild und das figurenreiche Grabmonument des Papstes Hadrian VI. Ersteres, eine Stiftung des Augsburgers Jakob Fugger, stellt Maria mit dem Jesukind und St. Joseph nebst den Heiligen Jakob und Markus dar und ist das beste Werk des bekannten Raphaelschülers Giulio Romano. Letzteres gehört zu den besten Grabdenkmälern Roms und ist nach dem Entwurfe des Bald. Peruzzi von dem Sienesen Michelangelo ausgeführt. Gregorovius meint, es sei eine Ironie, daß Hadrian, der doch wenig auf die Kunst gehalten habe, ein kunstvolleres Monument erhielt, als z. B. sein Vorgänger, der Kunstmäcen Leo X. Die vielen Grabmonumente der Kirche sind überhaupt sowohl in geschichtlicher als künstlerischer Beziehung sehr interessant und wären sicher einer eigenen Abhandlung werth. Besonders berühmt sind unter anderen die mit den naiven Putten des Fiamingo. Die Nebenaltäre haben zum Theil ebenfalls treffliche Altarbilder, wie z. B. das originelle durch schönen Lichteffekt ausgezeichnete Bild des Besuches Mariens im Hause Zacharias' und Elisabeths, oder des Schlüsselwunders des hl. Bischofs Benno, des Martyriums des hl. Lambert u. a. Sehr beachtenswerth sind die prächtigen Marmorsäulen und -Bekrönungen der Altäre, die reichen Marmorbekleidungen der Pfeiler, die abwechslungsreichen Marmorinkrustationen der Antipendien, an welchen man 10 bis 15 und mehr verschiedene

Marmorarten zu schönen Ornamenten zusammengesetzt findet. Nehmen wir dazu, daß die Kirche durch einen der tüchtigsten Maler der Neuzeit, Professor L. Seitz, eine wohlgelungene Renovirung erfuhr, welcher besonders die vom Gewölbe herunterleuchtenden Brustbilder deutscher Heiligen, sowie die Bilder der Nepomukkapelle und der Entwurf zu dem Glasgemälde über dem Eingang ihr Entstehen verdanken, so können wir mit Genugthuung sagen, daß die deutsche Kirche S. Maria dell' Anima eine der schönsten Nationalkirchen in Rom und damit ein würdiges religiöses Centrum für die Deutschen ist.

Der Gottesdienst wird vom Rektor des Hospizes und den Priestern, welche dort ihre Studien machen, besorgt und wird jeden Sonntag auch Hochamt und deutsche Predigt gehalten. Dabei übernimmt die von der Anima unterhaltene Scuola Gregoriana den Gesang und es ist für ein deutsches Ohr wohlthuend, etwa von einem durch Italiener aufgeführten Gloria oder Credo weg hieher zu kommen und den ergreifenden Tönen dieser Knabenstimmen, begleitet von der guten aus Deutschland stammenden Orgel, zu lauschen. Aber auch in Rom bricht sich die Trefflichkeit dieser ächt kirchlichen Musik schon Bahn und wurde mir mitgetheilt, wenn die römischen Adeligen wahrhaft erhebenden Gottesdienst halten lassen wollen, dann denken sie an die Nationalstiftung der Anima und holen sich die Sänger der Scuola Gregoriana, und der hl. Vater selbst hat diese Schule durch eigenes Breve in der Weise ausgezeichnet, daß mehrere Knaben des Animachores bei den Veranstaltungen der berühmten Capella Sixtina mitzuwirken haben.

Neben dieser religiösen Bedeutung war die Anima auch immer von besonders patriotischer Bedeutung, und seit alten Zeiten geschahen von hier aus die nöthigen Schritte, wenn es galt die Deutschen zu versammeln, um freudige oder traurige Ereignisse des Heimatlandes, des Fürstenhauses und dergl. in entsprechender Feier zu begehen; ein Einblick

in bezügliche archivalische Nachrichten belehrt uns, daß keine Kosten gescheut wurden, auch in dieser Hinsicht den deutschen Namen würdig zu vertreten und die geistige Verbindung mit und die Liebe zum Vaterlande und ihren Fürsten aufrecht zu erhalten. Ebenso bildet in charitativer Hinsicht die Anima ein segensreich wirkendes Centrum der Deutschen. Mir liegt z. B. der 26. Jahresbericht der „St. Vincenz-Conferenz an der Anima in Rom zur Unterstützung der Armen aus Deutschland, Oesterreich-Ungarn und der deutschen Schweiz" vom Jahre 1898 vor. Aus dem Mitglieder- und Wohlthäterverzeichniß desselben sieht man, wie sich hier, gewissermaßen unter dem Protektorate von S. Maria dell' Anima, deutsche Cardinäle, Bischöfe, Prälaten und einfache Priester, hohe deutsche Adelige, die verschiedenen Gesandten und ihre Räthe, Gelehrte, Künstler und Geschäftsleute in echt christlicher Weise zusammengefunden haben, hilfsbedürftigen, in Rom ansäßigen Landsleuten in jeder Weise zu helfen. Wie segensreich diese Conferenz wirkt, mag man den eigenen folgenden Worten des Berichtes entnehmen: „Was unsere Conferenz in ihrem ersten Vierteljahrhundert an Trost, Rath, Liebe den Armen entgegengebracht, was sie den armen Kindern gewesen, welche sie zur ersten hl. Communion brachte oder durch Sorge für eine christliche Erziehung vor dem vollständigen Ruin bewahrte: das steht außer unserer Berechnung, das weiß nur Gott und theilweise wissen es auch diejenigen, welche solche geistige Almosen empfingen; und wie oft in materieller Beziehung manche Nothlage erträglicher gemacht, wie mancher Familie, deren Ernährer todt oder verdienstlos geworden, der Hunger gestillt ward, das dürfen wir aus der Summe von 106,000 Franken schließen, welche in jenen 25 Jahren zur Vertheilung kam". — Ein deutscher Gesellenverein, sowie der zu geselliger Unterhaltung und Belehrung gestiftete Leseverein haben ebenfalls in der Anima ihren Sitz. Gelingt aber erst der oben angeführte Plan, zum Jubiläum durch Beiträge von Wohlthätern ein großes

deutsches Vereinslokal zu errichten, und gelänge es vielleicht auch trotz der bestehenden Schwierigkeiten die Kinder der Deutschen in einer eigenen blühenden katholischen Schule zu vereinigen, dann dürfte wohl diese zweite Seite der Wirksamkeit unseres Nationalhospizes noch viel größere Bedeutung erlangen und damit das deutsche Centrum in der ewigen Stadt in der Lage sein, noch hervorragender den deutschen Namen zu vertreten.

III. Nach den neuen, behufs Reorganisation der Anstalt von der apostolischen Generalvisitation herausgegebenen Statuten sollte die Wohlthat des Hospizes auch Priestern zu gute kommen, die in Rom sich weiter ausbilden wollen. Es wurde also ein Priestercollegium ins Leben gerufen, das die Aufgabe hat, „jüngeren Priestern aus Deutschland die Gelegenheit zu bieten, sich durch ein paar Jahre in den theologischen Fächern weiter auszubilden, Collegien zu besuchen, das Doktorat zu erwerben, in Bibliotheken zu arbeiten, in den Congregationen, wo die wichtigsten Fälle aus dem kirchlichen Rechtsleben vorbesprochen werden, zu prakticiren und dann mit mannigfachen Kenntnissen bereichert in die Heimat zur Fruktificirung derselben zurückzukehren. Meines Wissens könnten wohl bei 14 bis 16 Priester in die Anstalt aufgenommen werden, deren Aufenthalt auf zwei Jahre festgesetzt ist und welche theils Freiplätze haben und als Kapläne ein bestimmtes Gehalt, theils als Conviktoren einen bestimmten Pensionsbetrag bezahlen. Ueber das innere Leben in diesem Priestercollegium entwirft uns Dr. R. Klimsch in seinen „Wanderungen durch Rom" (1894) [S. 144 f.] folgendes anschauliche Bild: „. . . . . Und nun kamen die schönen Tage. Um einen Rath war man nie verlegen, weil immer ein Dutzend Confratres mit Liebe bereit standen, und wo die Wissenschaft der Licentiaten in der Philosophie, Theologie und dem Jus nicht ausreichten, da konnte der Rektor des Hauses helfen. Von allen Seiten der Welt strömten uns deutsche Priester als liebe Gäste ins

Haus. Da kamen Pfarrer aus Amerika und erzählten uns von den Prärien und dem Urwald und den merkwürdigen kirchlichen Verhältnissen der neuen Welt, da kamen auch wohl Missionäre aus dem Innern Afrikas. P. Ohrwalder hat uns lange Abende hindurch erzählt, was er in seinem Buch über den Mahdi so schön beschrieben. Ueber Rußland erzählte uns Professor Dr. Gloßner, über Indien und Norwegen, über England und Palästina erhielten wir Kunde. Was soll ich von Deutschlands und Oesterreichs Gauen erzählen? Fast jede Diöcese schickt im Laufe der Jahre einen Vertreter. Die jungen Priester, welche zwei Jahre hier bleiben, eine kleine Seelsorge, deutsche Predigt und Beicht übernehmen, bilden sich an einer der Universitäten Roms höher aus und machen nach Ablauf von zwei Jahren das Doktorat aus Jus, Theologie oder Philosophie, mancher guckt nebenbei in den Archiven herum oder stöbert orientalische Codexe aus, mancher studiert auf christliche Archäologie oder Kunstgeschichte, läuft zwischen Inschriftensammlungen und dunklen Katakombengängen herum, kurz jeder sucht den kostbaren Rom-Aufenthalt aufs goldigste zu verwenden. Ich fand hier in zwei Jahren Herren aus Brixen, Brünn, Freiburg, Köln, Laibach, Marburg, München, Münster, Olmütz, Passau, St. Pölten, Prag, Salzburg, Speier, Straßburg, Vechta, Wien, Würzburg. Was hat es da für interessante Tischgespräche gegeben. Man hätte sie manchmal gleich können in Druck geben, alle Fragen aus der Philosophie, Theologie und Juristerei, und zwar die schwierigsten am liebsten, tauchten auf und mußten Revüe passiren. Da gabs Jesuiten- und Dominikanerschüler, Anhänger verschiedener Lehrmeinungen, und da gabs denn manchmal auch Feuer und wenn die frutti und der schwarze Kaffee manchmal nicht mehr ausreichten, dann wälzte sich der gelehrte Disput auf die Terrasse, wo wir uns im Freien erholten, und es wurden wohl auch alte Codices, ein Schmalzgruber und Reifenstuhl, ein Suarez und Thomas, ein Cajetan und Billuart herbei-

geschleppt, um authentische Texte zu liefern. Manchmal gerieth Würzburg mit Passau in Streit, oder Köln neckte über Münster, oder Straßburg kritisirte das kleine Gurk, aber Alles verlief in caritate und man lernte nicht nur Bescheidenheit auf sein bischen Wissen, sondern erbaute sich auch an den schönen Charakterzügen edler Seelen. Sehr oft beglückten uns deutsche Kirchenfürsten mit ihrem hohen Besuche; dann wurde es an der Mittags- und Abendtafel im Unterhause etwas ruhiger. Wir lernten einen großen Theil der ehrfurchtgebietenden Corona des deutschen Episcopates kennen, und welchen Nutzen dies Nähertreten an tief verehrungswürdige Gestalten des katholischen Priesterthums für uns junge Kapläne hatte, braucht wohl keiner Erwähnung. Daß alle mit dem besten Eindruck wieder von hinnen schieden, stärkte in uns nur den Entschluß, die Ehre des deutschen Hauses in Rom hoch zu halten".

Wenn es nun die Ehre einer derartigen Anstalt ist, der Kirche tüchtige Arbeiter in den verschiedensten Berufsarten geschenkt zu haben, so kann die Anima sicher mit berechtigter Genugthuung auf die stattliche Anzahl der aus ihr hervorgegangenen Männer schauen, welche in allen Gauen, soweit die deutsche Zunge klingt, angesehene Stellungen einnehmen und die segensreichste Thätigkeit entfalten. In erster Linie wären hier als infulirte Würdenträger zu nennen, welche in der Anima Studien gemacht: die hochwürdigsten Bischöfe Dr. Rößler in St. Pölten, Dr. Doppelbauer in Linz, Dr. Schmitz in Köln, Dr. Rosentreter in Kulm, Abt Dr. L. Mergl in Metten. Andere mir bekannte, mir als ehemalige Animapriester zur Kenntniß gekommene Namen, nach Diöcesen geordnet, sind: Bamberg, Dr. Schädler; Bonn, Dr. W. Ph. Englert; Breslau, Dr. Commer, Dr. Mortimer von Montlach; Eichstätt, Dr. Wohlmuth, Dr. G. Triller; Ermeland, Generalvicar Dr. Lüdtke; Freiburg i. Br., Mfgr. Dr. Heiner, Dr. Th. Dreher; Hildesheim, Dr. Lerson; Köln, Dr. Bellesheim,

Dr. Lingens, Dr. Steffens; Mainz, Dr. Englhard, Dr. Bendix; Linz, Dr. Kerskens; Münster, Dr. Effinghold, Dr. Dörholt, Dr. Pieper; Paderborn, Dr. Otten; Passau, Dr. Pichler; St. Pölten, Dr. Fleischler, Dr. Kerschbaumer; Prag, Dr. Zaus, Dr. Karlon; Regensburg, Dr. Leitner, Dr. Sax, Dr. Schneider; Rom, Dr. Nagl, der derzeitige Rektor der Anstalt, Dr. de Waal, Rektor des Campo santo; Straßburg, Dr. Adloff und Dr. Windling; Trient, P. Dr. Zingerle; Trier, Dr. Reuß; Wien, Dr. Schindler, Dr. Ehrhard, Dr. Marschall; Würzburg, Dr. Schell, Dr. Braun. Dazu muß ich ausdrücklich bemerken, daß vorstehendes Verzeichniß auf Vollständigkeit auch nicht annähernd Anspruch machen kann, da in der Anima selbst kein von Gründung des Priestercollegs an geführtes und ununterbrochen fortgesetztes Verzeichniß der dort Studierenden geführt wurde und die kurzen Nachforschungen und Erkundigungen, die ich bisher anstellen konnte, erklärlicher Weise sehr lückenhaft sind. Aber selbst diese lückenhafte Zusammenstellung ist ein Beweis, wie das Priestercollegium der Anima unseren deutschen Landen Männer herausgesendet, welche durch ihre hervorragenden Leistungen auf den verschiedensten Gebieten als Bischöfe, Generalvicare, Canoniker und Seelsorgspriester, als Universitäts- und Lycealprofessoren wie als Leiter von angesehenen Bildungsanstalten, im wissenschaftlichen, socialpolitischen und parlamentarischen Leben u. dgl. der Kirche und dem Vaterlande zur Zierde gereichen. Wie sollte die ewige Stadt auch etwas anderes, als solche Männer bilden aus festen Charakteren, die von kirchlichem Geist und wahrhaft idealem Streben beseelt sind; bietet sie doch dazu die sicherste Grundlage in dem gewaltig unerschütterlichen Fels, auf den Christus seine Kirche gebaut hat, in Petrus und seinen Nachfolgern; bietet sie doch die anziehendsten Beispiele dazu in ihren ungezählten Schaaren von Glaubenshelden und Tugendheroen, deren Blut und hl. Ueberreste Rom gewissermaßen zu einer einzigen großartigen Reliquie machen;

bietet sie dazu doch die ausgiebigsten Mittel als Brennpunkt katholischer Wissenschaft und grandioses Museum der Kunst aller Jahrhunderte. Sicher ist es einer der schönsten Jubiläumsruhmestitel unserer Nationalstiftung, der Anima, die ewige Stadt in dieser Weise den deutschen Landsleuten vermittelt zu haben und stets zu vermitteln durch die dreifache Wirksamkeit als Pilgerhospiz, als Vereinigungs- und Vertretungsstätte der Deutschen und als Priestercollegium.

XV.

Die Ursachen des Bauernkrieges 1525.

Die Lage des Bauernstandes um 1500.

II.

Die christliche Auffassung von dem Ideal der Armuth, Einfachheit und Niedrigkeit hat sich im Mittelalter immer siegreich erhalten gegenüber den entgegenstehenden Strebungen und Stimmungen. Besonders lebhaft aber ergriff es die Gemüther im 14. und 15. Jahrhundert im Zusammenhang mit der Mystik und mit reformatorischen Tendenzen.[1]) In Predigten und volksthümlichen Schriften begegnet man oft dem Gedanken, die Bauern hätten die meiste Aussicht auf die Seligkeit, da sie einfach lebten und im Schweiße ihres Angesichtes ihr Brot erwerben Die Reformconcilien weisen hin auf die Tugenden der Kleinen und Einfältigen als auf den Ausgangspunkt christlicher Besserung. Der Bauer, sagte man, thue ein göttliches Werk, er ernähre alle Stände, wie Gott alles Lebende speist. Christus sei auf Erden gewandelt

---

1) Vgl. Bezold, Die armen Leute und die deutsche Literatur des späteren Mittelalters in der Histor. Zeitschrift 41. Bd.

als ein Baumann, Säemann; im Evangelium stehe „mein Vater ist ein Baumann“ und an einer anderen Stelle „ich bin ein Schafhirt“. Der Bauer, heißt es in einem Volkslied, baue die Frucht, worin sich Gott verwandelt durch des Priesters Hand. Auf edle Geburt soll sich Niemand etwas einbilden, da wir alle von einem Vater und einer Mutter hergekommen sind; „man liest nicht, daß unser Herr einen silbernen Adam gemacht hat, woraus die Edelleute herkommen.“ Wenn der Mensch keine Tugend habe, wo sei dann der Adel? Nobilis est cunctus, quem nobilitat sua virtus. In dem oben angeführten „Bauernlob“ heißt es, der Bauer sei ein wahrer Edelmann, ihm sollten die Thiere in der Luft, im Walde und im Wasser unterthan sein. In dem Bauernlob des Hans Rosenblüt heißt es noch weiter, den Bauern könne Niemand entbehren, nicht einmal die niedere Thierwelt; „der Vogel in der Luft, der Wurm in der Erden, das muß alles von dir gespeist werden“. Sein Thun sei nützlicher, heißt es anderswo, als des Ritters Turnieren und Frauendienst. Selbst wenn der Ritter zum Schutz des Glaubens ausziehe, müsse ihn der Bauer mit Silber und Gold versehen. Man begann den Lehr-, Wehr- und Nährstand zusammenzustellen:[1] „Wenn Stola, Schwert und Pflug das Ihre thun, sagt man, so leben wir wohl auf Erden.“ Johannes Nider erzählt von einem Ritter, der die Bauern und armen Leute in sein Gebet einschloß, denn er lebe von ihrer Arbeit, meinte er.

Indessen war solch friedliche Stimmung nicht die Regel. Das Bauernideal wurde wohl selten gezeichnet ohne aufreizende Nebenzüge. Man stellte den Bauern entgegen den höheren Ständen und warf diesen vor, daß sie gegen den Bauern undankbar seien und ihm den weltlichen Schutz und geistlichen Trost nicht gewähren, den er verdiene. Wenn

1) Ein Spruchvers lautet: Tu supplex ora, tu protege, tuque labora, wofür Bezold a. a. O. S. 30 eine böse Travestie beibringt, worin der Bauer lecator (Lecker) heißt.

man den Bauern einen Edelmann nannte und den Priester mit Gott verglich, so hatte dies immer eine aufreizende Spitze. Auf einem zu Anfang des 16. Jahrhunderts verbreiteten Bilde liest der Bauer die heilige Messe, während Pfarrer und Mönch sich am Pfluge abmühen.

Der Boden für demokratische und revolutionäre Bestrebungen war nur allzu wohl bereitet. In den Städten herrschte schon lange das Bestreben des unteren Volkes, die Reichen und Vornehmen aus ihren Stellungen zu verdrängen.[1]) Der Augsburger Chronist Burkard Zink, selbst aus dem Handwerkerstand hervorgegangen, beklagt lebhaft die unbillige Gesinnung der niederen Klassen gegen die höheren; „es ist doch ein erschreckliches Ding, daß die minder Weisen und die Armen als die Reichen regieren wollen." Das gemeine Volk will „große Steuer auf die Reichen und auf die setzen, so etwas haben; damit werden die Reichen als arm, daß sie nicht vermögen zu geben". Der Satiriker Hans Vintler bezeichnet es als etwas gewöhnliches, daß die Niederen allezeit die Höheren neiden.[2]) Es gab auch bereits so etwas wie Arbeiterbewegungen, Gesellenkämpfe, besonders der Bergbau und das Weberhandwerk beschäftigte große Arbeiterschaaren[3]) und unter diesen waren ketzerische und revolutionäre Ideen sehr verbreitet. Ueberhaupt schlichen im Dunkeln allerlei ketzerische Bestrebungen ein.

Die Hussitenkriege begünstigten diese Bestrebungen. Die Sache der Böhmen galt als Sache der Bauern und Hand-

1) Siehe mehr darüber Janssen, Geschichte des deutschen Volkes II[8], 428 Note. Die Neuauflage von Pastor steht mir augenblicklich leider nicht zu Gebot.

2) Bezold a. a. O. 14. Vergl. Barges, Ein socialer Aufstand am Schluß des Mittelalters, in der Zeitschrift für Kulturgeschichte 1897 S. 427.

3) Vgl. meinen Artikel: Capitalistische Anfänge im Ackerbau und Gewerbe in der Zeitschrift für gesammte Staatswissenschaften. 1897 IV. S. 607.

werker, als Sache der niederen Stände gegen die höheren.[1]) In der Klingenberger Chronik heißt es deßhalb, als der Böhmen Uebermuth groß wurde, habe sich die Büberei auch in anderen Ländern verbreitet. Leute, die nicht arbeiten mochten, haben die Sache der Böhmen vertheidigt. „Wie man denn in denselben Zeiten fast geneigt war wider die Pfaffen und es das gemeine Volk desto lieber hörte, hatten sie die Pfaffen zu Wort und wie jedermann mit den andern theilen sollte sein Gut; was auch viel schnöden Leuten wol gefallen hätte und auch wol gekommen wäre. Also regte sich der alte Haß, den die Bauern und die Pfaffen zu einander hatten."

Dieser revolutionären Stimmung kamen allerlei Prophezeiungen entgegen, die von Hand zu Hand liefen und sehr verbreitet waren. Man erwartete einen allgemeinen Umsturz und eine gründliche Reform des Klerus. Auch ohne ein großer Prophet zu sein, konnte man solches voraussehen. Nikolaus von Cusa sagt, wie die Fürsten das Reich verschlingen, so verschlinge einst das Volk die Fürsten.

Aus diesen Tendenzen heraus erwuchs die bekannte merkwürdige Schrift: Kaiser Sigmunds Reformation, ein Vorläufer der 12 Artikel. Eine Umwälzung soll nach diesem dem Kaiser Sigmund zugeschriebenen Programm sich vollziehen und zwar unter der Führung eines neuen Messias, des mystischen Friedrich. Die bäuerlichen Lasten sollen abgeschüttelt und das natürliche Recht auf die gemeine Mark wieder hergestellt werden. Wenn sich ein Adeliger weigert, die Leibeigenschaft aufzuheben, so soll man ihn „ganz abthun"; weigert sich ein Kloster, so soll man es gänzlich zerstören; „das ist göttlich Werk". Die Zehenten sollen aufhören und die Zinsen abgelöst werden. Der Wald- und Wasserbann

---

1) Geschichte des Socialismus von Bernstein rc. 1895. S. 163 ff. 312.

soll aufhören, aber auch in den Städten sollen die Handelsgesellschaften und die Zünfte abgeschafft werden, die nur die Lebensmittel vertheuern. Es sei die Zeit, daß die Kleinen erhöht und die Gewaltigen erniedrigt werden. Wie in der Reformation Sigmunds wird in den 12 Bauernartikeln von 1525 über die Entziehung der Allmendnutzungen, des Weide-, Wasser- und Jagdrechtes und über die Erhöhung der Zinse geklagt. Indessen wird doch keine radikale Abschaffung der Dienste und Zinse verlangt, sondern nur eine Ermäßigung oder billige Entschädigung.

In der populären Literatur jener Zeit ist viel davon die Rede, daß die Bauernlasten ungemein gewachsen seien, und die Bedrückung geistlicher und weltlicher Herren wird in der leidenschaftlichsten Sprache behandelt. Lassen wir die Frage zunächst bei Seite, ob jene heftigen Klagen der Wirklichkeit entsprachen und hören wir zunächst ihren Ausdruck. Schon um 1450 meint Hans Rosenblüt: „Alle Jahre erhöhen die Herrn den Bauern die Gülte; so er darüber etwas sagt, schlägt man ihn nieder als ein Rind; mögen sein Weib und seine Kinder sterben und verderben, da gibt es keine Gnade.“ In der oratio vulgi von Wimpheling (1507) sagen die Bauern: „Wenn wir den Pfarrern den Zehenten und die Opfer gegeben und den Rittern die Zinsen bezahlt haben, müssen wir noch gezwungene Dienste leisten, statt daß wir für die Nahrung von Weib und Kinder sorgen.“[1]) Die Unterthanen geistlicher Grundherrn klagen, es sei, wie wenn sich alles verschworen habe, daß alles Geld in die Stadt und

1) Cum nostris curatis decimas et oblationes heroibusque nostris tributa largiti fuerimus, nihilominus coacta nobis servitia quandoque imponuntur, quorum pro uxoribus et pueris alendis officium erat elaborare; absque aliis multis molestiis, praecipue quod mendicantes a nobis aut uxoribus nostris facile credulis peculiolam exsugunt etc. Dr. Falk wies mich auf diese Schrift hin.

die Klöster fließe. Sie müßten sich mit rauhen Kleidern und dürftiger Gewandung begnügen.[1])

In dem seltenen noch wenig benützten Wiegendruck: ‚der pawrn lob'[2]) heißt es:

„Do adam reutet vnd eva span, wer was die zeit ein edelman? So will ich euch hie bedeuten wann kummen sindt die edelleute und will euch daran nit liegen. Man vindt es in der Bibel geschrieben in einem buch genannt Genesis, an dem zehende capitel ich also lis, das Nemrot sich nahm gewalts an und ist gewest der erst edelman. Der was treg vnd faul, darumb seczt er sich auff ein gaul und nam sein freunden kelber vnd kue. Darzu dorfft er nit grosser mue, wann er pawet im ein schloeß so gut, darinnen was er wol behut, und wollt nit arbeiten. Darumb zwang er die arme leute, das sie im zinß musten geben, wolten sie behalten ire guter eben, und gaben ime des iars ein anzal von iren fruchten vberal. Der selbig nemrot kinder gewan, die namen sich irs vaters weis an und kopten alle in die art. Dorumb so lags den armen hart und do ir vater Nemrot starb, der eltste son ein weip erwarb vnd setzt sich in das schloß hinein vnd thet sam als der vater sein und nam zinst von den armen, es mochte wol got im himel erbarmen, das arme leut die hern mueffen ernern, kunnen sich offt kaum des Hungers erwern". Des weitern heißt es, der Bauer sollte eigentlich ein Edelmann sein, er müsse alle ernähren Adelige und Geistliche. Darum soll ihn niemand hassen, die Geistlichen sollen seiner Seele gedenken, die Bürger sollen ihm keinen Neid tragen:

---

1) Nos ipsi vix grosso vel vili indumento tegimur, immo adolescentes nostri sagis et centonibus, puellaeque tenuissimis indusiis in solennitatibus, in nuptiis, in choreis, hiberno tempore vestiuntur, tanquam in nos coniuratum sit omnes nervos nostros in urbem inque monasteria, unde nihil redundat, esse transferendos.

2) Die Incunabel ist, wie mir Dr. Köberlin mittheilt, veröffentlicht von Heller 6. Bericht des Historischen Vereines Bamberg 1843 Beilage V S. 87 ff.

„Jr hantwercks leut, ich rat euch das, tragt gegen den paurn keinen has. Wenn er gen marckt begundt zulauffen, begert ir allerley von im zukauffen. So spricht der erst liebs peuerlein: hast nit ein iungs par hunlein, die wolt ich gern haben das ich möcht fullen meinen kragen? Das rintfleysch das bekumpt mir nicht, wann es ist grob vnd gantz entwicht. Jo, spricht der paur, ich vnseliger man, das ich des rintfleysch nit genug han, ich wolt mich des vermessen, wolt mein lebentag kein huner essen vnd wolt wasser trincken auß mein krug, das ich nur het des rintfleisch gnug“.[1])

Viel stärker noch ist die Sprache in einem andern Flugblatte, das Zimmermann mittheilt.[2])

In welchem Codex hat Gott ihr Herr ihnen solche Gewalt gegeben, daß wir Armen ihnen zu Frohndienst ihre Güter bauen müssen, und zwar nur bei schönem Wetter, aber bei Regenwetter unserer Armuth den erarbeiteten blutigen Schweiß im Feld verderben lassen sollten? Dazu müssen wir Armen ihnen steuern, Zinsen und Gült geben, und soll der Arme nichts minder weder Brod, Salz noch Schmalz daheim haben, mit sammt ihren Weibern und kleinen unerzogenen Kindern. Wo bleiben hier die mit ihrem Handlehen und Hauptrecht? Ja verflucht sei ihr Schandlehen und Raubrecht. Wo bleiben hier die Tyrannen und Wüthriche, die ihnen selbst zueignen Steuer, Zoll und Ungeld, und das so schändlich und lästerlich verthun und loswerden, das doch Alles in gemeinen Seckel kommen, und zu Nutz dem Lande dienen soll; und daß sich ja keiner dawider rümpfe, oder gar flugs gehts mit ihm, als mit einem verrätherischen Buben ans Pflöcken, Köpfen, Viertheilen: da ist minder Erbarmung denn mit einem wüthenden Hund. Hat ihnen Gott solche Gewalt gegeben, in welchem Kappen=

1) Dies erinnert an ein Wort, welches Bensen erwähnt. Als nach dem Sieg der Herren im Würzburger Land ein junger Bauer zum Tode geführt wurde, soll er ausgerufen haben: o wehe! ich soll schon sterben und habe mich kaum im Leben zweimal an Brod satt gegessen. (A. a. O. S. 26.)

2) Geschichte des Bauernkrieges 1^2, 130; leider ohne Quellenangabe.

zipfel steht doch das geschrieben? Ja ihre Gewalt ist von Gott, aber doch so fern, daß sie des Teufels Söldner sind und Satanas ihr Hauptmann.

Endlich sagt Martin Luther von den Fürsten 1523 kurz vor dem Bauernkrieg: sie könnten nicht mehr, denn schinden und schaben, einen Fall auf den anderen, einen Zins über den anderen setzen, da einen Bären, hier einen Wolf auslassen, dazu kein Recht, Treue, noch Wahrheit bei sich gefunden werden lassen, und handeln, daß es für Räuber und Buben zu viel wäre. „Gar wenig Fürsten sind, die man nicht für Narren oder Buben hält."

Das sind starke Klagen und es fragt sich, ob sie nicht manchmal im Feuer der Erbitterung und Leidenschaft weit hinausgehen über das Maß des Thatsächlichen. Da indessen die thatsächlichen Verhältnisse noch ungenügend bekannt sind, kann diese Frage nicht vollständig gelöst werden. Es fehlen uns noch genaue statistische Nachweise über die wirkliche Vermehrung der Dienste und Zinse. Wo uns die Verhältnisse genau bekannt sind, läßt sich bis jetzt kaum feststellen, daß die Erhöhung der Lasten in so starkem Maße stattfand, wie man aus jenen Klagen schließen müßte.

In einzelnen Fällen z. B. bei den Fürstenberger und Kemptener Bauern kamen[1]) allerdings Klagen vor, daß die Zinsen verdoppelt wurden, aber im Allgemeinen scheint das nicht der Fall gewesen zu sein, sonst müßte ein solch willkürliches Verfahren viel allgemeiner und öfters gerügt werden.[2]) Ich habe verschiedene Saalbücher vor und nach dem Bauern-

1) Hößler, Entstehungsgeschichte des Bauernkriegs S. 28. Zimmermann, Geschichte des Bauernkriegs I, 15.

2) Bensen erzählt a. a. O. 511 nach Ritter von Lang einen Fall, wo aus einem mageren Huhn vier Kapaunen, aus diesen ein Kalb und daraus schließlich ein Ochse gemacht wurde. Aber die Geschichte klingt zu unglaubwürdig; Ritter v. Lang ist eine trübe Quelle.

krieg durchgesehen, nirgends aber eine nennenswerthe Erhöhung der Gülten gefunden.[1])

Die Beschwerden der Bauern, namentlich aber die Bauernartikel sind in diesem Punkt mäßiger, als man nach den literarischen Klagen vermuthen sollte. Es heißt wohl, die Gülten seien so stark gewachsen, daß die Inhaber der Güter das Ihrige verlieren und verderben. Aber im Einzelnen kann man, wie wir noch sehen werden, keine festen Angaben herausgreifen. Nach den 12 Artikeln sind die Bauern bereit, Dienste zu thun, aber zu Zeiten und Stunden, wo es ihnen nicht zum Nachtheil sei und gegen einen ziemlichen Pfennig. Die Herrschaft möge einen billigen Zins veranschlagen, „damit der Bauer seine Arbeit nicht umsonst thue, denn jeglicher Tagewerker sei seines Lohnes würdig". In der That wurde Fronwerk später häufig bezahlt.[2])

Auch scheint es manchmal vorgekommen zu sein, daß,

---

1) Von einem Heiligkreuzischen Hof in Riedlingen bei Donauwörth gibt 1425 der Bauer Lohmaier 8 Malter Korn, 8 Malter Roggen, 8 Malter Gerste, 8 Malter Haber; ferner 1 Malter Oel, 600 Eier 7 Herbsthühner, 2 Fastnachthühner, endlich 4 Pfund Heller Schweingült und Wiesgelt (für die Weide), 5 Schilling pro visione und 2 Schilling pro institutione oder Bauding. 1474 sitzt auf dem Hof ein Leonhard Spindelmaier und leistet genau dasselbe, nur heißt es 8 Malter oder 6 1/2 Schaff und statt 8 Malter Haber 12 Malter Haber, 1513 ein Hans Spindelmaier und 1558 ein Veit Spindelmaier. Letzterer zahlt 2 fl. 60 Schweingült und statt Provision und Bauding an die Pflege Donauwörth 4 1/2 Metzen Korn und 9 Metzen Haber. In einem andern Hof ist sogar eine kleine Ermäßigung eingetreten; Jörg Cristaller gibt 1425 4 Malter Korn, 5 Malter Roggen, 4 Malter Gerste und 5 Malter Haber, 1465 aber gibt davon Michael Widenmann von jeder Getreideart gleichmäßig 4 Malter; 1474 ebenso der Michelbauer und 1492 der Michel Maier, 1513 der Georg Walther. Nur aus 3 Schilling Provision sind 1474 7 Schilling geworden und seit 1465 kamen 2 Fastnachthühner dazu. Man sieht aus Obigem zugleich, daß kein Erbpacht bestand, daß von Fronen keine Rede war und daß die Umwandlung in Geldrenten noch nicht allgemein vollzogen war. Heiligkreuz besaß keine Eigenwirthschaft.

2) Den Beweis davon wird meine Geschichte Balderns liefern.

als die Grundherren die Verminderung des Geldes merkten, Geldabgaben in Naturallieferungen zurückverwandelt wurden; das machte die Bauern unzufrieden. Die Umwandlung von Diensten und Naturallieferungen in Geld galt als Fortschritt, deßhalb wurde um die Wende des 15. und 16. Jahrhunderts in vielen Gegenden, so auch im Oettingischen die Umwandlung in Geld vollzogen oder wenigstens freigestellt, während sie in fortgeschrittenen Gegenden schon früher stattgefunden hatte.

Die Steuerfreiheit des Adels gab noch zu keinen bedeutenden Beschwerden Anlaß und wird nur einmal in dem Rheingauer Artikel aufgehoben gewünscht.[1])

In den fränkischen Bauernartikeln[2]) erklären sich die Bauern bereit, „den Fürsten, Herren, Städten und Edlen alle ihre erblichen Rechte, den großen Zehenten, die Gülten, Zinse und Dienstbarkeit verabfolgen zu lassen; bitten aber, ein Einsehen zu haben und aufzuheben den kleinen Zehenten und die Zölle; doch zur Unterhaltung der Wege, Stege und Brücken soll der nothwendige Zoll mit Maßen angelegt werden.“

Sodann schlagen sie eine Ablösung der Bodenzinse um den 20fachen Betrag vor. Alle Steuer heißt es, Lideloſung oder andere Neuerungen sollen aufgehoben werden; ausgenommen dem römischen Kaiser soll seine Steuer, die in 10 Jahren einmal kommt, vorbehalten sein. Alles Umgeld von Wein, Bier und Meth soll abgeschafft werden; es würde denn aus wichtigen Ursachen etwas Weniges bewilligt. Was die weltlichen Fürsten und Herren an Zehenten, Umgeld und Schatzung nachlassen, soll ihnen *an geistlichen Gütern erstattet werden.*

Das waren im großen Ganzen die Vorschläge, die die Bauern zur Erleichterung des landesherrlichen Druckes machten. Daneben stellten sie aber auch Anträge auf Ver-

1) Sartorius, Geschichte des Bauernkriegs S. 138.
2) Oechsle, a. a. O. S. 284.

besserung von Handel und Verkehr. Die Wege sollen frei sein, Münze und Maß einheitlich und gleich. Es sollen nicht mehr als 20 Münzschmieden beibehalten werden. Die Metallbergwerke sollen wieder Sache des Reiches und von den Syndikaten, die sich auf Grund von Bergwerkverpfändungen gründeten, wieder befreit werden. „Alle Bergwerke, sie enthalten Gold, Silber, Quecksilber, Kupfer, Blei oder Anderes, sollen ohne Ausnahme frei sein. Alles gefundene Gold, Silber, Blei und Kupfer soll von der Reichskammer zu einem festen Preise angenommen und bezahlt werden."

„Alle Geldwechslergeschäfte sollen verboten werden". Ein solches Verbot hätte natürlich nur dann einen Sinn gehabt, wenn alle Staaten gleiche Münzen gebraucht hätten. Eine andere Reihe von Vorschlägen suchte die Kapitalsansammlungen zu verhindern. Weder ein Einzelner noch eine Gesellschaft sollte mehr als 10,000 Gulden Betriebskapital haben; was darüber wäre, sollte zu gemeinen Zwecken verwendet werden. Bei Gesellschaften sollte es einfach für die Reichskammer eingezogen werden, von Einzelnen wird verlangt, sie sollen es zum Kredite armer Leute verwenden. Die Gesellschaftsenteignung hielt man für erlaubt, während man Einzelnen gegenüber behutsamer war. Der ganze Plan hatte etwas Socialistisches an sich. Zur Kreditorganisirung wird folgender Plan gemacht: „Wenn ein Kaufmann über seinen Handlungsfonds einen Ueberschuß an Geld hat, so kann er es bei dem Magistrat hinterlegen und jährlich 4 Prozent nehmen. Die Rathsherren sollen das Geld dann armen Männern gegen Versicherung leihen und 5 Prozent nehmen. Dadurch würden geschickte arme Männer zur besseren Betreibung ihres Gewerbes unterstützt."

Zum Schutze der kleinen Kaufleute wurde vorgeschlagen: Es soll eine Ordnung unter den großen Hansen, die im Großen handeln, gemacht werden, damit die kleinen Kaufleute auch bleiben und ihre Nahrung bekommen möchten. Ein Krämer soll nur einerlei Waare führen. (Schlußartikel folgt.)

XVI.

Die Brüder Grimm.

Im weiten Reich der deutschen Gelehrtenrepublik erfreuen sich wenige Namen eines so allgemeinen populären Klanges, wie die Brüder Grimm, die man von jeher sich gewöhnt hat zusammen zu nennen, wie auch ihre geistige Arbeit eine gemeinsame war. Den Grund ihrer Volksthümlichkeit haben zunächst die Kinder- und Volksmärchen gelegt. Die Kinder wachsen in der Liebe zu ihnen auf, jedermann weiß von den Brüdern Grimm. Aber auch die streng gelehrten Werke dieser Heroen deutscher Wissenschaft bewegten sich auf einem Gebiete, das dem Verständniß und Interesse weitester Kreise zugänglich ist. War es ja das deutsche Volk selbst, dem ihre Liebe, die Kraft ihres Sinnens und Denkens zugewandt war, dessen innerstes Leben zu verstehen sie allen Fleiß und allen Scharfsinn aufwendeten. Der Erforschung deutscher Eigenart in Sprache, Sitte und Recht, in Sage, Mythus und Dichtung galten ihre vereinten Bestrebungen, ihre eigentliche Lebensarbeit. Alle Welt kennt und ehrt sie als die Begründer der wissenschaftlichen Germanistik; mit dem Namen der Brüder Grimm ist die deutsche Sprach- und Alterthumswissenschaft unzertrennlich verknüpft.

Die befruchtende Kraft ihres Schaffens ist heute noch nicht erloschen. Sie gehören zu den Erziehern des deutschen Volkes und verdienen darum, daß ihr Leben und Forschen der Nachwelt in volksverständlicher Weise vor Augen geführt

werde. Ein solcher Versuch liegt in dem Buche von Franke vor.[1]) Eine für die wissenschaftliche Welt bestimmte Biographie besitzen wir längst in der Schrift von W. Scherer. Das Buch von Karl Franke wendet sich dagegen an den großen Kreis der Gebildeten und ist in Ton und Haltung diesem Zweck entsprechend geschrieben. Beide Brüder werden in ihrer Begabung wie in ihrer Bedeutung gewürdigt, und beider Charaktere treten in ihren Eigenthümlichkeiten, in ihrer Schaffensweise wie in ihren rein menschlichen Bürgertugenden dem Verständniß näher: Jakob der leitende Genius, mit schöpferischer Kühnheit vorwärts schreitend, Wilhelm der verständnißvolle Mitarbeiter, bedächtiger, eine feinsinnige, künstlerisch angelegte Natur. Aber beide waren, um ein Wort Jakobs auf ihn selbst anzuwenden, „durchbrave Menschen", und stets haben beide, wie Wilhelms Sohn Herman Grimm versichert, einander in Gedanken und Meinungen ergänzt.

Die Brüder Grimm, die einer alten hessischen Beamtenfamilie entsproßten, standen im Alter nur um ein Jahr auseinander — Jakob 1785, Wilhelm 1786 geboren, genossen im Hause wie nachher am Lyceum zu Kassel zusammen den Unterricht und waren so von Jugend auf sich unzertrennliche Gesellschafter. Nach dem frühen Tode des Vaters wurden sie als die beiden ältesten unter den sechs Geschwistern eine Autorität für die Familie, in der sie schlechtweg „die Brüder" hießen. Daraus bildete sich jenes innige Verhältniß, das schon im Jahre 1805 zu einer mit bewußtem Willen festgehaltenen Gemeinschaft reifend lebenslänglich fortbestand und in seiner schlichten Treue und Aechtheit als ein einzig schönes Vorbild noch späte Generationen erfreuen wird. Wie sie als Kinder in einem Bette schliefen, so arbeiteten sie als Männer in einer Stube, und auch als Wilhelm sich

1) Die Brüder Grimm. Ihr Leben und Wirken in gemeinfaßlicher Weise dargestellt von Dr. Carl Franke. Dresden und Leipzig, C. Reißner. 1899. 176 S.

verheirathet, in derselben Wohnung Zimmer an Zimmer. In den Rheinmärchen spielt Brentano auf dieses Verhältniß seiner Freunde an, indem der Wassermann unter den Rheinhort-Kundigen auch die zwei „an der Fuld“ sitzenden Brüder nennt:

„Grimm heißen sie, doch voll Geduld
Studiren sie an einem Pult“.

Auf Richtung und Studium beider war der Einfluß Savigny's, des berühmten feinsinnigen Rechtsgelehrten, tief eingreifend; von ihm lernten sie methodisches Arbeiten und durch seine Bibliothek, die er ihnen wohlwollend öffnete, wurden sie zuerst mit altdeutscher Poesie und der neuen von Tieck und Schlegel erweckten literarischen Bewegung bekannt, in der ihnen selbst eine so wichtige Aufgabe zufallen sollte. Was die Brüder von 1810 an für altdeutsches Schriftthum geleistet, überragt fast alles, was andere vaterländische Zeitgenossen hierin gethan. Aber angeregt wurden sie durch die Poeten der romantischen Schule; deren Verdienst ist es, in den Kasseler Brüdern die Lust zu den altdeutschen Studien angefacht zu haben. Wilhelm Grimm selbst bezeichnete in seiner Lebensbeschreibung die germanistische Thätigkeit der Romantiker als eine Art neuer Entdeckung. Die Träger der neuen Schule bethätigten sich nach den verschiedensten Richtungen, aber allen gemeinsam war die Liebe zum deutschen Vaterland, die unter dem Druck der Fremdherrschaft frische Triebe ansetzte. Denn im concreteren Sinne war die romantische Strömung nichts anderes als das Zurückgreifen auf das Vaterländische in Poesie, Kunst und Wissenschaft.

Im Jahre 1816 wurde Jakob Grimm, der vorher in wechselnden Stellungen verwendet worden, zum zweiten Bibliothekar an der Kasseler Bibliothek ernannt, an der Wilhelm Grimm seit 1814 bereits als Sekretär thätig war. „Von jetzt an“, sagt Jakob in einem späteren Rückblick,

„beginnt die ruhigste, arbeitsamste und vielleicht auch die fruchtbarste Zeit meines Lebens". In diesen glücklichen Jahren der Kasseler Amtsthätigkeit kamen die Kinder- und Hausmärchen, die deutschen Sagen, die Altdeutschen Wälder, die dänischen Heldenlieder, endlich die zwei wissenschaftlichen Hauptwerke, Jakobs deutsche Grammatik und Wilhelms deutsche Heldensage, heraus. Von Buch zu Buch wuchs ihre Schaffenskraft.

Der Märchensammlung erster Band erschien zu Weihnachten 1812 (die beiden weiteren Bände 1815 und 1822). Sie war die erste Frucht gemeinsamer Arbeit der Brüder und bezeichnet in ihrer Art eine Musterleistung volksthümlich schlichter Erzählung und in ihrer Wirkung für das Geistesleben eine wissenschaftliche That von unberechenbarer literarischer und ethischer Bedeutung. In unzähligen Ausgaben verbreitet, haben sie anregend auf alle Künste gewirkt. Kein anderes Werk hat ihrem Namen solche Volksthümlichkeit in allen deutschen Gauen und über die Grenzen hinaus gegründet. Das erreichten sie vornehmlich durch den engen Anschluß an die Erzählungsweise des Volkes, indem sie überall nach der ursprünglichen Fassung lauschten und alles Willkürliche ausschlossen. Sie hatten den rechten Sinn und das feine Gefühl für den Athem der Volksseele.

An die Sammlung der Märchen reihte sich als zweite gemeinsame Arbeit jene der „Deutschen Sagen" an, die ja in ein verwandtes Gebiet einschlagen, die aber die Sammler mit richtigem Bedacht von vornherein streng aus einander gehalten hatten. Den Grundunterschied fanden sie darin, daß die Sage stets an einen Ort oder geschichtlichen Namen anknüpft, das Märchen nie. Die zwei Bände deutscher Sagen, 1816 und 1818 in Druck gegeben, enthalten beiläufig 600 Nummern, wovon die meisten dem älteren Schriftthum und nur ein Theil der mündlichen Ueberlieferung entnommen sind.

Aus diesen Forschungen der jüngeren Jahre heraus er-

wuchs später (1829) Wilhelm Grimms Hauptwerk: „die deutsche Heldensage", eine geschichtliche Zusammenfassung welche alle früheren gemeinsamen Arbeiten der Brüder über Sage und Volksepos zum klassischen Abschluß brachte und für die Weiterarbeit der Nachkommenden eine kritisch gesicherte Grundlage schuf. Noch heute gilt das Buch für die deutsche Sagenforschung beiläufig als das, was Jakobs Grammatik für die Sprachforschung und dessen Rechtsalterthümer für die altdeutsche Rechtskunde sind. Hierin kam Wilhelm seinem Bruder verhältnißmäßig am nächsten, dessen machtvoller Geist sonst überall bahnbrechend vorauseilte.

Des Letztgenannten großartigste Leistung bleibt die „Deutsche Grammatik", deren erster Band 1819 erschien; die weiteren Bände folgten 1826, 1831 und 1837. Jakob Grimm hat sie seinem Lehrer und Pfadweiser Savigny gewidmet. Dieses grundlegende Werk war von epochemachender Wirkung und wurde gleich im Beginne von den Zeitgenossen mit staunender Bewunderung aufgenommen. Vor allem war es Benecke in Göttingen, der die Grammatik als ein Meisterwerk öffentlich begrüßte, das er recht eigentlich „eine Naturgeschichte der Sprache" nennen möchte. Wenn man an den Verfasser denke, so wisse man nicht, ob man mehr seinen Scharfsinn oder seinen Fleiß und seine Kenntnisse bewundern soll; und wenn man an den Gegenstand denke, so werde man von Freude ergriffen, daß eine Sprache in der Welt ist, die für solche Unternehmungen gemacht ist. und daß diese Sprache die unsere ist. Aehnlich nennt es W. Scherer ein Buch, wie bis dahin kaum eines gedacht und noch viel weniger eines unternommen worden war. Frhr. v. Meusebach, der unvergleichliche Kenner der Literatur des 16. und 17. Jahrhunderts, pflegte den Verfasser der Grammatik seitdem in seiner humoristischen Weise als J. Cäsar Grammaticus anzureden. Grimm selbst bezeichnete nachmals (1858) die Grammatik als dasjenige seiner Werke, dem er doch am Ende alles verdanke, was er erreichte. Mit ihr beginnt in

der That ein neuer Zeitabschnitt der Germanistik in allen Verzweigungen dieses weiten Gebietes.

Die dieser Arbeit nächstkommenden Leistungen Jakobs sind die „Deutschen Rechtsalterthümer" (1828) und die „Deutsche Mythologie" (1835), die beide zu Göttingen herauskamen, wohin er selbst mit dem Bruder an die Universität berufen worden war. Von erstgenanntem Werke sagte G. Waitz: „J. Grimms Rechtsalterthümer erschließen erst die ganze Fülle dessen, was uns von Kunde alten Rechtslebens erhalten ist, geben Sinn und Verständniß für die Würdigung des Volksthümlichen und Sinnlichen an demselben." — Das Hauptverdienst seiner Mythologie besteht darin, daß er zum erstenmale altnordische und altdeutsche Götterlehre streng kritisch schied. In diesen Forschungen gelangt Grimm zu dem Schlusse, daß unsere deutsche Mythologie die Mitte halte zwischen der nordischen und der keltischen. So ist er, nach Simrock, der Schöpfer einer im engeren Sinne deutschen Mythologie geworden. Wie die Grammatik auf die germanische Sprachforschung, so wirkte die deutsche Mythologie auf die Mythenforschung ein. Eine Reihe tüchtiger Gelehrter traten als Grimms Schüler in seine Fußstapfen und förderten regsam bis auf die Gegenwart seine Arbeit weiter. Keines der germanistischen Gebiete ist von seiner Forschung unberührt geblieben.

Auf der Germanistenversammlung zu Lübeck im Jahre 1847 wurde Jakob Grimm als der Herrscher in drei Reichen gefeiert: für deutsche Sprache, für das deutsche Recht und für die deutsche Mythologie.

Das Jahr 1837 bildete einen neuen Abschnitt im Leben der Grimm. Die unfreiwillige Muße, welche die bekannte Ausweisung aus Göttingen den Brüdern 1837 auferlegte, gab Veranlassung zu einem neuen umfassenden und weitaussehenden Unternehmen: der Inangriffnahme des „Deutschen Wörterbuchs." Es ist ihr letztes und größtes gemeinsames Werk, das fortan ihre beste Kraft in Anspruch nahm und

das ein ergänzendes Seitenstück zur Grammatik darstellt, freilich aber durch die Ausdehnung, die J. Grimm dem Plane gab, über den eigentlichen und ursprünglichen Zweck, das deutsche Volk über seine Sprache zu belehren, hinauswuchs und „mehr dem idealen als dem praktischen Bedürfnisse“ dient. Die Brüder Grimm haben das großangelegte Nationalwerk nur zum kleinen Theile ausführen können; als der Tod sie abrief, waren erst die Buchstaben A, B, C, D, E vollendet und F bis zum Worte Frucht gediehen. Von tüchtigen Nachfolgern fortgeführt, schreitet es auch jetzt nur langsam vorwärts.

Auch die Berufung der Brüder Grimm nach Berlin im Jahre 1840 änderte wenig an dem bisherigen Tagewerk ihrer wissenschaftlichen Thätigkeit, die in der Hauptsache dem Wörterbuch zugewendet bleiben mußte. Doch liefen nebenher zahlreiche kleinere Arbeiten, Editionen, Abhandlungen für die Akademie, Beiträge in Zeitschriften, und fast kein Zweig ihres Wissens blieb unberücksichtigt. Beide hielten Vorlesungen an der Universität, aber beide haben auch in Berlin mehr durch das geschriebene als durch das gesprochene Wort gewirkt. Zu den namhafteren Schriften dieser letzten Periode zählt Jakobs Geschichte der deutschen Sprache (1848) und Wilhelms Forschung zur Geschichte des deutschen Reims (1852). Dank ihrem unendlichen Fleiß, der sie bis ans Ende beseelte, verdienen sie zu den fruchtbarsten und dabei gediegensten deutschen Schriftstellern gerechnet zu werden.

Wilhelm Grimm starb am 16. Dezember 1859. Jakob, der den Jüngeren um vier Jahre überlebte, hielt ihm in der Akademie eine warme Gedächtnißrede, wobei er ihr gemeinsames Arbeiten berührte und des Bruders ruhiges und vorsichtigeres Verfahren im Vergleich zu seinem leidenschaftlicheren und kühneren anmuthend charakterisirte. Dann schloß er mit den Worten: „Tragen wir einen Dank davon für alle Mühe und Sorge, der uns selbst zu überdauern vermag, so ist es der für die Sammlung der Märchen, die nicht nur eine

unverwüstliche Nahrung für die Jugend und jeden unbefangenen Leser darbieten, sondern auch einen großen, der Forschung unentbehrlichen Schatz des Alterthums in sich bewahren." — Hochbetagt schied Jakob Grimm am 20. September 1863 aus dem Leben.

Die Biographie Dr. Franke's schließt mit einer ganz kurz gehaltenen Würdigung der Brüder Grimm ab. Es hängt wohl überhaupt mit dem vorgegebenen Plane des Unternehmens zusammen, daß manche Kapitel so mager und knapp ausgefallen sind. Das Buch gehört nämlich in eine Serie populärer Biographien über „Männer unserer Zeit," die in gedrängter und übersichtlicher Form dargestellt werden sollen. Man kann aber auch in der Sparsamkeit des Guten zu viel thun. Uns dünkt, es hätte dem Plane nichts vergeben und der Volksthümlichkeit des Buches keinen Eintrag gethan, wenn im vorliegenden Fall das so reichlich vorhandene briefliche Material, der Verkehr der beiden Grimm mit ihren Freunden, mehr in die Darstellung herangezogen worden wäre, als es geschehen ist. Das Programm des Unternehmens betont als leitenden Gesichtspunkt die Voranstellung des rein Menschlichen, die Bedeutung der Persönlichkeit. Gerade das gemüthliche Element, das in den beiden Brüdern so überaus ansprechend waltet und zum Unterschied von vielen Andern selbst ihr gelehrtes Arbeiten durchdringt, tritt in den Briefen am lebendigsten in die Erscheinung. In der Verwerthung dieser Hilfsmittel hat sich Franke allzu große Beschränkung auferlegt.

Am meisten Berücksichtigung noch hat Lachmann erfahren, dessen Briefe allerdings vielfach Grammatik und Metrik zum Gegenstand haben. Dagegen ist der Briefwechsel mit Benecke, der so vieles zur Geschichte der germanischen Philologie enthält, fast gar nicht herangezogen. Das Gleiche ist von dem so charakteristischen brieflichen Verkehr der Grimm mit Freiherrn K. H. G. von Meusebach zu sagen. Diese kleinen, durch Witz und köstlichen Humor ausgezeichneten

Mann, dessen stets bereites Mithelfen beide Grimm so hoch anschlugen, dem Jakob seine Rechtsalterthümer (1828) widmete, den Franke selbst den größten Kenner der deutschen Literatur des 16. und 17. Jahrhunderts nennt, wird von Franke mit ein paar kurzen Sätzen abgefunden.[1]) Am übelsten kommt Joseph Görres weg, der nur einmal (S. 126) einer beiläufigen, noch dazu mit Tadel versetzten Erwähnung gewürdigt wird. Von dem intimen Geistesaustausch des Coblenzer Gelehrten mit dem Kasseler Brüderpaar ist im ganzen Buche nicht die Rede. Franke scheint die Görres'schen „Freundesbriefe" gar nicht zu kennen oder hielt es für überflüssig, davon Einsicht zu nehmen. Und doch bergen sie einen solchen Reichthum trefflicher Gedanken und geistvoller Bemerkungen, daß eine kleine Anleihe daraus der Biographie nur zum Schmucke dienen konnte. Gerade die Correspondenz des Coblenzers mit den Brüdern Grimm bildet einen Beitrag zur Jugendgeschichte der Germanistik, die wie alle Jugendgeschichte einen unvergänglichen Reiz behält.

Man wird es daher nicht ungerechtfertigt finden, wenn wir zur Ergänzung dieser auffallenden Lücke Einiges beibringen und den Anlaß benützen, in Kürze wieder einmal auf den viel zu wenig gewürdigten Gehalt der Görres'schen „Freundesbriefe" hinzuweisen.[2])

Jakob Grimm hatte als Jüngling bei einem flüchtigen Besuch in Coblenz im Jahre 1805 Görres' Bekanntschaft gemacht, aber erst fünf Jahre später kam es zu einer brieflichen Annäherung. Die erste Anknüpfung der beiderseitigen

1) Ueber dieses Original und den gehaltvollen Briefwechsel des Freiherrn mit J. und W. Grimm, herausgegeben von Camillus Wendeler 1880, vergl. den Bericht in Histor. polit. Bl., Bd. 86, 336–352.

2) Von J. v. Görres „Gesammelten Briefen" enthält der I. Band die „Familienbriefe", herausgegeben von Marie Görres (München 1857), der II. u. III. Band die „Freundesbriefe", herausgegeben von Franz Binder (München 1874).

literarischen Beziehungen hat im Jahre 1810 ein Sänger des Mittelalters, Gottfried von Straßburg, vermittelt: die Anfrage nämlich von Seite Grimms nach einem Tristan-Manuscript in Coblenz. Görres kommt mit seinen Abschriften aus der Vaticana freigebig entgegen — und der freundschaftliche Handschlag ist gemacht. Fortan entbrennt ein uneigennütziger Wettstreit gegenseitigen Förderns und Helfens in den literarischen Arbeiten, die jedem Leser das Herz erwärmt.

Jakob Grimm liefert seine Collektaneen über die Sage vom Schwanschiff zu der von Görres unternommenen Herausgabe des Lohengrin; Görres bietet die Hand dazu, um den Brüdern in Kassel eine Copie der Vatikanischen Handschrift von Reinhart Fuchs zu verschaffen, und freut sich mit ihnen am Gelingen des Vorhabens: „Ich zweifle nicht, daß Reinecke seinen Bau bei Ihnen machen wird, und die Freude, die Ihnen das macht, ist mir so lieb wie das Gedicht". J. Grimm vermittelt durch seine Gönner in Göttingen dem Coblenzer Freund den Göttinger Codex des Schah Nameh von Firdusi, W. Grimm auf gleichem Wege den Titurel; Görres überläßt den Brüdern seine Nibelungen-Fragmente zur Verwendung in den Altdeutschen Wäldern, leiht ihnen Handschriften vom Rosengarten, von den Heymonskindern, Gregorius vom Stein u. s. w. Auf Jakob Grimms Wunsch bespricht er nebenbei dessen Schrift „über den altdeutschen Meistergesang" sowie die Ausgabe des Hildebrandsliedes bereitwilligst in den Heidelberger Jahrbüchern (II. 144. 201. 242. 359. 388.)

Der Plan einer Bibliotheca Vaticana, den Görres durch eine prachtvolle Ankündigung in den Heidelberger Jahrbüchern dargelegt, beschäftigt die Freunde jahrelang eingehend, bis die Rückkehr eines Theils der Heidelberger Manuscripte aus der Vatikanischen Bibliothek der Sache eine andere Wendung gab. Ueber die mythischen Grundanschauungen aller Völker, über den Zusammenhang der altdeutschen und der nordischen Sagenwelt, und dieser mit der persischen

und indischen, werden die Ansichten ausgetauscht, Winke und Fingerzeige gegeben. Und so ist des literarischen Aushelfens kein Ende. In solchen vertraulichen Mittheilungen lernt man die Genesis und das Reifen so mancher wichtigen Unternehmungen auf dem Felde der deutschen Alterthumswissenschaft kennen; man gewinnt einen Einblick in die stille Werkstätte schaffender und forschender Geister, in die Schwierigkeiten und Nöthen, unter denen so manch ein tüchtiges Meisterwerk, fern von größeren Bibliotheken, ans Licht gefördert wurde. In den vertraulichen Beurtheilungen anderer zeitgenössischer Arbeiten bricht eine Fülle trefflicher Einfälle, feiner Bemerkungen, blitzartig erhellender Gedanken durch.

Dabei ist es anmuthig zu sehen, wie die Correspondenz immer mehr einen freundschaftlich gemüthlichen Ton annimmt. Wie die beiden in einer Stube arbeitenden Brüder in der Regel gemeinsam schrieben — weil „alles, was uns begegnet, etwas Gemeinschaftliches für uns“ hat —, so war auch das Wort von Görres jederzeit an beide gerichtet. „Wenn ich bisher“, bemerkt er am 1. März 1811 an Wilhelm Grimm, „Ihrem Bruder geschrieben, so war das Wort auch immer an Sie mitgerichtet; über dem Haupte jedes der beiden Dioscuren steht ein Stern, und ich muß mich immer wieder von neuem bei meiner Frau, die dergleichen besser behält, erkundigen, welchen von Ihnen beiden ich eigentlich hier (1805) gesehen.“ Worauf Jakob Grimm, im lebendigen Gefühl dieser geistig befruchtenden Freundschaft, am 17. Mai 1811 antwortet: „Sie glauben nicht, wie uns diese Correspondenz freut, und wie gern wir Ihnen schreiben; wir haben Alles zusammen und theilen auch hier nichts; wen Sie vor einigen Jahren von uns gesehen haben, das bin ich, ich hatte Sie aber nur kurz gesehen, nur bei einem Mittagessen und weiß bloß noch, daß ich Sie über den damals erschienenen Lother und Maller fragte und was Sie darauf antworteten; und dann noch unbedeutende Kleinigkeiten, z. B. die Suppe weiß ich noch genau, die wir aßen, und

wie Sie vorschöpften . . . Von Ihnen wußte ich damals wenig, nachher hat uns aber der Clemens desto mehr erzählt, und dadurch und nach und nach ist es so geworden, daß es zu meinen liebsten Wünschen gehört, daß Sie uns ferner gut und freundschaftlich bleiben, was ich hier ganz aufrichtig hinschreibe" (Freundesbr. II. 191. 201). In ähnlicher Gesinnung läßt sich Wilhelm Grimm zu Ende 1812 vernehmen: „. . . Und wenn Sie (von Ihrem schönen Coblenz) hierherzu sehen, denken Sie, daß zwei Menschen auf einer Stube wohnen, die Altdeutsch studiren und die Edda, und die Sie von Herzen lieben" (II. 377). Man erfährt hiebei auch, wie sehr die beiden Grimm ihre Stellung in der wissenschaftlichen Welt mühsam erkämpfen mußten und nur langsam zur Anerkennung gelangten, wenn W. Grimm (3 Mai 1812) schreibt: „. . . und doch sind Ihre und Arnims Briefe fast die einzigen, die uns zeigen, daß jemand ein wohlwollendes und nachsichtiges Interesse, wie wir es wünschen, an unsern Arbeiten nimmt. Von außen werden wir nicht sonderlich ermuntert, und, wenn man sich nicht ärgern will, wenigstens auf verschiedene Art, die Hindernisse entgegenstellt, geplagt" (II. 313).

Jakob Grimm dedicirt Görres seine Altspanischen Romanzen (Silva de romances viejos); dieser antwortet mit der Dedication des Lohengrin für beide Brüder. Zum Erscheinen der Märchen beglückwünscht Görres die Sammler mit herzlichster Freude: „Sie haben in der Kinderwelt sich einen Denkstein gesetzt, der nicht zu verrücken sein wird." Auch bei den folgenden Bänden bekundet er sein Wohlgefallen an „der schönen gar sehr ansprechenden Harmonie zwischen Form und Inhalt." „Der Ton ist so überaus glücklich und wohl getroffen, und die Darstellung, obgleich vielfältig wechselnd, schmiegt sich doch so vollkommen dem Inhalt an, daß ich den sicheren Takt dabei bewundert habe" (II. 378. III. 66). Mit nicht minder warmem Beifall äußert sich Görres über J. Grimms Deutsche Grammatik beim Er-

scheinen des ersten Bandes: „Erst gestern habe ich Ihr Buch erhalten und ich danke Ihnen aufs beste für die Mark guten löthigen Goldes, die Sie mir darin geschenkt. Ich erstaune über den großen unermüdlichen Fleiß, der auf jeder der siebenthalbhundert Seiten zu Tage tritt, aber es freut mich am meisten daran, daß Sie mitten in dem gelehrten Wuste den Sinn so frisch, das Leben so gesund und den Geist so klar erhalten haben, so daß Alles, was Sie verarbeitet haben, Ihnen nicht, wie so gewöhnlich in Teutschland, zu einem gelehrten Schmerbauch geworden, sondern zu einem kräftigen, wohl proportionirten und mit einer Idee beseelten Leibe, in dem jedes Glied lebt für sich und das Ganze in allen. Dergleichen ist allein noch der Mühe werth zu schreiben, und es kann einem auch allein Freude machen, da wohl schon ganze Messen vergangen sind, ohne daß ich in eins der erschienenen Bücher hineingesehen. Ich setze Ihr Buch Ritters vergleichender Geographie zur Seite, an der ich mich auch einmal wieder ergötzt, und worin ich wieder einmal etwas Rechtes zugelernt" (II. 579).

Wiederholt ergeht von Coblenz aus die Einladung an das arbeitsame Kasseler Brüderpaar zu einem Gastbesuch im Görreshaus am Rhein. So schon im August 1812: „Ich glaube, ich habe Ihnen schon einmal geschrieben, daß mein Haus, in dem ich Herr und Meister bin, die ganze Schule von Athen fassen würde. Oben aus den Fenstern haben Sie ein Land vor sich liegen, wie's schöner nicht zwischen hier und Basel ist. Kohl und Kartoffeln habe ich gepflanzt, um Sie satt zu machen. Weit und breit umher ist die Gegend herrlich, die Mosel hinauf, der Vulkan von Laach, der Wald der hl. Genoveva, der Herbst am Rhein, der Hundsrücken: überall habe ich Freunde und Bekannte, und es soll Ihnen vier Wochen lang an nichts gebrechen. Darum hängen Sie Ihre Sorgen, die alle keinen fröhlichen Tag werth sind, an den Nagel und kommen Sie zu mir herunter" (II. 342).

Nach der Vollendung der Deutschen Grammatik (1819) erneuert Görres seine Einladung und mahnt den Verfasser dringend, zur Ausspannung von der großen Geistesarbeit das Nest zu verlassen und an den Rhein zu kommen: „Bis zum Herbst", schreibt er, „wachsen dem seßhaftesten Vogel die Flügel wieder, und in weniger als einem Tage fliegt ein Kranich herüber die vierzig Stunden. Da die Brüder in der Regel miteinander arbeiten, so könnten sie auch einmal miteinander reisen, und einer dem andern beim Müdwerden den Schnabel auf die Schultern legen. Es ist dieses Jahr besonders schön am Rhein" (II. 583).

Als die große Zeit des Befreiungskampfes den „Rheinischen Merkur" ins Leben rief, mit dem Görres mit so zündendem Erfolg in die mächtige Zeitbewegung eingriff, befanden sich beide Grimm unter den Ersten, welche ihm zur Seite traten und ihre Zustimmung bekundeten. Man lese den freudigen Zuruf, mit dem Jakob Grimm, eben aus Paris und dem Hauptquartier heimkehrend, das Erscheinen und wirksame Eingreifen des Blattes begrüßte: „Jedermann ist hier, in Kassel, in Preußen (wie mir Savigny schreibt) und sicher überall in Deutschland davon entzückt, das Rechte ist getroffen und wird Frucht tragen . . . Man wird Ihnen nach und nach aus allen Orten her Beiträge, die die Volksmeinung siegen machen werden, zuschicken und seit Schlözers Journal, aber in viel besserem Geist, wird keine Zeitung unter uns so mächtig gewirkt haben" (II. 421). Beide Brüder bethätigten ihre eifrige Theilnahme durch Beiträge und sonstige Winke und Mittheilungen, wovon man in Franke's Buch nichts erfährt, der den Rheinischen Merkur mit keinem Wort erwähnt, außer im bibliographischen Verzeichniß des Anhangs.

An Görres' späterem Schicksal, nach der Unterdrückung des Rheinischen Merkur und bei der bald darnach eintretenden politischen Verfolgung nahmen sie den lebendigsten Antheil. Auch in der Zeit seines Exils erlitt die Freundschaft keinen

Stoß. „Wie oft", schreibt J. Grimm am 31. Mai 1822 an den Verbannten in Straßburg, „ist Ihrer herzlich gedacht worden; Hülfe und Trost sind Dinge, die sich nicht schreiben lassen, und anderes, was wir zu schreiben gehabt hätten, wäre Ihnen eher lästig als lieb gewesen. Mündliche Grüße sind mehrere bestellt worden; von Ihnen freuten mich einige Zeilen oder Worte unter die Anzeige von M. Hutten gesetzt. Auch das zugeschickte Exemplar Ihrer Schrift in Sachen des Rheinlandes habe ich dankbar empfangen. In allen Ihren Schriften fühle ich die Rechtschaffenheit ihrer Meinung, die Misgriffe und den Unverstand der Verfolgungen, die Sie erfahren haben; zugleich daß Ihnen mehr Beruhigung zu Gebot steht, als hundert andern, daß Sie vielleicht in der Schweiz so heiter leben als in Coblenz. Ihre Betrachtung unserer Zeit scheint mir zuweilen herb und gespannt, aber selbst dieses ist unparteiisch und rein, mehr hervorgegangen aus Ihrem innersten Wesen, als aus Ihrem Schicksal. Gott wird Ihnen auch ferner beistehen" (III. 15). — — —

Hiermit brechen wir ab; es mag der Proben genug sein, obgleich noch manche hübsche und charakteristische Züge auch aus späterer Zeit zu verzeichnen wären. Mit den steigenden Jahren werden die Briefe seltener (1825, 1828, 1832, 1835); die Anhänglichkeit und treue Gesinnung bleibt bestehen. —

Den Brüdern Grimm ist seit einigen Jahren in Hanau ein Denkmal errichtet, die Doppelstatue trägt die Inschrift: „Den Brüdern Grimm das deutsche Volk". Wie sie hier vereint neben einander stehen, so werden sie im dankbaren Gedächtniß des Volkes ungetrennt und zusammen fortleben.

F. B.

XVII.

Ein neues Werk über die Bußbücher.[1]

Fünfzehn Jahre sind nunmehr verflossen, seitdem der damalige Kaplan Hermann Joseph Schmitz an der St. Andreaskirche in Düsseldorf den ersten Band seines Werkes über „die Bußbücher und die Bußdisciplin der Kirche“ der Oeffentlichkeit übergab. Bald darauf war es uns vergönnt, den Lesern dieser Zeitschrift (Bd. 93, 229—236) einen Bericht über den Reichthum des durch ebenso gründliche Untersuchungen wie umfassende Gelehrsamkeit und weittragende Ergebnisse hervorragenden Werkes zu erstatten. Dabei wurde namentlich betont, daß es dem kundigen Verfasser gelungen sei, der Bedeutung und dem Einfluß der römischen Kirche auf dem Gebiete des Bußwesens gerecht zu werden, die falschen Theorien protestantischer Canonisten mit Bezug auf eine angeblich maßgebende Stellung der irisch-sächsischen Kirche in der Entwicklung des Bußwesens zu widerlegen, endlich aber jene Irrthümer aufzudecken, welche die nämlichen Männer mit Bezug auf das Sakrament der Buße und der Ohrenbeichte vorgetragen, die angeblich aus den Uebungen innerhalb irischer Klöster entstanden und von da in die Kirche eingedrungen sein sollten. Die akatholische Wissenschaft hat die Arbeit von Schmitz nicht besonders gnädig aufgenommen, aber auch in katholischen Kreisen hat die Hauptthese

---

1) Die Bußbücher und das kanonische Bußverfahren. Nach handschriftlichen Quellen dargestellt von Weihbischof Hermann Joseph Schmitz, Doktor der Theologie und des Kirchenrechts. Die Bußbücher und die Bußdisciplin der Kirche. Zweiter Band. Düsseldorf, L. Schwann. 1898. Lex. 8°. XII. 741 S. (30 M.)

des Buches von einem römischen Poenitentiale und der Thätigkeit der Universalkirche Befremden, manchmal sogar schroffe Ablehnung hervorgerufen.

Von unerschütterlichem Vertrauen in die Rechtmäßigkeit seiner Anschauungen getragen, hat der Verfasser, auf dem von ihm betretenen Wege beharrend, in unermüdlicher Arbeit fortgefahren, seine Aufstellungen durch weitere Studien zu vertiefen. Zeuge dessen sind eine lange Reihe von Artikeln im Archiv für katholisches Kirchenrecht, sowie im Katholik, in welchen die Gründe seiner Gegner einer neuen Prüfung unterworfen, die Stellung der irisch-angelsächsischen Mönche in der Kirche, insbesondere die dem gelehrten, glaubensstarken, aber schroffen und einseitigen Columban beigelegte Bedeutung auf ihr richtiges Maß zurückgeführt wurde. Schon gleich an dieser Stelle möchten wir darauf hinweisen, daß einer der besten Kenner dieser Verhältnisse in England, Mr. Plummer, der gelehrte Herausgeber der englischen Kirchengeschichte des Beda Venerabilis, die zutreffenden Aeußerungen unseres Verfassers über das dem Beda zugeschriebene Bußbuch vollkommen billigt. Des Weitern hat der Verfasser die von der preußischen Bibliothekverwaltung in England erworbenen Hamilton-Handschriften in Berlin untersucht und darüber im Archiv für Kirchenrecht Bericht erstattet. Gerade diese neuen Funde spielen im vorliegenden zweiten Bande eine große Rolle, indem der Verfasser das Rechtsbuch des Theodor von Canterbury nach denselben zum Abdruck bringt. Der Inhalt dieser kleinern Arbeiten wurde der neuen Darstellung passend eingeflochten, aber nicht selten in übermäßiger Breite, welche die Uebersicht des Ganzen und die Leichtigkeit des Studiums nicht zu fördern geeignet ist. Und die nämliche Bemerkung gilt von dem Mangel scharfmarkirter lebendiger Columnen-Ueberschriften, während bei der jetzt beliebten Anordnung die Titel der einzelnen Kapitel sich lediglich auf jeder Seite wiederholen.

Das Hauptverdienst des neuen Buches liegt in der Benützung des Handschriftenschatzes. Gerade Mangel an Kenntniß und Ausbeutung der Manuskripte, so lautete einer der bedeutendsten Einwürfe gegen den ersten Band, sollte dem letztern anhaften. Diesen hat der Verfasser in einem Umfange

entkräftet, der geeignet ist, unser Staunen zu erregen. Das Verzeichniß der Handschriften der verschiedenen Bibliotheken und Archive, welche der gelehrte Verfasser entweder selbst auf vielen Reisen sorgfältig studirt, oder durch andere Gelehrte für seine Zwecke hat ausbeuten lassen, beträgt nicht weniger denn vier Seiten. Neben den großen Staatsbüchereien wurden auch die Cimelien angesehener Klosterbibliotheken, unter welchen die der Cistercienser glänzen, untersucht. Nicht wenige Schätze erscheinen hier entweder zum ersten Male in ihrer vollen Bedeutung gewürdigt, wie das Poenitentiale tripartitum Sangallense, oder aber von falschen Lesarten und unrichtigen Deutungen gereinigt. Manchmal wollte es uns bedünken, als ob hier des Guten zu viel geschehen sei. Doch darüber wollen wir mit dem Verfasser nicht rechten, welcher, von hohen idealen Zielen getragen, ein auf den ausgedehntesten wissenschaftlichen Untersuchungen beruhendes Werk liefern wollte und auch geliefert hat. Wo immer der Gang der Darstellung ihm die Nothwendigkeit einer Auseinandersetzung mit abweichenden Anschauungen aufzwang, hat er als Prälat und echter Gelehrter die Formen der Höflichkeit auf das strengste gewahrt. Der Druck ist, auch in den griechischen Texten, einige wenige Stellen ausgenommen, genau, ein sehr sorgfältig gearbeitetes Register ist beigegeben und gewährt eine gute Ueberſicht über den seltenen Reichthum des neuen Bandes, welchem die Verlagshandlung eine besonders glänzende Ausstattung verliehen hat.

Dreigetheilt behandelt der neue Band zunächst das kanonische Bußverfahren, im zweiten Theile die Bußbücher, im abschließenden dritten Theile die Bußbücher einzelner Landeskirchen. Gleich der erste Theil erweckt in rechtlicher wie in liturgischer Hinsicht unser lebendiges Interesse. Gegenüber dem ersten Bande vertieft sich die Forschung, indem der Verfasser das kanonische Bußverfahren in der Weise eingehend schildert, daß er die Regula canonica auf Grund der Quellen für diese Materie eingehend prüft. Den Gang der Gesetzgebung verfolgt er von den ältesten Synoden bis herab zu den großen Plenarconcilien unter dem Erzbischof Bonifazius und den Reichssynoden unter Karl d. Gr. im beginnenden neunten Jahrhundert. Auch für die Bußdisciplin lag die

kanonische Regel in der Beobachtung der älteren Canones und der mit ihnen übereinstimmenden Beschlüsse der Provincial- und Reichssynoden. Uebereinstimmung mit der römischen Kirche war eine Forderung, welche schon vor Bonifaz erhoben, aber durch ihn mit besonderem Nachdruck betont wurde. Eine weitere Lichtquelle zur Beleuchtung der kanonischen Bußregel erschließt uns der Verfasser in seinen sinnvollen Darlegungen über den Ordo ad dandam poenitentiam. Stimmen Ordo und Bußkanones überein, dann enthält der Ordo das kanonische Bußverfahren.

Einen solchen Ordo mit ausführlichen liturgischen Formularen zur Büßung privater und öffentlicher Sünder am Aschermittwoch und ihrer Wiederaufnahme am Gründonnerstag hat der Herr Weihbischof in einem aus der Schreib- und Malerschule von Fulda stammenden, heute in der Universitätsbibliothek von Göttingen befindlichen Codex glücklich entdeckt. Er entstammt dem Ende der Merovingerzeit, berührt sich in seinen wesentlichen Bestimmungen mit einer Anzahl übereinstimmender Contexte desselben Ordo in andern Handschriften und zeigt das Bußverfahren im achten Jahrhundert. Die Behandlung der öffentlichen Sünder lag in der Hand des Bischofs. In seinem Auftrag handelt der Priester bei der Aufnahme der Buße, der Abnahme des Bekenntnisses und der Entscheidung der Frage, ob geheime oder öffentliche Buße zu leisten sei. Nicht ohne tiefe Rührung kann man diese tiefsinnigen Gebetsformulare, deren Bischof und Priester sich zu bedienen hatten, durchlesen. Sie athmen den Geist Christi, der nie von der Kirche weichen kann, und geben damit zugleich einen Begriff von jener echten religiösen und sittlichen Erziehung unserer Ahnen, welcher die Diener der Kirche in jenen wildbewegten Zeiten obgelegen. Uebrigens ist zu betonen, daß ein Vergleich zwischen der rechtlichen Stellung des Büßers nach kanonischer Regel auf Grund dieses Ordo mit dessen Stellung in den ersten sechs Jahrhunderten zu dem Schluß drängt, daß im sechsten Jahrhundert kein Umschwung in der Bußdisciplin eingetreten. Von der Einführung einer Zwangsbuße an Stelle der früher bei der öffentlichen Buße übernommenen Werke kann nach Ausweis der geschichtlichen Thatsachen keine Rede sein.

Der Kern und Stern des neuen Bandes liegt im zweiten Theile, welcher behandelt: 1) die Bußbücher im Allgemeinen, 2) dreigegliederte Bußbücher, 3) kanonisch-römische Bußbücher und 4) Sammlungen kanonisch-römischer Bußsatzungen. Sehr gut zeigt der Verfasser, daß die unbenannten Bußbücher der kanonisch-römischen Gruppe in der innigsten Beziehung zum römischen Ordo standen, und daß ihre Entstehung, wenn auch nur mittelbar, auf die Einwirkung der Synoden zurückzuführen sei. Dem gegenüber spiegelt sich in den irisch-angelsächsischen Bußbüchern ein sehr stark ausgeprägter partikularistischer Zug wieder, den der Verfasser am Faden der Entwicklung der fränkischen Ehegesetzgebung verfolgt. Sehr dankenswerth sind die Auseinandersetzungen des Verfassers mit den von der Kritik erhobenen Einwänden gegen die Bezeichnung Poenitentiale Romanum. Mit der letztern wollte er weder eine örtliche Entstehung in Rom, noch eine auctoritative Anerkennung seitens der römischen Kirche beanspruchen, sondern nur den Sinn „gemeinkirchlich“, die Gewohnheit der römischen Kirche wiederspiegelnd verbinden. „Entscheidend aber für die Zuerkennung des Beiwortes „Romanum“ bleibt die Feierlichkeit bei der Auflage und Leistung der Buße, die eigenartige Rechtsstellung des Büßers, die Conformität der Bußsatzungen mit den Canones und die Reconciliation“ (144). In längerer Polemik wider Wasserschleben wird nachgewiesen, daß die kanonischen Satzungen in den Bußbüchern der römischen Gruppe weder von Columban, der kein Bußbuch hinterlassen hat, noch aus dem verschiedenen Quellen entlehnten Poenitentiale von Merseburg herstammen, sondern lediglich Auszüge aus den Canones der Synoden sind.

Einen neuen Fund von überraschender Bedeutung hat der Herr Verfasser in dem bisher unbeachteten dreitheiligen Poenitential von St. Gallen (Cod. 150, fol. 323) gemacht. In ihm erscheinen zunächst kanonische Bestimmungen, dann die Weisthümer Theodors, endlich diejenigen Cummean's. Es scheint der Schluß berechtigt, daß die kanonischen Bestimmungen einem Bußbuch mit ausschließlich kanonischen Satzungen, und ebenso jede der beiden anderen Abtheilungen ebenfalls getrennten Sammlungen entlehnt seien. Damit empfangen die

Ueberschriften der Bußbestimmungen in einer Reihe anderer Handschriften als Iudicia canonica, Iud. Theodori und iud. Cummeani eine neue Bestätigung, und außerdem wird die Gegenüberstellung dieser drei Klassen in dieser Handschrift von St. Gallen mit besonderer Schärfe durchgeführt. Das dreigegliederte Bußbuch von St. Gallen ist vollständig zum Abdruck gebracht. Mit besonderer Vorliebe hat der Verfasser die Einleitung des Bußbuches von St. Gallen in liturgischer und geschichtlicher Rücksicht untersucht. Als Unterlage dienen nicht weniger als acht Handschriften, welche den ursprünglichen Bestand und die allmählige Entwicklung dieses Stückes erkennen lassen, das Zeugniß ablegt für den sittlichen Ernst, mit welchem die Priesterschaft des Mittelalters der Verwaltung des Bußsakraments oblag. Für die umfassenden kritischen Untersuchungen über das sogen. Poenitentiale Capitula Iudiciorum, für welches der Verfasser bisher unbeachtete Handschriften verwendet und welches ebenfalls zum Abdruck gelangt, müssen wir den Leser auf das Buch selbst verweisen.

Der dritte Abschnitt gewährt eine Abhandlung über die kanonisch-römischen Bußbücher. Neben einer neuen umfassenden Studie über das Bußbuch Halitgar's von Cambray bringt er eine Kritik der verschiedenen Redaktionen kanonisch-römischer Bußbücher und der Bücher mit kanonischen Bußsatzungen fränkischer Gestaltung. Das Bußbuch Halitgar's wird eingehend beleuchtet in seiner Bedeutung für die Entwicklung des Bußwesens und dabei namentlich seine Beziehungen zum römischen Ordo, sowie seine Verbindung mit der Reconciliationsmesse betont. Die sechste Abtheilung bei Halitgar, welche ein römisches Poenitential enthält, ist original. Unter gleichzeitiger Verwerthung anderer Handschriften hat der Verfasser in Fortsetzung seiner Halitgar-Studien im ersten Bande jetzt die vier letzten Abtheilungen Halitgar's auf Grund des Hamilton-Codex in Berlin zum Abdruck gebracht. Des Weitern sucht er die Iudicia canonica, welche durch das dreitheilige Poenitential von St. Gallen und das Poenitentiale Cap. Iudicii überliefert sind, in den der römischen Gruppe zugehörenden Bußbüchern wiederzugewinnen. Zu dem Zwecke werden sechs Redaktionen, die er zum Theil neuentdeckt hat, einer ver-

gleichenden Prüfung unterworfen, um nach Ausscheidung ihrer Besonderheiten den gemeinsamen Fonds abzulösen. Ich kann nicht umhin zu bemerken, daß diese mühevolle Arbeit nicht völlig befriedigt. Das Verbrechen des Raptus als Ausgangspunkt nehmend, ist der Verfasser wohl im Stande, in einigen Poenitentialien eine römisch-rechtliche, in andern eine fränkische Richtung zu entdecken. Aber einen gemeinsamen Grundstock abzulösen, das dürfte ihm nicht gelungen sein. Speciell möchte ich aus dem Kapitel über „kanonische Bußbücher fränkisch-römischer Ausgestaltung" die Mittheilungen über die Poenitentialien von Wien und Merseburg namhaft machen, die gegenüber Wasserschleben einen großen Fortschritt in der kanonistischen Wissenschaft, wie in der diplomatischen Genauigkeit der Herausgabe von Texten erkennen lassen.

Um den Rechtsbeflissenen ein möglichst abgerundetes Bild von der Entwicklung der Bußbücher zu liefern, hat der hochw. Verfasser seine Untersuchungen auf die Blüthezeit derselben nicht eingeschränkt. Er verfolgt diesen Zweig der Literatur auch in seinem Niedergange, wie seine Untersuchungen über „die Sammlungen kanonisch-römischer Bußsatzungen" beweisen. Zuerst wendet er sich zu der Canonensammlung des Bischofs Burchard von Worms (1012—1023), die mit anderen Arbeiten dieser Periode sich dadurch charakterisirt, daß sie sich nicht auf die Buße beschränkt, weniger praktische Verwendung, als eine kritische Ueberlieferung der Canones gegenüber der Unsicherheit der Disciplin erstrebt und dem Ordo eine systematische Zergliederung widerfahren läßt. Nach den eingehenden Untersuchungen des Verfassers präsentirt sich das den Titel „Corrector et medicus" führende neunzehnte Buch der Sammlung des Burchard in seinen 33 ersten Kapiteln als ein Bußbuch, und zwar als ein solches, das „in den Bestimmungen des Ordo, in den Interrogationes und Redemptionsvorschriften als ein kanonisch-römisches Bußbuch erkennbar ist" (390). Burchard hat ein im fränkischen Reiche benutztes Bußbuch als Corrector et medicus in seine Sammlung aufgenommen, dasselbe aber im Geiste seiner Zeit durch Hinzufügung weiterer Elemente vermehrt. Hieran schließt der Verfasser den mühevoll hergestellten Handschriftenbefund des Corrector

und dann auf Grund des Cod. Vatic. 4772 fol. 190 den letzteren selbst unter dem Titel: Poenitentiale ecclesiarum Germaniae. Kein Culturhistoriker sollte an demselben vorübergehen.

Weil an die Stelle der praktischen Bußbücher, die im Laufe der Zeit durch Aufnahme verschiedenartiger Elemente einen unbequemen Umfang erhielten, seit dem elften Jahrhundert systematische Rechtssammlungen traten, so lag der Gedanke nahe, die letzten Ausläufer der Bußbücher-Literatur zu verfolgen und festzustellen, ob und welche Canones aus den Bußbüchern in die systematischen Sammlungen Aufnahme gefunden. Mit der Erörterung dieser Frage befaßt sich das Kapitel mit der Ueberschrift „Die Summa de iudiciis omnium peccatorum". Nach zwei Handschriften von München und Paris abgedruckt, läßt diese Sammlung erkennen, nach welcher Richtung man Burchard's Arbeit einer Ergänzung bedürftig erachtete. Auch insofern besitzt dieselbe ein hohes Interesse, als sie für die alte Dreitheilung der Iudicia canonum, iud. Theodori und iud. Cummeani Zeugniß ablegt.

Dem dritten Theil seiner Arbeit sich zuwendend, bespricht der Herr Weihbischof die angelsächsisch-fränkischen Bußbücher gemischten Inhalts, die isländischen Bußsatzungen und endlich die nachgratianische Literatur. Unmöglich können wir hierorts dem gelehrten Verfasser in seine auf der minutiösesten Prüfung zahlreicher Handschriften und der Zusammenstellung von abweichenden Lesarten beruhenden Untersuchungen folgen. Sie betreffen namentlich die Ueberlieferung der Satzungen und des Rechtsbuches des Theodor von Canterbury und die mit den Namen von berühmten Männern wie Cummean, Beda und Egbert in Verbindung gebrachten Sammlungen, denen man den Namen „Excarpsus" beilegte. Mit den Worten „Excarpsus ex diversis poenitentialibus et canonibus" bezeichnete man Bußbücher, in denen angelsächsisch-fränkische Satzungen mit kanonisch-römischen Bestimmungen verbunden wurden. Die monumentale Arbeit des hochwürdigsten Verfassers besitzt den Werth, daß die mit unvergleichlichem Fleiße angestellten handschriftlichen Untersuchungen durch die Mittheilung correkter Texte Leben und Kraft gewinnen.

Mit lebendigem Interesse liest man die Ausführungen über

die isländischen Bußsatzungen, welche durchaus entsprechend dem Gang der Kirchengeschichte und der Thätigkeit irischer Missionäre, an das irisch-fränkische Bußwesen erinnern, ohne aber die kanonisch-römische Observanz auszuschließen. Maßgebend für die Entwicklung des Bußwesens auf Island war der Bischof Thorlacus von Skalholt, dessen Bußbestimmungen im Diplomatarium Islandicum nur in isländischer Sprache vorhanden waren. Um allen gerechten Wünschen zu entsprechen, hat der Herr Verfasser durch den isländischen Historiker J. Frederikson in Kopenhagen eine lateinische Uebersetzung des isländischen Textes besorgen lassen und dieselbe zugleich mit der alten lateinischen Uebertragung in der Kirchengeschichte des Finnus Johannaeus mitgetheilt. Die Lektüre derselben gibt einen Begriff davon, wie tiefgehend und veredelnd der Einfluß der Kirche auf das Volk auch im höchsten Norden war und welcher physischen Anstrengungen es bedurfte, um dasselbe ihren schützenden Armen zu entreißen und einen neuen Glauben ihm aufzuzwingen.

Gewähren die vorstehenden Bemerkungen auch bei weitem keinen erschöpfenden Begriff von dem ungemeinen Reichthum des neuen Bandes, so dürften sie wenigstens geeignet sein, den Leser zum Studium desselben einzuladen. Ungeachtet vielseitiger, den ganzen Mann beanspruchender Amtsthätigkeit, hat „das geistige Band", schreibt der hochwürdigste Herr, „welches unwillkürlich uns mit literarischen Erzeugnissen, wie mit Kindern unseres Geistes, verbindet, mir die nöthige Unverdrossenheit erhalten, um die wissenschaftliche Durchforschung der Bußbücherliteratur, wenn auch langsam, zu einer gewissen Mündigkeit weiterzufördern" (Vorwort IV). In der That: die Unverdrossenheit des hochw. Herrn Weihbischofs bewundern wir. Ihr entspricht aber auch vollkommen der Werth und die Bedeutung seiner Leistung. So lange man das Studium des kirchlichen Rechts mit Ernst und Würde in Pflege nimmt, wird auch dieser zweite Band als Quellenwerk seine Bedeutung behaupten.

Aachen. Alfons Bellesheim.

XVIII.

Zeitläufe.

Der Wahlgesetzsturz in Belgien als erstes Beispiel.

Den 24. Juli 1899.

Belgien glänzte sechszig Jahre lang als Muster des liberalen Verfassungsstaats und als das Paradies des Parlamentarismus.[1] Jetzt ist die Socialdemokratie daran, mit Hilfe des alten Liberalismus der ganzen „Bürger“-Herrlichkeit ein Ende zu machen. Allerdings steht es in der Krisis nicht allein. In Frankreich sind schon zwei socialdemokratische Führer in das Kabinet berufen, und es verbreitet sich auch dort der Eindruck: der heutige Parlamentarismus stehe am Schluß seiner Tage. Aber was dann?

Auch in Oesterreich hat die sogenannte Obstruktion zu denselben häßlichen Auftritten im Reichsrath geführt, und sich später auch zu Demonstration auf den Straßen wie in Belgien erstreckt. In der italienischen Kammer ist es zu einer allgemeinen Faustschlacht gekommen, an der sich fast zweihundert Abgeordnete betheiligten. In Belgien aber hat sich die schmähliche Rauferei im Hause der Abgeordneten zu einem förmlichen dreitägigen Kampfe auf der Straße der Städte

---

1) „Histor.-polit. Blätter“. 1894, Bd. 114, S. 687 ff.: „Das neue Wahlgesetz in Belgien; seine erste Wirkung.“

entwickelt, bei dem auch Blut geflossen ist. Das Alles ist binnen ein paar Wochen in den gesetzgebenden Körperschaften dieser Länder zusammengetroffen, als Zeichen der Zeit.

In Belgien sind Arbeiter-Aufstände nichts Ungewöhnliches, namentlich ist die Emeute von 1886 unvergeßlich geblieben. Aber dießmal handelte es sich um etwas ganz Anderes. Die ganze Bewegung wird durch zwei wichtige und folgenschwere Hauptmomente gekennzeichnet: das Bündniß der liberalen Bürgerpartei mit der Socialdemokratie und die Zunahme der republikanischen Propaganda. Heute reicht selbst der doktrinärste Flügel der liberalen Partei der revolutionären Socialdemokratie die Hand zum gemeinsamen Kampfe. Das zweite Hauptmoment ist das Hervortreten einer starken republikanischen Bewegung und der Feindschaft gegen die Monarchie.[1]) Durch fast alle Straßenkundgebungen zog der Ruf: „Es lebe die Republik, nieder mit dem König!“ Selbst in Provinziallandtagen erscholl der Ruf, der in einer belgischen Landstube noch niemals gehört worden war. Auch die Brüsseler Bürgerwehr, die fast ausschließlich der liberalen Bourgeoisie angehört, erwies sich hier wie überall als eine Stütze des Aufruhrs.[2])

„Ueberaus bezeichnend ist die Haltung der liberalen Partei, die in der ganzen Angelegenheit eine seltsame Rolle spielt. Kein einziger Liberaler ist so naiv zu glauben, daß die sozialdemokratischen Ruhestörer etwas anderes bezwecken als den revolutionären Sturz der Regierung, dem der Sturz des Königthums auf dem Fuße folgen soll. Nichts desto weniger steht der ganze belgische Liberalismus in der gegenwärtigen Bewegung geschlossen hinter der Sozialdemokratie. Sozialistenführer Vandervelde proklamirte selbst in einer Versammlung im Volkshause die Allianz zwischen der Sozialdemokratie und

---

1) Aus Brüssel s. Münchener „Allgem. Zeitung“ v. 7. Juli d. Js.

2) Aus Brüssel in der Berliner „Kreuzzeitung“ vom 6. Juli d. Js.

der liberalen Bourgeoisie, und die Haltung der liberalen Parteipresse beweist, daß diese Allianz als vollzogene Thatsache zu bezeichnen ist. Die liberalen Blätter stehen ausnahmslos auf Seite der Meuterer und ermuntern sie in ihrem Vorgehen. Unter solchen Umständen muß man sich mit größter Besorgniß die Frage vorlegen, wie die gegenwärtige Bewegung in Belgien enden wird." [1])

Vor fünf Jahren war das Bündniß mit den Liberalen bei der Socialdemokratie noch sehr angezweifelt. „Die Frage hat einen Zankapfel in's socialistische Parteilager geworfen. Die Extremen, die zwei beredte Führer besitzen, weisen jeden Gedanken einer Annäherung an die ‚infame' Bourgeoisie zurück, aber neben ihnen gibt es eine Fraktion, welche einer der Socialdemokratie günstigen Opportunitätspolitik nicht abgeneigt ist. Es wäre von ihr also unklug, das liberale Wahlbündniß abzulehnen. Wie man sieht, konnte der belgische Liberalismus nicht tiefer sinken. Als selbständige Partei hat er seine Rolle ausgespielt, und seine künftige politische Bedeutung besteht nur noch darin, daß er der Socialdemokratie als Brücke dienen kann". [2]) Zwei Jahre später trat das neue Gemeinde-Wahlgesetz in Kraft. Der König hatte dringend aufgefordert, daß die liberale und die klerikale Partei sich zur Abwehr des gemeinsamen socialistischen Feindes vereinigen möchten. In den Rathhäusern waren die Liberalen seit sechszig Jahren die Alleinherrscher gewesen. Aber dießmal bei den Stichwahlen fielen die liberalen Stimmen bedingungslos stets den Socialisten zu, und die Radikalen unter ihnen suchten als ihr letztes Auskunftsmittel den direkten Anschluß an die Socialisten, mit denen sie ohnehin schon verbrüdert waren. [3])

---

1) Aus Brüssel in der Berliner „Kreuzzeitung" vom 1. Juli d. Js.

2) Aus Brüssel s. Berliner „Kreuzzeitung" vom 25. Okt. 1893.

3) Aus Brüssel s. Münchener „Allgem. Zeitung" v. 4. Januar 1895 und Berliner „Germania" vom 20. Nov. 1895

Im folgenden Jahre fanden die Parlamentswahlen statt. In dem vorhergehenden radikalen Parteicongreß erfolgte der vollständige Uebergang der Partei in das socialistische Lager. Ihr Führer, Janson, bekannte sich, nach einer zwanzigjährigen politischen Thätigkeit, unter Abschwörung seiner monarchischen Gesinnung, als reiner Republikaner. „Das Bündniß der Radikalen, die in Belgien immerhin über einige hunderttausend Wähler verfügen, mit der revolutionären Socialdemokratie ist ein sehr folgenschweres Ereigniß, zumal sich innerhalb der staatserhaltenden Parteien ächte Symptome der Zersetzung zeigen." Der vielgenannte Brüsseler Bürgermeister Buls hatte sich zwar kurz darauf öffentlich als „staatserhaltend" bekannt, aber nach ein paar Tagen hat er schriftlich erklärt, er werde an der Wahlurne für die socialistische Liste stimmen.[1])

„Der alte belgische doktrinäre Liberalismus, wie er zur Zeit des Rogiers und Frère Orbans unter dem mächtigen Protektorate der Freimauerei in Blüthe stand und dem religionsfeindlichen Liberalismus der anderen Länder des Continents fast als Muster diente, besteht nur noch in den Personen einiger alten Herren in den großen Städten des Landes, und wenn er hie und da noch durch Aufstellung eigener Candidaten ein Lebenszeichen von sich gibt, und vielleicht auch noch eine größere Anzahl Stimmen auf den Namen derselben vereinigt, so hat das nach dem eigenen Geständniß eines Brüsseler doktrinär-liberalen Logenblattes nur den Einen Zweck, der alten liberalen Fahne einen Achtungsbeweis zu geben. Die jüngere fortschrittlich-liberale Partei, die seit zwölf bis fünfzehn Jahren immer mehr ein radikales Gepräge annahm, ist endgültig in der socialistischen Partei aufgegangen, so sehr, daß ihr Hauptführer Janson jetzt öffentlich den Titel Socialist für sich in Anspruch nimmt. Der heutige Wahltag gestaltet sich demnach ausdrücklich zu einem Zweikampfe zwischen der katholischen Partei und dem Socialismus, auch dort, wo mehr

1) Aus Brüssel s. Berliner „Kreuzzeitung" vom 5. Juni 1896. Vgl. Wiener „Reichspost" vom 11. Juli 1896.

Candidatenlisten aufgestellt sind, als diejenigen dieser beiden Parteien. In mehreren Provinzstädten, namentlich in Namur und in Nivelles, sogar in Antwerpen marschiren die Liberalen Arm in Arm mit den Socialisten, denen sie dadurch den Vorrang für künftige Wahlbündnisse vorbereiten".[1])

Nach den ersten Wahlen auf Grund des neuen Gesetzes, welches an die Stelle des ehemaligen Klassenwahl-Systems getreten war, sagte der Professor Vandergelde, der auch jetzt wieder als Führer des unerhörten Kammerskandals glänzte, in seinem Bericht an die Genossen: „Fortan, kann man jedenfalls sagen, gibt es in Belgien nur zwei große politische und sociale Mächte: die klerikale und die socialistische." Er behauptet, die Liberalen hätten sich eingebildet, Terrain zu gewinnen und sogar das (conservative) Ministerium zu stürzen. „Dagegen erlitt die liberale Partei herbe Verluste, und alle ihre Führer unterlagen ohne Ausnahme. Die paar Radikalen, welche dem Schiffbruch entronnen, werden nothgedrungen den Socialisten Gesellschaft leisten müssen." [2]) Die letzteren wurden mit über 30 Mann von 350,000 Stimmen in die Kammer gewählt. Allerdings ist eben Belgien in seinem enggestreckten Raum das an Industrie und Capital reichste Land der Welt, und daher mag sich der Liberalismus über die nahe Verwandtschaft mit socialistischen Elementen verrechnet haben.

„Es hat sich bereits eine Partei der ‚Jungen' gebildet, der die belgische Socialdemokratie noch nicht revolutionär genug ist. Diese Fraktion, die in den letzten Tagen durch erhebliches Geschrei in zahlreichen Versammlungen viel von sich reden machte, beschwert sich namentlich über die allerdings zutreffende Thatsache, daß alle belgischen Arbeiterführer reiche, behäbige Bourgeois seien, welche die Bedürfnisse der Arbeiter gar nicht kennen. Zumeist sind es ehrgeizige Advokaten und Millionäre, die bei sich zu Hause im größten Luxus und Wohlbehagen leben, im Parlamente aber die traurige Lage der Proletarier bejam-

1) Aus Brüssel in der Berliner „Germania" vom 8. Juli 1896.
2) Berliner „Vorwärts" vom 30. Oktober 1894.

mern, die sie wahrlich nicht aus eigener Anschauung kennen. Unter den sämmtlichen socialistischen Parlamentsmitgliedern befindet sich kein einziger wirklicher Arbeiter, und es ist daher begreiflich, daß ein Theil der Arbeiter gegen ihre derzeitigen ‚bürgerlichen‘ Vertreter trotz ihrer zur Schau getragenen revolutionären Richtung und Sprache mißtrauisch geworden ist.“ [1])

Aus welchen Elementen der „Generalrath“ der Arbeiterpartei besteht, ist hienach leicht zu ermessen, und die Nachrichten über wachsende Erbitterung der Arbeiter gegen die Führer, welche ihre Bourgeoisie-Gewohnheiten mit herübergenommen haben, sind erklärlich. Besonders über Ausstandsfragen entsteht leicht Streit und Unzufriedenheit zwischen beiden Theilen. Es war schon davon die Rede, daß aus diesen Differenzen nach und nach eine Trennung in zwei Fraktionen sich entwickeln werde. [2]) Diese für Belgien eigenthümliche Vermischung ist ohne Zweifel auch dem Bündniß mit den Liberalen zu Gute gekommen:

„Uebrigens herrscht in der socialistischen Partei eine höchst ungemüthliche Stimmung; die Parteikasse ist leer, die Wahlen stehen vor der Thüre und die Führer wissen nicht, woher die nöthigen Gelder für die Wahlagitation nehmen; sie sind nach langem und angstvollem Zaudern zur großen Ueberraschung der Genossen mit einem Aufruf an die Partei hervorgetreten, und bitten dringend um Wahlgroschen. Wie gesagt, die Ueberraschung in den Reihen der Getreuen ist groß, denn sie glaubten, daß die Corporativgenossenschaften der Partei bedeutende Summen aufgespeichert hätten. Das ist nicht der Fall, in erster Reihe nicht bezüglich der Brüsseler Waarenhäuser und Bäckerei der Maison du peuple. Die Finanzen derselben sind im Gegentheil seit kurzem so stark angegriffen, daß eine öffentliche Rechnungslegung vielleicht die schlimmsten Folgen für das ganze Unternehmen der Brüsseler socialistischen Partei haben würde. Die Bäckerei hat, weil sie der Concurrenz halber lange unter

---

1) Aus Brüssel s. Berliner „Kreuzzeitung“ vom 24. März 1896.
2) Aus Brüssel s. Münchener „Allg. Zeitung“ v. 14 April 1895.

Selbstkostenpreis ihre Erzeugnisse abgegeben hat, mit großem Verlust gearbeitet; alle Reserven aber sind von einem kaum im Rohbau fertiggestellten, neuen riesigen Parteihause verschlungen, das nach den Bauplänen und Kostenanschlägen höchstens 200,000 Frs. kosten sollte, aber in seinem jetzigen, noch nicht halbfertigen Zustande bereits über 700,000 Frs. kostet und mindestens noch eine halbe Million erfordern wird. Außerdem scheinen die Führer auch zu Gunsten von geldbedürftigen Freunden ziemlich tief in die Parteikasse hineingegriffen zu haben, so u. a. zum Besten eines Abgeordneten um den Betrag von 6000 Francs. All' diese Enthüllungen gibt ein mit der Brüsseler Centralleitung verfallenes socialistisches Organ, La Bataille, zum Besten, ohne daß die Centralleitung zu muckſen wagt." [1])

Um dieselbe Zeit wurde in der Kammer ein neues Gemeinde-Wahlgesetz berathen, und es fand den vollen Beifall auch der im Parlament nicht mehr vertretenen Liberalen. Denn sie erblickten darin eine Gewähr gegen die Eroberung der Rathhäuser durch die Socialisten. Es war das Musterstück der belgischen Wahlgesetz-Künstelei. Nach dem Pluralsystem der Kammerwahlen schuf es Wähler von Ein bis vier Stimmen, und gewährte das Wahlrecht erst vom 30. Jahre an. Wo aber nach dem ersten Wahlgang das Proportional-Verfahren eintritt, so sagte eine Besprechung des Entwurfs, da „wird diese Vertretung durch so wunderbar verschrobene Bestimmungen geregelt, daß man sich nur auf Grund eines besonderen Specialstudiums in ihnen zurechtfinden kann." [2]) Indeß täuschten sich die Liberalen abermals; wenn sie nicht lieber mit den Katholiken als, wie bei den politischen Wahlen, mit den Socialdemokraten stimmen wollten, so fielen sie wieder durch. [3]) Ein liberaler Bericht jammert:

„Die Socialdemokraten konnten in den von ihnen be-

1) Aus Brüssel s. „Köln. Volkszeitung" vom 17. März 1898.
2) Stuttgarter „Neue Zeit" vom 4. Dezember 1895, S. 333.
3) Aus Brüssel s. „Kölnische Volkszeitung" v. 20. März 1895.

herrschten Communen als unbeschränkte Gebieter auftreten und endlich die Regierungs- und Verwaltungskunst zeigen, deren sie sich so oft rühmen. Das Ergebniß ist nun kläglicher ausgefallen, als selbst die ärgsten Feinde der Socialdemokratie zu hoffen wagten. Ueberall zeigten sich die herrschenden Socialdemokraten als rücksichtslose Jakobiner und Tyrannen, indem sie alle Gemeindebeamten, die nicht unbedingt auf das socialistische Parteiprogramm schwören wollten, rücksichtslos entließen. Alle Stellen besetzten sie mit ihren Creaturen, wobei selbstverständlich die bestdotirten Posten ausschließlich den Parteiführern vorbehalten blieben. Die Einkünfte der Gemeinden wurden nicht etwa zu communalen Zwecken verwendet, sondern zu allerlei socialistischen Experimenten, wie zur Anlage von Corporativgenossenschaften, Unterstützung von Ausstandskassen und ähnlichen Dingen. Innerhalb Jahresfrist waren alle von den Socialisten verwalteten Communalkassen erschöpft, so daß die Socialdemokraten auf diesem Gebiete am Ende ihres Lateins angelangt sind".[1])

Ungeachtet aller traurigen Erfahrungen haben sich jetzt die Liberalen aller Farben mit den Socialisten zum Sturme gegen das Wahlgesetz vom 18. April 1893 geeinigt. Das Gesetz trat an die Stelle des Censussystems und vermehrte die Zahl der Wähler von 135,000 um ungefähr eine Million, mit Einführung der Wahlpflicht und des Mehrstimmrechts. Es behielt übrigens das Listen-Skrutinium bei, und bei der ersten Wahl gewannen von den 152 Sitzen der Kammer die Rechte oder, wie man dort sagt, die „Klerikalen" 112, während die Socialisten 28 und die Liberalen mit den Radikalen sogar nur 12 erhielten.

Der Schrecken war nirgends größer als bei Hof; denn König Leopold ist sicher nicht der geringsten Sympathien für den „Ultramontanismus" verdächtig. Aber auch auf der Rechten selbst war man getheilter Meinung, und im Mini-

---

1) Aus Brüssel s. Münchener „Allgemeine Zeitung" vom 19. Januar 1897.

sterium selbst kam es zu einer Krisis (Desmet de Nayer). „Die herrschende katholische Partei bringt dem Wahlgesetz keine sonderliche Begeisterung entgegen. Allerdings ist die erste Probe mit demselben sehr zu ihren Gunsten ausgefallen, aber diesem ersten Wahlsiege steht die Gewißheit gegenüber, daß über kurz oder lang alle großen Städte und Industrieorte den Socialdemokraten in die Hände fallen werden.“ [1]) Bald darauf hatte die „Alliance Liberale“ beschlossen, ein allgemeines antiklerikales Wahlbündniß anzubahnen und die socialdemokratische Partei zum Beitritt einzuladen. [2])

Inzwischen hatten sich in der katholischen Partei die Stimmen gemehrt, welche den Hauptfehler in der mangelhaften Wahlkreis-Eintheilung entdeckten, und die Zerschlagung der großen städtischen Wahlbezirke, in denen jetzt das Listen-Skrutinium zur Anwendung gelangt, in kleinere Wahlbezirke empfahlen. Nur über die Beibehaltung des Proportional-Wahlsystems waren die Stimmen getheilt. Vor Jahr und Tag wurde schon versichert, daß die Regierung hiezu entschlossen sei. [3]) Bekanntlich ist der König ein unbedingter Anhänger des Einzelwahlrechts (Uninominalsystem). Dennoch brachte der Minister Vandenpeerebom es als Nothbehelf dahin, daß er zwei Wahlsysteme vorschlagen durfte. Dadurch sollte den Liberalen die Thüre für 30 bis 40 Plätze in der Kammer geöffnet werden. In allen übrigen Wahlkreisen soll nämlich das bisherige Wahlverfahren bestehen bleiben, in den sieben der größten belgischen Städte, respektive Wahlbezirke, aber soll das Proportionalsystem, d. h. das System der Minderheitsvertretung, eingeführt werden.

Als der Minister mit dem Antrag vor die Kammer trat, entstand jener längst angestiftete Heidenlärm, der sich wie

---

1) Aus Brüssel s. Münch. „Allg. Zeitung“ v. 10. März 1896.

2) Aus Brüssel s. Münchener „Allgemeine Zeitung“ vom 1. December 1898.

3) Aus Brüssel s. Berliner „Kreuzzeitung“ vom 24. Juli 1898.

ein Feuerband über die Straßen der Hauptstadt und andere größere Orte verbreitete. Der Minister gestand ruhig zu, daß ja der Antrag in einer zu Berathung aller ähnlichen Vorschläge für die Wahlreform niederzusetzenden Conferenz behandelt werden könne. Man darf begierig seyn, was Alles dazu beigebracht wird, vorausgesetzt, daß nicht die Kammer-Auflösung erzwungen würde. Als neue Partei wird da auch die „Christlich-sociale" des vlämischen Pfarrers Daens auftreten, auch eine belgische Specialität.

Auf der Rechten erscheinen wieder einander gegenüber die beiden ehemaligen Staatsminister Woeste und Beernaert, von denen der erstere durch seine Starrköpfigkeit den zweiten vermittlungsfähigern aus der Regierung verdrängt hat. Auch als Kammerpräsident ist Beernaert wegen der ewigen Reibereien zurückgetreten. Zuletzt ist er von der Friedens-Conferenz aus dem Haag vom König nach Brüssel berufen worden, was darauf schließen läßt, daß seine Stimme wieder von Gewicht seyn wird. Soviel verlautet, hält er fest an der Idee des bisherigen Wahlrechts: es habe zwei unersetzliche Vorzüge, nämlich das obligatorische Votum und das Pluralvotum. Aber gerade für jetzt sind auch seine Erfahrungen mit diesem belgischen Kammerwesen an und für sich sehr belehrend. Ueber seine Antrittsrede vor dem Parlament vor fünf Jahren wurde berichtet: „Der neue Kammerpräsident Beernaert ertheilte dem belgischen Parlamente den Rath, endlich etwas zu thun, und diese Mahnung ist höchst bezeichnend für unsere bisherige parlamentarische Thätigkeit. Außer verschiedenen heillosen Scandalen, welche vielleicht einer Wirthshausversammlung, nicht aber des belgischen Parlaments würdig waren, und einer Unzahl unnützer Interpellationen hat die aus dem allgemeinen Stimmrecht hervorgegangene Kammer bisher nichts Praktisches geleistet, und wenn dies so fortgeht, so werden die Wähler sehr bald das alte Parlament zurückwünschen, das zwar auch nicht viel arbeitete, aber wenigstens den Anstand wahrte. Das Budget-

gerede, welches seit jeher die Hauptwunde des belgischen Parlamentarismus gebildet hat, dauert unter der Herrschaft des allgemeinen Stimmrechts fort und nimmt so viel Zeit in Anspruch, daß die wichtigsten Gesetze nicht erledigt werden können. Bisher dauerte die Budgetdebatte in Belgien gewöhnlich vier bis sechs Monate. Wird das im neuen Parlament nicht besser, so kann man sich nur fragen, weßhalb das allgemeine Stimmrecht eigentlich eingeführt wurde".[1]) Noch am Ende desselben Jahres faßte Beernaert den Entschluß, eine neue Geschäftsordnung in Angriff zu nehmen:

„Da die socialdemokratische Kammergruppe fortfährt, scandalöse Scenen zu provociren, so hat der Kammerpräsident Beernaert jetzt in amtlicher Form selbst die Verschärfung der parlamentarischen Geschäftsordnung angekündigt. Bezeichnend für den belgischen Parlamentarismus ist es nun, daß mehrere hervorragende Abgeordnete die Gelegenheit benützen wollen, um die überhand nehmende Redseligkeit der Volksvertreter einiger Maßen einzuschränken. Dieselbe macht sich allerdings auf das unliebsamste fühlbar. Die Budgetdebatte allein nimmt fünf bis sechs Monate in Anspruch, da jeder Volksvertreter bei jedem einzelnen Budgetposten das Wort ergreifen möchte. Rechnet man hinzu die sich häufenden Interpellationen und die daran sich knüpfenden Debatten, so ist es begreiflich, daß zu einer wirklich ersprießlichen, praktischen Gesetzgebungsthätigkeit keine Zeit bleibt. Wirklich wichtige Gesetze werden zuletzt über das Knie gebrochen. Deßhalb will die Rechte vorschlagen, die Redezeit der einzelnen Abgeordneten zu beschränken, und so verhindern, daß ein einziger Redner durch zwei oder drei Sitzungen hindurch fortspricht."[2])

Es ist aus einer besseren Geschäftsordnung leider nichts geworden. „Nach vierjähriger Erprobung des allgemeinen Stimmrechts ist man in Belgien zu der Wahrnehmung gelangt, daß das Niveau nicht bloß der parlamentarischen Be-

---

1) Aus Brüssel s. Münchener „Allgem. Zeitung" v. 5. Febr. 1895.
2) Aus Brüssel s. Münchener „Allgem. Zeitung" v. 10. Dez. 1895.

rathungen, sondern auch der gesetzgeberischen Thätigkeit selbst bedeutend herabgedrückt worden sei. Die durch das allgemeine Stimmrecht in's Parlament gelangten Deputirten besitzen einen weit geringeren Bildungsgrad als ihre Vorgänger. Zählt doch das belgische Parlament zur Zeit eine Anzahl von Gesetzgebern, welche nicht einmal Volksschulbildung haben, ja unter den socialdemokratischen Abgeordneten von Lüttich sitzen sogar zwei, welche nicht einmal lesen und schreiben können. Daß die gesetzgeberische Arbeit unter solchen Umständen leidet, versteht sich von selbst. Vor einigen Jahren weigerte sich der damalige Kammerpräsident, Staatsminister Delantsheere, einen Gesetzentwurf zur Abstimmung zu bringen, weil er mit Zusatzanträgen derart überhäuft war, daß niemand mehr seinen Sinn zu erfassen vermochte. Weiter hat das belgische Parlament eine Reihe wichtiger Gesetzentwürfe angenommen, welche theils innere Widersprüche enthalten, theils eine so unklare Fassung aufweisen, daß ihre Durchführbarkeit darunter leidet. Dies ist insbesondere der Fall bei dem Schulgesetz von 1896, bei dem vorjährigen Bürgerwehrgesetze, bei der neuen Wahlgesetzgebung für die Provinziallandtagswahlen und bei dem jüngst nach so vielen Kämpfen zu Stande gekommenen vlämischen Sprachengesetze. Wollte die Regierung diese vier Gesetze so anwenden, wie sie das Parlament beschloß, so käme ein unglaublicher Wirrwarr heraus und Belgien würde bald zum Gespötte Europa's werden. Mit Einem Worte, das belgische Parlament legt eine vollständige gesetzgeberische Unfähigkeit an den Tag, die von allen Parteien anerkannt wird".[1])

Soweit ist also der alte liberale Musterstaat gekommen. Aus der Geschichte seines Parlamentarismus dürfte man sich auch in anderen Staatswesen Mancherlei merken.

---

1) Aus Brüssel s. Berliner „Kreuzzeitung" vom 24. Juli 1898.

XIX.

Zum Sprachenstreite in Oesterreich.

Schon seit Jahr und Tag tobt in unserem alten ehrwürdigen Donaureiche der leidige Nationalitätenhader und hat es schon bis zur vollen Sistirung der Arbeiten des Wiener Centralparlamentes gebracht. Eine Besserung der Verhältnisse ist nicht in Sicht. Im Gegentheil hat es den Anschein, als ob der Antagonismus, der zwischen den einzelnen Nationalitäten in den Fragen der Politik und des staatsrechtlichen Zusammenlebens allmählich Platz gegriffen hat, immermehr an Schärfe gewinne und einer völligen Auflösung des jetzigen österreichischen Staatsgefüges zutreibe.

Alle Nationen klagen. Keine ist zufrieden. Insbesondere glauben die beiden Böhmen bewohnenden Volksstämme, die Czechen und die Deutschen, sich in ihren nationalen Interessen sehr beeinträchtigt. Beide klagen über Verletzung ihrer Rechte und auf Grund der Gerechtigkeit fordern sie Schutz und Abhilfe durch die staatliche Autorität.

In diesem Streite der Parteien, wo die beiderseitigen Forderungen sich vielfach diametral gegenüberstehen, aber dennoch von beiden Seiten im Namen des Rechtes und der Gerechtigkeit mit allem Nachdrucke erhoben werden, eine für beide Theile befriedigende Entscheidung zu geben, hat für eine Regierung, welche sich über den Parteien halten will und für die Wohlfahrt des ganzen Reiches zu sorgen hat, ihre großen Schwierigkeiten. Das ist nicht zu leugnen.

Wir begreifen darum das Zaudersystem des jetzigen Ministeriums wohl. Sucht es den Forderungen der Czechen Geltung zu verschaffen, klagen die Deutschen; und zeigt es sich den Forderungen der Deutschen entgegenkommend, klagen die Czechen. So ist des Klagens und Obstruirens kein Ende in unserem lieben Oesterreich, und die Regierung weiß nicht, was thun, um aus diesem Wirrwarr herauszukommen.

Beide streitenden Parteien stellen ihre Forderungen auf Grund der Gerechtigkeit. Aber, muß man fragen, ist die Gerechtigkeit nicht eine? für alle Menschen gleiche? Kann sie sich selbst widersprechen? Wie kommt es, daß dasjenige, was die eine Partei als ein Recht beansprucht, von der andern Partei als ein Unrecht empfunden wird? Da muß es irgendwo hapern. Den Widerstreit auf bloße nationale Antipathie, auf bloße muthwillige Opponir- und Herrschsucht zurückführen zu wollen, geht nicht an. Das hieße, einer neuen Ungerechtigkeit sich schuldig machen. Wohl sind auf beiden Seiten, bei den Czechen sowohl wie bei den Deutschen, Elemente, die wirklich nur um des Streites willen den Streit lieben, weil sie dabei für die Befriedigung ihres Ehrgeizes mehr herauszuschlagen hoffen als bei einer ruhigen und sachlichen Behandlung der Dinge. Auch ist zuzugeben, daß auf beiden Seiten die professionsmäßigen Streithähne an Zahl und Einfluß gewinnen, und daß der Radicalismus in immer weitere Kreise eindringt. Aber Gott sei Dank gibt es auch, bei den Czechen wie bei den Deutschen Böhmens, noch sehr viele, welche das nationale Hadern herzlich satt sind. Aber selbst bei diesen Friedliebenden in beiden Lagern lebt das Bewußtsein, daß ihre respektiven nationalen Rechte gefährdet seien. So ist Unzufriedenheit in allen Kreisen des „glorreichen Königreichs Böhmen“.

Der gesunde Menschenverstand sagt, daß Recht Recht sei und Recht bleiben müsse auf beiden Seiten und für beide Seiten; daß das, was der einen Partei als ein Recht

erscheine, von der anderen Partei unmöglich als ein Unrecht angesehen werden könne. Zwei mal zwei ist vier für alle Menschenkinder. So können und dürfen unmöglich die „gerechten" Forderungen der einen Nation bei der anderen Nation das Gefühl erwecken, daß sie ungerecht und darum abzuwehren seien.

So sagt der einfache Menschenverstand und muß so sagen. Ist es anders und wird selbst von friedliebender Seite als Unrecht empfunden, was von der anderen gleichfalls friedliebenden Seite als gerechte Forderung aufgestellt wird, dann fehlt es offenbar auf einer Seite an der richtigen Erkenntniß, an der richtigen Begriffsbildung und Schlußfolgerung. Will man zur Versöhnung und zum Frieden kommen, müssen zuerst diese Denkfehler aufgedeckt werden. Denkt der Verstand das Richtige, wird auch der Wille das Richtige wollen, wenn er überhaupt normal ist und der Erkenntniß statt der Leidenschaft dient; und haben sich einmal die Parteien in der Erkenntniß geeinigt, dann werden sie auch schon mit der Zeit die Einigung im Wollen finden. Sie werden sich verstehen und vertragen. Das ist ein Naturgesetz. Alle sind diesem Gesetze unterworfen und alle müssen sich auch diesem Gesetze fügen, wollen sie nicht der Verachtung anheimfallen und als unverbesserliche Störenfriede bei Seite geschoben werden.

Einen bemerkenswerthen Schritt vorwärts zur Aufdeckung der Denkfehler in dem jetzigen Sprachen- und Nationalitätenstreite hat neuestens der Prager Domherr und Regierungsrath Dr. Wenzel Frind gemacht mit seinem Buche: „Das sprachliche und sprachlich-nationale Recht".[1]) Der

1) Der ganze Titel lautet: Das sprachliche und sprachlich-nationale Recht in polyglotten Staaten und Ländern mit besonderer Rücksichtnahme auf Oesterreich und Böhmen vom sittlichen Standpunkte aus beleuchtet von Dr. Wenzel Frind. Wien 1899. Manz'sche k. und k. Hof-, Verlags- und Universitätshandlung I. 392 S. (2 fl. österr. W.)

Verfasser, ein geborener Deutschböhme, war vordem Docent der Moral an der deutschen Universität in Prag und ist durch sein Ansehen, welches er allüberall verdientermaßen genießt, wie kein zweiter dazu berufen, in dem Sprachenstreite ein Wort zur Aufklärung mitzureden. Ueber den Zweck seines Buches äußert er sich in der Vorrede (S. IV) also: „Die vorliegende Schrift verfolgt nur den Zweck, jene Gesichtspunkte herauszustellen und zu untersuchen, welche bei der Findung und Normirung des positiven Rechtes kraft der sittlichen Grundsätze nicht außer Acht gesetzt werden dürfen. Das natürliche und theologische Sittengesetz gewährt keinem Streittheile ein Privilegium und ist für alle gleich. Derjenige, welcher seine Forderungen allen Streittheilen vorhält, wirft sich damit nicht zum Schiedsrichter auf, will aber der Annahme eines gerechten Schiedsspruches den Weg bahnen".

Dr. Frind will also kein Richter sein, kein Censor; er will nur aufklären und zwar vom Standpunkte der christlichen Moral, will den streitenden Parteien die Grundsätze des christlichen Sittengesetzes vorführen und überläßt es dann ihnen, selbst die nothwendigen Schlüsse für ihr Handeln zu ziehen. Die Schrift zeugt von großer Sachkenntniß und gründlichem Wissen auf dem Gebiete des Rechtes und der Moral, von ungewöhnlichem Scharfsinne und Consequenz in den Schlußfolgerungen, so daß jeder, dessen geistiger Blick nicht durch Voreingenommenheit und nationale Gefühlsschwärmerei verdüstert ist, sich gefangen geben und sagen muß: der Mann hat Recht.

Auf 375 Seiten sucht Dr. Frind all' die Fragen, welche in dem entbrannten Sprachen- und Nationalitätenkampfe irgendwie von Belang sind, als Docent der christlichen Moral zu besprechen, und zwar sine ira et studio. Nichts bleibt unberührt, keine Schwierigkeit wird umgangen. Wenn die Resultate, zu denen der Verfasser gelangt, manchen nicht

zusagen, dann ist nicht er schuld daran, sondern die Logik, die ihre Schlüsse zieht ohne Rücksicht auf die Personen nur nach den ewig giltigen Gesetzen des menschlichen Denkens.

Nach einigen kurzen Auseinandersetzungen über „Nation und Nationalität", über „Nationalität, Staat und Gesellschaft", über das „Nationalitätsprincip", über „Nationalliebe und Nationalismus" geht der Verfasser über zu einer näheren Besprechung über die „Gerechtigkeit"; über drei Richtungen der Gerechtigkeit: die commutative (austauschende, gleichmachende), die legale und die distributive (vertheilende, zutheilende) Gerechtigkeit; über das Verhältniß dieser drei Richtungen der Gerechtigkeit zu dem öffentlichen und privaten Rechte. Diese Besprechung ist eine kleine theoretisch-philosophische Abhandlung über einen Gegenstand von grundlegender Bedeutung. Sie gipfelt in der Behauptung, daß „das Sprechen in einer bestimmten Sprache unter das Recht falle", daß „das sprachliche und sprachlich-nationale Recht unter alle drei Richtungen der Gerechtigkeit" gehöre, daß „die Verkennung dieses Verhältnisses zur Rechtseinseitigkeit" führe, daß die Gleichberechtigung wohl den Anspruch auf ein allen Gliedern widerfahrendes Recht bedeute, daß dieses gleiche Recht aber nicht das Recht auf Gleiches sei, sondern das gleiche Recht auf das Seine, das Recht auf das einem Jeden Zuständige". Wohl zu beherzigen ist die Bemerkung, welche der Verfasser in dieser Abhandlung auf S. 68 macht:

„Im Namen der Rechtsgleichheit die Unterschiede im physischen, moralischen und Besitz-Leben aufheben wollen, heißt den Grundgedanken der vertheilenden Gerechtigkeit (welche der Staatsgewalt zukommt) leugnen, heißt Ungleiches und Gleiches identificiren, das Ungleiche gleich setzen und das Ungerechte zu Recht und das Gerechte zu Unrecht

machen wollen. Auf socialem Gebiete wäre das nicht etwa eine sociale Umgestaltung, sondern eine revolutionäre Umwälzung".

Nachdem der Verfasser durch seine mehr theoretisch gehaltene Erörterung über die „Gerechtigkeit" sich eine solide Unterlage geschaffen, geht er nun an die Lösung seiner eigentlichen Aufgabe, an die Besprechung des Verhältnisses, in welchem Sprache und Nationalität zu der Gerechtigkeit stehen. Hier bemerkt er gleich im Anfange:

„Nicht energisch genug können wir hier am Beginne dieses Hauptabschnittes es hervorheben, daß die Mittheilung (der Gedanken nämlich) der Zweck und daß die Sprache hiezu das Mittel ist — ein Satz, dem wohl Niemand widersprechen wird, gegen dessen sittliche Folgerungen aber Mancher sich auflehnt".

Er spricht dann eingehend von der Sprache als Verständigungsmittel und als Nationalgut; von der Gleichwerthigkeit der Sprache; von dem Verhältnisse, in welchem die sprachlichen Rechte und Pflichten zu der commutativen, zu der legalen und zu der distributiven Gerechtigkeit stehen; bespricht dann die Sprachenfrage unter dem Gesichtspunkte der Gleichberechtigung und kommt in Bezug auf Böhmen, dem eigentlichen Herde des österreichischen Nationalitäten- und Sprachenwirrwarrs, zu folgendem Schlusse:

„Gibt es in Böhmen laut des Ergebnisses der Volkszählung zwei in sich zusammenhängende Landesgebiete mit einer unleugbar deutschen und einer ebenso unleugbar czechischen Bevölkerung, so kann über die sprachliche Pflicht und das sprachliche Recht der Bewohner dieser Territorien vom sittlichen Standpunkte aus kein Zweifel bestehen. — Wir stellen die ‚sprachliche Pflicht' voran, weil für den geringen Procentsatz der Anderssprachigen es die Naturordnung

mit sich bringt, daß sie die Verkehrssprache sich eigen machen, woraus für die Andern das Recht folgt, zu verlangen, daß man im Pflichtenverkehre eben der Verkehrssprache sich bediene. — Wir sagen ‚sprachliches Recht‘ und nicht ‚sprachlich-nationales Recht‘, weil jene sprachliche Pflicht schon und lediglich aus dem sittlichen Zwecktitel der Sprache folgt und weil daher das sprachliche Recht für die 95 % der Bewohner im Absehen vom Nationalmomente erzeugt wird. — Dies ist um so mehr klar, als jener geringe Procentsatz anderssprachiger Personen aus der Zuwanderung entstanden ist. Wie die Zuwanderung der neuen Domicilanten nicht der sprachlichen Pflicht enthebt, so kann sie ihnen auch nicht den sprachlich-nationalen Rechtstitel zum Gebrauche der Muttersprache mit den Einheimischen im Pflichtenverkehr gewähren. — Die Verkennung dieser sittlichen Wahrheit ist der Grund des Sprachenkampfes in Böhmen. Man will die sittliche Sprachenordnung nicht einhalten und verlangt für die Sprache ein nationales Recht dort, wo für sie der nationale Titel nicht geltend gemacht werden kann. — Nur die Anerkennung des Grundsatzes, daß es nicht bloß ein Sprachenrecht, sondern auch eine Sprachenpflicht gebe und daß die Pflicht des Einen ein correlates Recht des Andern erzeuge, kann Ordnung und Frieden schaffen" (S. 281 ff.).

Für die Staatsgewalt nimmt der Verfasser das Recht und die Pflicht in Anspruch, Sprachennormen autoritativ festzusetzen. Denn Sache der Staatsgewalt ist es, erstens „erkennbar zu machen, in welchem Landestheile die eine oder die andere Sprache die Verkehrssprache sei, beziehungsweise in welchen Landestheilen beide Landessprachen die Verkehrssprachen bilden, weil hievon der innere sprachliche Gebrauchstitel und der nationale Sprachentitel abhängig ist, und zweitens die hiedurch erkennbar gewordenen sittlichen Pflichten und Rechte der Parteien auch

ihrerseits wahrzunehmen und zu schützen". Bezüglich des Inhaltes solcher Sprachennormen aber macht der Verfasser noch die wichtige Bemerkung:

„Der Inhalt der Sprachennormen muß ihrem Zwecke und Rechtsgrunde angepaßt sein, wenn er nicht das Gegentheil bewirken und das Recht anstatt zu schützen, beseitigen soll. Daher darf eine Sprachnorm die aus der commutativen Ordnung fließenden Parteienrechte nicht beseitigen, sondern hat sie zu schützen" (S. 289).

An den Badeni'schen Sprachenordnungen vom 5. April 1897 setzt der Verfasser, gemäß seinen theoretischen Darlegungen, vor allem aus, „daß sie das faktische Verhältniß der sprachlich-nationalen Zusammensetzung der Bevölkerung Böhmens völlig ignoriren", da sie keinerlei geschlossene Sprachengebiete, die doch in Wirklichkeit vorhanden sind, kennen und „daß sie von den naturrechtlichen Bestimmungen über das Recht und die Pflicht gänzlich absehen"; daß sie die „Gleichberechtigung unter Außerachtlassung der Natur und der Richtungen der Gerechtigkeit in rein mechanischer und formeller Weise verwirklichen" und den „Grundsatz des wirklichen praktischen Bedürfnisses", der allein für die Staatsregierung in Betracht kommen kann, „verlassen" (S. 311 ff.).

Auch die von Minister Gautsch erlassenen Sprachenverordnungen (vom 24. Febr. 1898) finden vor der Kritik Frinds keine Gnade. Wohl wird ihnen nachgerühmt, daß sie gegenüber den Sprachennormen Badeni's einen Fortschritt zum Bessern bedeuten, indem sie die Vorstellung fallen lassen, als ob Böhmen ein großes Mischgebiet sei, und indem sie der Verkehrssprache in den einzelnen Landestheilen Rückwirkung auf die Sprache der betreffenden Behörden zuerkennen und für die sprachliche Qualifikation der Beamten und für die Besetzung der ein-

zelnen Dienstesstellen lediglich das thatsächliche Bedürfniß als maßgebend anerkennen. Aber das wird ihnen zum Vorwurfe gemacht, daß sie nicht erkennbar machen, „ob und wann sprachliche Rechte und Pflichten der Parteien sowohl untereinander als auch gegenüber der Staatsgewalt entstehen“, da sie nur von der Sprache der Beamten für den inneren Dienst reden.

Auch dem Verhältnisse der Kirche zu den Nationen widmet der Verfasser einen kleinen Abschnitt, um zu zeigen, daß „die Kirche niemals Feindin, sondern Schützerin des Nationalwesens ist“.

Es kann nicht unsere Absicht sein, hier näher auf alles einzugehen, was in dem Buche Frinds geboten wird. Wir müssen uns bescheiden, auf das Buch und dessen Tendenz aufmerksam gemacht zu haben.

Es ist unbestreitbar ein ganz einziges Werk, mit welchem der hochverdiente Prager Domherr und österreichische Regierungsrath die Mitwelt beschenkt hat. Tiefe Spekulation und logische Folgerichtigkeit gehen hier Hand in Hand mit dem ehrlichen Streben, nur der Wahrheit zu dienen und die Wege zu ebnen, welche allein zum Frieden führen.

Es war vorauszusehen, daß das Buch Widerspruch finden werde. Es ist nicht Jedermanns Sache, anerzogene und liebgewonnene Vorurtheile über Nacht los zu werden. In der That sind denn auch die chauvinistischen liberal-czechischen Blätter sehr ungnädig mit Frinds Buch ins Gericht gegangen. Es handelte sich für sie aber weniger um eine sachliche Discussion, als vielmehr darum, mit Hohn und Spott das unbequeme Buch vor dem czechischen Publikum zu discreditiren. Unverständlich bleibt es indessen, wie selbst conservativ czechische Preßstimmen in den Chor der Widersacher Frinds einzustimmen sich für berechtigt halten können. Hat doch selbst das führende Organ der katholisch czechischen

Partei, die in Prag erscheinende „Katolicke Listy“, in einer längeren Besprechung der Frind'schen Schrift sich zu keinem höheren Schlußurtheile erschwingen können, als

„Wir bedauern, daß so viel Zeit verbraucht wurde zum Schreiben dieses Buches, welches seinen Zweck durchaus verfehlt hat, welches mit künstlich hervorgesuchten Beweisen etwas unterstützt, was sich nicht halten läßt.... Die katholische Feder hatte immer das erhabene Ziel, im Kampfe der Völker das volle Recht zu fördern; aber das vorliegende Buch thut dies nicht — zum eigenen Nachtheil“.

Wer so etwas schreiben kann, hat das Buch entweder nicht gelesen oder nicht verstanden; anzunehmen, daß er es nicht verstehen wollte, hindert die gute Sitte. ***

XX.

Baumanns Schwäbische Forschungen.

Gegen Doktordissertationen und die verschiedenen Programmschriften besteht vielfach ein gewisses Vorurtheil; gar selten erscheint eine von ihnen in neuer Auflage.

Im Jahre 1871 schrieb der dermalige k. b. Reichsarchivrath Dr. L. Baumann eine Dissertation „Die oberschwäbischen Bauern im März 1525 und die zwölf Artikel“, in welcher er die Entstehung dieser Artikel zu schildern versucht. Fünfundzwanzig Jahre später wäre, da die Arbeit vergriffen und immer noch begehrt wurde, eine Neuauflage nöthig gewesen, der beste Beweis für deren Güte und Brauchbarkeit. Baumann

aber zog es vor, im Hinblick auf die im Laufe der Zeit erschienenen Quellenpublikationen und Specialarbeiten über die Frühzeit des oberschwäbischen Bauernkrieges an deren Stelle eine völlig neue abschließende Arbeit über dasselbe Thema treten zu lassen: „Die zwölf Artikel der oberschwäbischen Bauern 1525“.[1])

Mehr denn zwanzig Jahre wirkte Baumann auf schwäbischem Boden als fürstlich Fürstenbergischer Archivbeamter. Die Bände 5—7 des Fürstenbergischen Urkundenbuches, Musterpublikationen, tragen seinen Namen; für die Monumenta Germaniae hat er die Necrologia Germaniae übernommen und liegen die von den Diöcesen Augsburg, Konstanz, Chur bereits seit 10 Jahren in einem dicken gr. 4°. Bande vor; weitere werden in Kürze folgen.

Daneben erschienen in den verschiedensten wissenschaftlichen, historischen Zeitschriften Quellenpublikationen, von Chroniken, Urkunden, Regesten und kirchen-, cultur-, rechts-, profanhistorische Abhandlungen, alle auf schwäbisches Stammesgebiet sich beziehend, so daß Baumann unbestritten als der erste und beste Kenner der schwäbischen Geschichte (schwäbisch wie Geschichte im weitesten Umfange genommen) gilt.[2])

Im Jahre 1894 brachte er seine dreibändige Geschichte des Allgäus, „die beste neuere Specialgeschichte“, zum Abschluß. Seit Anfang der achtziger Jahre arbeitete er in liebevoller Begeisterung für die Heimat an diesem Werke, das der rührige Verleger mit gegen 1200 Illustrationen und Vollbildern ausgestattet hat, welche uns Land und Leute, Städte und Dörfer, Burgen und Ruinen, Bau- und Kunstdenkmale aller Art, Wappen und Siegel, Urkunden, Handschriften und

---

1) Die zwölf Artikel der oberschwäbischen Bauern 1525. Kempten, Kösel'sche Buchhandlung. 1896. 8.

2) Eine vollständige Zusammenstellung sämmtlicher Arbeiten findet sich im Almanach der k. b. Akademie der Wissenschaften für das Jahr 1897. S. 193—196.

Karten, zum größten Theile erstmalige Reproduktionen vor Augen führen.[1])

Mit seinem Uebertritt in den bayerischen Archivdienst wurde Baumann seinem bisherigen Forschungsgebiete und Arbeitsfelde entzogen und vor andere Aufgaben gestellt.

Es lag daher nahe, daß Baumann, als er für immer vom schönen Schwabenlande Abschied nahm, nochmals Rück- und Umschau hielt nach all den reichen Geistesfrüchten, die überall zerstreut waren, um die besten derselben als kostbares Angedenken in einem Sammelbande zu vereinigen.

Mittlerweile war aber die schwäbische Geschichtsforschung mächtig fortgeschritten und zwar nicht in letzter Linie durch Baumann's Bemühen. Es sei hier nur an die ebenso erfreulichen wie erstaunlichen und zielbewußten Leistungen der badischen historischen Commission erinnert, die ihn, als eines ihrer eifrigsten und bedeutendsten Mitglieder, bei seinem Scheiden zum Ehrenmitgliede ernannte. Baumann bietet uns in seinem Sammelwerke „Forschungen zur schwäbischen Geschichte",[2]) wie oben bemerkt, nicht unveränderte Abdrücke seiner früheren Aufsätze, sondern dieselben sind den neuen Forschungen und Quelleneditionen entsprechend eingehend ergänzt und umgearbeitet.

Es sind 17 Abhandlungen von verschiedenem Umfange; nicht chronologisch, sondern nach ihrem geographischen Zusammenhange geordnet. Zuerst kommen sieben Abhandlungen über die Geschichte des Allgäus[3],) dann drei Beiträge zur Ge-

---

1) Erschienen bei Kösel in Kempten von 1883—1894:
   Bd. I. 8°. 640 S. 322 Illustrationen im Text, 13 Vollbilder, 1 histor. Karte.
   Bd. II. 8°. 776 S. 455 Illustrationen im Text, 16 Vollbilder.
   Bd. III. 8°. 730 S. 345 Illustrationen im Text, 15 Vollbilder, 1 histor. Karte.

2) Forschungen zur schwäbischen Geschichte. Kösel, Kempten. 8°. 625 S. 1899.

3) Die Kemptener Chroniken des ausgehenden 15. Jahrhunderts. — Zur älteren Geschichte des Stiftes Kempten. — Zwei Aebte

schichte von Oberschwaben,[1]) drei zur Geschichte des badischen Schwabens[2]), endlich vier Arbeiten, die Gesammtschwaben betreffen.[3])

Es würde uns viel zu weit führen, wollten wir auf die einzelnen Abhandlungen, deren Hauptresultate ja doch bereits Gemeingut der Wissenschaft geworden sind, näher eingehen. Alle Aufsätze tragen die charakteristischen Merkmale Baumann'scher Forschung. Erschöpfung und Ausbeutung des gesammten Quellenmateriales, auch das Fernliegendste ist herangezogen, souveräne Beherrschung des Stoffes, und all das ist so klar und übersichtlich geordnet, scheinbar so einfach und natürlich entwickelt, daß es eine Freude und Lust ist, sich in eine Baumann'sche Arbeit zu versenken. Fragen, die andere Historiker als unlösbar bezeichneten, hat Baumanns Scharfsinn gelöst. Wir verweisen hier nur auf die Abhandlung: „Die Abstammung der Kammerboten Erchanger und Berchtold".

Um ein anderes, wenn auch scheinbar kleines, aber für Baumann's Arbeiten charakteristisches Beispiel anzuführen, verweisen wir auf die S. 474 in seinen Forschungen über die Erklärung des so vielfach gedeuteten Ortsnamens Schongau angestellte Untersuchung.

---

der Klöster Kempten und Isny. — Ueber die städtische Chronik von Kempten. — Isingrim, der Freund Otto's von Freising. — Der Alpgau, seine Grafen und freien Bauern.—

1) Die Reichsstadt Wangen vorübergehend protestantisch. — Die Abstammung der Kammerboten Erchanger und Berchtold. — Die angebliche Grafschaft und Grafenfamilie Kelmünz. — Die angeblichen Grafen von Ruck. —

2) Zur Geschichte der Stadt Hüfingen. Abgegangene und umbenannte Orte der badischen Bar und der Herrschaft Hewen. Die Ortsnamen der badischen Bar und der Herrschaft Hewen.

3) Gau und Grafschaft in Schwaben. — Zur Geschichte der Totenbücher der Bisthümer Augsburg, Constanz und Cur. — Die alamannische Niederlassung in Rätia Secunda. Schwaben und Alamannen, ihre Herkunft und Identität.

Die Perle aber der gesammten Sammlung ist die Abhandlung „Schwaben und Alamannen, ihre Herkunft und Identität". Die Arbeit erschien s. Z. in den Forschungen zur deutschen Geschichte 1876 (Bd. 16). Ihr Erfolg war und bleibt ein durchschlagender, und jeder gebildete Schwabe, der an der Geschichte seines Stammes Interesse hat, sollte schon allein um dieser Arbeit willen das Buch seiner Bibliothek einverleiben. Nur eines haben wir in dieser Abhandlung zu beanstanden. Es ist die von Paulus vertretene, auch von Baumann acceptirte Anschauung, daß die ältesten Theile der Bergfeste Neifen spätrömisch-ostgothische Bauart besitzen. Wir glauben, daß diese Bauten in die Zeit der österreichischen Occupation Württembergs unter Erzherzog Ferdinand, also mehr als 1000 Jahre später fallen.

Wir haben oben die „Forschungen zur schwäbischen Geschichte" eine Mustersammlung genannt. Wir möchten dieses aber nicht nur nach der wissenschaftlichen Seite hin, sondern auch wörtlich verstanden wissen.

Der angehende junge Historiker und ganz besonders solche, die erst in spätern Jahren aus Lust und Neigung sich mit geschichtlichen Forschungen beschäftigen, thun sich anfangs gar schwer bis sie eine bestimmte Methode haben, bis sie wissen, wie sie den Stoff anpacken, wie sie ihn behandeln, wissenschaftlich verarbeiten sollen. Hiefür können die „Forschungen" als Musterbuch dienen. Für eine Kloster- oder Stadtgeschichte z. B. verweisen wir auf die Abhandlungen „Zur älteren Geschichte des Stiftes Kempten", „Zur Geschichte der Stadt Hüfingen". Und gar für ein Gebiet, das ja unserer Zeit so sehr im Blute liegt und auf welchem der Dilettantismus unsterblich zu sein scheint, wir meinen das Gebiet der Ortsnamenforschung, finden sich bei Baumann in den Abhandlungen „Abgegangene und umbenannte Orte der badischen Bar und der Herrschaft Hewen", „Die Ortsnamen der badischen Bar und der Herrschaft Hewen", „Die alamannische Niederlassung in Rätia Secunda" mustergiltige Vorbilder für ähnliche Arbeiten, die geeignet sind jeden auf den rechten Weg zu weisen und zu nüchternem wissenschaftlichem Forschen anzuregen.

Baumann schließt seine Forschungen mit den den ganzen Schwabenstamm umfassenden Worten des Breisgauer's Walther:

Vale dulcis patria,
Suavis Suevorum Suevia!

Seit fünf Jahren wirkt er am größten deutschen Urkundenarchive, dem an archivalischen Schätzen überreichen k. b. allgemeinen Reichsarchive zu München. In seine Hand wurde vor wenigen Wochen von der Akademie der Wissenschaften die Edition der Monumenta Boica gelegt, die, wie wir hören, unter dem Namen „Bayerisches Urkundenbuch“ nun in rascher Folge erscheinen sollen.

Wohl hat Baumann durch die Uebernahme dieser Arbeit seine Arbeitskraft zeitlebens nach einer Richtung hin gebunden, und was viele von ihm erwartet und was er selbst geplant, eine deutsche und bayerische Geschichte von ihm geschrieben zu sehen, es ist wohl kaum mehr zu erwarten.

XXI.

Ein spanisches Pilgerbuch.[1]

Seit 1887 veranstaltet Msgr. Geiger in München, der zu obigem Buche ein Vorwort schrieb, Pilgerzüge nach Santiago in Spanien. Durchschnittlich fanden alle zwei Jahre, im Ganzen sechs, solche Züge statt, die aber wegen der Beschwerden und Kosten der Reise, sowie eines Zeitopfers von

1) Anton Mayr, Pfarrer: Eine Fahrt durch Frankreich nach Spanien und Portugal. 8. (368). Radolfzell 1898, W. Moriell. (M. 3.20, geb. 4.50.)

etwa 50 Tagen nicht viele Theilnehmer fanden. Die Gesammtzahl beziffert sich auf 54, wovon jeder — alles in allem — etwa 1000 Franken als Reisegeld auszulegen hatte. Die Führung des ersten Zuges übernahm der Münchener Domherr Kirchberger, die des dritten und vierten Zuges der Verfasser des oben genannten Reisebuches. Beiden Führern war die Kenntniß der spanischen Sprache zum Vortheil.

Mit literarischen Hülfsmitteln, um die Reise nutzbringend zu machen, sah es anfangs nicht gut aus: der bei Hartleben in Wien verlegte große illustrirte Führer durch Spanien und Portugal war zum Mitnehmen zu schwerfällig und manche Bemerkung des anonymen Verfassers verletzte das katholische Gefühl. Auch der vortreffliche große Lavigne: Espagne et Portugal mit seinen 838 S. war unbequem, so daß sich als Reisehandbuch zunächst der kleine Lavigne empfahl, wovon es aber keine deutsche Uebersetzung gab. Das oft aufgelegte Murray'sche „Handbook for travellers" mit Karten und Plänen fand keinen deutschen Uebersetzer, und Msgr. J. Graus beschreibt in seiner „Rundreise in Spanien" nur einen Theil des Landes. Endlich erschien 1897 und 1899 die erste und bald darauf die zweite Auflage von Bädeker „Spanien und Portugal", ein Handbuch, das mit ungewöhnlichem Fleiße und für eigentliche Touristen geschrieben ist.

Während Pilgerbücher über das heilige Land alljährlich nach Dutzenden (namentlich in Frankreich) entstehen, gab es noch immer keinen Pilgerführer zu den Heiligthümern der iberischen Halbinsel. Diesem Umstand Rechnung tragend, beschrieb Pfarrer Anton Mayr in Tandern (bei Aichach) seine „Fahrt durch Frankreich nach Spanien und Portugal". Sowohl der Hin- als Rückweg ging durch die Schweiz zum Genfersee. Unter den französischen Gnadenorten wurde vor allem die Klosterkirche der Salesianerinen zu Paray-le-Monial mit ihrer Erinnerung an die Erscheinung des göttlichen Herzens besucht und auf der Heimreise Lourdes, dann St. Sernin zu Toulouse mit seinem weltberühmten Reliquiarium („Non est locus sanctior in mundo"), sowie

die beiden Marienkirchen U. L. F. von Fourvière, oberhalb Lyon.

In Spanien erschließt sich dem Fremden eine neue Welt von malerischen Gebirgslandschaften, breiten Strömen, Palmen- und Pinienwäldern (leider fehlen die Seen), von tiefen Schluchten, weitgedehnten Ebenen, kühnen Bahnbauten und der unermeßliche Ausblick über die Meeresflächen im Süden, Westen und Norden des Landes. Die unverwüstlichen Baudenkmäler aus der Zeit der alten Römer, die Wunderbauten der Mauren in Andalucia und Granada, die gothischen Dome aus dem Mittelalter, der einzig dastehende „Escurial", die schönen Städte der späteren Zeit, obenan Madrid mit seiner Residenz, dann in Portugal das prachtvoll gelegene Lissabon mit Cintra, im fernen Südwest die Straße von Gibraltar, wie im Nordwest das landschaftlich so reizende Galicien — all' dies und hundert andere Dinge veranlassen den Besucher zu dem Ausruf: Spanien ist, abgesehen von Rom, interessanter als Italien.

Auf der iberischen Halbinsel, die nebenbei bemerkt an Ausdehnung den Flächenraum des Deutschen Reiches überbietet, führt uns das Mayr'sche Reisebuch nach einer kurzen Umschau in Barcelona zu vielen altehrwürdigen und stets besuchten Sanctuarien. Wir kommen von der hoch oben auf dem zerklüfteten Montserrat gelegenen Marienkirche hinab in die Ignatiushöhle von Manresa, dann nach Zaragoza zum gefeierten Standbild U. L. F. vom Pfeiler und nach dem Besuche Andalusiens, sowie Toledos und Madrids (wo Prinzeß Isabella und Msgr. Schmitt, ein geborner Elsässer, sich der Deutschen annahmen) an die Erinnerungsstätten der hl. Theresia in Avila und in ihr Sterbezimmer zu Alba de Tormes, unfern Salamanca. In Portugal wird die am Meere hochgelegene Wallfahrtskirche „Zum guten Jesus" verehrt, in der alten Stadt Braga, die nicht weniger als zwölf Synoden sah und jetzt den Sitz des Primas von Portugal bildet.

Mit welcher Sehnsucht erblicken die Pilger im fernen Galicien die Thürme des Domes von Santiago und mit

welchen Gefühlen treten sie an das Grab des Apostels, der von der hl. Schrift nach Petrus gewöhnlich als der zweite genannt wird! Wie viele Heilige haben hier gebetet, wie viele Bußthränen sind hier geflossen! Der Erzbischof von Santiago, Cardinal Herrero, pflegt die deutschen Ankömmlinge mit Auszeichnung zu empfangen, und Professoren der Universität stellen sich ihnen zu Diensten. Nach der Abreise von Santiago gibt das Progamm als nächste Besuchstation Leon an mit seinem ungewöhnlich großen, jetzt renovirten Dom, wo der große spanische Kirchenlehrer Isidor von Sevilla ruht. Das unweit San Sebastian idyllisch im Gebirge liegende Loyola, wo Ignatius der Welt und später dem Himmel geboren wurde — jetzt ein geräumiges Jesuitencolleg — wird als letztes Sanctuarium in Spanien von den Pilgern besucht.

Was A. Mayr gesehen, beschreibt er schlicht und in fließender Sprache. Auf die beiden Schoßkinder der spanischen Nation, Malerei und Poesie, sowie auf die hervortretenden Züge und die Velleitäten im Volksleben wendet er mit Vorliebe sein Augenmerk. Die bei den Stiergefechten so widerlich hervortretende Gemüthsverirrung selbst der hohen Welt (zarte Hände bombardirten eine zu früh abtretende deutsche Karawane mit Pomeranzenschalen) schildert er abfällig. Ueber die spanischen Gelehrten der Neuzeit, namentlich über katholische Theologen, hätten wir gerne mehr gehört. Spanien ist nicht das Land der Ignoranz.

Wie sehr hat Balmes, obwohl er schon mit 38 Jahren einem Brustleiden erlag, das kirchliche Leben in Spanien geweckt! Sowohl der Dominikaner Zephirin Gonzales, der als Cardinal Ende 1894 in Madrid starb und in Ocaña begraben liegt, sowie Antolino Monescillo, Erzbischof von Toledo, der seit August 1897 im gothischen Dom zu Toledo seine Ruhestätte fand, zählen wie Professor Orti gewiß zu den Zierden der spanischen Theologen der Neuzeit. Als Arabist gebührt dem früheren apostolischen Präfekten von Marokko, dem Franziscanerpater José Lerhundi, Mitarbeiter an Simonet's

arabisch-spanischer Chrestomathie, verdientermaßen ein gefeierter Name. Die Kirchengeschichte Spaniens von Vicente de Lavuente erschien trotz ihres Umfanges (sechs Bände) in mehreren Auflagen. Gleichzeitig mit diesem Werke entstand in der stillen Zelle des unermüdlichen Pius Gams zu St. Bonifaz in München eine dreibändige Kirchengeschichte von Spanien von 1085 bis 1879 (Regensburg, 38 Mk. 80 Pf.), ein Werk, wofür ihn die Akademie in Madrid zu ihrem Mitglied machte.

Daß wir Deutsche Spaniens Land und Leute und seine Romantik und Dichtungen kennen lernten, dazu trugen unter den Geistlichen Cardinal Diepenbrock, Domherr Lorinser und Alban Stolz, unter den Laien v. Münch-Bellinghausen, Graf v. Schack, Lemcke, Dohm, J. L. Klein, R. Baumstark in Freiburg und nicht an letzter Stelle Fastenrath in Köln und viele andere wesentlich bei. Nur wenige von diesen Namen finden sich in Mayr's Reisebuch. Inhaltsverzeichniß, Seitentitel und Register fehlen dem Buche. Eine Zusammenstellung von etwa 20 lapsus steht zur Verfügung. Dennoch freuen wir uns über die großen Vorzüge des Buches und nicht minder über die Verbreitung, die es in kurzer Frist im katholischen Deutschland gefunden.

XXII.

Der Einfluß der Confession auf die Sittlichkeit.

IV. Selbstmordstatistik und Statistik der Ehescheidungen.

Weit wichtiger als die Criminalstatistik[1]) ist die Selbstmordstatistik für die Beurtheilung der Sittlichkeit einer Bevölkerungsgruppe. Der Selbstmord ist, nach einem von Oettingen[2]) citirten Ausspruch Wuttke's, „die grellste und schneidendste Offenbarung der durch die Sünde gewirkten Zerrüttung des Lebens, des unauflöslichen Widerspruchs, in welchen der Mensch durch die Sünde gestürzt ist.“ Bevor wir aber an eine Vergleichung der Selbstmordfrequenz in den einzelnen Ländern gehen, müssen wir zuerst untersuchen, welche Momente hemmend oder fördernd auf die Häufigkeit der Selbstmorde einwirken. Morselli, Oettingen und andere Statistiker glauben der Nationalität, sei es allein, sei es in Verbindung mit anderen Ursachen, einen bestimmenden Einfluß zuschreiben zu müssen. Nach ihrer Theorie wären die Germanen und Skandinavier die selbstmordlustigsten; weniger Neigung, sich künstlich das Leben abzukürzen, zeigen die Keltoromanen; am wenigsten die Lateiner und Slaven. Allein diese Hypothese führt zu Problemen, für welche die Vertheidiger derselben schwerlich eine befriedigende Lösung werden geben können. Denn England, Schottland, Nor-

1) S. den Artikel im 1. Heft dieses Bandes.

2) Oettingen „Moralstatistik“ 3. Aufl. S. 737.

wegen. Holland, sowie die meisten katholischen Landestheile deutscher Nationalität, weisen eine niedrige Selbstmordziffer auf, obwohl sie zu den germanischen, Frankreich dagegen eine hohe, obwohl es zu den keltoromanischen Ländern gehört. Daß die gesetzliche Bestrafung, welche in England und Rußland auf den Selbstmordversuch gesetzt ist, einen wesentlichen Einfluß ausüben sollte, ist noch weniger wahrscheinlich. Denn schwerlich wird jemand, der einmal entschlossen ist, seinem Leben ein Ende zu machen, sich durch die Aussicht auf eine Gefängnißstrafe oder einen Vermögensnachtheil davon abbringen lassen, da es ja nur einiger Vorsicht bedarf, um den gewünschten Zweck sicher zu erreichen. Eher könnte man meinen, daß ungünstige wirthschaftliche Zustände zur Vermehrung der Selbstmorde beitragen müßten. Aber auch diese Annahme erweist sich als irrig, da gerade in ökonomisch verhältnißmäßig günstig gestellten Ländern, wie Frankreich, Dänemark und Sachsen die Selbstmorde am häufigsten sind, während sie in verarmten und herabgekommenen Ländern wie Italien, Spanien und Irland äußerst selten sind. Eine Feststellung der Motive des Selbstmordes ergab für Preußen bei einer Durchschnittsziffer von jährlich 6393 Selbstmördern (1892—96) nur 588, also nicht einmal $^1/_{10}$, die sich auf Grund von zerrütteten Vermögensverhältnissen, Verlusten oder Nahrungssorgen das Leben genommen hatten.[1]) Auch in Dänemark gehörten in den Jahren 1881—90 nur etwa $^1/_5$ der Selbstmörder dieser Kategorie an.[2]) Es scheint also nur die Religion als der maßgebende Faktor übrig zu bleiben. Sehen wir uns daraufhin die Tabelle an.

---

1) Statistisches Handbuch für den Preußischen Staat S. 211. (Verlag des Königl. Statist. Bureaus. Berlin 1898.)

2) Statistiske Meddelelsers tredie Raekke, 18. Bind, 2. Hefte. Udgiven af Statens stat. Bureau.

Tabelle G.

Auf je 100,000 Einwohner kamen in den Jahren 1881 bis 90 Selbstmorde:[1])

1.	in Sachsen	35,3	14.	in Schweden	10,7
2.	„ Dänemark	25,5	15.	„ Ungarn	8,8
3.	„ Hessen	23,6	16.	„ England u. Wales	7,7
4.	„ der Schweiz	22,7	17.	„ Norwegen	6,8
5.	„ Deutschland	20,7	18.	„ Schottland	5,5
6.	„ Frankreich	20,7	19.	„ den Niederlanden	5,5
7.	„ Preußen	20,0	20.	„ Italien	4,9
8.	„ Baden	19,4	21.	„ Rumänien	4,2
9.	„ Oesterreich	16,1	22.	„ Finnland	3,9
10.	„ Württemberg	16,0	23.	„ Serbien	3,8
11.	„ Bayern	13,7	24.	„ Rußland	2,7
12.	„ Elsaß-Lothringen	11,6	25.	„ Spanien	2,4
13.	„ Belgien	11,4	26.	„ Irland	2,3

Die Tabelle scheint in der That für den günstigen Einfluß des Katholicismus Zeugniß abzulegen. Die meisten Selbstmörder stellt (abgesehen von einigen kleineren deutschen Staaten) constant Sachsen, die Wiege des Lutherthums, mit 35,3 Selbstmördern auf je 100,000 Einwohner. Den zweiten Platz behauptet ebenso constant das ganz protestantische Dänemark mit 25,5. Die letzten in der Liste sind Spanien mit 2,4 und Irland mit 2,3 Selbstmördern auf je 100,000 Einwohner. In der That ein gewaltiger Abstand.

Noch günstiger ist das Verhältniß für die Katholiken, wenn man innerhalb der deutschen Staaten katholische und protestantische Landestheile miteinander vergleicht. Das veranschaulicht die folgende Tabelle über die Selbstmorde in

1) Wir haben diese Tabelle aus den Angaben v. Mayr's (Handwörterbuch der Staatswissenschaften 1. Suppl.-Bd. Jena 1895. S. 698 und 699) zusammengestellt. Die auf Seite 698 befindlichen Daten der größeren deutschen Einzelstaaten haben wir in die Haupttabelle an der entsprechenden Stelle eingefügt, dagegen die Angaben für Monaco, Liechtenstein, Luxemburg und Bosnien fortgelassen, da sie uns zur Vergleichung nicht geeignet scheinen.

den einzelnen preußischen Provinzen (in den Jahren 1893 bis 96),[1]) welche dem statistischen Jahrbuch des deutschen Reiches von 1898 entnommen sind:

Tabelle H.

Auf je 100,000 Einwohner kamen Selbstmorde:

1.	in Schleswig-Holstein	33,0	8.	in Pommern	18,6
2.	„ Sachsen	32,1	9.	„ Ostpreußen	14,9
3.	„ Berlin	31,1	10.	„ Westpreußen	13,3
4.	„ Brandenburg	30,3	11.	„ Hohenzollern	12,2
5.	„ Schlesien	25,4	12.	„ Westfalen	10,9
6.	„ Hannover	21,8	13.	„ Rheinland	10,9
7.	„ Hessen-Nassau	21,4	14.	„ Posen	9,2

Fällt somit schon eine Vergleichung vorwiegend katholischer und vorwiegend protestantischer Provinzen in Bezug auf ihre Selbstmordfrequenz offenbar zu Gunsten der ersteren aus, so tritt der Unterschied noch deutlicher zu Tage, wenn man, wie bei der Statistik der unehelichen Geburten, reinkatholische und reinprotestantische Regierungsbezirke miteinander vergleicht.[2]) Während nämlich (in den Jahren 1892 bis 96) in den drei reinkatholischen Regierungsbezirken (Aachen, Münster und Oppeln) 5,4 bezw. 7,0 und 8,4 Selbstmörder auf je 100,000 Einwohner kamen, stieg die Ziffer in reinprotestantischen bis auf 32,9 (Potsdam), 33,5 (Magdeburg) und 39,4 (Liegnitz). Oppeln und Liegnitz liegen noch dazu in derselben Provinz.

Aehnliche Resultate liefert eine Vergleichung der katholischen und protestantischen Kantone der Schweiz. Nach dem

1) Die Kürze der Beobachtungsperiode thut hier, wie auch weiter unten bei den schweizer Kantonen der Vergleichbarkeit keinen Eintrag, da das Verhältniß stets dasselbe geblieben ist. Es lag uns daran, unseren Lesern überall möglichst die neuesten Daten zu bringen.

2) Statistisches Handbuch für den Preußischen Staat 1898. S. 207.

Statistischen Jahrbuch der Schweiz[1]) von 1898 betrug die absolute Zahl der Selbstmorde im Durchschnitt der Jahre 1895/96:

Tabelle J

1.	in Zürich	114	14.	in Schaffhausen	9
2.	„ Bern	107	15.	„ Appenzell A. Rh	14
3.	„ Luzern	14	16.	„ Appenzell J. Rh.	1
4.	„ Uri	0	17.	„ St. Gallen	41
5.	„ Schwyz	2	18.	„ Graubünden	12
6.	„ Obwalden	1	19.	„ Aargau	31
7.	„ Nidwalden	1	20.	„ Thurgau	28
8.	„ Glarus	10	21.	„ Tessin	14
9.	„ Zug	1	22.	„ Waadt	113
10.	„ Freiburg	12	23.	„ Wallis	8
11.	„ Solothurn	13	24.	„ Neuchatel	34
12.	„ Basel Stadt	13	25.	„ Genf	37
13.	„ Basel Land	11			

In den reinkatholischen Kantonen (Luzern, Uri, Schwyz, Obwalden, Nidwalden, Zug, Appenzell J. Rh., Tessin, Wallis) zusammengenommen belief sich also die Zahl der Selbstmorde auf 42 bei einer Bevölkerung von 498,000 Seelen; in den reinprotestantischen (Zürich, Waadt, Schaffhausen, Appenzell A. Rh.) auf 250 bei einer Bevölkerung von 740,000 Seelen. Das gibt, auf je 100,000 Einwohner berechnet, für die reinkatholischen Kantone 8,43, für die reinprotestantischen 33,8 Selbstmorde.

Das Gesammtresultat ist also ohne Zweifel für katholische Staaten und Gebietstheile weit günstiger. Allerdings macht Frankreich eine Ausnahme. Die systematische Entchristlichung, die dort seit mehr als zwanzig Jahren durch die kirchenfeindliche Regierung unablässig betrieben wurde, beginnt ihre Früchte zu tragen. Früher war es anders. In den

1) „Statistisches Jahrbuch der Schweiz". Herausgegeben vom Statistischen Bureau des eidgenöss. Departements des Innern. 1898. (Verlag: Artistisches Institut von Orell Füßli in Zürich.)

Jahren 1836—52 belief sich die Zahl der Selbstmorde auf durchschnittlich 3066 im Jahr.[1]) Das gibt bei einer mittleren Bevölkerung von 34,739,000 Seelen 8,32 auf je 100,000 Einwohner. In den Jahren 1855—70 betrug der jährliche Durchschnitt 12,3 auf 100,000 Einwohner.[2]) Dann beginnt eine rapide Steigerung bis auf 22,5 in den Jahren 1891 bis 93.[3]) In diesen drei Jahren haben uns unsere westlichen Nachbarn sogar überflügelt in Bezug auf die Selbstmordfrequenz, da die entsprechende Durchschnittsziffer für Deutschland nur 21,0 betrug. Im Laufe von 50 Jahren (1842—92) hat sich die Anzahl der Selbstmorde in Frankreich mehr als verdreifacht. Dies traurige Resultat kann man aber offenbar nicht der katholischen Kirche zur Last legen, da ja die republikanische Regierung Frankreichs es stets als eine ihrer Hauptaufgaben betrachtet, den Einfluß der Kirche zu untergraben; was ihr, wie man sieht, zum Theil schon gelungen ist. Bei den Ehescheidungen werden wir noch darauf zurückkommen.

Ebenso ist die weniger günstige Stellung Oesterreichs hauptsächlich auf Rechnung der liberalen nordwestlichen Kronländer und der Reichshauptstadt zu schreiben.

Mehr Gewicht aber als auf eine solche Vergleichung katholischer und protestantischer Staaten oder Gebietstheile in Bezug auf ihre Selbstmordfrequenz ist auf das von Morselli ermittelte Gesammtresultat[4]) für die Anhänger der beiden großen christlichen Confessionen zu legen. Danach kamen bei den Katholiken durchschnittlich 60 Selbstmörder auf eine Million Einwohner, bei den Protestanten aber 190. Ganz im Gegensatz zu der von uns bei den unehelichen

---

1) Kolb, „Handbuch der vergleichenden Statistik", 3. Aufl. (Leipzig 1862.) S. 57.

2) Oettingen a. a. O. Tabelle 108.

3) Mayr a. a. O. S. 699.

4) Bei Oettingen a. a. O. S. 761.

Geburten angewandten detailgeographischen Methode halten wir bei der Selbstmordstatistik eine Erweiterung des Beobachtungsgebietes für angebracht. Die genannte Methode empfiehlt sich, wenn es sich um Massenerscheinungen handelt; das ist aber bei der Selbstmordstatistik nicht der Fall. Selbst in Sachsen und Dänemark, den klassischen Ländern des Selbstmordes, betragen die absoluten Zahlen der Selbstmörder nur 1139 bezw. 535 in den Jahren 1881—93. Das ist auch der Grund, weshalb wir oben in der Haupttabelle (G) alle kleineren Staaten fortgelassen haben. Es liegt auf der Hand, daß bei so niedrigen Zahlen kleine Irrthümer und Mängel in der Erhebungsmethode das Verhältniß ganz erheblich verschieben können. In einem weiteren Spannrahmen aber compensiren sich derartige Fehler einigermaßen, und man gewinnt daher auf diese Weise einen zuverlässigeren Maßstab für die Betheiligung der verschiedenen Confessionen an diesem traurigen gesellschaftlichen Phänomen. Eine zuverlässige Vergleichung einzelner Staaten dagegen ist nur möglich, wenn in denselben eine gleichmäßig gehandhabte officielle Leichenschau stattfindet, wie das z. B. in Bayern der Fall ist. Das Resultat der auf diese Weise für Bayern ermittelten Selbstmordziffern entspricht übrigens einigermaßen den von Morselli aufgestellten Verhältnißzahlen. Es kamen nämlich in Bayern in den Jahren 1884—90 durchschnittlich auf je 100,000 katholische Einwohner 9,3, auf je 100,000 protestantische 22,7 Selbstmorde,[1]) also $2^1/_2$mal so viel als bei den Katholiken. Man kann daher mit Recht schließen, daß eine allgemeine Durchführung der officiellen Leichenschau die bisherige Annahme von der geringeren Anzahl der Selbstmorde unter den Katholiken nur bestätigen werde.

Von den in der Einleitung zu unserem ersten Artikel

---

1) Mayr, „Selbstmordstatistik" a. a. O. S. 701.

[illegible] Hauptmerkmalen der [illegible] Ehescheidungen zu be- [illegible] Bedeutsamkeit dieser [illegible] Statistikern keine [illegible] einer der [illegible] sagt darüber:[1]) [illegible] Daten über sitt- [illegible] durchschnittliche [illegible] Die Auflösung einer [illegible] Beweis von [illegible] Unsittlich- [illegible] Proportion der [illegible] eine [illegible] der un- [illegible] letzteren, [illegible] anzusehen [illegible] in den ver- [illegible] großem Einfluß [illegible] Tragweite [illegible] sagt,[2]) „den lebens- [illegible] Gemeinschaft bedrohe" und [illegible] in Betreff der Heilig- [illegible] überhaupt abstumpfe". [illegible] Äußerung eines der neuesten [illegible] hier anführen. Dr. J. Wernicke [illegible] über die Ehescheidungen in Hilde-

[1]) [illegible] „[illegible] der Geographie und Statistik". Bd. 1. [illegible] 1855).

[2]) [illegible] in den Jahren 1881—84 bei 52 % [illegible] als Trennungsursache angegeben. [illegible] noch weit häufiger diese Ursache [illegible], während man einen weniger diffamirenden [illegible] vorschiebt.

[3]) [illegible] S. 168 und 169.

brands Jahrbüchern für Nationalökonomie und Statistik:[1]) „Die Ehescheidungsstatistik gehört durchaus zur Moralstatistik im engeren Sinne. Selbst der sittlich indifferente Mensch wird die gerichtliche Auflösung einer Ehe als etwas der Natur Zuwiderlaufendes empfinden, denn die Ehe ist nun einmal die heiligste Burg des menschlichen irdischen Lebens, soviel man auch gegen sie anstürmen mag". Daß also die Häufigkeit der Ehescheidungen in einem gewissen Maße als Gradmesser der Moralität angesehen werden muß, ist außer allem Zweifel. Von äußeren Umständen, die, abgesehen von religiös-sittlichen Anschauungen, fördernd oder hemmend auf die Häufigkeit der Ehescheidungen einwirken, kann nur die Gesetzgebung in Betracht kommen. Denn daß Nationalität oder wirthschaftliche Zustände hierbei keinen erheblichen Einfluß ausüben, ist von selbst einleuchtend. Dagegen läßt sich nicht läugnen, daß eine Erschwerung der Trennung durch die staatliche Gesetzgebung die Ehescheidungsfrequenz herabdrücken muß. Aber einerseits sind die Verschiedenheiten, die früher in dieser Hinsicht zwischen der Ehegesetzgebung der europäischen Staaten bestanden, mehr und mehr in Wegfall gekommen, andererseits setzt doch der häufige Gebrauch der vom Staate gewährten Erleichterung der Ehescheidung jedenfalls eine vollständige Verdunkelung des Begriffes der Heiligkeit der Ehe und damit überhaupt des gesammten sittlichen Bewußtseins des Volkes voraus. Wir können daher Oettingen nur beistimmen, wenn er sagt:[2]) „Deßhalb ist es durchaus richtiger, jene Constanz individueller Motive des Ehebruchs und der Wiederverheirathung Geschiedener gerade aus der allgemein herrschenden unsittlichen Atmosphäre herzuleiten. Sonst wäre dieselbe ganz und gar unverständlich. Die einzelne Ehescheidung oder ehebrecherische Wiedertrauung ist ein Ausdruck für jenes Element der Sünde, für jenes um sich fressende

1) Bd. 6 (1893) S. 261.
2) A. a. O. S. 179.

Uebel der ganzen Generation. Es ist eben ein ehebrecherisches Geschlecht".

Sehen wir uns nun nach statistischem Material über die Ehescheidungen um, so müssen wir noch ebenso, wie vor mehr als 40 Jahren Wappäus, über die Mangelhaftigkeit und Lückenhaftigkeit desselben klagen. Viele Staaten geben in ihren statistischen Publikationen entweder gar keine Daten über die Ehescheidungen oder unterscheiden nicht zwischen der Lösung der Ehe durch Tod und durch Scheidung oder geben die Zahlen für Verwittwete und Geschiedene nicht getrennt an. Leider hält man auch in den amtlichen Veröffentlichungen Preußens [1]) und des Deutschen Reiches meistens an dem letztgenannten Modus fest. Wir sind daher im allgemeinen auf das von Oettingen und Wernicke gesammelte Material angewiesen, nur für die Schweiz sind wir in der Lage neuere Zahlen bringen zu können. Wernicke gibt eine Uebersicht [2]) über die Ehescheidungsfrequenz in 14 europäischen und 2 außereuropäischen Staaten (Tabelle K); für die meisten derselben sind außerdem die entsprechenden Zahlen für eine frühere Periode beigefügt. Zum besseren Verständniß der Tabelle machen wir darauf aufmerksam, daß der Verfasser die Ehetrennungen (eigentliche Scheidungen und Trennungen von Tisch und Bett zusammengenommen) zu der Zahl der Eheschließungen in Beziehung gesetzt hat. Je mehr Eheschließungen daher auf eine Ehetrennung kommen, desto günstiger ist das Verhältniß für das betreffende Land. Die Zahlen für einige deutsche Einzelstaaten, sowie für Dänemark, die der Verfasser an einer anderen Stelle bringt (S. 264 bezw. 268), haben wir hier eingefügt.

---

1) Im Statistischen Handbuch von 1898 ist allerdings der Procentsatz geschiedener Personen unter den neuvermählten Paaren angegeben, aber nur die Gesammtsumme ohne jede weitere Specialisirung.

2) A. a. O. S. 262.

Tabelle K.

Auf je eine Ehetrennung kommen Eheschließungen in:

1. Japan . . .	(1885—90) =	2,8			
2. den Vereinigten Staaten	(1867—86) =	11—31			
3. der Schweiz . . .	(1886—90) =	23,3	(1882—86) =	21,6	
4. Frankreich . . .	(1884—86) =	51	(1866—86) =	120	
5. Deutschland . . .	(1882—86) =	62			
a) Berlin . .	(1881—86) =	18			
b) Hamburg . .	(1881—86) =	20			
c) Sachsen . .	(1881—86) =	33			
d) Preußen . .	(1881—86) =	64			
e) Hessen . .	(1881—86) =	104			
f) Baden . .	(1881—86) =	111			
g) Bayern . .	(1881—86) =	160			
6. Dänemark . . .	(1870—74) =	79			
7. Rumänien . . .	(1875—80) =	96			
8. den Niederlanden .	(1882—86) =	98			
9. Belgien . . .	(1882—86) =	132	(1867—86) =	183	
10. Schweden . . .	(1882—87) =	134	(1867—76) =	182	
11. Ungarn . . .	(1882—86) =	171	(1876—86) =	159	
12. Oesterreich . . .	(1882—86) =	244			
13. Italien . . .	(1880—85) =	376	(1869—73) =	325	
14. Norwegen . . .	(1880—84) =	376	(1870—75) =	369	
15. Rußland . . .	(1882—86) =	589	(1867—76) =	714	
a) Reformirte .	(1882—86) =	125			
b) Protestanten .	(1882—86) =	152			
c) Russisch Polen .	(1882—86) =	179			
d) Finnen . .	(1882—86) =	417			
16. Großbritannien . .	(1882—86) =	539	(1867—75) =	1368	
a) Schottland .	(1882—86) =	454			
b) Irland . .	(1884—86) =	4901			

Wie man aus dieser Tabelle sieht, ist unter den Ländern, in welchen die Ehetrennungen mehr als 1 Procent der Eheschließungen ausmachen, nur ein katholisches, Frankreich, und auch dieses Land ist erst unter der jetzigen glaubensfeindlichen Regierung in diese Kategorie gerathen. Bis zum Jahre 1884 waren die Trennungen nur séparations du corps. Erst in dem genannten Jahre gelang es, trotz des Einspruches der kirchlichen Behörden, die Einführung der eigentlichen Ehe-

scheidung, des divorce, mit Hülfe der atheistisch-freimaurerischen Parlamentsmehrheit durchzusetzen, und seitdem haben dann die Scheidungen rapid zugenommen. Ebensowenig, wie für die Zunahme der Selbstmorde in Frankreich, kann man für diesen traurigen Vorgang die katholische Kirche verantwortlich machen, da ja ihr bisheriger segensreicher Einfluß mit brutaler Gewalt untergraben wurde. In den übrigen katholischen Ländern werden die Ehetrennungen, soweit es sich dabei um katholische Staatsangehörige handelt, in der Regel nur Trennungen von Tisch und Bett sein, bei denen eine ehebrecherische Wiederverheirathung der Geschiedenen mit anderen Personen ausgeschlossen ist. Leider ist das vorhandene Material gerade in dieser Hinsicht sehr lückenhaft. Oettingen[1]), der im übrigen die Wiedertrauungsgesuche Geschiedener ziemlich ausführlich behandelt, da er sie als besonders gravirend ansieht, hat in seiner Tabelle nur einen katholischen Staat, nämlich Bayern.

Tabelle L.

Es befanden sich unter je 10,000 Eheschließenden Geschiedene:

			Männer	Frauen
1.	in Schweden	(1875–77)	2	7
2.	„ Bayern	(1876–78)	8	7
3.	„ Holland	(1875–77)	9	8
4.	„ Preußen	(1867–78)	23	24
5.	„ Dänemark	(1875–76)	32	32
6.	„ Thüringen	(1877–78)	36	33
7.	„ Sachsen	(1876–78)	65	58
8.	„ der Schweiz	(1876–78)	90	73

Das Princip der Vergleichung ist hier, wie man sieht, ein anderes als in der vorigen Tabelle; die Ziffern sind dementsprechend hier um so günstiger, je niedriger sie sind.

Da die Gesetzgebung, wie schon hervorgehoben wurde,

1) A. a. O. S. 177.

in einigen Staaten (und zwar vorzugsweise in katholischen) die Ehetrennung erschwert, empfiehlt es sich, auch hier wieder katholische und protestantische Gebietstheile desselben Staates einander gegenüberzustellen, damit der Einfluß der Confession auf die Ehescheidungsfrequenz ganz klar und unzweifelhaft hervortrete. Eine Uebersicht über die Anzahl der Ehescheidungsgesuche in den einzelnen preußischen Provinzen findet sich bei Oettingen (S. 149). Danach betrug die Zahl der Ehescheidungsgesuche in den Jahren 1860—64:

Tabelle M

in Brandenburg	=	1721
„ Schlesien	=	1104
„ Pommern	=	755
„ Sachsen	=	754
„ Posen	=	371
„ Westfalen	=	41
„ der Rheinprovinz	=	4

Im Jahre 1878 hatten die Ehescheidungsprozesse in den acht alten Provinzen bereits die Zahl von 7720 erreicht;[1]) für den ganzen Umfang der Monarchie betrug die Durchschnittsziffer 10,027 in den Jahren 1883—86.[2]) Nachweise für die einzelnen Provinzen oder Oberlandesgerichtsbezirke bringt das Statistische Handbuch leider nicht.

Ueber die Wiedertrauungsgesuche Geschiedener in Preußen, die sich in den Jahren 1858—60 bei dem damaligen Umfange des Staates bereits auf 1900 Fälle jährlich beliefen,[3]) bringt Oettingen (S. 167) folgende Tabelle:

Auf je 1 Million Einwohner kamen Wiedertrauungsgesuche Geschiedener:

1) A. a. O. S. 160.

2) Statistisches Handbuch für Preußen. 1888. S. 474.

3) Für die Gesammtmonarchie betrug die Zahl (1891—95) 3766. Statist. Handbuch 1898. S. 171.

Tabelle N

in Brandenburg	=	206
„ Sachsen	=	175
„ Preußen	=	172
„ Pommern	=	137
„ Schlesien	=	97
„ Posen	=	71
„ Westfalen	=	15
„ der Rheinprovinz	=	5

Ebenso günstig ist das Verhältniß für die Katholiken in Holland, wie aus einer Vergleichung der beiden katholischen Provinzen Nordbrabant und Limburg mit den übrigen vorwiegend protestantischen Provinzen hervorgeht. Wir entnehmen dieselbe der oben genannten Abhandlung von Wernicke (S. 265). Danach kamen in den Jahren 1850–64 in den beiden katholischen Provinzen 0,91 bezw. 0,96 Ehescheidungen auf je 1000 Eheschließungen, während in den ganz oder vorwiegend protestantischen Provinzen die Ziffer von 1,77 bis auf 10,28 steigt und der Durchschnitt für das ganze Königreich 4,53 betrug.

Endlich möge hier eine Uebersicht über die Ehescheidungsfrequenz in den einzelnen Schweizer Kantonen aus dem statistischen Jahrbuch der Schweiz von 1898 Platz finden. Die auf je 1000 Eheschließungen fallende Zahl von Ehetrennungen haben wir selbst aus den dort angegebenen absoluten Zahlen berechnet, um dem Leser die Vergleichung zu erleichtern.

Tabelle O.

Auf je 1000 Eheschließungen kamen Ehescheidungen (1876–90) in:

1. Nidwalden (kath.)	=	0	7. Freiburg (gemischt)	=	13,43
2. Obwalden „	=	0	8. Appenzell J. Rh. (kath.)	=	14,13
3. Wallis „	=	3,46	9 Luzern „	=	14,25
4. Tessin „	=	6,15	10. Zug „	=	16,80
5. Uri „	=	6,27	11. Graubünden (gemischt)	=	28,60
6. Schwyz „	=	9,89	12. Basel Land „	=	32,56

13. Basel Stadt (gemischt)	= 36,39	20. Thurgau (gemischt)	= 72,33
14. Aargau „	= 38,21	21. Genf „	= 74,25
15. Solothurn „	= 38,46	22. Zürich (prot.)	= 75,61
16. Neuchatel „	= 40,22	23. Schaffhausen (prot.)	= 76,82
17. Waadt (prot.)	= 42,24	24. Glarus (gemischt)	= 77,58
18. Bern (gemischt)	= 49,07	25. Appenzell A. Rh. (prt.)	= 87,03
19. St. Gallen (gemischt)	= 51,94	Schweiz	= 45,94

Diese Ziffern reden deutlich genug und machen jeden weiteren Commentar überflüssig. Selbst Oettingen, der an mehr als einer Stelle seine Abneigung gegen die katholische Kirche durch bittere und ungerechtfertigte Aeußerungen kundgibt, kann sich gegenüber der Ehescheidungsstatistik der Schweizer Kantone nicht enthalten, auszurufen:[1]) „Welch enorme Unterschiede socialethischer Art prägen sich in diesen Ziffern aus! Während die protestantische Bevölkerung der Schweiz sich zur katholischen verhält, wie 3 : 2, verhielten sich 1879 die protestantischen Ehescheidungen (695) zu den katholischen (86) wie 8 : 1“. Ebenso gibt Oettingen (a. a. O.) für Elsaß-Lothringen die ungünstige Stellung des protestantischen Volkstheiles in dieser Beziehung unumwunden zu und führt zur Erläuterung eine Notiz der Luthardt'schen evangelisch-lutherischen Kirchenzeitung an, wonach im Elsaß in Folge von Zuzug protestantischer Elemente die Zahl der Ehescheidungen sich von 21 im Jahre 1874 auf 87 im Jahre 1878, also um das Vierfache im Laufe von fünf Jahren, vermehrt hatte.

Wir haben jetzt in einem kurzen Ueberblick die vier Haupterscheinungen der Immoralität im gesellschaftlichen Leben der Völker betrachtet. Wir haben gesehen, daß ceteris paribus die unehelichen Geburten und deren Begleiterscheinungen bei den Katholiken weit seltener sind, als bei den Protestanten. In Bezug auf Selbstmorde und Ehescheidungen ist die günstige Stellung der Katholiken so auffallend, daß alle ehrlich

---

1) A. a. O. S. 168.

denkenden Gegner, soweit sie mit den wirklichen Verhältnissen vertraut sind, sie unumwunden eingestehen. Nur auf dem Gebiet der Criminalität läßt sich, wenigstens in den polnischen und einigen bayrischen Landestheilen, der segensreiche Einfluß des Katholicismus nicht nachweisen, was aber durch sociale und nationale Besonderheiten vollkommen begreiflich erscheint. Das Gesammtresultat ist also ohne Zweifel günstig für uns Katholiken. An Reichthum und politischer Macht sind uns unsere protestantischen Mitbürger überlegen; in den wissenschaftlichen Berufsarten haben sie Dank der Vergewaltigung katholischer Kirchen- und Studienfonds einen beträchtlichen Vorsprung gewonnen, aber auf dem Gebiet der Sittlichkeit gebührt den Katholiken der Vorrang. Es kommt uns natürlich nicht in den Sinn, deßhalb auf unsere im Glauben getrennten deutschen Brüder herabzusehen. Wir sind im Gegentheil überzeugt, daß die überwiegende Mehrzahl derselben auch auf sittlichem Gebiete unsere Hochachtung verdient, während es anderseits bei unseren eigenen Glaubensgenossen in dieser Beziehung genug zu bessern gibt. Aber wir müssen es mit Entrüstung zurückweisen, wenn man uns den Makel sittlicher Inferiorität anhängen will, da doch die Thatsachen offenkundig das Gegentheil beweisen. Katholiken und Protestanten sollten, statt sich gegenseitig zu beschuldigen, einmüthig zusammenarbeiten, um dem unleugbaren Verfall der Sittlichkeit in unserem geliebten Vaterlande Einhalt zu gebieten. Damit ist jedenfalls der nationalen Sache besser gedient, als mit unfruchtbarer Polemik, die nur die unter uns leider bestehenden Gegensätze verschärft und erweitert.

H. Kr.

XXIII.

Die Ursachen des Bauernkrieges 1525.

Die Lage des Bauernstandes um 1500.

(Schlußartikel.)

III.

Im Kemptischen Stiftslande bestand ein alter Streit zwischen Landschaft und Herrschaft.[1]) Seit einem Jahrhundert bestrebten sich die Aebte, die Zinser zu Leibeigenen zu machen. Besonders wurde dazu die Ungenossame benützt. Wenn nämlich ein Angehöriger einer anderen Herrschaft hereinheirathete, so mußte er der neuen Herrschaft die Ungenossame bezahlen. Statt dessen suchten nun die Aebte in einem solchen Falle den Stand zu verringern; heirathete also ein Freizinser eine Freie, so sollte dieselbe Freizinserin werden; heirathete ein Leibeigener eine Zinserin, so sollte dieselbe sich dem Stifte zu eigen ergeben. Dies sollte sogar auch gelten, wenn zwei Unterthanen des Stiftes von verschiedenem Stande zusammenheiratheten.[2]) Ja noch mehr; die Aebte behaupteten, gestützt auf eine falsche Urkunde Karls des Großen, die Zinser seien gewissermaßen ihre Leibeigenen. Darüber entstand ein großer Streit, der selbst vor den

---

1) Vgl. Baumann, Geschichte des Allgäus 2, 628; 3, 9; zum Folgenden überhaupt außer Zimmermann bes. Hößler, Entstehungsgeschichte des Bauernkrieges in Südwestdeutschland. Leipzig 1895. (Dissertation.)

2) Nach dem Grundsatz: „Das Kind folgt der ärgeren Hand".

Papst kam,[1]) aber das Stift gab nicht nach. Um ihr Ziel zu erreichen, verweigerten die Aebte, wenn ein Gut erledigt war, die Neubelehnung, wenn die Zinser sich nicht dem Stifte zu eigen ergeben oder sich nicht wenigstens verpflichten wollten, die vom Stifte geforderten erhöhten Lasten auf sich zu nehmen; sie thaten dies auch Waisen gegenüber, ja sie zwangen die also Vergewaltigten zum Schwure, sich darüber nirgends, selbst nicht bei dem Kaiser zu beklagen.[2]) Nicht weniger hart gingen sie gegen die Ungenossamen vor; sie thürmten sogar die Zinser und Eigenleute, welche in ungenossamer Ehe lebten, solange ein, bis ihre Frauen sich in deren Stand sich ergaben; ja sie verboten denselben, bis ihre Frauen sich dazu bequemten, den Empfang des Abendmahls und den Kirchgang.[3])

Im Jahr 1523 erklärte die Landschaft, daß die Zahl der Personen, die aus Freien zu Zinsern, aus Zinsern zu Leibeigenen gemacht worden seien, auf 1200 gestiegen sei. Auf anderen Gebieten suchte man wenn gleich auf anderem Wege die Zahl der Eigenleute zu mehren und aus den Reihen der überschüssigen Kinder, der Waisen und der Kinder von fremden Ansiedlern zu ergänzen.[4]) — Die Ungenossame

---

1) Baumann, Geschichte des Allgäus II, 628. Leider hat Baumann sich enthalten, die einzelnen Phasen eingehender zu erzählen, „da sie, wie er sagt, bei ihrer Einförmigkeit nur ermüden würden.“ Aber namentlich die Appellation an den Papst hätte allgemein interessirt. Ein Eingehen wäre schon deßhalb erwünscht gewesen, damit man hätte erfahren können, wie weit Zimmermann, Geschichte des Bauernkrieges I², 12, Recht hat.

2) Baumann a. a. O. S. 629.

3) Baumann ebenda.

4) „Wann ain lantzygling, das ist einer, der in das Land zeuch und des herren nit ist, so wöllen die herrschaft, daß desselbigen kundern, die sunst frey seint, sein leibeigen sein sollen und mussen schweren, one seiner gnaden wissen und willen nit aus der lantschaft zu ziehen“. Kinder unter Vormundschaft mußten sich verschreiben, leibeigen sein zu wollen. (Zimmermann a. a. O. I, 15).

hatte überall Bußen zur Folge. Im Fürstenbergischen beanspruchten die Herren beim Todfalle von Ungenossamen das Drittel der fahrenden Habe. Das brachte die Erben oft in große Noth, wenn man ihnen das Vieh wegnahm, das häufig den Bauern gegen eine Anzahlung, gewöhnlich in der Höhe des halben Preises, vom Viehhändler geliefert wurde.

Das Erbrecht wurde überhaupt beschränkt: bei ledigen und unehelichen Personen fiel der ganze Nachlaß an die Herren. Nun war aber die Verheirathung sehr erschwert. Im Kemptischen durfte ein verheiratheter Sohn mit seinem Weibe nicht auf dem Hofe bleiben. Daher stieg die Zahl unehelich Geborener. Leibeigene hatten ursprünglich gar kein Erbrecht. Eine Spur davon erhielt sich im Kemptischen insofern, als man von verheiratheten Eigenleuten ohne Rücksicht auf Kinder die Hälfte ihrer Verlassenschaft, bei ledigen aber gar die ganze einzog. Mancherorts wurde noch das Erbe von Eltern, die ihre Kinder versorgt haben, eingezogen. Der Todfall, der einst eine Entschädigung des herrschaftlichen Spolienrechtes bei Leibeigenen darstellte, wurde auch auf die mehr oder weniger freien Bauern ausgedehnt. Daher die Klagen im Kemptischen, daß man von Zinsern das beste Roß oder, wenn er kein Pferd habe, das beste Rind und dazu das beste Kleid als Todfall nehme.

Neben dem beschränkten Erbrecht war vor allem der Mangel an Freizügigkeit und eine erhöhte Fronpflichtigkeit das charakteristische Merkmal des Leibeigenen. Aber all diesen Dingen wurden auch die andern Bauern unterworfen. In Kempten klagten daher die Zinser, man habe ihnen, da sie doch ehedem freizügig waren, den dritten Pfennig als Nachsteuer bei der Auswanderung auferlegt; sonst betrug die Nachsteuer bloß den zehnten Pfennig. Im Fürstenbergischen betrug das Abzugsgeld 5 Schilling, wurde aber willkürlich erhöht.

Noch andere Beschränkungen der Freiheit wurden bitter empfunden. Kein Lehensmann durfte mehr Heu, Stroh

oder Holz von dem Hofe verkaufen. In einigen Gegenden mußten die Bauern von dem Erlös des verkauften Holzes den dritten Pfennig geben. Ebenso war der Wein- und Salzhandel beschränkt. Die Herrschaften machten daraus ein Monopol oder ein Bannrecht. Höchstens wenn sie den Wein verkauft hatten, durften auch andere schenken. Ein Weinumgeld, sowie Zölle auf andere Waaren, zuerst in Städten eingeführt, wurden auch auf das flache Land verpflanzt.[1]) Von der Erhöhung der Steuern ist schon oben die Rede gewesen,[2]) aber außer den Abgaben wurden auch die Fronen erhöht, besonders Jagd- und Hutfronen. Unwillen erregte der Zwang, Getreide und Früchte anstatt an den nächsten Ort an die der Herrschaft bequemste Stelle zu schaffen. Während der Fronzeit wurden die Bauern meistens verköstigt, nun wurde ihnen aber die Vergünstigung vor dem Bauernkriege vielfach vorenthalten.

An der gemeinen Mark und den **Allmendnutzungen** hatten die Bauern im Mittelalter noch gewisse Rechte gerettet. Sie besaßen die niedere Jagd und durften noch im 15. Jahrhundert Bären, Wölfe und Wildschweine jagen. Doch mußten sie die Felle der Raubthiere gegen eine Vergütung abliefern und erhielten im Fürstenbergischen für ein Wolfsfell 10 Plapperte, für ein Luchsfell 14 Plapperte, für

---

1) Ein Pferd zahlte im Fürstenbergischen an Zoll 4 Pfennig, ein Rind und Schwein 1 Pfennig, ein Sack Salz und ein Saum Wein 1 Pfennig. (Urbar von 1493, Fürstenbergisches Urkundenbuch 7, 288.) Etwas niederer war der Tarif im Oettingischen. (Grupp, Oettingische Geschichte der Reformationszeit S. 23.)

2) Die Waldauer Bauern beschweren sich über Verdopplung der Vogtsteuer, die Fürstenbergischen darüber, daß zweimal, im Mai und November die landesherrlichen Steuern erhoben werden (Hößler S. 48) und die Kemptischen, daß man jedem neuen Fürstabt Lehensgeld zahlen müsse, was früher nur beim Antritt eines neuen Lehensmannes nöthig war. (Baumann, Geschichte des Allgäus 3, 9.)

ein Marderfell 2 und für Fuchsfell 1 Pfennig. Auch Dachse, Bieber, Wildkatzen und Iltisse durften gegen Abgabe des Balges gefangen werden. Dagegen war die Jagd auf Hochwild strenge verboten. Indessen ging auch das beschränkte Jagdrecht den Bauern verloren und es wurde sogar verboten, dasjenige Wild, welches sich auf den Aeckern herumtrieb, zu schießen oder zu fangen. Es wurde mit dem Ausstechen der Augen bedroht und bestraft.

Umgekehrt mußten die Bauern es leiden, daß das Jagdgefolge über ihre Felder dahinzog, was besonders bei der Vogeljagd vorkam. Viel schadeten auch die Wildhagen; entweder fortlaufende Hecken oder Hecken mit Oeffnungen, an denen Schlingen angebracht waren, durch die man das Wild hetzte. Hinter den Hagen mußten die Bauern einen größeren Raum, bis auf 20 Schuh, frei lassen. Ferner wurden die Holznutzungen beschränkt, wie mannigfache Klagen beweisen. Bis zum direkten Verbot des Holzholens und Rindenschneidens gingen die Markherren vor. Mit dem Wald gehörte Wasser und Weide zur Allmende; an beiden machten die Grundherren ihr Eigenthumsrecht geltend. Sie versperrten und verpachteten die Bäche und entzogen den Mühlen das Wasser. Während die Bauern das Weiderecht in den Waldungen verloren, beanspruchten die Grundherren nicht bloß Benützung, sondern auch Verfügung über die Gemeinweiden. Sie trennten Theile ab, hegten sie ein und verliehen sie zu Gartenrecht an ihre Leute.

Die Gemeinnutzungen waren an gewisse Gemeindienste geknüpft, wie die Herstellung von Wegen und Brücken, Dämmen und Wehren und die Umzäunung der Aecker gegen das auf der Brache und Allmende weidende Vieh. Von diesen Pflichten entbanden aber die Herrschaften ihre höheren oder niederen Diener.

Endlich bezog sich eine weitere Reihe von Beschwerden auf die Willkür und die Erpressungen der Beamten. So heißt es im Kemptischen: die Beamten wenden anstatt des

früher üblichen Kemptener Maßes ein größeres an, wenn die Bauern gilten, ein kleineres, wenn sie Getreide vom Stifte kaufen; nicht mehr wie früher messe der Pflichtige, sondern des Stiftes Kastenvogt die Korngilt. Die Unterthanen müssen den Vögten und Amtleuten des Stiftes auf allen Schlössern dienen, wenn sie nicht vier Pfund Pfennige Strafe geben oder gar in den Thurm wandern wollen. Die Kanzlei erhebe für Kauf- und andere Urkunden bis zu zwei Gulden Taxe und jeder Bräutigam müsse dem Landammann mindestens vier Plapperte (Pfennige) zahlen. Auch im Fürstenbergischen heißt es, die Bauern müßten alle Kauf- und Contraktverträge, die bisher durch den Schreiber des Untergerichts billig aufgesetzt worden waren, jetzt vom Landschreiber gegen theueres Geld schreiben lassen. Die Beamten, die Vögte mehren sich stark und damit wachse auch die Vogtsteuer.[1])

Die Beamten strafen nach Willkür, thürmen und blöcken und wenden die Folter an, ehe sie den Leumund erfragt haben. Zu Malefizhändeln werden Kleinigkeiten gemacht, so werden z. B. Maulstreiche, die früher mit fünf Schilling bestraft worden seien, vor höhere Gerichte gezogen, wo schwerere Bußen auferlegt werden. Nach Hinrichtungen confiscire man das ganze Vermögen des Verbrechers ohne Rücksicht auf die Hinterbliebenen, die dann aller Mittel entblößt oft nicht wüßten, wie sie ihren Verpflichtungen gegenüber von Gläubigern nachkommen sollten.

Zu den Gerichten mußten, wenn es sich um Blutsachen handelte, nach alter Sitte alle über 14 Jahre alten Männer erscheinen. Merkwürdiger Weise erschien das als eine unerträgliche Zumuthung und die Leute verlangten, daß von jedem Hause nur einer erscheinen dürfe. Zu den Rüge-

---

1) Kißlegger Bauern klagen über die starke Bevogtung der Waisen. (Baumann, Akten z. Gesch. des Bauernkrieges S. 113 ff.)

gerichten wurden gar schon 12 jährige Knaben zugezogen und auf Grund unsicherer und beeinflußter Knabenaussagen Urtheile gefällt und Strafgelder auferlegt, die der Herrschaft zu gut kamen. Die Bauern verlangten nun Einschränkung der Rügepflicht auf eine Zahl ehrbarer frommer Leute.

Es ist eine lange Reihe von Klagen, die uns hier vorgeführt werden. Viele davon sind bedenklicher Natur, aber viele auch sehr unbedeutend. Die Bauern haben von jeher Klagen und Beschwerden geliebt und man wird selten einen Bauern finden, der ganz zufrieden wäre. Selbst bei der besten Ernte murrt er über dies und das. Am meisten aber jammert er über jede Art von Steuer, deren Berechtigung er niemals anerkennen will. Man wird daher auch bei der Beurtheilung obiger Klagen vorsichtig sein müssen.

Im Mittelalter war das Privat- und Staatsrecht nicht geschieden, grundherrliche und landesherrliche Rechte liefen durcheinander. So sind auch in den obigen Klagen grundherrliche und landesherrliche Auflagen nicht unterschieden und werden neben den Klagen über Allmendeentziehungen auch Gerichtssporteln, Veränderungsgebühren, Zölle, Nachsteuern u. s. f. erwähnt, die doch offenbar etwas Staatliches an sich haben. Die Beschwerden über die Entziehung der Allmendnutzungen haben nur dann Berechtigung, wenn sie wirklich ursprünglich den Markgenossenschaften zustanden. Dann wäre es gewiß ungerecht gewesen, wenn ein ursprüngliches Miteigenthum allmählig zu bloßen Servituten herabgedrückt oder gar ganz aufgehoben worden wäre. Aber jener Markcommunismus der Urzeit ist nicht recht bewiesen und die vielfach herrschenden Anschauungen sind jedenfalls bedeutend einzuschränken.

Auch darüber herrscht noch vielfach Unklarheit, welcher Art das Obereigenthum der Grundherren war, und wie weit es sich erstreckte. Sicher ist, daß die feudale Ordnung, die lehensherrlichen Einflüsse des Mittelalters nicht immer den Bauern, sondern sehr häufig dem Grundherrn schadeten.

Hörige wurden Pächter und Pächter wurden Erbpächter — es ist im Einzelnen nicht leicht festzustellen, aber sicher wurde das Untereigenthum oft stärker als das Obereigenthum. Wenn die Zinse im 15. Jahrhunderte oft gesteigert wurden, so ist dies einfach aufzufassen, wie eine Pachtsteigerung. Der Pacht wurde in der Neuzeit oft genug gesteigert; im Mittelalter geschah dies viel weniger als man sich denken sollte. Was man von Zinsverdoppelung liest, war mehr nur ein Zuwachs an landesherrlichen Forderungen.

Die Entwickelung der Landesherrschaften erforderte gesteigerte Einkünfte. Im Mittelalter war es nicht so leicht, wie nachmals, einfach Steuern auszuschreiben und die Steuern zu erhöhen. Das Kaiserthum litt bekanntlich immer daran, daß ihm kein steuerbewilligender Reichstag zur Seite stand, der den hohen und niederen Grundbesitz umschlossen hätte.[1]) Was aber von oben gilt, das gilt auch von unten.[2]) Man konnte nicht einfach die Grund- und Gebäudesteuern erhöhen, deßhalb mußte man den Mehrbedarf auf Umwegen zu erlangen suchen.

Wie schwer es ging, die Lasten einfach zu erhöhen, das beweist gerade das Stiftsland Kempten. Dort wollte man die Zinser zu Leibeigenen machen, um ihnen höhere Lasten auflegen zu können; dies war der eigentliche Zweck jener Umwandlung, nicht irgend eine tyrannische Quälerei. Aber wie mühsam ging das! Man darf unter Leibeigenen nicht jene vielgeplagten rechtlosen Wesen sich vorstellen, wie man sie manchmal in Erzählungen antrifft. Eigenleute, wie man sie nannte, hießen die Hörigen überhaupt. So heißen z. B. in dem Saalbuch des Amtes Oettingen, welches das

1) Nitzsch Gesch. d. deutschen Volkes III, 252.

2) Vergl. die beredte Lücke bei Wagner, Finanzwissenschaft III, 46. Nitzsch a. a. O S 176. Riezler a. a. O. III, S. 532. Die Steuern hießen daher Beden (Bitten); einseitig auferlegte wurden gebührend als exactiones violentae charakterisirt.

Wallersteiner Archiv aus dem Jahre 1397 bewahrt, alle die unterthänigen Leute in Munningen, Ehingen und Hausen, die ziemlich gering belastet sind und keine Fronen leisten dürfen, Eigenleute.

Der Abt von Kempten berief sich darauf, daß es anderswo nicht anders sei, „er mache es nur wie andere Herren auch“. In der That besteht auch sonst das Recht, daß Freie durch Heirath mit Leibeigenen mittelst „Ergebebriefes“ leibeigen werden,[1]) und eine Aufbürdung leibeigener Dienste auf Erbzinser und Pächter wurde fast allgemein versucht.[2]) So ganz der Willkür ausgeliefert waren die Unterthanen selten und wenn es ein Grundherr zu stark machte, stieß er nicht bloß auf den geschlossenen Widerstand der Unterthanen, sondern auch auf höhere Intervention. Die Bauern stellten sich unter fremden Schutz und riefen fremde Hilfe an. So geschah es im Kemptischen, besonders erfolgreich aber auf dem Gebiete des Klosters Ochsenhausen, wo der schwäbische Bund 1501 sich gegen die Handlungrn des Abtes erklärte. Was die Aebte gethan hatten, war nichts Außerordentliches. Aber die Unterthanen hatten sich energisch zusammengeschlossen und eine „Verschwörung“ gebildet.[3]) Den Anlaß zum Streite gab die Einziehung des Erbes von Eltern, die ihre Kinder versorgt hatten. Das sei, erklärte der Abt, altes Herkommen gewesen. Das Kloster hätte gerne auf dieses Herkommen verzichtet, wenn sich die Unterthanen bereit gefunden hätten, nach Landesrecht auf ihren Gütern zu sitzen. Hätten aber, erwiderte man ihm, die Unterthanen dieses Recht angenommen, dann hätten sie da zehn Malter geben müssen, wo sie vorher nach altem

1) S. Hanssen, Aufhebung der Leibeigenschaft in Schleswig und Holstein, S. 16.

2) Riezler, Gesch. Bayerns III, 792. Hist. Jahrb. 1898. S. 347.

3) Verschwörung heißt im Mittelalter jede Einigung, auch die Meister- und Gesellenzünfte hießen so im Anfang.

Herkommen nur einen Malter gaben. Der Abt habe überhaupt die Gilten nach Willkür erhöht und sogar von Egerten[1]) und alten Mädern[2]) Gilten verlangt, wo man schon ohnedem für die Bewässerung habe genug zahlen müssen. Ferner müßten die Bauern für Allmendnutzungen, für Brenn- und Zimmerholz und für den Zutrieb, was früher frei war, ein Entgelt geben. Auch die Fronfuhren seien erhöht und ein Heuzehnten verlangt worden. Aus der Allmend seien Stücke ausgeschieden und gegen Zins verliehen worden.

Durch die Entscheidung des schwäbischen Bundes wurde um 1501 ein Schiedsvertrag errichtet. Darin wurde das Erbrecht der Gotteshausleute anerkannt.

Die Güter sollten als Erblehen verliehen werden, auf zwei Leiber, auf Mann und Weib. Nach dem Tode erben die natürlichen Erben, wenn sie in drei Monaten das verliehene Gut von dem Gotteshause zu Lehen bestehen, gegen den 20. Pfennig der Wehrschaft des Gutes als Weglohn, und wenn sie als Ehrschatz und Handlohn den 10. Pfennig der Wehrschaft des Gutes geben. . . . Jeder soll für ewig Recht haben, sein Lehengut ohne Hinderniß zu verkaufen oder zu verwechseln; nur soll der Verkäufer den Prälaten unterthänig bitten, dem Käufer das Gut zu Lehen zu geben, mit Reichung der Weglöhne und des Handlohns, nämlich des 20. Pfennigs der Wehrschaft von Seiten dessen, der von dem Gute scheidet, und des 10. Pfenigs der Wehrschaft dessen, der das Gut empfängt.

Von der fahrenden Habe sollen soviel Pfund Heller bezahlt werden, als die Weglöhne (Abfahrt) in Gulden ausmachen [d. h. $^{2}/_{3}$ der Abfahrt] für die Kleider ein Pfund, vom Mann das beste Vieh, von der Frau die beste Kuh.

Alle Klostergüter sollen mit Gotteshausleuten besetzt werden, niemand soll mehr als ein Gut besitzen, damit nicht

1) Einstige Ackerfluren, die in der Brache lagen oder als Weide und Wald dienten.

2) Rauhe oder Waldwiesen, wo gemäht wird (Mahd).

die Armen durch die Reichen vertrieben würden. Die Verleihung von Allmendtheilen wurde verboten und die Allmendnutzungen und Egerten freigegeben.[1])

Aus dieser Geschichte ergibt sich, daß die Bauern nicht ganz schutz- und hoffnungslos den Grundherrn ausgeliefert waren. Später wurde das schlimmer, namentlich, wenn die Grundherrschaften reichsunmittelbar d. h. eine Art Landesherrschaften wurden, oder wenn sie wenigstens eine große Macht erlangten. So haben die Grundherren in Brandenburg und Böhmen, nur wenig gehindert durch die Centralgewalt, gestützt auf ihre selbständige Stellung im Staatswesen, die Unterthanen ungeheuer belastet, namentlich mit Frondiensten, die sie zu ihrer Eigenwirthschaft gebrauchten.[2])

Nur die Rücksicht auf die Leistungsfähigkeit der Bauern für die gesteigerten Militär- und Steuerbedürfnisse des Staates nöthigte nach dem dreißigjährigen Kriege die Landesherrschaften zu Schutzgesetzen, zu dem sogenannten Bauernschutz. Besonders energisch wurde der Bauernschutz in die Hand genommen von den Herzogen von Bayern, wie Brentano ausführte [3]) und auch in westfälisch-braunschweigischen Gebieten wurde er in stärkerem Maße geübt, als in Mecklenburg und Preußen.[4]) In Süddeutschland war das Beispiel der Klöster von gutem Einflusse. Die Klöster waren nie so sehr auf den Großbetrieb und Exportbetrieb angewiesen, wie die Grundherren des Nordens und brauchten deßhalb die Bauern nicht zu legen. Neben manchen Nachtheilen hat die

1) Zimmermann a. a. O. S. 34 (nach Akten des Stuttgarter Staatsarchivs).

2) Vergl. Großmann, die gutsherrlich-bäuerlichen Verhältnisse in Brandenburg, und Grünberg, die Bauernbefreiung in Böhmen, Schlesien und Mähren.

3) Allgem. Zeitung 1896, Beil. S. 4—4: Warum erhielt sich in Altbayern der kleine bäuerliche Besitz?

4) Wittich, Grundherrschaft in Nordwestdeutschland 1896, Frankfurter zeitgem. Broschüren 1899. S. 122.

todte Hand auch den großen Vortheil, daß sie nicht zu jenem System der Ausbeutung führt, zu dem die Bedürfnisse adeliger Familiengüter nöthigten.

Im Uebrigen haben die katholischen wie die protestantischen Grundherren die Bauern gleichmäßig bedrückt. Dafür gibt es einen charakteristischen Vorfall, der sich noch in der Reformationszeit auf braunschweigischem Gebiete ereignete.[1]) Im Jahre 1540 kam der katholisch gebliebene Herzog mit der Stadt Braunschweig in Streit; beide warfen sich gegenseitig starke Belastung der Bauern vor. Der Herzog sagte, die Braunschweiger saugen die Maier und armen Leute aus, steigern von Jahr zu Jahr ihre Malter und Zinse und treiben das Abmaiern in einer Weise, daß die armen Leute solche hohe Auffatzung nicht erschwingen können, davon abstehen und mit Weib und Kindern, die sie auf solch Gut und Zinse genommen haben, erbärmlich ins Elend laufen müssen.

Umgekehrt warf die Stadt dem Herzog vor, zu Anfang seiner Regierung hätten die Bauern, sonderlich die „nicht ohne Mittel“ ihm unterworfenen, gar kein Dienstgeld gegeben, sondern in der Saatzeit hätten sie etliche Tage den Acker vor den Burgen gepflügt und zur Burgfeste geholfen. Jetzt aber müßten sie pflügen und säen, allerhand Fuhren thun, so daß sie 2 bis 3 Tage in der Woche im Dienst stünden. Außerdem müßten sie noch Dienstgeld, von der Hufe 2 Goldgulden und vom Kothof 1 1/2 Goldgulden geben, ferner das „böse“ Salz, das der Herzog sieden lasse und dessen sie nicht bedürften, kaufen, eine neue Auflage „Jägergeld“ geben und schließlich ihren Haber dem Herzog zum billigen Preis überlassen. Die Braunschweiger hätten niemals Höfe zusammengelegt, wohl aber habe sich der Herzog unterstanden, seit undenklichen Jahren vereinigte

1) Wittich a. a. O. S 383.

Güter voneinander zu reißen und *viele Maier und Köter daraus zu machen*, damit er desto mehr Leute mit Diensten, Schatz- und Dienstgeld zu plagen haben möchte.

Am 20. Oktober 1553 kam ein Vertrag zu Stande. Der Herzog versprach, keine weiteren Beden zu fordern, die Maier der Stadt, wenn diese sie abmaiern wolle, *nicht mit Gewalt bei dem Maiergut zu erhalten*. Dagegen versprach die Stadt, ihre Maier nicht mit Maltern und Zinsen zu steigern, auch die Maierhöfe im alten Bestand zu lassen. Immerhin geht aus diesem Vertrage hervor, daß die Herzoge, mochten sie auch ihrerseits die Lasten steigern, doch auf den Bauernschutz in den grundherrlichen Gebieten bedacht waren. Sie schätzten die Bauern aus den gleichen Gründen, wie alle Landesherren, um eine möglichst große Anzahl steuerkräftiger und wohl auch militärpflichtiger Bauern zu haben. Daher suchten sie Abmaierung zu verhindern und schufen selbst eine Anzahl neuer Bauernstellen. Das war gewiß auch egoistisch, aber doch mehr im Interesse der Bauern gelegen, als die grundherrliche Jagd nach Reingewinn.

Grupp.

XXIV.

Die Dichtungen Michelangelo's.

Michelangelo Buonarroti war einer der wenigen Künstler, bei denen alle Kräfte des Geistes und Gemüths sich zusammenfanden, um in harmonischem Einklang die Vollendung der größten Aufgaben zu ermöglichen. Niemandes Schüler und Erbe Aller hat er tief empfunden, was bei seinen Vorläufern nur dunkler Drang, unerfüllbares Ahnen geblieben war. Er besaß ein ebenso ausgebildetes Gefühl für das künstlerisch Bedeutsame, wie es einzelnen der früheren Meister etwa Masaccio eigen war, aber ihm standen zugleich die Mittel der Wiedergabe zur Verfügung, mit denen ein Donatello, Ghiberti oder Verrocchio sich noch in tastenden Versuchen abgemüht hatten. Getragen von dem wirthschaftlichen und künstlerischen Aufschwung seiner Zeit hat er ohne die leiseste Spur planlosen Probirens die Pietà und den Moses gemeiselt, die Decke der Sistina ausgemalt und die Kuppel des neuen Petersdomes gewölbt. Und doch durfte Vittoria Colonna dem Meister sagen: „Eure Freunde stellen euch selbst höher als eure Werke, und es schätzen diejenigen, welche nur eure Werke und nicht euch selbst kennen, das an euch, was nur in geringerem Maße vollkommen genannt werden kann!" Die Marchesa von Pescara hatte ja einen Blick in das Innere des letzten aus dem Riesengeschlechte des fünfzehnten Jahrhunderts gethan, sie hatte mit dem feinen Takte

der Frau in den leidenschaftlichen, schwermüthigen Dichtungen, die ihr der Buonarroti gegeben, seine ringende, einsame Seele herauszufühlen gewußt. Denn groß ist Michelangelo nicht nur als Maler, Bildhauer und Architekt, groß ist er auch als Poet gewesen. Seine Sonette und Madrigale bezeugen die Eigenart seines Wesens so gut wie seine Gemälde oder Skulpturen, sie entspringen demselben Drange innerer Nothwendigkeit, dem wir auch seine übrigen Meisterwerke verdanken. In Versen suchte er dem unstillbaren Verlangen seiner Seele, einem tiefen Bedürfniß nach Selbstbefreiung Ausdruck zu verleihen. Auf den Beifall weiterer Kreise, auf Popularität und Ruhm hat er dabei nicht gerechnet. Er scheute sich fast, seine in poetische Form gekleideten Anschauungen und Gefühle der Oeffentlichkeit preiszugeben. Nur gelegentlich sind durch Freunde oder ihn selbst eine Reihe von Dichtungen zu seinen Lebzeiten bekannt geworden.

Wie allem, was von diesem seltenen Manne ausging, zollten die Mitlebenden auch seinen Versen, sobald sie derselben habhaft werden konnten, geräuschvolle Bewunderung. Erst nach seinem Hinscheiden begann sein Dichterruhm zu verblassen. Dieß lag zum Theil an der Geschmacksrichtung des folgenden Jahrhunderts, dem diese gedankenschweren Poesien nicht zusagten, zum Theil aber auch daran, daß es an einer gedruckten Ausgabe derselben fehlte. Fast 60 Jahre nach des Meisters Tode wurde durch seinen Großneffen (Bisnipote) eine Sammlung der vielfach umredigirten Gedichte veröffentlicht. Eine eingehendere Kenntniß wurde dann ermöglicht, als 1858 der letzte Buonarroti gestorben war und der größere Theil des schriftlichen und künstlerischen Nachlasses des Geschlechts in den Besitz der Stadt Florenz überging, die Cesare Guasti mit der Neubearbeitung der „Rime“ Michelangelo's betraute. Allerdings harrte auch jetzt noch der zu Tage geförderte Stoff in historischer, philologischer und ästhetischer Hinsicht einer gründlichen Bearbeitung. Diese Aufgabe wurde erst in der neuen kritischen Ausgabe der

Dichtungen Michelangelo's gelöst, die der Berliner Universitätsprofessor Carl Frey neuerdings herausgegeben hat.[1])

Frey hat im Gegensatz zu Guasti, der die Gedichte wenig glücklich nach dem Versmaß geordnet hatte, dieselben chronologisch aneinandergereiht und dadurch eine weit bessere Uebersicht der poetischen Erträgnisse der einzelnen Epochen ermöglicht. Es gelang ihm dabei dank seiner staunenswerthen Kenntniß des ganzen umfangreichen Materials nachzuweisen, daß Michelangelo's Freunde in den Jahren 1545 bis 1546 eine Ausgabe der gesammelten Gedichte des Meisters mit seiner Zustimmung beabsichtigten. Freilich ist das geplante Unternehmen in den Anfängen stecken geblieben und gescheitert, noch ehe es zu einer vollkommenen Ordnung und Sichtung der Poesien nach ihrer Entstehungszeit, nach inneren und äußeren Zusammenhängen gekommen war. Aber selbst in unfertigem Zustande besitzt die Sammlung einen hohen lebensgeschichtlichen Werth, der Frey bestimmte, sie in seinem Buche zusammenzuhalten.

Leider ist den Gedichten keine Uebersetzung gegenübergestellt. Die poetische Uebertragung, die Robert-tornow in den jüngstvergangenen Jahren mit Unterstützung Frey's anfertigte und die ursprünglich dessen kritischer Ausgabe einverleibt werden sollte, ist nach des Verfassers Tode für sich veröffentlicht worden. Es bleibt dieß umsomehr zu bedauern, als Michelangelo's Dichtungen selbst dem Bestgebildeten, der das Italienische nicht gleich der Muttersprache beherrscht, ohne Zuziehung einer Uebersetzung nie ganz verständlich werden.

Der angereihte kritische Apparat Frey's gliedert sich in die Beschreibung der Codices, den Commentar und die

---

1) Die Dichtungen des Michelagniolo Buonarroti herausgegeben und mit kritischem Apparat versehen von Dr. Carl Frey, Professor der neueren Kunstgeschichte an der Universität Berlin. Berlin (G. Grote). Fol. XXVI u. 547 S.

Regesten mit urkundlichen Belegen. Von letzteren sind namentlich die Schriftstücke aus den Jahren nach der Capitulation von Florenz, sowie von der Uebersiedelung nach Rom bis zum Beginn der Freundschaft mit Vittoria Colonna wichtig.

Der Commentar ist der umfassendste und werthvollste Theil der neuen Ausgabe. In ihm wird vor allem die Entstehungsgeschichte der einzelnen Dichtungen klargelegt, soweit dieselbe an Hand der Manuscripte nachweisbar ist. Diese Feststellung der Genesis ist gerade bei Michelangelo von besonderer Bedeutung. Seine Gedichte aus allen Epochen zeigen wie überhaupt seine gesammte Thätigkeit die unablässige, strengste Selbstkorrektur und zugleich die ungeheuere Energie des Willens, die nicht eher ruht, als bis die Schöpfung dem Bilde der Phantasie nach Möglichkeit entspricht. Gleich Petrarca ist Michelangelo nicht müde geworden, seine Verse umzuarbeiten und noch nach Jahren hat er sie zu diesem Zwecke immer wieder vorgenommen. Der Nachweis dafür ist um so bemerkenswerther, als man in der heutigen Zeit „der Uebermenschen" oft mit fast verächtlichem Achselzucken vom Fleiße eines Mannes zu sprechen pflegt. Nicht umsonst hat Frey den Dichtungen die Worte aus Dantes Paradies vorangestellt: „Non vi si pensa quanto sangue costa." Ihre Vollendung ist das Resultat einer unaufhörlichen Anstrengung. Wenn wir das Werden einzelner Madrigale und Sonette verfolgen, wird uns des Meisters Urtheil über Raffael verständlicher, das behauptet, dieser sei nicht durch sein Genie, sondern durch seinen Fleiß zu seinen Erfolgen gekommen. Es ist damit, wie Herman Grimm schon früher andeutete, nicht einfach Werth auf die anhaltende Thätigkeit oder Arbeitsamkeit im allgemeinen gelegt, nicht nur das emsige Streben nach Materialbewältigung betont, sondern die Versenkung in das Eine, das vollendet werden soll, hervorgehoben, die schöpferische Sehnsucht und nimmermüde Sorge, den Inhalt mit der äußeren Erscheinung ins Gleichgewicht zu bringen. Ein Künstler wie Michelangelo gibt

seine Werke auch nach der höchsten Anstrengung als unvollendet hin. Er gleicht darin Lionardo da Vinci, von dem Müntz als Resultat aller Forschungen in seiner neuen umfangreichen Biographie feststellt, n'atteignait à la perfection qu'au prix d'un labeur infini: c'est parce que ses dessous étaient préparés avec un soin si minutieux, avec cette soif inassouvie de perfection que la Vierge au Rocher, la Sainte Cène, la Joconde, la sainte Anne ont tant de vie et tant d'éloquence.“ Michelangelo gleicht aber darin auch unserm Goethe, der bis in sein Alter Werke, die er jung begonnen hatte, zurückbehielt und immer wieder überarbeitete, weil ihn nie das Gefühl verließ, wie viel noch an ihnen zu bessern sei. Es ist daher Frey unbedingt beizupflichten, wenn er meint, so werthvoll es sei, jene Serie von Handzeichnungen Michelangelo's in ihrer zeitlichen und inhaltlichen Folge zu bestimmen, aus denen am letzten Ende die heutige Gestalt der Medicäergräber in St. Lorenzo geworden ist, so wichtig sei es auch, die verschiedenen Stufen und Vorbereitungen zu erfassen, die ein Gedicht des Meisters durchlaufen mußte, ehe es den ihm zusagenden Abschluß erhielt. In beiden Fällen beobachten wir den großen Mann unmittelbar bei der Arbeit, nehmen an ihr Theil und werden mit seiner Eigenart wie mit dem Wesen und den Bedingungen seiner Leistungen vertraut gemacht. Die entrollten Blätter enthüllen die Gedankenarbeit des Künstlers mit fast allen Zwischengliedern, die allein eine eindringlichere Analyse zulassen.

Neben den Varianten und Lesarten der Poesien enthält der Commentar eine Fülle historischer, literarischer und ästhetischer Untersuchungen, die sich als eine fast überreiche Fundgrube zur Würdigung des Menschen Michelangelo und seiner Umgebung erweisen. Hoffentlich wird Frey selbst, wie er sich vorbehält, bald in einer weiteren Arbeit eine Charakterisirung Michelangelo's als Dichter geben und die im Commentare naturgemäß zerstreuten Bemerkungen über

sein Verhältniß zu Platon, zur Antike, zu Dante und Petrarca, über seine Frauen- und Männerliebe zu einem Gesammtbilde verweben, wie es ihm allein unter allen Michelangelo-Forschern der Jetztzeit möglich sein dürfte. Nur weniges sei hier einstweilen vorweggenommen.

Michelangelo's oder, wie er sich selbst schrieb, Michelagniolo's „Rime" fesseln wenig als Muster der Sprache, als Zeugen einer glänzenden poetischen Begabung, etwa wie die Verse Petrarca's oder Polizians. Selbst die schönsten enthalten im Ausdruck mannigfach Anlehnungen an die zeitgenössische und frühere Literatur; namentlich Dante's Einfluß ist bei vielen der gewählten Bilder und Vergleiche unverkennbar. Die Poesien bieten auch kein künstlerisches Glaubensbekenntniß, das man zur Erklärung nicht verstandener Ideen seiner Werke verwerthen könnte. Der große Werth und Reiz dieser Dichtungen liegt vielmehr in der eigenartigen Schönheit und Bedeutsamkeit ihres Inhaltes, vornehmlich darin, daß sie als Denkmäler innerer Entwickelung den Menschen Michelangelo enthüllen, wie kaum eine Serie seiner Kunstschöpfungen. Es sind meist Erzeugnisse der Einsamkeit und Sammlung, Ergüsse eines Mannes, der in Augenblicken tiefer Bewegung mit sich selbst redete. Sie erschließen des Meisters heißes Temperament in seiner unvermittelten Heftigkeit, sie enthüllen seine geheimsten Gedanken, Grübeleien und Stimmungen, sein Ringen mit sich selbst wider die ungestümen Neigungen seines Herzens, bis er dann am späten Abend seines wechselreichen Lebens den Frieden und das Gleichmaß seiner Seele findet. Während die Monumente in ihrer Größe den Beschauer gefangen nehmen und niederzwingen, rücken die Poesien den schaffensgewaltigen Titanen menschlich näher und machen ihn in seinem Sehnen verständlich. Als biographisch-psychologisches Material verwerthet, ermöglichen sie uns erst den Künstler in seinem Wollen wie seinen Werken ernstlich zu erfassen.

Vor allem war es dazu wichtig, festzustellen, wann die

einzelnen Poesien entstanden und an wen sie gerichtet sind. Frey hat sich diese Fragen bei jedem einzelnen Gedichte gestellt und gelöst, soweit es irgend möglich war. Es ist ihm gelungen, selbst die Mehrzahl der Liebeslieder, den Grundstock von Michelangelo's Dichtungen überhaupt, zeitlich und persönlich festzulegen. Die Colonna- und Cavalieri-Dichtungen sind abschließend zusammengefaßt, eine Gruppe von Poesien an eine donna bella e crudele ist aufgestellt und endlich sind eine Anzahl von Liebesliedern nach der Colonna-Periode gesammelt. Den Freundesverhältnissen Michelangelo's ist besondere Beachtung geschenkt und nicht nur Cavalieri, sondern auch Riccio, Giannotti, Beccadelli sind als Vertraute des Dichters auf's glücklichste gezeichnet. Anderseits wird die vorsichtige Zurückhaltung betont, die Michelangelo bei aller äußeren Freundlichkeit immer einem Aretino, Vasari oder Varchi gegenüber beobachtete, die in ihrem aufgeblähten Stolze sich gern intimer Beziehungen zu dem allverehrten Buonarroti rühmen mochten. Namentlich das Verhältniß zu Varchi wird von Frey vollkommen neu beleuchtet und nachgewiesen, daß wahrhafte Freundschaftsbeziehungen zwischen dem geschwätzigen Hofmann und dem wenig mittheilsamen Künstler niemals bestanden haben.

Zum erstenmal erscheint in Frey's Ausgabe das Verhältniß Michelangelo's zu Tommaso Cavalieri, dem schönen, jungen Römer, im klaren Lichte historischer Thatsachen. Des Meisters Beziehungen zu diesem Freunde sind ja lange selbst denen, die ihn als Künstler bewundern und als Menschen verehren, räthselhaft geblieben. Man hat sich die glühende Liebe, mit der der längst gereifte Mann sein Herz an den Jüngling hängte, den Ausdruck schrankenloser Hingebung, ja Vergötterung, der oft aus seinen Poesien entgegenklingt, nicht recht zu deuten gewußt. Varchi war in seinen Vorlesungen über das Wesen der Liebe in der Florentiner Akademie als Vertrauter der Herzensgeheimnisse Michelangelo's aufgetreten und hatte ihn als Jünger des platonischen Eros-

kultus geschildert. Ludwig von Scheffler hat bekanntlich in einer Renaissancestudie diese Plato-Hypothese übernommen und geistvoll mit anscheinender Folgerichtigkeit weiter auszubauen gesucht. Seine Ausführungen sind nunmehr von Frey an Hand des reichen, seither unbekannten Materials gründlich widerlegt worden. Die Beziehungen der beiden Freunde sind in der Gedichtsammlung wie in den Regesten von ihrem Bekanntwerden im Herbst 1532 bis zum letzten erhaltenen Brief Cavalieri's an Michelangelo v. 15. Nov. 1561 mit Sorgfalt und Sachkenntniß verfolgt. Der Meister hat in der That mit ganzer Seele an dem begabten vornehmen Römer gehangen, er hat ihn porträtirt, ihm herrliche Zeichnungen geschenkt, in Briefen und Gedichten ihn angeschwärmt. Cavalieri hat Michelangelo die Treue bis zum Tode gewahrt. Er hat den alternden Künstler bewegen helfen, ein Holzmodell für die Kuppel von St. Peter anzufertigen, er hat an seinem Krankenbett gestanden, er war um ihn, als der fast 87 jährige die müden Augen schloß, und hat das eigene Siegel auf den Nachlaß im Todtenhause gedrückt. Das Verhältniß zwischen Michelangelo und Cavalieri ist tiefer als die sonst bekannten Freundschaftsbeziehungen eines Winckelmann, Platen oder Tennyson. Es kann nur mit der heftigen Leidenschaft verglichen werden, die Shakespeare für seinen jungen Liebling empfand, als er ihn in seinen Sonetten verherrlichte. Bei Michelangelo ist der Ton in den Dichtungen im allgemeinen gehaltener als in den Briefen, in denen er die „einzige Leuchte des Jahrhunderts anschwärmt“. Allerdings sucht er auch in den Poesien die Gegenliebe des Freundes zu erlangen, der ihm als Verkörperung der vollendeten göttlichen Schönheit erscheint. Aber nur gelegentlich bei wenigen Sonetten, die in der flüchtigen Leidenschaft des Augenblicks entstanden sind, jedenfalls nicht für die Oeffentlichkeit bestimmt waren und von Cavalieri auch wohl nie gelesen wurden, kommen heiße, sinnliche Wünsche zum Durchbruch. Meist kehren Klagen wieder über den Zwiespalt

von Ideal und Wirklichkeit, zwischen dem Schönen an sich, das göttlichen Ursprungs und unsterblich sei, und der schönen Erscheinung auf Erden, die als schwacher Abglanz jenes vergehen müsse, über allerlei Mißdeutungen, denen sein reines Streben bei der Masse ausgesetzt sei und dergl. mehr. Allmählich wird der Ton frischer, schwungvoller, der stürmisch-leidenschaftliche Charakter der Liebe tritt zurück, sie glüht als heiliges Feuer, das die Seele läutert und veredelt, zu allem Guten und Schönen antreibt. Auch der junge Freund ist nicht mehr in dem Maße Gegenstand der Verehrung wie früher. Der Dichter weiß sich mit ihm eins in der Bedeutung seiner Liebe, die durchaus ehrbar und bekannt ist und wenn sie auch auf Erden in menschlicher Unzulänglichkeit dem schönen Einzelwesen gezollt wird, in Wahrheit doch der beltà überhaupt, der ewigen Schönheit gilt, die göttlichen Ursprungs ist. Diese Gedanken gehen ja sicherlich auf Platon zurück und sind vornehmlich durch die Neuplatoniker vermittelt und verbreitet worden. Doch darf deßwegen noch nicht angenommen werden, Michelangelo sei erst nach eingehendem Studium von Platons Dialogen etwa des Phädrus oder Symposion auf sie gekommen. Diese Ideen sind vielmehr in der italienischen Lyrik seit Dante weit verbreitet. Der Unterschied zwischen Michelangelo und seinen Vorgängern besonders Petrarca ist inhaltlich wie formal nur ein gradueller, ein in dem Temperament dieser einzigartigen Persönlichkeit begründeter.

Noch ein zweites Wesen hat Michelangelo's ganze Liebe besessen, hat sein großes Herz gewonnen und ist von ihm mit ganzer Leidenschaft umworben worden: Vittoria Colonna, die Marchesa von Pescara. Man war sich auch dabei lange im Zweifel, welcher Art eigentlich die Beziehungen des Buonarroti zu Vittoria gewesen waren. Durch Frey's Buch ist unsere Kenntniß wesentlich geklärt und vor allem gezeigt worden, daß die Liebe Michelangelo's zur Marchesa jedenfalls in den Anfangsstadien sehr leiden-

schaftlich war und diese nicht gleich der befreiende „grande amico" für ihn wurde, als welchen v. Scheffler sie erkennen will. Ja vielleicht nehmen sogar einige der stürmischen Gedichte, die Frey auf eine „donna di molta bellezza e crudeltà" deutet, auf die Vittoria Colonna Bezug und sind in Stunden angstvoller Verzweiflung an die hohe Frau gerichtet, die den liebessehnsüchtigen Titanen zwar in ihr Herz geschlossen hatte, aber ihn, ihrer Frauenwürde bewußt, niemals erhören konnte und wollte. Auch in den Gedichten, die ohne jeden Zweifel an die Marchesa von Pescara gerichtet sind, bricht noch zuweilen die mühsam zurückgedämmte verhaltene Leidenschaft durch, wenn Michelangelo auch der Dame gegenüber, die ganz abgesehen von ihrer socialen Stellung, zu den geistig bedeutendsten Persönlichkeiten ihres Jahrhunderts zählte, die allgemein die höchste Verehrung genoß, einer zartfühlenden Zurückhaltung sich zu befleißigen suchte. Außerdem war Vittoria Colonna bereits 45 Jahre alt und Michelangelo hatte die Sechziger überschritten, als sie sich näher traten. Man darf getrost behaupten, daß selten zwei Menschen zusammengetroffen sind, die einander so würdig waren, wie der große Baumeister der Peterskuppel und die durch Schönheit wie Bildung gleich ausgezeichnete Wittwe des Marchese von Pescara. Von ganzer Seele fühlte sich der einsame Mann zu dem vornehmen durch die Ehe bereits ausgebildeten Wesen hingezogen. Was für ein Mensch wäre Michelangelo geworden, hätte ihn in jüngeren Jahren das Schicksal mit Vittoria zusammengeführt, und wäre auch sie noch unangetastet durch die Zeit und die Erlebnisse ihm entgegengetreten. So wie sie in Wirklichkeit sich fanden, konnte die Marchesa, die längst von allen irdischen Wünschen und Hoffnungen losgelöst war, die ihr Leben dem Dienst und der Betrachtung Gottes geweiht hatte, nur versuchen, mit freundlicher Güte die verzehrende Leidenschaft des Künstlers zu mildern.

In der That war es der gemüthreichen und schönsinnigen

Frau beschieden, einen tiefgreifenden, durchaus wohlthätigen Einfluß auf den unglücklichen Dichter zu gewinnen. Wie in unserm Jahrhundert Emilie von Reinbeck für Nikolaus Lenau eine selbstlose mütterliche Freundin wurde, so hat auch Vittoria Colonna den Meister wahrhaft geliebt, ihm treue Freundschaft bewahrt, ohne Falsch und Fehl, selbstlos und aufopfernd wie eine Mutter. Nach längerer Zeit vertrauteren Umgangs vollzieht sich dank ihrem Einfluß in Michelangelo eine innere Wandlung, die sich in seinen Gedichten deutlich kundgibt. Die Marchesa wird ihm zum unnahbaren Ideal, sie erscheint ihm als die Hehre, Göttliche, welche ihm den Weg zum Himmel eröffnet und Erlösung von Schuld und Sünde erwirkt. Wie der Künstler den Marmor, so fleht er in einem der Sonette, möge sie ihn von allen überflüssigen Schlacken und Steinen befreien, d. h. von allen sinnlichen und sündlichen Begierden, damit das reine Bild der Seele und ihre guten Triebe hervortreten könnten. Immer weiter läßt sich der Läuterungsproceß an Hand der Gedichte verfolgen; Vittoria, die Reine, leiht dem Dichter Flügel, auf denen seine befreite Seele zum Himmel schweben kann. Zu ihr fleht er in jenem herrlichen Madrigal, über das er selbst ihre Adresse geschrieben hatte: Hohe, gottgeliebte Frau, schreibe du deine heiligen Gedanken in mein Herz, gieb du mir Antwort auf die Frage, ob einst im Himmel neben den vollkommen Gerechten auch der demüthige Sünder Barmherzigkeit erlangen wird.

So ist denn Michelangelo auf die geheiligte einsame Höhe tiefreligiöser Denkungsart emporgestiegen, zu der allein ihn eine so feingestimmte Frauenseele, wie sie Vittoria Colonna eigen war, emporführen konnte. Aber deswegen hat von Scheffler noch keineswegs Recht, wenn er behauptet, erst nachdem die Colonna in des Meisters Symposionskreis eingedrungen war, sei dieser von der christlichen Ideenwelt innerlich und persönlich getroffen worden. In solcher Allgemeinheit ist die These sicher nicht haltbar und gerade

Frey's Publikation verdanken wir für ihre Richtigstellung die werthvollsten Aufschlüsse. Wenn auch die meisten religiösen Dichtungen Michelangelo's seinem höchsten Greisenalter entstammen, darf deswegen doch daraus nicht geschlossen werden, er sei überhaupt erst in späteren Jahren von christlichen Gedanken berührt und ergriffen worden.

Wir haben oben gesehen, daß das Verhältniß des Dichters zu Cavalieri, wie es sich nach Frey's neueren Forschungen darstellt, in keiner Weise die Annahme rechtfertigt, als sei Michelangelo Erast im Sinne des Platonischen Eroskultus gewesen. Auch sein Verhältniß zu den übrigen Freunden, denen er Briefe und Gedichte geschrieben hat, läßt eine derartige Deutung nicht zu. Man darf bei ihnen in keiner Weise an unnatürlichen Umgang denken, den der Meister wie so viele andere gepflogen habe, eine niedrige Auffassung, für die nicht der Schatten eines Beweises beigebracht worden ist. Frey faßt nach dieser Richtung sein Urtheil dahin zusammen, daß Michelangelo's Gedichte, die zu verschiedenen Zeiten und in der manigfaltigsten Weise, meist aber in den traditionellen, den Vorgängern entlehnten Worten und Bildern das Thema der Liebe zu einem Masculinum behandeln, nur vorsichtig, gleichsam als vereinzelte zufällig erhaltene und zufällig fixirte Belege für Stimmungen angesehen werden dürfen, über deren Dauer, Intensität, ja Realität zu urtheilen uns die Möglichkeit und also auch das Recht fehlt. Die Voraussetzungen dafür liegen in dem ganzen Culturzustande seit dem Trecento, in der eigenartigen Gestaltung des gesellschaftlichen Lebens, vorzüglich in der Ausbildung des Freundschaftscultus und der individuellen Freiheit; sie haben in der italienischen Lyrik jener Zeit naturgemäß ihren Ausdruck und eine Tradition in Technik wie Anschauungen gefunden, der sich niemand entziehen konnte und wollte. Michelangelo's Platonismus ist der landläufige; er unterscheidet sich kaum von dem Dante's oder Petrarca's und war jedenfalls nicht so stark, daß er zu einer bewußten

oder unbewußten Negation des Christenthums bei dem Meister Veranlassung gegeben hätte.

Anderseits besteht kein Zweifel, daß Michelangelo infolge seiner künstlerischen Thätigkeit genöthigt war, sich früh mit dem biblisch-christlichen Gedankenkreis vertraut zu machen, ganz abgesehen davon, daß er während der Jugendjahre in Florenz unter dem Einfluß Savonarola's, des schärfsten Bekämpfers der neuheidnischen Richtung, gestanden hatte. Die Deckenausmalung der Sistina gab ihm direkte Veranlassung, sich ganz in die christliche Ideenwelt einzuleben, zumal ihm Julius II., sein congenialer Auftraggeber, in der Wahl der Darstellungen die größte Freiheit gelassen hatte. Denn die Annahme von Schefflers, er habe in der Volta nur die Erscheinungsformen der platonischen Erotik festhalten wollen, hat bei niemanden Anklang gefunden und man braucht nur die Briefe zu lesen, die der Maler während der Arbeit an die Seinigen schrieb, um ganz davon abzukommen. Die nackten Medaillonträger, die — nach Pastors treffenden Worten in seiner Papstgeschichte — keineswegs berechtigen, den Gemälden den christlichen Charakter abzusprechen, waren für den großen Darsteller männlicher Körperschönheit lediglich dekorative Elemente, wie für andere es die Wappenthiere und Arabesken gewesen. Sicherlich ist Michelangelo während seiner römischen Arbeiten vielfach in nähere Berührung zu Männern einer specifisch-christlichen Lebensauffassung getreten, wenn er auch bei seinem Hang zur Einsamkeit nicht die warmen Beziehungen zu den Dominikanertheologen geflogen haben mag, die Dr. Friedrich Schneider in seiner gehaltvollen Studie über Raffael für diesen Meister nachgewiesen hat.

In der That finden sich denn auch unter Michelangelo's Gedichten frühe solche religiösen Charakters, die beweisen, daß der Schöpfer der Peterskuppel nicht erst in den Tagen der strengen Reaktion zum christlichen Gottesglauben geführt wurde. Man denke nur an das ergreifende, leider unvollendet gebliebene Capitolo auf den Tod seines Vaters Ludovico, in dem der

Sohn der Hoffnung Ausdruck gibt, dem Verstorbenen in der himmlischen Heimat wieder zu begegnen. Namentlich ein wundersamer, christlicher Gedanke kehrt in verschiedenen Zeiten in derselben Intention und Stärke wieder. Als der Dichter noch in voller Kraft des Lebens steht, da fleht er in Stunden der Einkehr und Verlassenheit zum Herrn, er möge ihn um Christi Kreuzestod willen von der Sünde Schmach befreien Als Michelangelo dann älter und älter wird und er in seinem Schönheitsdurst immer wieder zu stürmischer Leidenschaft hingerissen wird, vor der er keine Ruhe finden kann, da ruft er zagenden Herzens, Gott möge ihm in der Todesstunde seine erbarmenden Arme vom Kreuze aus entgegenstrecken, damit er endlich sich selbst verliere und den Frieden seiner Seele finde. Im höchsten Greisenalter hat dann der Meister in dem vielleicht schönsten Gedichte seines ganzen Canzoniere den angedeuteten Gedanken nochmals wiederholt. Da die Unrast seiner Seele, die gesteigerte Arbeit nimmermüder Gedanken endlich stille wird in Gott, erschließt sich in einem Madrigale von wunderbarem sprachlichen Wohllaut die ganze Abgrundtiefe seines Herzens dem erstaunten Blick. Durch Sturm und Wellen ist er angekommen im großen Hafen jetzt auf morschem Kahn, wo alle Rechenschaft zu geben haben von ihren bösen oder frommen Thaten. Er zieht die Summe seines langen Lebens; jetzt scheint ihm Irrthum, daß sein Geist die Kunst zum Abgott mache, dem er unterthan gewesen und die Liebe zu den Menschen, in der er Bethätigung vor sich selbst gefunden, dünkt ihm nun vergeblich. Freiwillig und demüthig bringt er zum Opfer, was seinem Leben Werth und Inhalt gegeben, und richtet glaubensvoll den Blick zum Himmel, zum Urquell aller Liebe, die erbarmungsvoll vom Kreuz die Arme ihm entgegenbreitet.

Nè pinger nè scolpir fia più che quieti
L'anima volta a quell' Amor divino
Ch'aperse, a prender noi, in croce le braccia.

Diese wenigen Andeutungen mögen genügen, um zu zeigen, wie sich das Charakterbild Michelangelo's in unserer Phantasie gestaltet, wenn wir seine Gedichte an der Hand der neuen, werthvollen Ausgabe Frey's zu Rathe ziehen. Der gewaltige Vollender der Renaissance ist kein Philosoph gewesen, weder Aristoteliker noch Platoniker, wie viel Lebensweisheit auch in seinen Poesien niedergelegt ist, er war auch kein Theologe, obschon tiefes religiöses Empfinden aus vielen seiner Dichtungen entgegenklingt. Aber Michelangelo war ein großer Mensch, ein ganzer Mann, der nach bitterem, hartem Erdenkampf sich zur ruhigen Vollkommenheit eines geläuterten Charakters durchgerungen hat, der für alle Zeiten gleich verehrungswürdig bleiben wird in seinem Wandel wie in seinen Werken.

Mainz. Dr. jur. et. phil. Chr. Eckert.

XXV.

Das Jesuitendrama und die literarhistorische Forschung am Ende des Jahrhunderts.

Von A. Dürrwächter.

Wer an der Wende des Jahrhunderts, im Jahre 1899, sich die Aufgabe stellt, das, was wir in Deutschland über das Jesuitentheater wissen, einmal im Zusammenhang vorzuführen, wird unwillkürlich auf ein Decennium der Forschung auf diesem Gebiete hingewiesen. Denn er wird beobachten, daß seit dem Erscheinen von Reinhardstöttners bahnbrechender Arbeit über das Münchener Jesuitentheater,[1])

1) Zur Geschichte des Jesuitendramas in München. Jahrbuch f. Münchener Geschichte. 3. Jahrgang 1889. S. 53 ff.

das ist seit dem Jahre 1889, dieses Gebiet bei uns in wesentlich angeregterer Weise literarisch angebaut wurde. Damals war zum ersten Male von einem kundigen und vorurtheilslosen Forscher die ganz bedeutsame Rolle einer der ersten und einflußreichsten Bühnen der Gesellschaft Jesu dem literar- und culturgeschichtlichen Interesse nahe gebracht worden, und aufmerksamer als bisher nachdrücklicher und ernster, ich darf sagen, forschender begann man eine Thätigkeit des vielverketzerten und vielgelobten Ordens zu würdigen, an der man gleichgiltig oder unwissend bisher vorübergegangen war. Daß dem nicht so blieb, ist neben Reinhardstöttners Anregung noch manchen anderen Thatsachen zu verdanken: dem in die tieferen und schwerer zugänglichen Schichten des Literatur- und Culturlebens eindringenden Specialstudium unserer Zeit ebenso wie dem durch die Monumenta Germaniae paedagogica geförderten lebhafteren Interesse an allen mit dem Schulleben zusammenhängenden Dingen und einigermaßen auch dem wärmer belebten Eifer der deutschen Katholiken an ihrer eigenen jüngeren, d. h. mit der Gegenreformation beginnenden cultur- und literarhistorischen Vergangenheit. Nun ist man freilich auch durch die eindringenderen Forschungen über das Jesuitendrama noch zu keinem abschließenden, gesicherten und allgemein giltigen Urtheil gekommen, und die lockende Aufgabe, die Geschichte des Jesuitendramas in Deutschland zu schreiben, muß immer noch verschoben werden. Dagegen erscheint es wohl am Platze, an der Hand der vielfach sehr versteckten Literatur der letzten zehn Jahre über das Theater der Jesuiten [1]) einmal drei Fragen zu beantworten, die da lauten:

1) Sie findet sich meist in Schulprogrammen, historischen Vereinsschriften und literarhistorischen Revüen und wurde im Folgenden, wie wir glauben, ziemlich vollständig verarbeitet. Das eine oder andere mag uns trotzdem entgangen sein, wie uns auch einiges Wenige, wie z. B. die einschlägigen Schriften von A. von Weilen

Verdient das Jesuitendrama nach den Aeußerungen in dieser Literatur literarhistorische Würdigung oder nicht und, wenn ja, welches sind die Ergebnisse zehnjähriger Forschung auf diesem Gebiet, welches schließlich die Ziele einer weiteren fruchtbringenden Bearbeitung desselben?

Kein ernster Literarhistoriker wird heute mehr die ganz und gar schiefe Anschauung eines Nikolai von dem Jesuitentheater[1]) vertreten wollen. Wenigstens ist uns ein Standpunkt, der sich mit dem des einseitigen und oberflächlichen Erzrationalisten decken könnte oder wollte, nirgends begegnet. Das schließt indessen nicht aus, daß die Werthschätzung der Jesuitenkomödie durch die Literarhistoriker eine bald größere, bald geringere ist. Fast etwas verwundert bemerkt, um damit gleich in medias res einzutreten, Spengler als Rezensent[2]) der Monographie von R. Schwartz „Esther im deutschen und neulateinischen Drama des Reformationszeitalters" (1894), der Verfasser sei „in der Lust des Sammelns weiter gegangen, als bisher üblich war und habe auch die Jesuitendramen und -scenarien herbeigezogen". Allerdings werde diesem Gebiete in letzter Zeit mehr Aufmerksamkeit geschenkt, aber „das Jesuitendrama kann doch nur ein stoffliches Interesse bieten". Diesem Standpunkte entsprechend hatte sich daher Spengler bei seiner Arbeit über den verlorenen Sohn im Drama des 16. Jahrhunderts (Innsbruck 1888) gar nicht um die zahlreichen Jesuitenstücke dieser Art

unzugänglich blieben. Nichtdeutsche Literatur heranzuziehen, mußten wir uns fast ganz versagen, da sie natürlich noch viel schwieriger sich zusammentragen läßt als die näher liegende und doch so versteckte heimatliche. Dagegen haben wir, wie man bemerken wird, manches aus eigenen Beobachtungen Geschöpfte dieser Studie einverleibt.

1) S. bei Reinhardstöttner l. c. S. 64.

2) In Zeitschrift für deutsches Alterthum und Litteratur. 41. Bd. 1897. S. 357.

gekümmert. Im Gegensatz dazu widmet Wolkan in seiner „Geschichte der deutschen Litteratur in Böhmen bis zum Ausgange des 16. Jahrhunderts“ (Prag 1894) dem Jesuitendrama allerdings mehrfache Anführungen, kommt aber doch zu dem schwerlich berechtigten Urtheil, daß die Zugkraft der Jesuitendramen „nicht im inneren Werth der Stücke, sondern nur in der äußeren Ausgestaltung, namentlich in der Sorgfalt“ lag, „mit welcher man die Dekoration pflegte und alle technischen Künste verwendete.“[1]) Raché („Die deutsche Schulkomödie und die Dramen vom Schul- und Knabenspiegel“ Berlin, Dissertation 1891) begnügt sich mit einer ganz kurzen und oberflächlichen Behandlung des Jesuitendramas und faßt sein Urtheil über dasselbe in die Worte: „Die Jesuiten betrachteten die Bühne als vorzügliche Vorbereitung für die im späteren Leben nothwendige diplomatische Gewandtheit“ (S. 25). Die hier gegebenen Beispiele ließen sich noch wohl vermehren, sie werden aber dem Nachweis genügen, daß eine gewisse abfällige Geringschätzung des

1) S. 382. Auch ein anderer Irrthum Wolkans möge hier gleich berichtigt werden. Der 1560 und 1569 in Prag aufgeführte Euripus galt ihm als ein Stück des Alterthums, ähnlich wie ihn Landau, „Ueber die Geschichte des Wiener Theaters“, Beilage z. Allgem. Zeitung 1892 Nr. 127, und Gothein, Ignatius von Loyola und die Gegenreformation (Halle 1895 S. 703), gar zu einem Drama des Euripides machen. Wie der Irrthum entstand, liegt auf der Hand, interessant ist aber sein zähes Leben. Braunsberger (B. Petri Canisii S. J. epistulae et acta, vol. II. 1898 S. 877) vermuthet, und wohl mit Recht, dieses 1555 zum ersten Mal in Wien gegebene Stück des Franziskanerpaters Levin Brecht, das 1560 auch in München und 1566 in Dillingen zur Aufführung kam, von dem Prager Rektor P. Paul Hoffaeus und später von dem Augsburger Stiftsvikar Cleophas Distelmayer ins Deutsche übersetzt wurde, sei das erste Stück, welches über eine Jesuitenbühne ging. Sein Inhalt findet sich kurz angedeutet bei Bahlmann, Die lateinischen Dramen von Wimphelings Stylpho bis zur Mitte des 16. Jahrhunderts 1480—1550. Münster 1893. S. 103.

Jesuitentheaters auch jetzt noch besteht, die sehr wenig mit den ganz anders lautenden Resultaten derer harmoniren will, die sich wirklich eingehender mit dem Thema beschäftigt haben. Einig sind nämlich diese zunächst darin, den culturgeschichtlichen Werth des Jesuitentheaters hoch anzuschlagen. „Für das Verständniß des geistigen Lebens der katholischen Länder", bemerkt J. Zeidler[1]), „wäre eine historische Betrachtung dieser Literatur jedenfalls von großem Werthe. . . . Soll die deutsche Kulturgeschichte nicht auf einem Bein stehen, so darf sie auch dieser (der Jesuitendramen) nicht vergessen. . . . Mögen die einzelnen Produkte häufig recht abgeschmackt und zopfig, mitunter als leere Quisquilien erscheinen: sie sind dennoch Belege für geistiges Schaffen und Genießen, bisweilen für recht verborgene Winkel, die völlig abseits vom großen Strom deutschen Bildungsganges lagen. Generationen auf Generationen, welche in Ordensschulen ihre Jugendbildung empfangen, entwickelten ihre Geistesform unter dem Einflusse dieser Anregungen und pflanzten sie weiter fort in die verschiedensten Kreise des Lebens und Wirkens." Ganz ähnlich spricht sich Paul Prohasel in seiner Geschichte des Schultheaters am Gymnasium zu Glatz[2]) aus, während Bahlmann[3]) und sein Kritiker Weilen vom literaturgeschichtlichen Standpunkt aus betonen, wie durch die Jesuiten und ihr Theater zumal in den Zeiten des dreißigjährigen Krieges „ein künstlerisches Schauspiel bei aller Aeußerlichkeit" aufrecht erhalten wurde, und sie sich auf diesem Gebiet als Bewahrer der Künstlertradition, die ohne

---

1) Studien und Beiträge zur Geschichte der Jesuitenkomödie und des Klosterdramas. Theatergeschichtliche Forschungen herausgegeben von Litzmann. IV. 1891. S. 10.

2) In Festschrift zur Feier des dreihundertjährigen Bestehens des k. kath. Gymnasiums zu Glatz. Glatz 1897. S. 27 ff.

3) Das Drama der Jesuiten in Euphorion, Zeitschrift f. Litteraturgeschichte. II. 1895. S. 293 f.

sie zu Grunde gegangen wäre", erweisen.[1]) Alle Gattungen der Zeit, Tragödie, Komödie, Oper, Schäferspiel, Posse, Spektakelstück und Ballet umfassend[2]) bildet das Jesuitendrama auch „ein eigenthümliches Mittelglied zwischen der italienischen Oper und der deutschen Haupt- und Staatsaktion", die „in manchen ihrer Erzeugnisse von der Bühne der Jesuiten inspirirt worden sein" dürfte,[3]) hat auch auf das protestantische deutsche Drama eingewirkt[4]), mehr noch auf das Volksschauspiel,[5]) wichtige Stoffe bearbeitet und verdient volle Beachtung[6]) und in seinen Leistungen im 16. und 17. Jahrhundert unbedingte Anerkennung.[7])

Belegen wir diese allgemein gehaltenen Sätze mit den speciellen Resultaten der Forschung und versuchen wir zunächst aus ihnen eine Geschichte des Jesuitentheaters in großen Zügen zu entwickeln. Thatsächlich erreichte dasselbe am Ende des 16. und zu Beginn des 17. Jahrhunderts, also vor dem dreißigjährigen Kriege, eine erste rasche und sehr beachtenswerthe Blüthe und zwar aus unscheinbaren und noch nicht genügend aufgedeckten Anfängen. Man kann sich von ihnen kein rechtes Bild machen. Gedruckte Quellen fließen gar spärlich und die handschriftlich vorhandenen sind meist noch nicht erschlossen oder, wenn auch veröffentlicht, noch nicht in dieser Richtung ausgebeutet. Einen derartigen Versuch machte im Anschluß

1) Zeitschrift f. deutsches Alterthum und deutsche Litteratur. 41. Bd. 1897. S. 281 f.

2) Festschrift S. 29.

3) Weilen in Ztschr. f. d. A. u. Litt. l. c.

4) Bahlmann, Das Drama der Jesuiten. S. 293.

5) K. Trautmann, Oberammergau und sein Passionsspiel. Bamberg 1890. S. 46.

6) Ellinger G., Mittheilungen aus Jesuitendramen in der Zeitschrift f. die Gesch. d. Juden in Deutschland. Bd. V, 1892. S. 384.

7) Bahlmann l. c. S. 285.

an eine frühere Arbeit von O. Francke[1]) der Verfasser dieses Aufsatzes, indem er auf Grund von handschriftlich in Dillingen vorhandenen Stücken des 16. Jahrhunderts den literarischen Standpunkt der Frühzeit des Jesuitentheaters zu bestimmen suchte und — man gestatte die wörtliche Anführung — feststellte: Es leben in dieser frühen Periode des Jesuitendramas „in seinen Dichtern zwei Seelen, die bestimmend auf ihre Werke einwirken, eine, die sich immer wieder zu den antiken Vorbildern hingezogen fühlt, und eine andere, welche selbst schöpferisch und modern sein möchte. Unter beiden Einflüssen hat man sich aber auch das gebildete Publikum der Jesuitenstücke zu denken, so daß es die Dramen seiner Dichter nach den antiken Mustern und nach ihrem Inhalte bemaß. Daher dieses Hin- und Herschwanken zwischen dem Klassisch-Antiken, Typischen und formelhaft Gewordenen einerseits und dem Realismus des 16. Jahrhunderts mit seinem religiösen und streitbaren Geiste andererseits. Daher enge Dienstbarkeit neben freier, selbstbewußter Neuerungslust, bis aus dem Gährenden, dem Werdeprocesse sich allmählich ein Programm formulirte, das da lautet: Antik ohne ängstlich zu sein in der Form, christlich-moralisch ohne Prüderie im Inhalt, modern und event. realistisch in den Stoffen. Einer neuen Zeit ihre neue Art!“[2]) Bei diesen Constatirungen wurde aber der Frage keine Beachtung geschenkt, ob diese Bestrebungen der Jesuitendramatiker im letzten Drittel des 16. Jahrhunderts ihre Eigenthümlichkeit sind oder ob sie geschehen im Einklang mit ähnlichen poetischen Tendenzen des gleichzeitigen protestantischen Dramas, oder ob sie von Stimmungen und Bestrebungen, die in der Luft der Zeit lagen, abhängig einen von dem übrigen Drama schon einmal

---

1) Terenz u. d. lateinische Schulkomödie in Deutschland. Weimar 1877.

2) Dürrwächter A., Aus der Frühzeit des Jesuitendramas. Nach Dillinger Manuskripten. Jahrbuch des historischen Vereins Dillingen. 9. Jahrg. 1897. S. 32.

durchgemachten Werdegang für die Jesuitenbühne erneuern. Wenn Spengler, der eine aufsteigende Entwicklung des Dramas am Ende des 16. Jahrhunderts zu erkennen glaubt,[1]) gegen Schwartz Recht hat, welcher zu Anfang des 17. Jahrhunderts einen Verfall sieht,[2]) dann stünde das Jesuitendrama dieser Zeit in einer beachtenswerthen Wechselwirkung mit dem dramatischen Kunstleben überhaupt. Aber kommen wir noch einmal auf die Anfänge zurück, um einem Wunsche Creizenachs[3]) entsprechend einen, wenn auch kleinen Beitrag zur Entwicklung des Typus des Jesuitentheaters in seiner ersten Zeit zu bieten. Wir schöpfen ihn aus den von J. G. Hansen veröffentlichten Rheinischen Akten zur Geschichte des Jesuitenordens.[4]) Man getraut sich in Köln, dem Vororte der niederrheinischen Ordensprovinz, nur allmählich an die Aufführung größerer eigener Dramen. Kleinere, gewiß noch sehr kunstlose Dialoge gehen selbst bei der feierlichen renovatio studiorum über die Bühne und zwar Dialoge polemischer oder rein moralisirender Art. Es sind Kampfgespräche zwischen einem zweifelnden Lutheraner, einem Calvinisten und einem gelehrten Katholiken, die Verdammung Luthers, Calvins und der Wiedertäufer, Gespräche über die Höflichkeit und ähnliches, was uns in Köln in den sechsziger Jahren des Jahrhunderts begegnet,[5]) während doch Prag damals schon Aufführungen in größerem Stil hatte und die großartigen Festspiele Münchens unmittelbar bevorstanden. Hat man demnach die Ausbildung des Typus des Jesuitentheaters, soweit Deutschland daran Antheil hat, in Oberdeutschland zu suchen? Eine Frage, die noch ihrer Lösung

1) Spengler Fr., Der verlorene Sohn S. 77.
2) Schwartz R., Esther im deutschen und neulateinischen Drama des Reformationszeitalters 1894. S. 50.
3) cf. Jahresberichte für die neuere deutsche Litteraturgeschichte. 6. Bd. 1897. II 4 n. 15.
4) Publikationen der Gesellschaft f. rhein. Geschichtskunde. XIV. 1896.
5) cf S. 443, 490, 520, 558, 707.

harrt. Noch ist übrigens die Dramendichtung nicht Schulpflicht und Uebungsaufgabe des Rhetorikprofessors. Daher greift man zu fremden Stücken wie dem oben genannten Euripus, der über die ersten und wichtigsten Ordensbühnen geht, oder schreibt sich die Stücke solcher Collegien, welche einen gewandteren Dichter in ihrer Mitte hatten, ab. So gewinnt der „Ambrosius" des P. Edmund Campianus (1540 bis 1581) eine weite Verbreitung,[1]) wie auch die Dramen des römischen Jesuiten und trefflichen lateinischen Dichters Franz Benci (1542—1594) in München,[2]) Dillingen und anderswo zur Aufführung kamen. Jakob Gretsers († 1625) „Priscianus" wird nicht bloß aufgeführt, sondern auch nachgeahmt.[3]) Mathäus Raders (1561—1634) gefeierte Dramen sind viel begehrt[4]) und Jakob Pontanus (1542—1626) wird, wie man gegen eine Behauptung Wolkans[5]) feststellen kann, nicht bloß als Dramaturg berufen, sondern auch als Dichter geschätzt.[6]) Mit diesen Namen sind wir aber bereits mitten in der entschieden aufsteigenden Entwickelung der Jesuitenbühne angelangt, die offenbar mit den siebenziger Jahren des 16. Jahrhunderts beginnt. An das Ende dieses Jahrzehnts fällt die mehrfach in der Literatur besprochene[7]) und gewürdigte glänzende Estheraufführung in München (1579), durch welche zwar die Vorliebe des Jesuitentheaters

---

1) cf. Reinhardstöttner l. c. S. 78. Dürrwächter l. c. S. 2. A. 6.
2) cf. Dürrwächter l. c. S. 3. A. 8.
3) cf. Dürrwächter l. c. S. 5 und die Ausgabe von Jakob Gretsers De regno Humanitatis Comoedia prima, Regensburg 1898, III f., durch denselben.
4) Mittheilungen darüber aus Münchener Handschriften werde ich demnächst bringen.
5) Geschichte der deutschen Litteratur in Böhmen S. 152.
6) Dürrwächter, Aus der Frühzeit des Jesuitendramas, S. 5.
7) Eingehend jetzt von Schwarz, Esther S. 139 ff. und Schmid Frd. Ein Festspiel der Münchener Jesuitenschule im 16 Jahrhundert, Forschungen zur Cultur- und Litteraturgeschichte Bayerns, herausgegeben v. K. v. Reinhardstöttner. 3. Bd. 1895. S. 12.

und Zeitalters für äußeren Prunk und sinnenfällige Wirkung in außerordentlicher Weise dargethan wurde, welche aber doch auch, um mit Trautmann zu sprechen, „ins Leben führte, was R. Wagner erträumte, das Festspiel, das Gesammtkunstwerk, das zum nationalen Weiheakte wurde“.[1]) Es war aber auch inhaltlich gar kein schlechtes Stück, „und manche Scene läßt die dramatische Begabung des Verfassers im günstigsten Lichte erscheinen“.[2]) Zumal die Volksscenen zeichnen sich durch lebendigen Realismus aus, eine Eigenschaft der Frühzeit des Jesuitentheaters überhaupt, wie oben bemerkt wurde. Auch sonst wird schon in dieser Frühzeit eine vielversprechende dramatische Kraft beobachtet und eine reiferer Vollendung entgegengehende Kunst. Proben dafür gab der Verfasser aus dem „Barlaam und Josaphat“ der Dillinger Manuskripte und dem „Drama vom jüngsten Gerichte“.[3]) Dagegen ist die eigentliche und bemerkenswertheste Blüthezeit des Jesuitentheaters, der Anfang des 17. Jahrhunderts, die Zeit vor dem großen Kriege, trotz Reinhardstöttner, nicht weiter beachtet worden und Jakob Bidermann († 1639), der, wie die jüngst veröffentlichten Jahrbücher von Schlettstadt beweisen,[4]) noch tief im 18. Jahrhundert als Dramatiker im Orden beachtet wurde, harrt immer noch einer eingehenden literarischen Würdigung. Ueberhaupt hat die zünftige Literaturgeschichte auf diese Zeit noch nicht ihr Auge geworfen und Reinhardstöttner hat trotz vielseitiger Anerkennung für seine Darlegungen noch wenig praktische Nachfolge gehabt. Von einigen raschen Streifzügen abgesehen, welche die Stoffgeschichte in dieses Gebiet unter=

---

1) K. Trautmann, Oberammergau und sein Passionsspiel. Bamberg 1890. S. 52.

2) Schwartz l. c. S. 140 u. ö.

3) l. c. S. 38 ff.

4) Geny J., Die Jahrbücher der Jesuiten zu Schlettstadt und Rufach. Straßburg 1895. II, S. 735.

nommen hat und deren unten gedacht werden soll, ist nur der in Dillingen im Jahre 1614 aufgeführte „Otto redivivus“ zu eingehenderer Besprechung gekommen [1]) und ein in Konstanz 1624 gegebenes Stück „Von einem Jüdischen Knäblein“ von Ellinger als eine anmuthige Darstellung dieses Stoffes geschildert worden.[2])

Wir sind damit aber bereits in die Zeit des dreißigjährigen Krieges eingetreten. Wenn für sie nun oben constatirt wurde, daß die Jesuiten selbst in den schwersten Epochen des culturvernichtenden Kampfes der kunstmäßigen dramatischen Muse nicht untreu wurden, so tritt jetzt andererseits deutlicher auch die interessante Erscheinung hervor, daß die dankbare Muse ihrerseits ihnen dafür vergalt. Das Schuldrama der Jesuiten hat nach dem großen Kriege eine theilweise bis in das zweite Dezennium des 18. Jahrhunderts dauernde Nachblüthe gehabt. Für die Schweiz erscheint dies freilich bestritten, wenn Baechtold zwar anerkennt, daß die Pflege des Schuldramas im 17. Jahrhundert bald ganz an die Katholiken bezw. Jesuiten überging, im Anschlusse daran aber erklärt: „Die öden allegorisch-lehrhaften Legendenspiele und die blutigen Märtyrerdramen gelangen zur Tagesordnung .... Litterarischen Werth besitzen dieselben nicht“.[3]) Aber schon Reinhardstöttner hatte, was München besonders und das Jesuitendrama im allgemeinen betrifft, die Anschauung vertreten, daß erst seine letzten siebzig Jahre als Zeit des Verfalls anzusehen seien [4]) und die gefeierten Stücke eines P. Paulinus († 1671), dessen „Philothea“ überall Aufsehen

---

1) Lochner O v., Otto redivivus. Augsburger Postzeitung. Beilage. Jahrgang 1892. Nr. 40 ff.

2) Ellinger, Mittheilungen aus Jesuitendramen. S. 387. Hier ist auch die Periode des Stückes veröffentlicht.

3) Geschichte der deutschen Literatur in der Schweiz. Frauenfeld 1892. S. 466.

4) A. ö. a. O. S. 65 und 105.

machte,[1]) oder die packende Wirkung eines „Ephrem“, wie sie das Diarium des Münchener Jesuitengymnasiums schildert,[2]) geben dafür doch nicht zu verachtende Anhaltspunkte. Daß ferner in Iglau die eigentliche Blüthe des Schuldramas erst nach dem dreißigjährigen Krieg erlebt wurde, hat unterdessen Zeidler mit Berufung auf Wallners ältere Geschichte des Jesuitengymnasiums daselbst wiederholt,[3]) und der Verfasser des vorliegenden Aufsatzes wies in seiner Abhandlung über das Jesuitentheater in Eichstätt nach,[4]) wie das eigentliche Leben und die wichtigere Bedeutung dieser Bühne gerade der Zeit am Ende des 17. und Beginn des 18. Jahrhunderts angehört. Der im Jahre 1712 in Eichstätt gegebene „Arsenius“ vereinigt manche Vorzüge der Handlung wie der Charakterisirung in sich, und wirkt auch durch einen gesunden und in realistischer Treue gegebenen Humor, einen Vorzug, den er mit mehreren anderen Stücken der nämlichen Zeit und der nämlichen Bühne theilt.[5]) Man wird nicht irre gehen, wenn man diese Nachblüthe des Jesuitendramas, die sicherlich auch sonst noch zu beobachten wäre, mit auf den Einfluß des P. Jakob Masen (1606 bis 1681) zurückführt. Die Bedeutung dieses Mannes als eines theoretischen Führers und praktischen Musters des späteren Jesuitendramas ist von N. Scheid in seiner Studie „Der Jesuit Jakob Masen, ein Schulmann und Schriftsteller des 17. Jahrhunderts“,[6]) tiefer begründet worden. „Seine

1) cf. das Diarium des Jesuitengymnasiums in München zum Jahr 1658 bei Reinhardstöttner.

2) cf. das genannte Diarium zu Jahre 1720.

3) Zeidler, Beiträge zur Geschichte des Klosterdramas. II. Thanatopsychie (Zeugnisse und Belege für Don Juan auf dem Ordenstheater.) in Koch Zeitschrift für vergleichende Literaturgeschichte IX. 1896. S. 100.

4) S. 94.

5) S. 76 ff.

6) Görresgesellschaft. Erste Vereinsschrift für 1898.

Poetik hat für das Jesuitendrama seiner Zeit und des ganzen nachfolgenden Jahrhunderts bestimmenden Einfluß gehabt. Er erörtert darin eingehend die Theorie der Verwickelungen, faßt „die vielumstrittene κάθαρσις τῶν παθημάτων . . . als wirkliche ethische Besserung auf“, unterscheidet von der Tragödie und Komödie die Tragico-Komödie, d. h. unser heutiges Schauspiel, redet aber auch der Liebhaberei der eigenen Zeit und einer eingesessenen Eigenthümlichkeit des Jesuitentheaters entsprechend den Personifikationen entschieden das Wort und löst die Einheitenfrage durch den Grundsatz, „daß das Drama die Handlung, nicht aber eine festgesetzte Zeit oder einen bestimmten Ort nachahmen solle“. Für den Aufbau des Dramas in Akten wie auch für die Sceneneintheilung wird die größte Freiheit verlangt und hinsichtlich der Katastrophe gefordert, daß sie eine natürliche Lösung darstellen müsse. Dem Chor, den er, wie ihn seine Zeit liebte, als Gesang oder Tanz einfach annimmt, weiß er allerdings keine tiefere Begründung in der Oekonomie des Dramas zu geben, erklärt sich aber doch gegen die bizarren Auswüchse am Drama seines Zeitalters. „Nicht rauschende Musik, die durch wilden Lärm oder den Reiz der Neuheit das Ohr betäubt und die Nerven aufregt, nicht Spektakelstücke mit mancherlei Maschinenwerk, wo Phaëton den Himmelswagen lenkt, Kometen erscheinen, Drachen und Genien durch die Luft fliegen, Seeschlachten auf den Brettern geliefert werden“, machen ein kunstgerechtes Stück, sondern das Drama muß ein lebendiges Gemälde sein, das uns die Wirklichkeit in künstlerischer Verklärung wiedergibt. Eine Art Lessing des Schul- und Jesuitentheaters also, natürlich in wesentlich kleineren und engeren Verhältnissen als der Reformator unseres großen Dramas, hat er seine Theorien auch selbst ins Praktische umgesetzt und, ohne das eigentliche Wesen eines Dichters zu besitzen, eine Anzahl von Dramen geschaffen, die nicht bloß durch ihren Einfluß als Musterbeispiele, sondern auch durch sich selbst die Beachtung der Literatur-

geschichte verdienen. Seine einzige in sein Buch aufgenommene Tragödie „Mauritius, Orientis imperator“ ist eine der besten Bearbeitungen des für die Jesuitenbühne so häufig gewählten tragischen Stoffes. Von seinen Schauspielen behandeln zwei in ernster und ergreifender Weise Parabelstoffe, die den Menschen als solchen, seinen Fall und seine Erlösung zum Gegenstande haben. Sein Bestes aber gibt Masen auf dem Gebiete des Lustspiels. Die „Ollaria“, die Heilung eines jungen Geizhalses nach einer Erzählung Petrarcas, baut sich mit regelmäßiger, steigender Entwicklung, Höhe im dritten und heiterer Lösung im fünften Akte sehr einfach und ganz nach Masens Theorie auf. „Bacchi schola eversa“ hat trotz einzelner trefflich gelungener Scenen doch wesentlich nur culturhistorischen Werth; der „Rusticus imperans“ dagegen, die Komödie vom „träumenden Bauer“, der einen Tag lang König war, zeigt künstlerischen Meistergriff und hat als das vielleicht „beste Lustspiel der ganzen Jesuitendramatik“ auf dem Ordenstheater in Deutschland zahlreiche Aufführungen bis weit in's 18. Jahrhundert hinein erfahren.

Masen ist nach Bidermann der bedeutendste und in der Geschichte des Jesuitentheaters der letzte bedeutende Dramatiker des Ordens gewesen. Das 18. Jahrhundert schenkte diesem keine derartige Kraft mehr. Der Niedergang des Jesuitendramas in dieser Zeit ist vielmehr offen- und unbestreitbar. Indessen folgt daraus nicht, daß diese letzte Epoche desselben für den Literatur- oder Culturhistoriker nicht beachtenswerth wäre. Im Gegentheil, wie manches interessante Kapitel hier noch des Darstellers harren mag, beweisen die Vorgänge des Jahres 1749 in Schlettstadt, wo die Aufführung eines sehr unscheinbaren, aber mit deutschfreundlichen Anklängen untermischten Schauspiels bei den Jesuiten für den Verfasser und das Colleg fast zur Tragödie geworden wäre und in ihren Folgen von der gewitterschwangeren Stimmung, welche in Frankreich über den Orden

hereinzog, ein anschauliches Bild gibt.[1]) Ueberraschend ist auch für den aufmerksamen Beobachter die Wahrnehmung, daß die literarische Produktion von Dramen zu der Thatsache des Verfalles in einem gewissen Gegensatze steht. Von den bei Bahlmann[2]) verzeichneten 41 Nummern gedruckter Sammlungen solcher Dramen gehören allein dreizehn dem 18. Jahrhundert an. Vielleicht, wenn wir einstweilen eine Vermuthung wagen dürfen, erklärt sich diese anscheinend gesteigerte, mehr in die Breite als in die Tiefe gehende Thätigkeit aus dem Bedürfniß, der drohenden Bedeutungslosigkeit zu entgehen und im Kampfe um die Existenz sich geltend zu machen. Wie das geschah, und wie das Jesuitentheater unter dem Luftstrom einer neuen Zeit abwelkte, bedarf noch der Untersuchung. Einiges, was hier noch zu constatiren wäre, bringen wir erst im Folgenden.

Wir haben es bisher möglichst vermieden, auf das einzugehen, was unsere Quellen über den Zusammenhang des Jesuitendramas mit der dramatischen Kunst der Zeitgenossen sagen, über die Einflüsse, unter denen es stand und die es selbst ausübte. Wir wollten gerade für dieses Thema aus den zahlreichen Einzelheiten, die sich vorfinden, ein möglichst wirksames Mosaik herstellen. Mehrfach verbreitete sich Zeidler über die Sache und betonte, wenn auch ohne nähere Beweise zu bringen, die Einwirkung des Mysteriums bezw. Volksschauspiels auf das Jesuitentheater.[3]) Mit Recht, wenn man bedenkt, daß gerade in den Gegenden, wo der Jesuitenorden entstand und sich dann niederließ, das Mysterium und Volksschauspiel fortbestand und er es gewiß nicht versäumt haben wird,

1) cf. Genn l. c. II 455 ff. Wir werden anderswo darauf zurückkommen.

2) Jesuitendramen der niederrheinischen Ordensprovinz. Beiheft zum Centralblatt für Bibliothekwesen XV. Leipzig 1896. S. 1 ff.

3) Zeidler, Studien S. 20.

getreu seiner scharfen Betonung der Tradition an die Fäden der künstlerischen Vergangenheit anzuknüpfen und damit auch dem Geschmack der Umgebung nachzukommen. Daß man auch die Bühne des Mysteriums noch längere Zeit beibehalten habe, vermuthet der Verfasser dieses Aufsatzes für die Anfangszeit des Jesuitentheaters wenigstens[1]) und, was die Pflege der nämlichen Stoffe auf beiden Theatern betrifft, so wird es gestattet sein, aus Eigenem etwas beizufügen, indem wir zunächst auf die Thatsache hinweisen, daß der Stoff von „Bruder Klaus" (Nikolaus von der Flue), welcher 1589 zu Sarnen als Volksschauspiel auf die Bühne gebracht worden war,[2]) schon 1586 in einer Bearbeitung Jakob Gretsers auf die Luzerner Schulbühne gekommen war.[3]) Eine Beeinflussung liegt auf der Hand. Hat sie durch das Volksschauspiel stattgefunden? Wir möchten sie für das Jesuitentheater behaupten bei einem anderen in der Schweiz beliebten Volksschauspielstoff. Im deutschen Wallis, berichtet Baechtold, wurde vor vierzig Jahren ein Stück „von den Grafen Philibert und Rudolf von Paqueville" gegeben, welches jedenfalls noch in das 17. Jahrhundert zurückgeht.[4]) Der Stoff ist nun aber dem Jesuitentheater wohl vertraut gewesen und uns in zahlreichen Periochen begegnet. Man führte ihn, um wenigstens zwei Beispiele zu bringen, 1688 in Augsburg und 1713 in München auf. Zu der Folgerung einer starken Beeinflussung des Volksschauspiels durch das Jesuitentheater kommt auch Ellinger, wobei er besonders die deutschen pastoralen Stücke des P. Andreas Brunner (1589 bis 1650), welche Zwiegespräche zwischen Jesus und der Seele zum Gegenstande haben, ins Auge faßt und auf Aehnliches

1) Aus der Frühzeit S. 16 und A. 74.

2) Baechtold l. c. S. 389 f.

3) Sommervogel, Bibliothèque de la compagnie de Jésus, t. III c. 1743 ff.

4) Geschichte der deutschen Litteratur in der Schweiz. S. 466.

im Volksschauspiele Steiermarks verweist.[1]) Auch das Oberammergauer Passionsspiel steht, wie von Trautmann sehr hübsch gezeigt wird,[2]) unter dem Zeichen des Jesuitentheaters, das den Passionsstoff selbst, durch die wiederum dem ehemaligen Mysterium abgelauschten Gründonnerstag- und Charfreitagsspiele veranlaßt, ungemein häufig behandelt hat. Wenn daher solche Charfreitagsspiele im 18. Jahrhundert auch noch in böhmischen Städten, z. B. in Plan[3]) gegeben wurden, so darf man sicherlich an das eben erwähnte Beispiel des Jesuitentheaters denken und sieht sich überdies noch unterstützt durch den in der Handschrift des betreffenden Spieles sich findenden Wahlspruch des Ordens: Omnia ad maiorem dei gloriam. Daß am Orte selbst ein Jesuitentheater sich nicht befand, verschlägt nichts. Machten doch die Jesuitenschüler Gastspielreisen in benachbarte Orte. So z. B. 1740 die Bamberger Rhetorikklasse eine solche nach Kronach,[4]) während im nämlichen Jahrhundert Schüler des Eichstätter Gymnasiums während der Ferien in Beilngries und anderswo sich zu theatralischen Aufführungen zusammenthaten.[5]) Auch die Periochen oder Scenarien zahlreicher anderer Schauspiele, welche in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts die Bürgerschaften von Dachau, Friedberg, Aichach, Altomünster, Vilsbiburg[6]) vorführten, tragen den Stempel des Jesuitentheaters. Wie weiterhin der so volksthümlich gewordene

1) Kleine Beiträge S. 75 f.

2) Oberammergau S. 46.

3) Urban M., Das Passionsspiel in der Stadt Plan. Mittheilungen des Vereins für Geschichte der Deutschen in Böhmen. 36. Jahrg. 1897. S. 48 ff.

4) Leist, Geschichte des Theaters in Bamberg bis zum Jahre 1862. 55. Bericht über Bestand und Wirken des historischen Vereins zu Bamberg für das Jahr 1893. S. 19.

5) Die Eichstätter Periochenbände enthalten mehrere Programme derartiger Vorstellungen.

6) cf. Periochensammlung Bav. 4°. 2196 V und VII der Münchener Staatsbibliothek.

Genovefastoff von den Jesuiten literarisch begründet und für das Theater zurecht gelegt wurde, ist eines der interessantesten, wenn auch nicht genügend hervorgehobenen Resultate der Untersuchungen, welche Bruno Golz diesem Thema zu theil werden ließ.[1]) Aus all dem leuchtet eine deutliche Wechselwirkung ein, ein Nehmen und ein Geben, eine wiederholte gegenseitige Befruchtung zwischen Jesuitendrama und Volksschauspiel in katholischen Gegenden.

Zeidler glaubt aber noch von weiterher eine Beeinflussung des ersteren constatiren zu sollen. Bei dem internationalen Charakter des Ordens und seines Theaters denkt er an spanische, italienische und englische Einwirkungen auf dasselbe und, wenn auch zunächst noch nicht recht bewiesen,[2]) so sind sie doch sehr wahrscheinlich und, was die italienische Oper wenigstens betrifft, unverkennbar. Auch ist es selbstverständlich, daß das Jesuitentheater in Italien an das Renaissancetheater anknüpfte,[3]) in Deutschland dagegen auch durch die englischen Wandertruppen Anregung erfuhr, und die Möglichkeit ist nicht ausgeschlossen, daß es in dem aus England stammenden Dramatiker Joseph Simeons († 1671) sogar von Shakespeare gelernt hatte.[4]) Auf Einzelnes dieser Art werden wir unten, wenn wir auf die stoffgeschichtliche Literatur eingehen, noch einmal zurückkommen; hier aber erscheinen uns die stets deutlicher sich herausgestaltenden Beziehungen des Jesuitentheaters zu unserer eigenen dramatischen Literatur wesentlich wichtiger.

(Fortsetzung folgt.)

1) Pfalzgräfin Genovefa in der deutschen Dichtung. Leipzig 1897. Wir werden unten noch einmal auf das Buch zurückkommen.

2) cf. die Besprechungen von Zeidlers Beiträgen durch Landau in Kochs Zeitschrift für vergleichende Litteraturgeschichte. Neue Folge 6. Bd. 1893. S. 136 f. und durch Weilen in der deutschen Litteraturzeitung 1892. S. 698/99.

3) Trautmann l. c.

4) Zeidler, Studien und Beiträge.

XXVI.

Der englische Imperialismus und der europäische Friede.

Vor etwa fünfzig Jahren erwarteten nicht bloß unpraktische Enthusiasten, sondern Staatsmänner wie Gladstone, Bright, Cobden ein goldenes Zeitalter, in dem alle Kriege ruhen, alle Nationen um die Wette die Künste des Friedens pflegen würden. Diese Hoffnung sollte sich nicht erfüllen, die Periode von 1855—70 sollte mit Recht den Namen „die Periode der inneren und äußeren Kriege“ erhalten. Seit dem Krimkrieg 1854, seit dem Aufstand der eingeborenen Soldaten-Indiens (Sepoy War 1857) konnte England nicht mehr zur Ruhe kommen. Die Gouverneure der Colonien, die Bevollmächtigten Englands an den Höfen der indischen Fürsten, die Kapitalisten in London, welche einen mächtigen Druck auf das englische Ministerium übten, die Presse trieben die Regierung ständig vorwärts; Eroberung folgte auf Eroberung, eine Provinz nach der andern wurde dem britischen Reiche einverleibt, wo immer nur schwacher Widerstand zu erwarten war, da drang der Britte vor und erweiterte seine Grenze. Die liberalen Ministerien suchten den maßlosen Ehrgeiz der höheren Beamten und Offiziere zu zügeln und mit den halb civilisirten Nachbarn Frieden zu halten, waren aber in der Regel außer Stand, ihre friedlichen Absichten durchzuführen. Bald war es der Ministerwechsel, bald der unwiderstehliche Druck der öffentlichen Meinung, welcher zu einem Kriege mit den Grenznachbarn

führte und bei Unbetheiligten, die in die politischen Geheimnisse nicht eingeweiht waren, den Glauben erweckten, die scheinbare Mäßigung der Regierung sei nur Heuchelei, um einen Anlaß zur Annektirung neuer Länderstrecken zu haben.

Es ist nicht nöthig, die mit den letzten fünfzig Jahren gemachten Eroberungen namhaft zu machen, der Leser, der einen historischen Atlas oder eine Geschichte der indischen Colonien mit Karten zu Rathe zieht, wird sofort bemerken, daß England die Vereinigten Staaten, welche im Laufe dieses Jahrhunderts ihr Gebiet mehr als verdreifacht haben, noch weit überboten hat. Nicht bloß in Indien, auch in Süd-, Nord- und Mittel-Afrika ist man nach einem einheitlichen Plan verfahren. Zuerst läßt man sich eine Stadt abtreten, dann die Umgebung, dann erwirbt man das Hinterland, darauf knüpft man Verbindungen mit den Nachbarstämmen, schließt ein Schutz- und Trutzbündniß, zahlt Subsidien, bedingt sich aber aus, daß dieser Stamm oder Fürst mit keiner europäischen Macht ein Bündniß eingehen darf, sondern sich unter den Schutz der britischen Regierung stellen muß. Bald entdeckt man, daß dieser Stamm oder Fürst die Bedingungen nicht erfüllt hat. Das bietet den erwünschten Vorwand seine Rechte zu beschränken oder das Gebiet zu annektiren. Mit Bezug auf unfruchtbare gebirgige Grenzgebiete beschränkt man sich, einen britischen Bevollmächtigten (Resident) an den Hof der verbündeten Fürsten zu schicken, der in der Regel sich in alle, auch inneren Angelegenheiten einmischt; ist aber der Staat von britischem Gebiet ganz umschlossen, so schreitet man früher oder später zu einer Annektirung desselben. So geht man stetig weiter, bis man in Contakt mit einem kräftigen Staat wie Rußland oder Frankreich kommt; nothgedrungen bleibt man stehen, setzt sich aber der Gefahr aus, in Streitigkeiten mit dem Nachbar verwickelt zu werden, die um so gefährlicher sind, weil die englische Regierung auf das von der Presse aufgehetzte Publikum Rücksicht zu nehmen hat.

Seit den letzten fünfzehn Jahren, besonders seit dem Tode Gladstone's, der fast allein es wagen durfte, dem Größenwahn des Publikums entgegenzutreten, hat der Imperialismus so gewaltige Fortschritte gemacht, daß mit der Ausnahme einiger Radikalen, wie Labouchère, das große Publikum, das Militär, die conservativen und liberalen Parlamentsmitglieder den Krieg mit den Nachbarstaaten Frankreich, Rußland eher suchen als vermeiden, und sich mit dem Gedanken vertraut machen, den Kampf mit ganz Europa aufzunehmen. Selbst so besonnene und kenntnißreiche Männer wie Sir Charles Dilke warnen ihre Landsleute nicht vor Ueberhebung und Uebermuth, die nothwendig zu einem Krieg führen müssen, sondern weisen nur darauf hin, daß weder die englische Armee noch die Flotte es mit mehreren europäischen Mächten aufnehmen könne, daß die Nation größere Opfer bringen müsse, wenn sie ihr Prestige erhalten wolle.

Man sieht sich vergebens nach patriotischen friedliebenden Staatsmännern um, welche die Greuel eines großen Krieges schildern, auf die großen Gefahren eines Kampfes mit Rußland und Frankreich, auf die Isolirung und Vereinsamung Englands hinweisen, nachdem die Hoffnung, an den Vereinigten Staaten einen Bundesgenossen zu finden, sich als trügerisch erwiesen hat. Statt dessen hetzt die Presse das Publikum gegen Frankreich auf, mit dem die früheren Staatsmänner, bis herab auf die letzten Jahrzehnte, freundschaftliche Beziehungen unterhalten hatten; liberale und conservative Staatsmänner, Minister, ja sogar der englische Gesandte in Frankreich lassen sich Drohungen entschlüpfen, welche eine auf ihre Ehre stolze Nation nie ungeahndet lassen kann. Die Dinge sind soweit gediehen, daß vorderhand freundliche Beziehungen zu Frankreich unmöglich sind. Die Franzosen werden Aegypten und Faschoda nie vergessen und warten nur auf eine Gelegenheit, England zu züchtigen.

Der große Koloß des Nordens ist mehr als eine andere

Macht, die Zielscheibe der beständigen Angriffe der Engländer und Anglomanen, geht aber ganz unbekümmert und ruhig seines Weges, weil die Zeit zum Losschlagen noch nicht gekommen ist. Statt die übrigen europäischen Mächte zu gewinnen und durch freundliches Entgegenkommen ihr Wohlwollen zu erlangen, gleichen die englischen Staatsmänner und ihre Preßlakaien den Freiern, welche die umworbene Schöne das eine Mal mit Schmeicheleien, das andere Mal mit Vorwürfen überhäufen, und infolge ihrer Eitelkeit und Eifersucht hinter den allerunschuldigsten Handlungen und Aeußerungen Beleidigung und Verhöhnung Englands wittern. Die Engländer, welche aus ihrer Abneigung gegen Deutschland kein Hehl machen, können sich nicht beklagen, wenn Deutschland ein engeres Bündniß abweist und durch Erwerbung neuer Territorien sich neue Absatzgebiete sucht.

Was sind die friedlichen Erwerbungen der Deutschen in China, der Kauf spanischer Inseln, verglichen mit den Gebieten, welche die Engländer in allen Theilen der Welt gewaltsam und zum Theil im Widerspruch mit den geschlossenen Verträgen sich angeeignet haben? Das Allerschlimmste ist, daß die Engländer nicht einmal die Besitzungen der europäischen Mächte respektiren und schwache Staaten, wie Portugal, zu berauben suchen.

Um England wirksamer bekämpfen zu können, dehnte Napoleon I. sein Reich ins Ungemessene aus, und suchte seinen Todfeind England immer mehr in die Enge zu treiben. Er erkannte nicht, daß die concentrirte Stellung, welche ihm ein einiges Frankreich bot, und die Achtung der Rechte und Freiheiten der von ihm unterworfenen Nationen ihm weit größere Sicherheit bot, als sein militärischer Despotismus. England ist in denselben Fehler gefallen, wenigstens in Indien und Afrika (von Australien und andern Colonien, wo die Weißen eine Mehrheit bieten, sehen wir ab). Es hat seine Grenzen möglichst weit ausgedehnt, die Stämme Indiens unterworfen, ist in beständige Kriege mit den

kriegerischen Stämmen Afghanistans verwickelt und hat sie gezwungen, ihm Rekruten für seine Kriege zu liefern. England wird, wenn es bei seinem System verharrt, noch einmal die Zeit erleben, wo diese Truppen ihre Waffen gegen den Herrscher kehren und denselben aus Asien verjagen werden. Wie die Niederlagen im Krimkriege den Indiern Muth gaben und zur Erhebung vom Jahre 1857 beitrugen, so kann ein europäischer Krieg England seine größte Colonie — sein Reich Indien kosten. Gerade die Furcht, Indien zu verlieren, hat England zu Maßregeln verleitet, welche einen Kampf mit den europäischen Mächten nothwendig herbeiführen müssen.

Je eifriger England seine Rüstungen betreibt, desto mehr sehen sich die übrigen europäischen Mächte genöthigt, sich einander zu nähern, ihre früheren Streitigkeiten zu schlichten und gegen den gemeinsamen Feind Front zu machen, den man nicht ohne Grund im Verdacht hat, er wolle, wenn er vollständig gerüstet ist, sein Uebergewicht zur See mit derselben Rücksichtslosigkeit geltend machen, wie zur Zeit Napoleons I. Eine solche Tyrannei können sich die europäischen Staaten nie und nimmer gefallen lassen. Die Redner im englischen Parlamente und die englische Presse arbeiten offenbar den zahlreichen Feinden Englands auf dem Continent in die Hände, welche einen großen Seekrieg mit England als unvermeidlich darstellen. Das beständige Pochen auf die unerschöpflichen Hilfsquellen Englands, auf die Unüberwindlichkeit der englischen Flotte, kann die andern Nationen nur kränken und beleidigen. Ist die Machtstellung Englands wirklich so gesichert, sind seine Hilfsquellen so bedeutend, daß es den Kampf mit Europa aufnehmen kann? Kann England in dem Riesenkampfe zuversichtlicher auf die Treue seiner Colonien rechnen, als Napoleon I. auf die seiner deutschen und italienischen Verbündeten?

Diese zwei Fragen sind so wichtig, daß wir sie wenigstens kurz erörtern müssen. Man nennt Geld und Credit mit

Recht den „nervus belli". Gleichwohl hat auch die Macht des Geldes ihre Grenze. England mag noch so viel Geld haben, es kann mit Geld unmöglich neue Heere schaffen, ungeübte Rekruten in tüchtige Seesoldaten, Artilleristen, Veteranen verwandeln, Ackerpferde zu Pferden für die Reiterei umschaffen. Bräche ein großer Krieg mit einer europäischen Macht aus, so würde es sehr schwer halten, die Lücken, welche die Schlachten gerissen haben, auszufüllen, einem aus arbeitslosen Fabrikarbeitern und Taglöhnern zusammengesetzten Haufen militärische Zucht und Disciplin einzuflößen, denn England hat keine Reserven wie Deutschland und Frankreich. Der Militärdienst ist faktisch lang und die alten ausgedienten Soldaten bilden den Rückgrat der Bürgermiliz. England müßte im Falle eines längeren Krieges seine englischen Truppen aus Indien wegziehen und dieses große Reich seinem Schicksal überlassen. Daß die eingeborenen, in englischem Dienste stehenden Truppen Indien für England erhalten würden, daran glauben nicht einmal die Engländer.

Der Mangel an geübten Land- und Seesoldaten würde sich sehr bald fühlbar machen, die Vermischung der gut Gedrillten mit den Ungeübten würde das Vertrauen und die Zuversicht untergraben, welcher die englischen Heere und Flotten ihre Siege verdanken. Die Ueberlegenheit der englischen Seesoldaten über Franzosen und Deutsche ist nicht mehr so groß wie früher, weder die Schiffe noch die Artillerie der Engländer sind besser als die der Gegner. Ein Seekampf zwischen europäischen Mächten wird wohl manche Ueberraschungen bringen. Man wird einem General Wolseley und anderen Militärs Recht geben, welche die Nothwendigkeit einer guten geschulten Landarmee und der Anlegung von Festungswerken an der Küste das Wort reden. Wie weit die englische Armee hinter den übrigen Europa's zurückstehe, geht aus der kleinen Schrift „Die Armee-Reform von Sir Charles Dilke" hervor. Es fehlt der Armee an Pferden, an guter Artillerie, manche der Soldaten sind viel zu jung

und zu schwächlich, und würden bei beschwerlichen Märschen wie die Fliegen wegsterben. Schon Oberst Butler hat in seinem Leben des berühmten General Gordon nachgewiesen, daß die Soldaten im Krimkrieg ihren Vorgängern, den Bauernsöhnen Irlands und den Hochländern Schottlands weit nachstanden. Seither ist es viel schlimmer geworden, da Irland und das schottische Hochland, weil sie theilweise entvölkert sind, verhältnißmäßig nur wenige Rekruten liefern. Die Werbeoffiziere können nur mit Mühe die jedes Jahr nothwendigen Rekruten zusammenbringen, während eines langwierigen Krieges würden die Schwierigkeiten noch zunehmen. Die Hunderttausende von unbeschäftigten Arbeitern würden wohl nicht sofort tüchtige Soldaten werden.

Die kühne Behauptung der Jingoes (Name für die Kriegspartei): England könnte im Falle des Krieges seine Armee ganz nach Belieben vermehren, ist einfach aus der Luft gegriffen. Die englische Flotte würde voraussichtlich den Feind aufsuchen, die Schiffe des Gegners in den feindlichen Häfen zurückhalten, die Küstenstädte beschießen, vielleicht auch eine Landung wagen, könnte aber das Auslaufen feindlicher Schiffe und den Angriff auf die englischen Handelsschiffe nicht verhindern. Dem Feinde wäre die Concentrirung seiner Kriegsflotte viel leichter als den Engländern, die so viel Tausende von Meilen von einander entfernte Plätze beschützen müßten. Ja wenn England Bundesgenossen hätte, wenn es auf die Neutralität der Vereinigten Staaten, Portugals, Spaniens rechnen könnte, da wäre eine Concentration seiner Streitkräfte möglich, aber gerade das ist die Hauptschwierigkeit, daß England sich so viele Feinde gemacht hat, und in allen Meeren das Uebergewicht besitzen muß, wenn es seine Besitzungen schützen will. England hat den Eroberungsgelüsten der Vereinigten Staaten Vorschub geleistet und kann, da die amerikanische Flotte beständig vermehrt wird, nicht länger die Hegemonie in den amerikanischen Meeren behaupten. Um Canada den Engländern zu ent-

reißen, brauchen die Yankees keine Flotte; die Tausende von Meilen lange Grenzlinie Canada's, die weder durch tiefe Flüsse noch hohe Gebirge von den Vereinigten Staaten getrennt wird, ladet die Amerikaner ein, von einem Land Besitz zu nehmen, das so viele Rohprodukte liefert. Der Wahlspruch „Amerika für die Amerikaner" wird einen Krieg mit England noch weit populärer machen als ein Krieg mit Spanien.

Die Canadier werden sich nicht besonders für England erhitzen, am allerwenigsten die französischen Canadier, die ihre französische Sprache und Sitte sich erhalten und überdies sich so zahlreich in den Vereinigten Staaten angesiedelt haben, daß sie dieselben als ihre zweite Heimat betrachten. Uebrigens ist Canada auf das benachbarte Amerika angewiesen, und wird gerade durch die Sprödigkeit des Nachbars, der die verlangte Begünstigung der canadischen Rohstoffe verweigert, angezogen. Zwar hat England in den letzten Jahren nicht nur Australien, sondern auch Canada sehr begünstigt, so daß die Einfuhr von Getreide, Fleisch und Rohstoffen auf £ 104,998,000 gestiegen ist, sich seit zehn Jahren mehr als verdoppelt hat; gleichwohl beträgt die Einfuhr der amerikanischen Produkte in Canada 66 Prozent, die der englischen nur 28. Weder Canada noch Australien haben dem Mutterland gegenüber die Schutzzölle genügend herabgesetzt. Sie sind überhaupt nicht in der Lage, diese Schutzzölle fallen zu lassen, welche zur Bestreitung der großen Auslagen der Regierung nothwendig sind.

Die Bewunderer der englischen Colonialpolitik werden nie müde, die unermüdliche Thätigkeit der englischen Beamten, die Anlegung von Straßen und Eisenbahnen, den Bau und die Verschönerung der Städte, die Gründung von Schulen und Collegien hervorzuheben, übergehen aber die Thatsache, daß alle diese Schöpfungen durch Geld, das man in England geborgt hat, ins Leben gerufen wurden, daß diese Eisenbahnen, Fabriken, Waarenlager Engländern an-

gehören, daß die Erträgnisse der Eisenbahnen, wo sie sich rentiren, den Britten, nicht aber den Eingeborenen zufallen. Letztere müssen hohe Steuern bezahlen, um den Staat in den Stand zu setzen, die den englischen Gläubigern gemachten Zusagen zu erfüllen. Das große indische Reich ist so verarmt, so vollständig ausgesogen, daß es selbst beim besten Willen keine außerordentlichen Kriegssteuern bewilligen könnte. In Australien steht es seit dem großen Krach von 1893 nicht viel besser. Man betrieb alles in zu großem Maßstab, man wollte auf einmal die großen Hilfsquellen des Landes eröffnen, ließ sich in Landesspekulationen ein, legte Straßen an, baute Reihen von Häusern mit geborgtem Geld und ruinirte sich und andere. Das Mutterland kann von Australien nicht viel erwarten. Das von Chamberlain und Andern so heiß ersehnte Bündniß von Greater Britain wird auch, wenn es zu Stande kommt, die Streitkräfte Englands nicht erhöhen. Nein, nicht in dem „größeren Britannien", sondern in dem „kleinen" liegen die Wurzeln englischer Kraft.

Ist dieses England wirklich so reich und mächtig wie früher, sind die englischen Zustände so gesund wie vor fünfzig Jahren? Jeder Kenner wird es verneinen. Die Reichen sind immer reicher, die Armen immer ärmer geworden, der wohlhabende Mittelstand verschwindet immer mehr; die Großgrundbesitzer sowohl als die Pächter sind verarmt; beide (Ausnahmen gibt es natürlich überall) stecken über Hals und Kopf in Schulden. Die kleinen Kaufleute, die Wirthe, die kleinen Bierbrauer ꝛc. sind alle verschwunden; an ihre Stelle sind Verwalter, Offiziale getreten, welche von den Kapitalisten ihren Wochenlohn erhalten und in der Regel wenig Ersparnisse machen. Um die Fabrikarbeiter, die Handwerker, Mechaniker steht es kaum besser, sie haben infolge der Schwankungen von Handel und Industrie, Streikes und Arbeitseinstellungen ihre Baarschaften eingebüßt und müßten betteln gehen, wenn infolge eines großen Krieges alle Geschäfte stocken. Selbst die Kapitalisten kämen ins

Gedränge, wenn die Rimessen aus den Colonien aufhörten, wenn die Munizipalitäten der englischen Städte, welche behufs Verschönerung der Städte große Anlehen gemacht haben, den Zins nicht auftreiben könnten. So lange in dieser großen complicirten Staatsmaschine Rad in Rad, Rädchen in Rädchen greift, geht alles gut; sobald eine größere Störung eintritt, ist eine Katastrophe fast unvermeidlich. Zwischen einem Industrie- und einem Militärstaat besteht ein himmelweiter Unterschied. Ersterer kann sich den Luxus, einen Krieg vom Zaun zu brechen, nicht erlauben. Das wollen freilich die englischen Jingoes nicht einsehen. Die hohe Einkommensteuer Englands beweist durchaus nicht die Unerschöpflichkeit seiner Hilfsquellen, denn manche Einkommen würden nach dem Ausbruch eines großen Krieges sehr zusammenschrumpfen. Statt Steuern zu erheben, müßte England Millionen für den Unterhalt der darbenden Fabrikbevölkerung verwenden und, um eine Revolution zu verhindern, einen ungünstigen Frieden abschließen.

Das alte Lied, das von England gegründete Weltreich sei nicht bloß das größte, sondern auch das kräftigste und solideste, das die Welt je gesehen, wird beständig und in allen Tonarten gesungen. Seid einig, ruft man, consolidirt euch, macht Gebrauch von eurer Riesenstärke, seid eurem großen Berufe treu, schlagt allen Widerstand nieder, denn ihr allein seid die Träger der christlichen Cultur, die Verbreiter von Zucht und Sitte, alle übrigen Völker, die Portugiesen, die Spanier, die Franzosen, die Deutschen, die Russen haben sich als unfähig erwiesen. Ihr handelt im Interesse der Menschheit, wenn ihr keinen Schritt zurückweicht, wenn ihr alles annektirt. Warum sollte der Durchschnitts-Engländer das nicht glauben, was Conservative und Liberale bei jeder Gelegenheit wiederholen, daß es überall, wohin er seinen Fuß gesetzt, die unberechenbaren Wohlthaten gerechter Gesetze, des Freihandels und einer milden Regierung gebracht, und sich die Beglückung fremder Nationen zum Ziele gesetzt habe.

Der unparteiische Forscher sieht sich genöthigt, die Lobsprüche, welche die Engländer sich ertheilen, auf ein bescheidenes Maß zurückzuführen. Bei aller Anerkennung der guten Absichten, welche manche der Eroberer gehabt haben, wird man die schlimmen Folgen der Besitzergreifung Indiens und anderer Länder nicht verkennen. Es ist wirklich zweifelhaft, ob Culturvölker, wie die Inder und Chinesen, durch den Verkehr mit Engländern gefördert oder geschädigt worden seien. Schon der eine Umstand fällt schwer ins Gewicht, daß die Engländer durchaus nicht populär in ihren Colonien sind, wie sie ja selbst zugeben. Die Russen, welche als halbe Barbaren verschrieen werden, sind erfolgreicher bei ganz barbarischen Stämmen als die Engländer bei den hoch civilisirten Indern. Wo haben wir den Grund für die Abneigung zu suchen, den die Britten den Eingeborenen einflößen? Offenbar in der Härte und dem Despotismus der Beamten und der Grausamkeit und Ungerechtigkeit ihrer Maßnahmen. Statt sich den Eingeborenen anzupassen, Rücksicht zu üben, verlangen sie blinde Unterwerfung. Der englische Offizier, der Beamte hält es in der Regel nicht der Mühe werth, den Eingeborenen freundlich zu behandeln und benützt jede Gelegenheit, dem Inder den großen Abstand zwischen Europäern und Asiaten ad oculos zu demonstriren. Infolge dieser Schroffheit und Selbstüberhebung muß der Engländer es erleben, daß selbst seine Wohlthaten mit Mißtrauen betrachtet, seine Fehler aber übertrieben werden. Selbst die Besseren gewöhnen sich allmählig daran, in den Indern nur charakterlose Schmeichler und Betrüger zu sehen, denen man den Fuß auf den Nacken setzen muß; eine Annäherung und Verständigung bleibt somit noch im weiten Felde, die Gefühle des Wohlwollens und der Dankbarkeit können schwer aufkommen.

Abgesehen von den Handelsvortheilen zieht das englische Volk wenig Nutzen aus Indien. Die Angloinder (Beamte und Offiziere, die in Indien gedient haben) sind in

der Regel die bittersten Feinde der Verfassung, der Rechte des Volkes und befürworten Despotismus und Willkür; gerade sie liefern das Hauptkontingent für die Kriegspartei, eben weil sie im Ausland die Traditionen ihrer Heimat verlernt haben. Da sie sehr rührig sind und mit großer Zuversicht auftreten, haben die Gemäßigten in England viel von ihrem Einfluß verloren. Verhältnißmäßig wenige wagen es, der Wahrheit Zeugniß zu geben, wie der Verfasser eines Artikels im Juliheft der „Contemporary Review", der die Kehrseite des Imperialismus sehr scharf hervorhebt. Noch weit deutlicher sprechen es natürlich die gebildeten Inder auf ihren jährlich abgehaltenen Congressen aus, die sich besonders darüber beklagen, daß sie in politischer Unmündigkeit gehalten werden, daß die Regierung ihre Forderungen unberücksichtigt läßt.

Das Lob, das von Engländern, von katholischen Missionären und von europäischen Handelsleuten ertheilt wird, daß sie der Verbreitung des Evangeliums in ihren Colonien und den Anknüpfungen von Handelsverbindungen keine Hindernisse in den Weg legen, wollen wir nicht bestreiten; wir möchten aber dabei unsere Leser erinnern, daß die Regierung, welche der Zerstörung der Industrie des Landes durch fremde Fabrikanten und Kaufleute nicht steuert, sich einer schweren Pflichtverletzung schuldig macht. Die alten Handwerke hatten Hunderttausende ernährt, die jetzt brodlos geworden sind. Die Regierung der Mohammedaner war der der Engländer in vielfacher Beziehung überlegen und weit volksthümlicher; denn manche Minister und höhere Beamte waren Hindus, während letztere unter der englischen Regierung weder Offiziersstellen in der Armee noch andere einflußreiche Aemter bekleiden können und selbst zu Richterstellen nur selten zugelassen werden. Die von Brandt in der „Deutschen Rundschau" veröffentlichten Angaben sind durchaus irreführend. Der Verfasser hat nur englische Quellen, welche der Re-

gierung günstig sind, benützt, ist überhaupt in der einschlägigen Literatur wenig bewandert.

Zu welchen Mitteln die Kriegspartei greift, um das englische Volk aufzuhetzen, zeigt ein im Juliheft der „Nineteenth Century“ 1899 veröffentlichter Artikel. Der Verfasser Shippard, ehmaliger Commissär von Bechuanaland, entblödet sich nicht, offen zum Kriege gegen die Buren aufzufordern, welche er des Treubruches und der Grausamkeit beschuldigt, weil sie den britischen Ansiedlern in Transvaal nicht volle Rechtsgleichheit gewähren und das Bürgerrecht an bestimmte Bedingungen knüpfen. Jeder, der die Geschichte des Uitlanders und des Einfalls der von Jameson geführten Engländer in das Gebiet der Buren kennt, wird zugestehen müssen, daß die Gewährung der von den englischen Einwanderern beanspruchten Rechtsgleichheit den Sturz des bestehenden Regimentes und die Vereinigung von Transvaal mit der Kap-Colonie zur Folge haben würde. Davon sagt Shippard kein Wort, er hat die Stirne, diese Engländer als die loyalsten Leute darzustellen, die zu vertheidigen die englische Regierung verpflichtet sei. Sie im Stich zu lassen, erscheint ihm als eine ebenso große Thorheit, wie die Bekämpfung der amerikanischen Colonien im 18. Jahrhundert.

England verdankt seine Größe der Weisheit jener Staatsmänner, welche europäische Verwicklungen vermieden und die Kunst des Friedens gepflegt haben; die neue Politik muß sich erst noch bewähren und wird England, wenn es unterliegt, statt Ehre Schande einbringen. Selbst ein Sieg über Frankreich und Rußland würde Großbritannien die Hegemonie zur See, die es im Anfang dieses Jahrhunderts besessen, nicht wieder zurückgeben sondern nur zu einer Vereinigung aller Staaten Europa's gegen dasselbe führen. Die übrigen Mächte können ruhig zusehen, wie England sich allmählig erschöpft, wie es Millionen vergeudet, wie es nach allen Seiten sich neue Feinde schafft und alle Vortheile aufgibt, welche eine concentrische Stellung gewähren kann. Die

englische Waffenrüstung hat viele Fugen, das ungeheure englische Gebiet hat manche schwache Plätze, welche der Feind wegnehmen kann, ohne von der englischen Flotte gehindert zu werden. Es ist sehr zweifelhaft, ob die Engländer im Falle eines Krieges die zur Beherrschung des mittelländischen Meeres nöthigen Schiffe erübrigen können. Wie dem auch sein mag, sie können das Auslaufen der gegnerischen Schiffe, die Ueberführung von Truppen nach Afrika kaum verhindern. Diese könnten in Verbindung mit feindlichen Stämmen das in Afrika aufgerichtete Reich unschwer zerstören und England den allergrößten Schaden zufügen. England bedarf mehr als jedes andere Land des Friedens, England hat mehr als jedes andere Land schwere Krisen zu fürchten. Ein Krieg wird diese nicht verzögern, sondern beschleunigen.

B.

XXVII.
Kirchenpolitik der Königin Elisabeth.[1)]
1558—1564.

Die Kirchenpolitik, welche Königin Elisabeth im Anfange ihrer langgefristeten Regierung (1558—1603) befolgte, ist schon oft zum Gegenstand der Erörterung gemacht worden. Protestantische Gelehrte haben ihre Schonung und Milde gepriesen. Auf dem Wege der Ueberzeugung und nicht mit brutaler Gewalt sei sie vorgegangen; und gerade dieses Verfahren habe ihr die Herzen gewonnen, und die katholische Geistlichkeit, etwa zweihundert Priester ausgenommen, sei

1) The Elizabethan Clergy and the Settlement of Religion 1558—1564. By Henry Gee, B. D., F. S. A. With illustrative Documents and Lists. Oxford. Clarendon Press. 1898. 8°. XX. 326 pag.

mit klingendem Spiel in die neue Staatskirche eingezogen. Von den Bischöfen wird im Interesse dieser durchaus haltlosen Meinung gänzlich abgesehen. Denn nachdem sie wie ein Mann und wie eine eherne Mauer der die päpstliche Gewalt beseitigenden und an deren Stelle die Krone berufenden, sowie eine ganz neue Liturgie bestimmenden Gesetzgebung von 1559 sich entgegengestellt, hat Elisabeth sie sammt und sonders ihrer Aemter beraubt, in den Tower eingekerkert und dann unter vielen harten Entbehrungen der Obhut der neuen anglikanischen Prälaten unterworfen. Auf Grund eines allgemein geschätzten Quellenwerkes, dessen Verfasser, der gelehrte Convertit aus der Cambridge-Schule und Redemptorist T. E. Bridgett, nach einem im Dienste der Religion und der Wissenschaft verbrachten Leben am 17. Februar 1899 in London gottselig verschieden ist, wurde in diesen Blättern ein Bild von dem Schicksale der letzten Mitglieder des englischen Episkopats entworfen (Bd. 105 S. 278 ff.). Vor einigen Jahren hat der aus Schottland stammende, seit vielen Jahren aber in Paris lebende Jesuitenpater J. Forbes-Leith die Frage nach der Zahl der treugebliebenen Priester sehr gründlich untersucht in der Revue des questions historiques Bd. 58 (1895) S. 456 ff. in einem lesenswerthen Artikel mit der Ueberschrift: La révolution religieuse en Angleterre à l'avènement d'Élizabeth et la résistance du clergé catholique. Wenn derselbe auch kein abschließendes Ergebniß erzielt hat, so ist doch aus seinen Untersuchungen zu entnehmen, daß die Behauptung, nur zweihundert Priester hätten vor Elisabeths Staatskirche sich nicht gebeugt, weit hinter der Wahrheit zurückbleibt.

Der nämlichen Frage ist jetzt ein Anglikaner nahegetreten in dem unten bezeichneten Werk, welches auch in diesen Blättern eine kurze Anzeige verlangt. Denn das muß man dem Verfasser nachrühmen, daß er mit Fleiß gearbeitet, viele Quellen, die unbeachtet geblieben waren, herangezogen und den Gang der Ereignisse von Ende 1558 bis 1564 genau gezeichnet hat. Er behandelt: Elisabeths erstes Parlament, die Absetzung der katholischen Bischöfe, die Thätigkeit der königlichen Visitatoren in den nördlichen und südlichen

Provinzen und auf den beiden Landeshochschulen Oxford und Cambridge, die verschiedenen Kirchenkommissionen, die Strafgesetze des ersten Parlaments der Königin zum Schutz der neueingerichteten Nationalkirche, die Ansichten der Schriftsteller, sowie die Mittheilungen der bischöflichen Register über die abgefallenen und standhaft gebliebenen Priester der alten Kirche. Die Mittheilungen aus den Registern fesseln unser Interesse in demselben Maße, wie einige ungedruckte Urkunden, welche dem schön ausgestatteten und mit einem sehr sorgfältig gearbeiteten Register versehenen Buch einen bleibenden Werth sichern.

Und dennoch ist dieses Buch mit großer Vorsicht zu gebrauchen, weil der Verfasser im Bann einer vorgefaßten Meinung und eines durchaus anzustrebenden Zieles steht. Unter allen Umständen möchte er den Satz beweisen: Die Zahl der standhaft gebliebenen Geistlichen ist sehr gering gewesen. Der Verfasser unterläßt es nicht, des öftern sogar Bemerkungen einzuflechten, welche geeignet scheinen, das Urtheil des Lesers nach dieser Richtung zu bestimmen. Gegen dieses Verfahren muß Einspruch erhoben werden. „Es ist ungewiß", schreibt er (38), „aus welchem Grunde die Angelegenheit (Absetzung) Bourne's so lange vertagt wurde, doch sind wir geneigt anzunehmen, daß man die Hoffnung hegte, er werde sich nachgiebig erweisen". Zu den entschiedensten Anhängern des katholischen Glaubens und schärfsten Bekämpfern des im Parlament eingebrachten Gesetzentwurfs über Uniformität, welches mit Beseitigung der hl. Messe eine neue, protestantische Liturgie der Nation aufzwang, gehörte der Bischof Scott von Chester. Zu dessen Rede am 28. April 1559 im Oberhaus gegen dieses grundstürzende Gesetz bemerkt der Verfasser (8), der Bischof „habe keine Andeutung über den Umfang der in der Geistlichkeit wider das Gesetz bestehenden Abneigung gegeben". Das war eben nicht nothwendig, weil das Parlament die Opposition ganz genau kannte. Das ist der wahre Grund seines Schweigens. Naheliegend, aber durchaus verfehlt wäre der Schluß, als sei das Stillschweigen des Prälaten in dem Mangel alles Widerstandes gegen die neuen Maßregeln der Gesetzgebung begründet. Daß der Widerstand weite Kreise erfaßt haben muß, erkennen wir aus den Bemerkungen von Freund und Feind, welche Gee

uns gespendet hat. So meldet der spanische Gesandte, Bischof von Aquila, „daß die Zahl und die Standhaftigkeit der Katholiken sie (die Königin und den Geheimen Rath) in Schrecken setzen, da sie erkennen, daß sie nicht im Stande sind, auch nur einen einzigen auf ihre Seite zu bringen“ (41). „Wenn“, so schreibt Jewell, der neugläubige Bischof von Salisbury, „irgendwo Widerstand anzutreffen war, dann bekundet er sich in den Reihen der Priester, namentlich derjenigen, die ehedem auf unserer Seite gestanden. . . . Mögen sie auch noch so viele Verwirrung anstiften, wir haben sie aus Rang und Amt entfernt“ (99). Es kommen Stellen vor, in welchen unser Verfasser sich der tiefen Bedeutung solcher und ähnlicher zeitgenössischer Zeugnisse nicht zu entziehen scheint. „Zugleich aber“, schreibt er (132), „glauben wir nicht, daß diejenigen, welche sich zum Uebergang entschlossen, das aus freien Stücken thaten, denn wie Wood bemerkt: ‚Viele conformirten sich eine Zeit lang, bis sie sahen, welche Wendung die Dinge nehmen würden‘.“

Statistisch ist sicher, daß die Zahl sämmtlicher Pfründen bei der Thronbesteigung Elisabeths 1558 sich auf 9400 in England bezifferte. Von dieser Summe sind die Pluralisten mit zwei oder noch mehr Pfründen in Abzug zu bringen. Des Weitern steht fest, daß nur achthundert Geistliche das neue Gesetz der Uniformität des Gottesdienstes durch Unterzeichnung annahmen. Des Weitern ist zu betonen, daß die Zahl der Resignationen der Pfründen gerade in dieser Zeit nach Ausweis der bischöflichen Register sehr bedeutend ist. Der Allgemeinheit des Widerstandes der Geistlichkeit gegen die Beseitigung der katholischen Kirche und des hl. Stuhles hat Child in seinem Werke Church and State S. 180 in folgenden Worten Ausdruck geliehen: „Es ist eine Thatsache, auf welche moderne anglikanische Kirchenhistoriker nicht oft die Aufmerksamkeit hinlenken, daß das einzige geistliche Parlament (Convocation) in der frühesten Periode der Reformation, welches offenbar ohne jeglichen Druck seitens der Regierung gewählt worden und als frei berufene Vertretung der englischen Geistlichkeit gelten darf, seine Ansicht zu Gunsten des römischen Glaubens und des Gehorsams gegen den Papst, und zwar anscheinend einstimmig, kundgegeben hat. Es ist unberechtigt, zu behaupten,

daß diese Convocation nicht in dem Maße, wie andere, den Charakter einer Vertretung der ganzen Geistlichkeit besaß".[1]) Dieses Zeugniß allein schon berechtigt uns, die vielen aus jener Zeit verzeichneten Verzichtleistungen auf kirchliche Pfründen auf die Abneigung der Geistlichkeit wider die religiöse Neuerung zurückzuführen. Gee befindet sich dieser Thatsache gegenüber in Verlegenheit. Alle nur denkbaren andern Beweggründe möchte er dem Leser empfehlen, nur nicht den von uns angezogenen. Und doch sieht auch er sich zu dem Bekenntniß gezwungen, daß sich im November 1559 „eine bedeutende Bewegung unter der Geistlichkeit kundgab" (143). Hätte Gee seine Untersuchungen auf nur einige wenige weitere Jahre ausgedehnt und den großen Aufstand der nördlichen Grafschaften in dieselben einbezogen, so würde er zu ganz andern Ergebnissen gelangt sein. Uebrigens ist zu beachten, daß es damals auch weite Kreise gab, in denen man sich mit der Theorie des Zuwartens zufriedengab. Die in raschem Wechsel aufeinanderfolgenden Neuerungen auf dem Gebiete der Religion unter Heinrich VIII. und seinen drei Kindern Eduard, Maria und Elisabeth schienen zu der Hoffnung zu berechtigen, daß man es auch diesmal nicht mit einer völlig festen und abschließenden Gestaltung der Dinge zu thun habe. Man erwartete bessere Zeiten. Leider sind diese nicht eingetroffen. Viele andere Geistliche zogen sich auf die Schlösser des katholischen Adels zurück, um hier im Geheimen ihre geistlichen Dienste zu vollziehen. Endlich ist die von Parker in Brief 86 seiner Correspondenz bezeugte und durch den Katholiken John Rastall erhärtete Thatsache zu beachten, daß die Reformatoren gezwungen waren, „Schustern, Webern, Gerbern den Zutritt zur Kanzel zu gestatten, um die Stelle der Priester einzunehmen".[1]) Katholische Priester waren eben für die Dienste der religiösen Neuerung nicht zu haben. Die altprotestantische Legende, nur zweihundert katholische Geistliche hätten bei der Einführung der Staatskirche dem katholischen Glauben 1559 Treue bewahrt,

---

1) Tablet 92 (1898) 969.
2) Tablet 92 (1898) 970.

welche Gee in seinem Buche zu stützen sucht, wird durch diese nämliche Schrift widerlegt.

James Gairdner, der gelehrte Herausgeber der State Papers König Heinrichs VIII., hat Gee's Werk in der English Historical Review XIV (1899), 160 eine Besprechung gewidmet. Was die englischen Bischöfe anlangt, die sämmtlich die Staatskirche Elisabeths ablehnten, so bekennt er, daß deren Behandlung durch die Königin eine Revolution bedeute. Anders verhalte es sich mit der niedern Geistlichkeit. Hier müßte unser Urtheil über Elisabeths Gewaltthaten eingeschränkt werden. Schade nur, daß er auf der nämlichen Seite Wasser in den Wein gießt und den Leser davor warnt, sich von der Milde der Königin gegenüber der niedern Geistlichkeit übertriebene Vorstellungen zu machen. Zum Beweise für diese Warnung berichtet er die schimpfliche Behandlung, die ein katholischer Priester im September 1562 in London erfuhr, den man ertappt, als er sich im Hause der Lady Cary zur Darbringung des hl. Meßopfers anschickte. Die milde Behandlung bestand darin, daß er in seinen Priestergewändern unter dem Johlen der Menge, die ihm den Tod durch den Strang zu wünschen die Gewogenheit hatte, zum Gefängniß getrieben, und dann „wegen Vorbereitung zur Messe“ mit zwölf Monaten Gefängniß belegt wurde, während der Richter die Lady Cary und jede der bei der Vorbereitung zur Messe von den Häschern betroffene Person mit einer Geldbuße von je hundert Mark bestrafte — einer für den damaligen Geldeswerth außerordentlichen Summe. Und diese Geldstrafe mußte von einigen in Terminen von je drei Monaten, von andern in solchen von je sechs Monaten erlegt werden. Mit einem Anflug von Hohn schließt Mr. Gairdner: Those were the good old days of Queen Bess.

Aachen. A. Bellesheim.

XXVIII.

Die englische Machtstellung und Indiens Zukunft.[1]

England steht mehr als je seit der Niederwerfung Napoleons im Vordergrund und hat durch seine ebenso zuversichtliche als siegeswisse äußere Politik nicht wenige der Staatsmänner des Continents verblüfft. Weit entfernt, seinen Eroberungen ein Ziel zu setzen, beharrt es in dem seit Jahren mit Consequenz verfolgten Plane, den europäischen Mächten den Zugang zu dem großen in Indien gestifteten Reiche zu verschließen und sich daselbst zu befestigen. Nicht von Seite Rußlands, wie viele Engländer und Anglomanen uns beständig wiederholen, droht den Engländern Gefahr, sondern von der asiatischen Bewegung, welche sich langsam und ganz allmählich vorbereitet und nichts Geringeres als die Abschüttelung des fremden Joches bezweckt. Durch die Filippinos ist der Stein ins Rollen gekommen; sie haben ihr Leben in die Schanze geschlagen, um ihre Unabhängigkeit zu erkämpfen. Ihr Beispiel wird voraussichtlich Nachahmer finden und gleich ihnen werden die übrigen

1) Bose P., A History of Hindu Civilisation during British Rule. 3 Vols. London, Kegan Paul 1894—96. Hübbe-Schleiden, Indien und die indische Kultur wirthschaftlich und politisch betrachtet. Hamburg 1898. Mittheilungen der geographischen Gesellschaft in Hamburg Bd. XIV.

Asiaten die Parole „Asien für die Asiaten“ ausgeben und ihre europäischen Herren zu verjagen suchen.

Daß in Indien eine große Gährung herrscht, daß die Indier mit dem englischen Regimente unzufrieden sind und eben weil sie die Wohlthaten einer gerechten und geordneten Regierung so lange genossen haben, nicht dankbar sind, wird auch von Engländern allgemein zugegeben; über die Frage, ob es gelingen werde die englische Herrschaft auf einer neuen Grundlage aufzubauen und zu befestigen, darüber gehen die Urtheile auseinander. Hübbe-Schleiden, dessen Kenntnisse und Scharfsinn alle Anerkennung verdienen, sagt: Daß Indien ein selbständiges Reich von englischer Nation und Sprache wird, das scheint mir eine Möglichkeit von gar nicht ferner Zukunft. Andere Hindus und Engländer sind weniger zuversichtlich, wieder andere sagen den baldigen Sturz Englands voraus, alle aber stimmen darüber überein, daß das bestehende Regierungssystem nicht aufrecht erhalten werden kann.

Die Frage ist die: kann die gegenwärtige englische Regierung mit ihrem Beamtenpersonal, ihren Traditionen, ihrem System eine neue Methode verfolgen, sich den Wünschen und Eigenthümlichkeiten der Indier anpassen, oder muß ein ganz neues Personal von England nach Indien kommen? Vermag die Regierung den wirklich großen Uebelständen, welche bei der großen Masse der Hauptgrund der Unzufriedenheit sind, abzustellen?

Bleiben wir vorab bei der letzten Frage stehen.

Indien ist ein sehr armes Land, und wie Wilson Hunter „Englands Work in India“ richtig bemerkt, viel ärmer als man früher geglaubt hat. „Die Reichen, sagt Bose, werden immer reicher, die Armen immer ärmer“; selbst Hübbe, der so gern die Lichtseite hervorhebt, betont, daß 60 Millionen Indier nicht genug zu essen haben. Während Bose den Grund der Armuth und Noth in der Bedrückung seitens der Regierung und der verkehrten Finanzwirthschaft erblickt,

macht Hunter geltend, daß einige Theile Indiens übervölkert seien und eine dreimal größere Bevölkerung ernähren müßten als im Jahre 1770. Nur nebenbei läßt er die Bemerkung einschlüpfen, der Ackerbau habe sich so sehr gehoben, daß Indien viel Getreide und Lebensmittel nach England exportire. Wir haben hier dasselbe System, wie in Irland. Um die hohen Gehalte und Pensionen der Beamten, die Zinsen der Staatsschuld zu zahlen, muß das indische Reich Getreide und Rohstoffe nach England importiren, seine Märkte werden mit englischen Waaren überschwemmt, und so findet sich für die Bevölkerung keine angemessene Beschäftigung. Die Armuth der Bewohner ist daher nicht auf Rechnung der Regierten, sondern auf die der Regenten zu setzen, welche das englische Handwerk ruinirten und die Hausindustrie zerstört haben. Der Uebergang von Hausindustrie zum Großbetrieb war überall mit großen Opfern und Leiden seitens des kleinen Mannes begleitet, der auf einmal seine gewohnte Beschäftigung verlor; in Indien machte sich die Noth mehr fühlbar, weil anfangs nur wenige Fabriken eröffnet wurden, meistens nur in Städten wie in Bombay und Calcutta, und weil auch heutzutage die Zahl der Fabriken und der von ihnen beschäftigten Arbeiter in keinem Verhältnisse zu den mehr als 300 Millionen Bewohnern des großen Reiches steht. Indien zählt nur 400,000 Fabrikarbeiter, während sie in England sich auf mehrere Millionen belaufen. Es war im Interesse der Indier und ihrer Regierung, sich durch Schutzzölle gegen das Ueberfluthen ihrer Märkte zu sichern und die Bewohner, welche unter dem Steuerjoch seufzten, zu erleichtern; aber die Regierung war und ist auch heute noch vom englischen Parlament abhängig und muß sich den Anordnungen und Befehlen des englischen Ministeriums unterwerfen. Wenn die Indier behaupten, ihr Land sei nur dazu da, um von den Engländern ausgebeutet zu werden, so haben sie nicht ganz Unrecht, ja es klingt fast wie Hohn, wenn englische Publicisten und Schriftsteller be-

ständig betheuern, England ziehe aus dem Besitze Indiens keinen andern Vortheil als den des Handels.

Die englischen Kapitalisten, welche für die in Indien angelegten Gelder hohe Zinsen beziehen, die Eigenthümer oder Aktionäre der indischen Eisenbahnen, die vom Staat subventionirt werden, die Militär- und Civilbeamten, deren Gehalte die ihrer englischen Collegen bei weitem überschreiten, endlich die Fabrikanten, die meistens Engländer sind, ziehen offenbar große pekuniäre Vortheile aus Indien. Sie sind dahin gezogen, um sich schnell zu bereichern und dann wieder nach England zurückzukehren. Es wäre eine wirklich interessante Aufgabe, alle die englischen Familien zusammenzustellen, welche den Grund zu ihrem Reichthum in Indien gelegt haben.

Indien bezahlt England keinen Tribut, die Engländer schicken keine Steuerpächter (publicani) in die eroberten Provinzen, seine Gouverneure und höheren Beamten zeichnen sich durch Gerechtigkeitsgefühl und Unbestechlichkeit aus, sie tragen aber zur Ausplünderung und Verarmung des Landes kaum weniger bei, als die römischen Gouverneure, wie folgende, Bose entnommene Angaben zeigen.

Die indischen Civilbeamten (Civil Service), die einen sehr hohen Gehalt beziehen, waren früher weit zahlreicher als jetzt und bezogen weit höhere Gehalte als gegenwärtig; auch Eingeborene werden jetzt zu den höheren Stellen zugelassen. In welchem Verhältniß dies geschieht, erhellt aus unserer Tabelle (Bose I, LXXXVII):

1) Stellen mit einem Gehalt von 50—60,000 Rupies (1 1/4 Mark, ursprünglich 2 Mark) monatlich werden bekleidet von 47 Europäern, 1 Indier. 2) Stellen von 40—50,000 R. 47 Europäer, 3 Indier. 3) von 30—40,000 R. 125 Europäer. 4) von 20—30,000 R. 346 Europäer, 3 Indier. 5) von 10—20,000 R. 951 Europäer, 12 Eurasier (Abkömmling eines europäischen Vaters und einer indischen Mutter), 40 Indier. 6) von 5—10,000 R. 2078 Europäer, 111 Eurasier, 446 Indier. 7) von 2500—5000 R. 1334 Europäer, 1647 Eurasier, 545 Indier. 8) von 1000—2500 R. 2097 Europäer, 1963

Eurasier, 6915 Indier. In den niedrigeren und weit weniger einträglichen Stellungen finden sich meistens nur Indier, von denen einige monatlich nicht mehr als 4 Rupies = 5 Mark erhalten. Rechnet man diese, es sind Postboten, Gerichtsdiener rc., zu den Beamten, dann kommt man mit Brandt (Deutsche Rundschau, Juni 1899) zu dem Schluß, daß die Indier in dem Beamtenstand gut vertreten sind.

Seit dem großen Aufstand der eingeborenen Soldaten (Sepoy War 1857—58) kann kein Indier in der Artillerie verwendet oder eine Offizierstelle erhalten, ferner ist das europäische Contingent so vermehrt worden, daß es ein Drittel der ganzen Armee beträgt (in neuester Zeit ist man von dieser Vorschrift häufig abgewichen). Da die Gehalte der Offiziere ebenso hoch sind als die der Civilbeamten, und der Sold der europäischen Soldaten und ihre Verpflegung weit mehr kostet als die der Eingeborenen, so sind die Ausgaben stetig gestiegen, und trotz des Opium- und Salzmonopols und trotz des Bodenzinses, den die Regierung als Eigenthümer von Grund und Boden beansprucht, sieht sich diese genöthigt, die Steuerschraube anzusetzen. Für ein Culturvolk wie die Indier, das seiner geistigen Ueberlegenheit über die praktischen Engländer sich bewußt ist (die geistige Elite Englands darf man natürlich nicht in Indien suchen), ist es überaus demüthigend und peinlich, sich aus allen verantwortlichen und einträglichen Stellen verdrängt zu sehen. Sie müßten keine Menschen sein, wenn sie durch das Mißtrauen, mit dem man ihnen begegnet, sich nicht gekränkt fühlten.

Hunter in seinem oben angezogenen Werke sucht den Nachweis zu führen, daß die moderne indische Regierung das Menschenmögliche für Erleichterung des Looses der Armen gethan, daß es der Apathie und dem Mangel an Initiative seitens der Eingeborenen zuzuschreiben sei, wenn sich die socialen Zustände nicht gebessert hätten. Er empfiehlt größere Rührigkeit, Auswanderung, Beschränkung der frühen Heirathen, das Malthus'sche System. Alle diese Heilmittel

hat man dem schlecht regierten Irland verschrieben, und trotz Auswanderung, trotz der Abnahme der Bevölkerung sind die Massen arm geblieben und entbehren der nöthigen Nahrung und Kleidung. In Irland sowohl als in Indien liegt das Uebel viel tiefer. Infolge des englischen Aussaugesystems, der Unterdrückung der einheimischen Industrie, der großen Geldsummen, welche nach England geschickt werden mußten, und die durch den Export der Rohstoffe kaum gedeckt wurden, verarmten beide Länder und können sich, solange das gegenwärtige System beibehalten wird, nicht erholen. Der Unterschied zwischen Indien und Irland ist indeß der, daß in letzterem die Großgrundbesitzer den Bodenzins erhalten, während in ersterem die Regierung denselben durch ihre Beamten (Collectors) einzieht. Mit wunderbarer Naivetät bemerkt Hübbe: „Die 314 Millionen Mark, welche mit dem Agio sich auf 549 Millionen belaufen, decken sich so ziemlich mit den Ueberschüssen der Finanzverwaltung Indiens“ (232).

Derselbe Gewährsmann berichtet uns: „Während 1893—96 betrug der Kursverlust 75 Prozent (die Indier haben bekanntlich nur Silberwährung, müssen aber ihre Zahlungen in Gold leisten); um die Beträge nach England zu schicken, mußten drei Viertel hinzugesetzt werden“ (232). Wie viele nützliche Reformen könnte man ins Werk setzen, wenn auch nur ein Theil auf den Bau von Wasserbehältern und Kanälen, auf Errichtung oder Unterstützung von Darlehenskassen, Urbarmachung von Einöden verwendet würde. Aber der Staat fordert sein Pfund Fleisch, der Staat, richtiger England, wünscht und befiehlt, daß Indien für seine kostspieligen Kriege Gut und Blut dahingebe. Das Militär kostet die Indier so viel, daß sie den Beschützern ihres Vermögens wenig dankbar sind, denn wenn es so fortgeht, wenn der Krieg und die Rimessen nach England, welche nach Sir George Campells Berechnung (British Empire S. 70) etwa 30,000,000 £ betragen, alle Ersparnisse verschlingen, bleibt bald nichts mehr zu bewachen übrig.

Wie wenig sich die militärischen Autoritäten Indiens von den Vorschriften der Staatswirthschaft bestimmen lassen, wie große Summen sie verschleudern, soll an einigen Beispielen gezeigt werden. Die Kasernen, welche an verschiedenen Orten unter der Oberleitung von sachkundigen Offizieren gebaut und von ihren Nachfolgern als unnütz verworfen werden, gleichen eher Palästen, als Wohnungen von Soldaten. Um die indische Grenze zu sichern, welche bis zum Jahre 1875 durch den Indusfluß gebildet ward, wurden verschiedene Städte und die Eingänge zu den bedeutendsten Pässen nach Afghanistan befestigt; seit die Grenze bis an den Oxus vorgeschoben ist und Afghanistan einschließt, wurden neue Vertheidigungslinien angelegt, neue Eisenbahnen gebaut. Diese Eisenbahnen haben sich zum großen Theil als unnütz erwiesen. Schneestürme, Regengüsse, Erdbeben haben die Brücken zerstört, das unter den Schienen liegende Erdreich weggespült, die Eingänge zu den Tunnels verschüttet. Die Reparatur hat oft mehr gekostet als die erste Herstellung. Aus Younghusbands Indian Frontier Warfare ersieht man, wie kostspielig die seit Jahren gegen die kriegerischen Stämme Afghanistans unternommenen Feldzüge waren. Das Zusammenbringen von vielen Tausenden von Zugthieren für den Transport, die Beschaffung von Lebensmitteln verursachen die größten Unkosten. Die englischen Soldaten sind nicht so genügsam wie die Eingeborenen, und kämpfen nur dann gut, wenn sie gut genährt sind. In diesen Kämpfen mit den Afghanen haben die Engländer nicht nur viele eingeborene, sondern auch europäische Soldaten verloren. Dieselben können nicht so leicht ersetzt werden. Das Werbegeld, die Reise nach Indien sind bekanntlich sehr kostspielig. Excesse im Trinken, Ausschweifungen aller Art raffen manche Soldaten binnen weniger Jahre ihres Aufenthaltes in Indien hinweg; denn die Offiziere, die, was die militärische Disciplin anlangt, sehr strenge Anforderungen stellen, sehen über die oben gerügten Fehler hinweg.

Eine Armee von 45,000 Mann mit einigen Tausend Offizieren, 10,000 englische Civilbeamte, so hoch ihr Gehalt auch sein mag, können die Steuern kaum viel erhöhen; nach Hunter belaufen sich die Kosten der Soldaten per Kopf nur auf 1 Mark. Das ist ganz richtig betreffs Englands oder anderer Staaten Europas, beweist aber durchaus nichts für Indien, wo die Bewohner so arm sind. Indien besitzt reiche Kohlenlager, Eisenerz, Kupfer und andere Metalle, es kann fast alles reproduciren und ist ungleich England von andern Staaten nicht abhängig; die Regierung hat aber leider wenig für die Eröffnung der Hilfsquellen des Landes gethan und sogar in der letzten Zeit die englischen Baumwollenzeuge auf Kosten der indischen begünstigt. Indien könnte, wenn der Regierung nicht von dem englischen Ministerium die Hände gebunden wären, die Europäer von den Märkten Asiens verdrängen, einmal wegen des geringen Arbeitslohnes, dann wegen der geringeren Fracht, aber Indien ist eben für England da, muß England recht viele Rohprodukte liefern, darf aber um keinen Preis den britischen Handel überflügeln. Daß der sonst so praktische Engländer weder Handels- noch technische Schulen gegründet und den Naturwissenschaften besonders in ihrer praktischen Anwendung so wenig Beachtung geschenkt hat, ist jedenfalls ein großer Fehler, der wohl zum Theil seinen Grund in der Eifersucht hat. Die Engländer wünschten nicht, daß ihnen die Eingeborenen ins Handwerk pfuschten. Diese Politik ist höchst unklug und nährt das bei dem Schwächeren so natürliche Mißtrauen gegen den Stärkeren. Die Colleges (entsprechen unseren Universitäten) und High Schools (unseren Mittelschulen) hätten durch die Ausdehnung ihres Lehrstoffes manche junge Studenten bestimmt, sich einem technischen Fach oder dem Handel zu widmen und gesunde wirthschaftliche Ideen verbreitet; während die heutige, fast ausschließlich literarische Erziehung nur den Zwang zu einigen gelehrten Professionen

und zu dem Provincial Civil Service, d. h. zu untergeordneten Stellen in der Verwaltung bietet.

Wenn die Regierung bisweilen mit Recht die Klage erhebt, daß man alles von ihr erwarte, so ist ihre Klage in diesem Falle durchaus unberechtigt, sie hat es nur ihrer Kurzsichtigkeit zuzuschreiben, daß gerade unter den akademisch Gebildeten die Unzufriedenheit und das Mißvergnügen so groß sind. Höhere Bürger- und Realschulen, Ackerbau- und Gewerbschulen, Vorlesungen über Staatswirthschaft hätten den indischen Geist, der sich so gern von der sichtbaren Welt in das Gebiet der Träume und Reflexion flüchtet, erleuchtet und gekräftigt und zur Thätigkeit angespornt; auch jetzt macht man noch keine Miene, das Versäumte nachzuholen. Der Zudrang zu den Studien, die Menge akademisch gebildeter jungen Leute, die sich übertriebene Vorstellungen von Freiheit und Gleichheit gebildet haben, die aus der Geschichte der englischen Herrschaft in Indien nur eine Geschichte der Unterdrückung ihrer Rasse herausgelesen haben, ist eine wahre Calamität. Könnte die Regierung diese Leutchen anstellen, sie nach und nach zu höheren Stellen befördern, so würde der indische Patriotismus, der durch die englische Literatur großgezogen wird, innerhalb bescheidener Schranken bleiben und zur Anerkennung der englischen Verdienste um Indien führen; so aber artet die jugendliche Begeisterung der Studenten in Verbissenheit und Haß gegen die Herrscher aus. Es sind nur Furcht und Klugheit, welche den indischen Zeitungsschreibern und Verfassern von Flugschriften einige Zurückhaltung auferlegen.

Wer England, den englischen Charakter, englische Sitten als mustergültig hinstellt, muß sich darauf gefaßt machen, daß die Schüler auch die Fehler ihrer Lehrmeister, ihre Tadelsucht, ihre Störrigkeit und Eigensinn nachahmen. So hat sich die indische Regierung selbst die Ruthe gebunden, mit der sie gezüchtigt wird. Man hat die Freiheit der Presse zu beschränken gesucht, aber mit sehr zweifelhaften Erfolge,

und gegen den Rath der Klügeren, welche öffentliche Besprechung von Beschwerden und Uebelständen geheimen Agitationen vorziehen. Solange die englischen Zeitungen und Zeitschriften in Indien verbreitet werden können, welche die Willkür und die Mißgriffe der indischen Regierung aufs maßloseste angreifen, kann nichts erreicht werden. Das patriarchale System ist und bleibt eben eine Anomalie und ist mit der Freiheit und Autonomie der Völker unvereinbar. Demokratische Institutionen lassen sich mit dem Absolutismus nicht verquicken. Das sehen die Angloindier leider nicht. Sie glauben die Indier als Kinder behandeln zu können, dulden die Versammlungen des Nationalen Congresses, der 1885 gegründet worden, nehmen seine Resolutionen huldvoll entgegen, gehen aber ruhig ihres eigenen Weges. Auflösen kann man den Congreß nicht mehr, ohne die im Lande herrschende Gährung noch zu vermehren, es bleibt also nichts übrig, als seine Resolutionen und Forderungen, die trotz aller Mäßigung sehr bestimmt sind, zu berücksichtigen. Von den bei Bose III, 61 abgedruckten Resolutionen heben wir einige Hauptpunkte hervor: I. Protest gegen die Besteuerung der indischen Baumwollenzeuge, durch welche eine eben aufblühende Industrie zu Gunsten Englands geschädigt wird. II. Klage über die Verletzung der früher in der Agrarfrage vereinbarten Bestimmungen über Erhöhung des Pachtzinses und festen Pachtbesitz. III. Die Regierung wird daran erinnert, daß 50 Millionen dem Hungertode nahe sind und nur mit Mühe ihr Dasein fristen. IV. Forderung, der englische Staatssekretär solle nicht länger auf seinen geheimen Rath, sondern auf eine aus Parlamentsmitgliedern bestehende ständige Commission zu hören haben. In einer von der Regierung beschlossenen Untersuchung über die Finanzlage Indiens soll auch die Frage behandelt werden, ob das Volk größere Lasten tragen könne. VI. Klage über die Besetzung von höheren Stellen, die Offizieren übertragen werden, welche der so nöthigen juristischen Kenntnisse ent-

wehren. XII. Das einzige Mittel gegen den überhand-nehmenden Steuerdruck ist die Herabsetzung des Gehaltes der europäischen Offiziere und Civilbeamten und die Anstellung von Indiern. Noch viel einschneidender sind die im 16. Artikel vorgeschlagenen Reformen, die alle den Nagel auf den Kopf treffen, aber den Angloindiern nichts weniger als angenehm sein müssen.

Die Berechtigung dieser und anderer Klagen ist in liberalen englischen Zeitschriften, wie Contemporary und Westminster Review, und den Reden von englischen und namentlich irischen Parlamentsmitgliedern, selbst von Ministern der Krone anerkannt worden; gleichwohl ist wenig Aussicht vorhanden, daß die Indier so bald ein Parlament erhalten werden. Hübbe freilich, der die indischen Zustände weit besser kennt als die englischen, ist anderer Ansicht und behauptet kühn: „Daß Indien ein selbständiges Reich von englischer Nation und Sprache wird, das scheint mir eine Möglichkeit von gar nicht ferner Zukunft" (S. 250). Schon der Satz, der dies begründen soll, ruht auf einer falschen Voraussetzung: „Warum sollten sich nicht genügend Engländer in Indien heimisch machen können, um daselbst zu regieren?" Das ist erstens ein Ding der Unmöglichkeit und wäre zweitens durchaus nicht wünschenswerth. Ganz tüchtige, ideal veranlagte junge Leute können sich den schlimmen Einflüssen, welche die angloindische Umgebung ausübt, nicht ganz entziehen und verlieren die Sympathie und Achtung, die sie anfangs den Eingeborenen bezeigt haben. Diese neuen Ankömmlinge sind indeß das Salz für die englische Gesellschaft, das Element, das Reformen und Fortschritt möglich macht. Die zur Maschine erstarrten und verknöcherten Beamten, die mit dem Polizeistock regieren wollen, scheiden nach Vollendung der zur Erlangung einer Pension nöthigen Dienstjahre aus und entfernen somit eines der größten Hindernisse. Blieben diese Männer, denen Despotismus zur zweiten Natur geworden ist, in Indien zurück, hätten sie Sitz und Stimme in einem

indischen Parlament, so zöge man in Indien einen Adel groß (schon jetzt sind unter den höheren Beamten die nachgeborenen Söhne des hohen und niederen Adels zu sehr begünstigt), der weit schlimmer wäre als der Adel des Mittelalters. Die regelmäßige Erneuerung der Beamten hat die Verknöcherung der Beamtenwelt und ihre Ausartung in eine Kaste verhindert. Die von Hübbe befürwortete Neuerung würde dazu führen, daß die Beamtenstellen in einer bestimmten Zahl von Familien erblich würden, daß der Beamte einen Beamten zeugte, daß der Sohn in den Fußtapfen des Vaters wandelte, seine Fehler noch überböte.

Nein, eine englische Herrschaft in Indien, ein einmüthiges Zusammenwirken der Engländer und Eingeborenen ist unmöglich. Der Indier kann dem Europäer die Vorrechte, die er für unbedingt nöthig hält, nicht überlassen; der Engländer aber wird den Indier nie als gleichberechtigten Mitbürger anerkennen. Hübbe meint, man müsse den Stier beim Horn nehmen und die indische Volkskraft in die rechte Bahn leiten; man müsse den Indiern Autonomie gewähren; dieselben müßten einsehen, daß sie die Engländer nothwendig hätten, daß sie ohne England sich nicht regieren könnten. Soweit wir die Geschichte des englischen Volkes kennen, wird England nur durch die bittere Noth gezwungen, sich zu Zugeständnissen verstehen. Wie es der Nachbarinsel beharrlich ein nationales Parlament verweigert, obgleich sich in Irland eine bedeutende aus Episkopalen und Presbyterianern zusammengesetzte Minderheit findet, so wird es auch Indien gegenüber sich nie zur Berufung eines so buntscheckigen und verschiedene Ziele verfolgenden Parlaments verstehen.

„Wehe über England, sagt Hübbe, wenn es die Freiheiten, die zur Fortentwicklung nothwendig sind, nicht aus Gerechtigkeitsgefühl und aus klarer zielbewußter Politik bewilligen wollte, sondern etwas später erst der Furcht gehorchend, oder drohendem Zwange weichend“ (S. 251).

Solange die Imperialisten am Ruder sind, kann Indien nichts hoffen; die Mitglieder des nationalen Congresses laufen Gefahr, gemaßregelt zu werden, wenn sie in derselben offenen Sprache wie bisher Reformen verlangen; die englischen Minister aber werden, wie so oft vorher, die Warnungen ihrer weisesten Staatsmänner in den Wind schlagen, und wenn nöthig mit Waffengewalt sich Gehorsam erzwingen. Ob sie für die Dauer erfolgreich sein werden, ist freilich eine andere Frage.

Die Indier und die Engländer passen nicht zusammen und werden sich nie verstehen; der Engländer ist kalt, steif und stößt den weichen und gefühlvollen Indier mit Härte von sich, er verachtet alles, was der Indier hochhält, er hat nur Sinn für das Reale, für das, was man messen, wägen kann, und findet das ideale Streben eines Indiers, die pünktliche Erfüllung seiner religiösen Pflichten lächerlich. Von Askese, Selbstverleugnung, dem Losschälen vom Irdischen hat er keinen Begriff; und obgleich sich diese Ideen auch in der Bibel finden, so hat er sie doch nie verstanden, eben weil ihm das Organ dafür fehlt. Sir Charles Dilke „Problems of Great Britain“ II, 124 macht eine ähnliche Bemerkung: „Die Engländer können den Zugang zu den Herzen dieser zahlreichen Völker nicht finden, die so freundlich, mild und schwach, die so bereitwillig, ihr Herz zu öffnen, sich zu geben, wie sie sind, wenn man mit ihnen sprechen könnte“.

Der mäßige nüchterne Hindu kann sich in die englische Gewohnheit, immer zu essen und zu trinken, nicht finden, und ärgert sich nicht wenig über die nicht bloß bei dem geringeren englischen Soldaten, sondern auch bei Offizieren und Civilbeamten so häufigen Laster der Trink- und Genußsucht. Noch tiefer setzen sich die Letzteren herab durch die Offenkundigkeit ihrer sittlichen Verirrungen. Wir wollen auf diese heikle Frage nicht näher eingehen, und nicht untersuchen, ob die Regierung gerade in diesem Punkte nicht mehr habe thun können. Wie kann das Volk mit Ehrfurcht

zu Männern hinaufsehen, die Ehebruch und geschlechtliche Vergehungen nicht länger als entehrende Sünden betrachten? Der Einfluß, den die Angloindier auf Indien ausgeübt haben, war jedenfalls kein guter. Abgesehen von vielen glänzenden Ausnahmen, einem Elphinstone, Munro, Lawrence, Ripon und vielen anderen, haben die meisten durch ihre Worte und ihr Beispiel mehr geschadet als genützt. Indien besser regiert zu haben als seine Vorgänger, ist für England kein großes Lob, denn England befand sich in weit günstigerer Lage als die Moghuldynastie, die Portugiesen und Holländer. Es hätte fast dieses ganze Jahrhundert Frieden halten, die Künste des Friedens pflegen, die reichen Hilfsquellen des Landes eröffnen, den Eingeborenen einen größeren Antheil an der Regierung gewähren können; hat aber durch seine Kriege und Annexionen der indischen Nation großen Schaden zugefügt.

Weit entfernt den Kitt zu bilden, der die verschiedenen Stämme und Nationen verbinden könnte, weit entfernt den Studenten in den höheren Schulen die ethischen Grundsätze einzuschärfen, hat die indische Regierung es ruhig geschehen lassen, daß die europäischen Lehrer ihre Schüler mit dem modernen Skepticismus bekannt machten. Die böse Saat, die ungestraft ausgesäet wurde, ist aufgegangen; viele von den an den europäischen Collegien und Universitäten gebildeten jungen Leute sind Agnostiker und Positivisten, und da sie die Religion ihrer Väter über Bord geworfen haben, ohne allen sittlichen Halt. Darin zeigt sich gerade die rächende Nemesis, daß diese Männer, deren sittliche Erziehung vernachlässigt wurde, die gefährlichsten Feinde Englands geworden sind. Ein aus Indiern und Engländern zusammengesetztes Parlament ist unmöglich, denn es würde zur Anarchie führen; ein indisches Parlament, in welchem der Vicekönig ein Veto hätte, das gleich den Parlamenten von Australien und Canada Autonomie besäße, würde sich wohl am meisten empfehlen.

Jeder Menschenfreund hegt den Wunsch, daß die Hindus nach drei Jahrtausenden der Leiden endlich eine volksthümliche und wohlwollende Regierung erhalten. Einer Nation, die so viele Stürme und Verfolgungen überdauert hat, muß eine wunderbare Lebenskraft innewohnen, sie würde, nachdem die beengenden Fesseln des Kastensystems und der religiösen Vorurtheile zum Theil gesprengt sind, patriotische Männer hervorbringen, welche der gegenwärtigen nationalen Bewegung zum Siege verhelfen werden. Z.

XXIX.
Zur Geschichte der Parteien in Oesterreich-Ungarn.

I.

Ist schon in Deutschland die Vielheit der Parteien eine so große, daß die Orientirung unter denselben schwer wird, so ist es in Oesterreich-Ungarn um diese Orientirung noch viel schlechter bestellt; denn es kommt der Dualismus, die Theilung nach Kronländern, und innerhalb derselben wieder die Trennung oder Zusammengehörigkeit mit Nachbarländern im Reiche diesseits und jenseits der Leitha hinzu. Ungarn, die Länder der böhmischen Krone, Inneröfterreich, der Süden und österreichisch Schlesien mit seiner Dreisprachigkeit, Böhmen und Mähren mit deutsch-czechischen, Tirol mit deutschen und italienischen Sprachgebieten, bald geschlossen, bald ineinander übergreifend, die südslavischen und in die Balkanstaaten hinein reichenden Aspirationen in Dalmatien und Croatien, die Wechselwirkung all dieser nationalen und staatsrechtlichen Bestrebungen diesseits und jenseits der

Leitha, welche bald historischer, bald ideologischer Natur sind: das gibt ein solches Durcheinander von Strömungen des öffentlichen Lebens, daß es ganz begreiflich ist, wenn namentlich Fernestehenden dasselbe einfach unverständlich, ja unsinnig erscheint. Begreiflich ist es auch, wenn Andere, hier wie auswärts, ein Staatswesen, innerhalb dessen so widersprechende Strömungen gegen einander einen Ringkampf auf Leben und Tod führen, nicht mehr für existenzfähig halten.

Die Untersuchung über die Parteiverhältnisse in Oesterreich-Ungarn ist also nicht so müssig, als es vielleicht scheinen möchte. Es hängt an der richtigen oder unrichtigen Anschauung bezüglich derselben nicht blos die Wahrscheinlichkeitsrechnung über das künftige Vorherrschen dieser oder jener Partei im Staate, sondern das richtige oder unrichtige Urtheil über den Fortbestand der österreichisch-ungarischen Monarchie selbst.

Ja, ja blutenden Herzens muß es der Altösterreicher sich gestehen, es steht heute die Existenz der Monarchie in Frage. Es gibt sogar Pessimisten, welche meinen, sie existire eigentlich überhaupt nur mehr zum Schein, seit der Dualismus besteht. Denn der Ausgleich von 1867 sei nur eine Fristerstreckung gewesen; nach zweimaliger fernerer Bewilligung werde sie jetzt vom Schicksal nicht mehr gewährt: das sei die wahre Bedeutung der diesmaligen Ausgleichsschwierigkeiten.

Nun, eine solche voreilige Todeserklärung entspringt der Anschauung, daß ein Staat nur denkbar sei, als Einheitsstaat im Sinne der absoluten Monarchie oder ihrer constitutionellen Rechtsnachfolger. Zum Glück ist aber der Staat Richelieu's noch nicht der Staat an sich, sondern nur eine der Formen, in welchen ein Staat existiren kann; England, Rußland, Nordamerika, selbst die Schweiz, haben Staatsformen, welche jenem Muster keineswegs entsprechen, und sie bestehen nicht nur zum Schein, sondern sind sehr kräftige Individualitäten. Die dualistische Verfassungsform wäre

an sich noch keineswegs unvereinbar mit der Fortexistenz Oesterreich-Ungarns als staatliche Individualität. Wenn nur die beiden Hälften untrennbar wären, dann wäre die Individualität der Monarchie gesichert. Aber eben die Trennbarkeit, der Ausgleich auf Kündigung, das ist das Bedenkliche, der Todeskeim. Daß dieser Todeskeim wirklich schon über das Leben dieses Gesammtstaates gesiegt habe, das ist jedoch eine übertriebene Behauptung; und daher lohnt es sich der Mühe, über die Chancen des Fortbestandes dieser Monarchie zu sprechen; traurig genug, daß derselbe nicht mehr außer aller Frage steht!

Der Schlüssel zum Verständnisse der heutigen Parteiverhältnisse Oesterreich-Ungarns und damit der leider bereits aufgerollten Existenzfrage der Gesammtmonarchie ist, wie schon oft gesagt wurde, aber immer wieder vergessen wird, das geschichtliche Werden derselben. Haus Habsburg hatte sich die in der Geschichte fast einzig dastehende Aufgabe gestellt, eine Hausmacht zu begründen nicht durch kriegerische Eroberung, sondern im Wege der Heiraths- und Erbverträge und des Einverständnisses mit den einzelnen Ländern selbst. Es wurde so zur Friedensmacht κατ' ἐξοχήν. Nicht Blut und Eisen, sondern das durch Heiraths- und Erbverträge erworbene Recht brachte die verschiedensten Länder zusammen. Und wenn es doch im Laufe der Dinge zum nachträglichen Kampfe behufs Geltendmachung eines längst früher erworbenen Rechtsanspruches kommen mußte, so war dies jedesmal ein wirklicher Defensivkrieg, nicht ein Offensivkrieg auf Grund des Gutachtens ad hoc bestellter Kronjuristen. Das war die durch die Wucht äußerer Bedrängnisse und Zwangslagen nur selten durchbrochene Regel in der äußeren, aber auch in der inneren Politik, welche die österreichische Hausmacht bis zu ihrem Höhepunkte zusammenhielt.

Nachdem dieser erreicht war, sollte — für die Länder des heutigen Oesterreich-Ungarn — die pragmatische Sanktion jene neue Grundlage bilden, welche durch den Mangel eines

männlichen Thronerben und andere von außen bereits drohende Umstände die Rechtscontinuität, wie man damals sagte, „für ewige Zeiten", verbürgen sollte. Der Gewinnung dieser völker- und staatsrechtlichen Grundlage wurden bekanntlich die größten Opfer gebracht, nach außen durch Garantie-Verträge mit den eifersüchtigen auf die Beute lauernden Nachbarstaaten, nach innen durch erneute Vereinbarungen mit den Ständen der Erbländer, wobei diesen ihre Sonderrechte neuerdings zugesichert wurden. Viele dieser Opfer zeigten sich alsbald als vergeblich, und die Erbfolgekriege zwangen den leitenden Staatsmännern Oesterreichs das Schwert in die Hand. Sie führten es, gestützt auf den Beistand der eigenen Völker; und mit dem herzerhebenden Rufe der Ungarn „moriamur pro rege nostro" feierte die pragmatische Sanktion im Innern jenen Triumph, welchen sie dann alsbald auch nach Außen sich errang. Die österreichische Hausmacht war nun auch durch kriegerische und diplomatische Erfolge sozusagen von neuem begründet.

Aber nun folgte als Nachwirkung dieser Ereignisse und des verführerischen, ja dringenden Beispiels der sich centralisirenden Nachbarstaaten, der später immer wieder auftauchende Josephinismus. Der größte Ideologe, Joseph II., hatte für die altösterreichische Staatsidee, die Rechtscontinuität, kein Verständniß. Er sah den Erfolg des Fridericianismus in der äußeren Politik, die Erfolge des französischen Sonnenkönigs in der centralistischen Machtentfaltung nach Innen; ringsum rangen neu aufblühende kleinere Staaten sich zur Souveränität empor, und die Oberhoheit des deutschen Reiches war kaum mehr dem Namen nach anerkannt. Maria Theresia und Joseph II. vertheidigten lediglich mehr ihre Hausmacht gegen die äußeren Feinde. Aber sie waren dabei aufgehalten und nicht so frei beweglich wie letztere, wegen der staatsrechtlichen Stellung ihrer eigenen Erbländer und der noch bestehenden Sonderrechte der Stände, welche in den einzelnen Kronländern und auf Generallandtagen immer erst Ein-

wendungen erheben und Subsidien verweigern konnten. Kein Wunder, daß die damaligen, sowie die später wiederholt auftauchenden Staatsmänner josephinischer Richtung nach dem centralistischen Einheitsstaate strebten; verdankten doch die feindlichen kleineren Nachbarstaaten diese ihrer Natur als solche zunehmende Bedeutung gegenüber dem vielgestaltigen schwer beweglichen Gefüge der österreichischen Erbländer.

Dazu kam die damalige Entwicklung der Staatswissenschaft, das auch über Mitteleuropas Völker sich ausbreitende revolutionäre Denken des beschränkt gewesenen Unterthanen-Verstandes. Und weil unmittelbar nach Josephs Tod und dann später wieder für längere oder kürzere Perioden eine Rückkehr zur Rechtscontinuität in der inneren Politik des habsburgischen Reiches eintrat, so kam in die seitherige Regierung seiner Länder jenes Schwanken zwischen Centralismus und Föderalismus, welcher bis in die neuere und neueste Zeit des österreichischen Staates fortdauert.

Nach Joseph II. der machtvollste Vertreter des Centralismus war in Oesterreich Fürst Metternich. Er wurde wohl gleichfalls durch die äußere Bedrängniß und durch das Beispiel des Erfolges, den der rücksichtslose Corse errang, von der Werthschätzung der Rechtscontinuität als Staatsprincip Oesterreichs abgelenkt. Wer dachte auch daran im Zeitalter Napoleons I.! Als aber dieser unter wesentlicher Mitwirkung Metternichs niedergerungen war, restaurirte man zwar die Monarchien äußerlich; im Inneren des neuen Kaiserthums Oesterreich dachte man jedoch nicht daran, die Länder-Autonomie zu restauriren. Die heilig genannte Alliance dachte vielmehr wie überall so auch hier vor allem daran, die Centralgewalt in den Continentalstaaten zu verstärken.

In Oesterreich, wo Metternichs starke Hand dies besorgte, wurde der Polizeistock, die Censur, die Herabdrückung

der ständischen Landesvertretungen zu bloßen Postulatenlandtagen in den emporstrebenden unteren Volksschichten erst später verspürt. Und auch in jenen Ständen, welche als die höheren Theil gehabt hätten an der ständischen Mitregierung der Königreiche und Länder des historischen Oesterreich, dachten nur mehr Wenige an diese Sonderrechte. Da Angehörige dieser Stände vielmehr an den höchsten Aemtern im Civil und Militär hervorragend, nahezu erblich von Vater auf Sohn, betheiligt waren, hatte es sogar den Anschein, als ob Metternichs Staatswesen dem vermeintlich allein herrschenden Adel, Klerus und Militär auf den Leib geschnitten wäre. In Wirklichkeit hatte der Absolutismus und Josephinismus nur in den Hofkanzleien und Gubernien zahlreiche Individuen dieser Stände in engeren Dienst der Staatsverwaltung genommen, nicht den Ständen, welchen sie angehörten, Vorrechte gegeben. Besonders der Adel als solcher war, außer etwa in Ungarn, dessen Selbstregierung am ältesten war und am längsten anhielt, politisch bereits nahezu depossedirt. Und auf seinem Gebiete war es ähnlich so mit dem hohen Klerus, der durch die Diöcesanlehranstalten für den Nachwus an theologischer Dienerschaft sorgen sollte. Nebenbei bemerkt war damals, wie in josephinischer Zeit, auch das Militär nichts weniger als herrschend; gerade der bureaukratische Centralismus unterschätzt immer das Militär; die intimere Kriegsgeschichte Oesterreichs weiß über die Zurücksetzung desselben geradezu empörende Einzelheiten zu melden. Trotz alledem galten Adel, Klerus und Militär als die im Vormärz herrschenden Stände. Denn gefühlt wurde der Absolutismus nach und nach immer mehr von den auch wirthschaftlich aufstrebenden bürgerlichen Kreisen und von der bäuerlichen Bevölkerung; letztere litt unter den Grundlasten und der Rechtsungleichheit; alle aber, auch die gebildeten und höheren Stände litten unter der jede Unternehmungslust und jedes politische Denken niederhaltenden geistigen Bevormundung.

Man kann heute noch sonst geschichtskundige Leute von den Sünden des Feudalismus im Vormärz reden hören. Wie durchaus unzutreffend diese Beschuldigung ist, zeigt die wenig bekannte aber bemerkenswerthe Thatsache, daß gerade die adeligen Stände es waren, welche besonders in Böhmen die Grundablösung und eine Erweiterung der alten Landesvertretungen durch Abgeordnete der Städte und des Bauernstandes in Wien wiederholt und dringend beantragten. Aber sie fanden kein Gehör bei Metternich; derselbe erwartete wohl mit Recht eine alsbaldige Erweiterung des Wirkungskreises dieser wieder auflebenden „Stände" der verschiedenen Kronländer, also den Föderalismus an Stelle des Centralismus, die Selbstregierung an Stelle des Absolutismus. So wurde die Gelegenheit, das altösterreichische Staatsprincip, die Rechtscontinuität wieder aufzunehmen, versäumt, der Centralismus auf die Spitze getrieben und es kam das Jahr 1848 und für Ungarn 1849.

Es wäre müssig, sich auszumalen, wie das moderne Oesterreich sich gestaltet hätte, wenn der ungarische Reichstag und die Ständevertretungen der alten Kronländer sowie Galiziens, in den Friedensjahren von 1815—48 neubelebt und mit Vertretern des Bürger- und Bauernstandes verstärkt, den Uebergang von der alten in die neue Zeit vermittelt hätten. Eine friedliche, stetig sich herausbildende Ausgestaltung der alten ständischen Vertretungen zu Landtagen, etwa mit der etwas erweiterten Competenz der heutigen, hätte eine vollkommene Erziehung des ganzen Volkes zur Selbstverwaltung und Selbstgesetzgebung herbeigeführt, einen gesättigten Föderalismus. Auf diesem hätte sich eine Reichsvertretung wohl mit Einschluß Ungarns, ein Generallandtag als Delegirtenversammlung der Einzellandtage aufgebaut; und eine Reichsverfassung von so undurchdringlichem Gefüge hätte sich herausgebildet, daß . . . .

Doch, wohin verirrt sich die patriotische Phantasie! Wir haben ja eben früher die Einbildung dessen, was vermuthlich

geschehen wäre, als müssig bezeichnet, und müssen zu dem zurückkehren, was geschehen ist. Es kann dabei freilich nur kurz hingewiesen werden auf den sprunghaften Verlauf der österreichischen Verfassungsgeschichte. Der Reichstag von Kremsier, die Wiener Revolution und der Krieg des Kaisers von Oesterreich mit dem König von Ungarn machten den Bruch mit der Rechtscontinuität immer schwerer heilbar. Wo war die Rechtsquelle zur Einberufung des ersteren? Wo blieben die seit der pragmatischen Sanktion immer mehr in Vergessenheit gerathenen Befugnisse der Landstände? Aus diesen erst hätte der Reichstag hervorwachsen können. Für Ungarn sorgte die avitische Verfassung; die Ungarn allein hatten damals so wie jederzeit den Sinn für Rechtscontinuität. Sie waren (mit Ausnahme natürlich der Episode Kossuth) vergleichsweise bessere Oesterreicher im Sinne der pragmatischen Sanktion, als die Wiener Centralisten. Sie nahmen und nehmen kein neues Recht, außer auf Grund des alten Rechtes. Doch bis in die 60er Jahre war man bekanntlich noch nicht so weit, sondern regierte auf Grund einer Rechtsverwirkungstheorie, welche in Wahrheit das politische Rechtsbewußtsein bei Hoch und Nieder völlig erstickte.

Aber nein, nicht völlig erstickt war es! Wieder in den viel verlästerten feudalen Kreisen, und gerade bei leitenden Staatsmännern der absolutistischen, sogen. Concordatszeit fand die Rechtscontinuität schon damals neue Anwälte. Man erinnerte sich wieder des historischen Rechtes. Und wenn sich auch namentlich das böhmische Staatsrecht nicht im Sinne der modernen Wissenschaft so schwarz auf weiß nachweisen läßt, das Gefühl für das Landrecht neben dem Reichsrecht war neuerdings erwacht. Goluchowski codificirte es, und im Oktoberpatent war die altösterreichische Staatsidee wieder auferstanden, welche in der pragmatischen Sanktion und ihrer Entstehungsgeschichte zur Erscheinung gekommen war.

Kurz war dieses Auftauchen; der centralistische Strom der Zeit wälzte das nur bei Einzelnen noch erhaltene ge-

schichtliche Rechtsbewußtsein alsbald wieder in die Tiefe. Schmerling täuschte zwar über dasselbe hinweg, indem er Landtage gab; aber er gab sie, abgesehen von dem zu beschränkten Wirkungskreise, als Geschenk, als Octroi; er berief nicht die alten Landstände ein auf Grund der verbrieften alten Rechte; sondern schuf ganz neue auf Grund kaiserlichen Patentes. Und diese übernahmen später das alte Inventar der noch übrig gebliebenen ständischen Ausschüsse mit ihren halbverfallenen Gebäuden und vergilbten Pergamenten. Das letztere geschah übrigens erst, nachdem Oesterreich zum Theil aus dem deutschen Bunde herausgeworfen war, und auf Befehl des Siegers der Schwerpunkt der habsburgischen Hausmacht nach Osten verlegt werden sollte. Wie das so kam, weiß man ja aus den betreffenden Blättern der allgemeinen Weltgeschichte. Die Blätter der österreichischen Special- und Verfassungsgeschichte weisen aus der Zwischenzeit den abermaligen Versuch Belcredi's auf, die octroirte Verfassung zu sistiren, um eine auf dem österreichischen Princip der Rechtscontinuität aufgebaute Verfassung zu schaffen. Der Krieg von 1866 kam dazwischen, aber nicht nur der Krieg, sondern als Danaergeschenk des Friedens Beust.

Beust war — von allem Andern hier abgesehen — ein Spielball in den Händen Andrassy's und Deak's. Diese schmiedeten das Eisen, so lange es warm war, und erzwangen die Restitution des historischen Rechtes Ungarns; denn auch in der modernisirten Form der 48 ger Gesetzartikel war es nicht ein Octroi und nicht die willkürliche Schöpfung einer Constituante, sondern neues Recht auf der festen Grundlage des alten Rechtes. Die im Reichsrath erst zu vertretenden Länder der Monarchie überließen die Ungarn ihrem Schicksal — das in den Händen Beust's lag und seiner Helfershelfer.

Wie lange hatten sie alle schon auf die Erbschaft Alt-

österreichs gewartet! Jetzt endlich war der Tag der Ernte für sie gekommen; und sie nützten denselben gehörig aus, indem sie die Februarverfassung umschrieben zur Decemberverfassung; nun hatten sie den engeren Reichsrath diesseits der Leitha.

Lassen wir die Länder der Stephanskrone vorläufig außer Betracht, um uns zunächst der Betrachtung der namenlosen und jedes geschichtlich gewordenen Staatsrechts beraubten Westhälfte der österreichisch-ungarischen Monarchie zuzuwenden.

II.

Nichts drückt die unhistorische, künstliche Mache der Verfassung für den nach Abtrennung Ungarns verbliebenen Rest von Oesterreich deutlicher aus, als der journalistenkauderwälsche Name „Cisleithanien". Zwar wurde seither der Name Oesterreich für die im Reichsrath vertretenen Königreiche und Länder selbst in officielle Aktenstücke, besonders aber in die Publikationen der officiellen Statistik eingeschmuggelt, und umsomehr in jener Presse gebräuchlich, welcher Gedankenlosigkeit eigen oder die Fälschung der Geschichte unserer Zeit Lebenszweck ist. Aber diese Bezeichnung ist auch als abgekürzte Redeweise unzulässig, denn sie präjudicirt der Wiederauferstehung des Namens Oesterreich für die Gesammtmonarchie. Cisleithanien also, d. i. die Gesammtheit der im Reichsrathe vertretenen Königreiche und Länder, hatte von einer auf Grundlage der octroirten Februarverfassung einberufenen Constituante eine Dezemberverfassung octroirt erhalten. Der Unterschied war nur der, daß jene von der Krone, diese vom „engeren Reichsrath" (auch ein schöner Name!) aufoctroirt war. Und die dieser Verfassung treue Partei war die zunächst herrschende; sie stellte das fürstlich Auerspergische Bürgerministerium an die Spitze der Geschäfte. Dieses schrieb die sogenannten Staatsgrundgesetze aus anderen modernen Verfassungen ab, und beeilte sich zu

allererst, die confessionelle und Schulgesetzgebung unter Dach zu bringen. Den im Wege stehenden Staatsvertrag mit dem hl. Stuhle, das Concordat, beseitigte Beust mit derselben Sorglosigkeit, mit welcher er in der inneren Politik die Rechtscontinuität preisgab. Nachdem die Hauptsorge der Verfassungstreuen, alias Liberalen, alias Fortschrittspartei, erledigt war, nämlich die Schulen aller Rangstufen so eingerichtet waren, daß man auf den Liberalismus der heranwachsenden Generation in allen Bevölkerungsschichten glaubte rechnen zu können, machte man sich nach berühmten Mustern daran, den Staat zu modernisiren. Die Juristen beeilten sich, die Trennung der Rechtspflege von der Verwaltung, die Unabhängigkeit des Richterstandes, Freigebung der Advocatur und die Organisation der ministeriellen Statthalterei- und Bezirksbehörden im Sinne des Centralismus, soweit er sich auf das sprachlich und culturell so heterogene Ländergebiet diesseits der Leitha anwenden ließ, einzuführen.

Aber über die Grenzen seiner Anpassungsfähigkeit kam es im Schooße des Ministeriums alsbald zu Meinungsverschiedenheiten. Sie kamen zum Ausdruck in Memoranden der Majorität und Minorität, jetzt längst vergessenen Staatsschriften, deren letztere die Unterschrift Taaffes, Bergers, und Potockis trug. Diese föderalistisch angehauchten Mitglieder des ersten Bürgerministeriums fielen zwar zunächst; aber was sie angedeutet, wurde zur Mission des Ministeriums Hohenwart.

Was Belcredi fünf Jahre vorher für die gesammte Monarchie versucht hatte, wurde nun für die Westhälfte derselben versucht, die Rückkehr zur Rechtscontinuität. Allerdings war nicht die Rede von der Rückkehr zu den alten landständischen Vertretungen der Kronländer; aber die Competenzerweiterung der Landtage und die böhmische Königskrönung nach Art der ungarischen war in Aussicht genommen; so hätte man bei einiger Nachsicht mit den gegebenen That-

sachen der Zwischenzeit, den wichtigsten, den böhmischen Landtag als legitimen Rechtsnachfolger der alten Stände betrachten können. Und für die andern Kronländer hätten sich ähnliche Auskunftsmittel gefunden. Die Vorverhandlungen zu den „Fundamentalartikeln“ waren also seit dem Oktoberdiplom der zweite, diesmal durch kaiserliches Rescript gekennzeichnete Versuch, den abgerissenen Faden der Rechtscontinuität wieder zusammen zu knüpfen. Um Hohenwart schaarten sich daher, oder besser gesagt mit ihm verhandelten willig und vertrauensvoll die Vertreter der Czechen und des alten österreichischen Staatsprincipes, der Rechtscontinuität: die (in diesem, nicht im altpreußischen Sinne) Conservativen. Da letztere sich kurz vorher schon hervorgethan hatten als Vertheidiger der Kirche in den Debatten über die Schule, confessionelle und Ehegesetzgebung, so hießen sie damals die Katholisch-Conservativen. Diese und die Liberalen waren es, welche in beiden Häusern des Reichsrathes und den Landtagen jener Zeit als die beiden großen Parteien sich gegenüber standen, welche um die Herrschaft im Staate kämpften. Die Czechen waren, ähnlich wie unter Schmerling die Ungarn, unter dem Bürgerministerium dem Wiener Reichsrathe ferne geblieben; sie trieben Abstinenzpolitik und markirten dadurch am deutlichsten ihre staatsrechtliche Anschauung; aber mit Hohenwart ließen sie sich in außerparlamentarische Vorverhandlungen ein. Das Ergebniß derselben waren die zunächst für Böhmen in Aussicht genommenen Fundamental-Artikel. Diese bekamen bekanntlich nicht Gesetzeskraft; denn die in den Ländern der Stefanskrone herrschenden Magyaren kamen den diesseitigen Liberalen zu Hilfe; sie fürchteten, es könnten die Kroaten in dem Widerstande gegen den in Ungarn alsbald inaugurirten Centralismus ermuthigt werden, wenn nicht auch der Centralismus der Deutschen in der Westhälfte der Monarchie gesichert sei. Das Ministerium Hohenwart stürzte. Seither stand in den diesseitigen Vertretungskörpern der jetzt deutschliberal

sich nennenden Linken die katholische Rechtspartei gegenüber. Die Czechen blieben noch lange dem Reichsrath ferne.

Hier hatten sich die Liberalen eine dritte Partei in den Polen geschaffen. Die confessionellen Gesetze waren unter Dach, und so konnten es diese mit ihrem katholischen Gewissen vereinen, sich von der katholischen Rechtspartei, mit der sie gegen jene gestimmt hatten, zu trennen, um als „polnische Delegation im Reichsrath" von nun an das Zünglein an der Wage zu bilden. Die Verfassungstreuen hatten Ungarn willig freigegeben, um in Cisleithanien zu herrschen: sie gaben jetzt Galizien frei, um hier sicher zu sein gegen künftige föderalistische Versuche für die böhmischen, innerösterreichischen und Küstenländer. Sie trieben gleichsam den Teufel durch Beelzebub aus, indem sie dem Königreich Galizien jene Sonderstellung gewährten, welche sie dem Königreiche Böhmen verweigerten. Eine föderalistische Regierung hätte kaum freigebiger gegen die Polen sein können. Um diesen Preis also, durch diese Preisgebung, sicherten sie sich in allen Verfassungsfragen und manchen anderen Dingen die Hilfe der Polen gegen die anderen Föderalisten des Reichsrathes. Das ist der Anfang des luogo di trafico und zugleich der Ursprung der faktischen Machtstellung der Polen über die anderen Parteien des Reichsrathes; jedes neue Ministerium mußte mit ihnen rechnen, ihnen vor Allem die Aufrechthaltung der Autonomie und den Landsmannminister verbürgen; erst dann waren ihre Stimmen als ausschlaggebend in der jeweiligen Regierungsmehrheit gesichert.

Die ganz merkwürdige Ausnahmsstellung Galiziens in den Reichsrathsländern kommt eigentlich dem Verhältnisse nahe, welches der Föderalismus für alle Kronländer anstrebt: Autonomie in den Landes-, Mitwirkung in den Reichsangelegenheiten; aber dadurch, daß eben nur dieses Kron-

land — das sich noch dazu als später erobertes keines historischen Rechtes auf Grund der pragmatischen Sanktion erfreut — allein in solcher Stellung zum Reiche ist, bringt alle übrigen, die Erbländer in noch schiefere und in abhängige Stellung. Hätten Böhmen, Mähren und Schlesien, hätte Tirol mit den Vorlanden, hätte Inneröſterreich, hätten die Küstenlande mit Triest und Dalmatien ähnliche Autonomie und ähnlichen Einfluß auf das Staatsganze — oder wenigstens auf die diesseitige Staatshälfte — so würden sie sich das Gleichgewicht halten, beziehungsweise dasselbe von Fall zu Fall suchen. Das bestehende Verhältniß aber gibt dem finanziell und wirthschaftlich schwachen Galizien ebenso ein politisches Uebergewicht über den namenlosen Rest der diesseitigen Länder, wie Ungarn trotz seiner geringeren wirthschaftlichen und finanziellen Kräfte ein solches über Cisleithanien besitzt. So wie Ungarn gegenüber Cisleithanien gesetzlich 70 Procent Rechte und 30 Procent Pflichten hat, so hat faktisch Galizien gegenüber dem steuerkräftigeren Länderreste 70 Procent Rechte und 30 Procent Pflichten. Die ähnlich den Ungarn sehr staatsklugen Polen wissen das sehr genau, und erhitzen sich daher auch durchaus nicht für die staatsrechtlichen Bestrebungen der Böhmen.

Letztere waren seit dem Sturze Hohenwarts, dessen goldene Brücken sie in staatsunklugem Eigensinn verschmäht hatten, völlig schachmatt gestellt. Ihre Abstinenz machte den Reichsrath noch nicht beschlußfähig; und die zeitweise Abstinenz der Südslaven, Tiroler und einzelner föderalistischer Abgeordneter hatte meist mehr opportunistische als staatsrechtliche Gründe, war daher keine ernstliche Schranke. Die liberale Partei konnte sich dabei freilich der Herrschaft auch nicht vollständig erfreuen; denn der Reichsrath ist nicht Cisleithanien, und als Rumpfparlament war seine Autorität umso fraglicher.

Es mag auffallen und wurde auch später als Vorwurf

erhoben, daß in dieser Zeit die katholische Rechtsparte für die Czechen gleichsam das Eisen warm hielt. Es erklärt sich dies jedoch aus dem geschichtlichen Entstehen der österreichischen Parteiverhältnisse. Die alten adeligen Vorkämpfer der Rechtscontinuität als Staatsprincip waren neben den Kirchenfürsten besonders im Oberhause und überall in den Landtagen am Kampfe für die Rechte der Kirche betheiligt gewesen; die Presse der Altczechen war so klug gewesen, sich dem Kampfe gegen die Kirche nicht anzuschließen; die slavische Geistlichkeit im Süden wie Norden war national auch aus pastoralen Rücksichten, um nämlich dadurch den Einfluß auf ihr Volk noch zu bestärken; die Tiroler und die bäuerliche Bevölkerung der Alpenländer sahen, daß deutsch-liberal, kirchenfeindlich und kapitalistisch-jüdisch ein und dasselbe sei; sie waren seit jeher gewohnt, treu zur schwarzgelben Fahne zu halten. Für Gott, Kaiser und Vaterland einzutreten, dazu hatten sie nur in der Rechtspartei Gelegenheit; und so wirkten die verschiedensten persönlichen Einflüsse und Zeitverhältnisse dahin, daß die katholische Rechtspartei mit Czechen und Polen im föderalistischen Lager war und blieb, trotz aller Verfolgungen, Verläumdungen und Schmähungen. Für seine Ueberzeugung zu leiden, ist ja dem guten Christen nichts neues.

In der Zwischenzeit hatten aber die Deutschliberalen den letzten Rest der Rechtscontinuität, welche in der Februar- beziehungsweise Dezemberverfassung noch vorhanden war, beseitigt. Nicht mehr die Landtage wählten die Reichsrathsabgeordneten, sondern es wurden die direkten Reichsrathswahlen eingeführt; damit waren die Landtage politisch noch weniger bedeutend, und vom staatsrechtlichen Standpunkte war dieses Wahlgesetz umso verwerflicher, da auch die formelle Abstimmung darüber sehr anfechtbar gewesen war.

Nach mancherlei Wechselfällen der durch den Krach in ihrem Rufe stark lädirten Reichsrathsmehrheit gelang es jedoch

dem Grafen Taaffe, die staatsrechtlichen Bedenken der Czechen so sehr zu beschwichtigen, daß sie diesmal die früher verschmähte goldene Brücke benützten, und mit einer Rechtsverwahrung in den Reichsrath und böhmischen Landtag eintraten. Diese Rechtsverwahrung ist aber eigentlich doch nur noch eine platonische Erinnerung an die ursprünglichen leitenden Gedanken der Rechtscontinuität.

Es war ja auch eine neue Generation herangewachsen, welche den staatsrechtlichen Erinnerungen ihrer Vorkämpfer immer geringeres Verständniß entgegenbrachte; Taaffe als einer der überlebenden Staatsmänner aus den Geburtsjahren der Verfassung und Opportunist von Beruf führte gleichsam die alten Parteien in die neue Zeit herüber; fast könnte man sagen, er lockte sie herüber. Er hatte unleugbares Geschick zur Beseitigung der nächsten Schwierigkeiten, noch unleugbareren Patriotismus und vor Allem das Vertrauen der Krone; dieses gab ihm einen allen anderen Staatsmännern Oesterreichs im letzten halben Jahrhundert versagten, vergleichsweise festen Boden unter die Füße.

Für die Entwicklungsgeschichte der Parteien in Oesterreich brachte der Eintritt der Czechen in den Reichsrath eine neue Wendung. Diese bildeten eine streng nationale Organisation; ebenso unter altczechischer wie unter jungczechischer Führung waren sie ein festgeschlossenes Ganzes nach Art der polnischen Delegation. Zwischen diesen beiden slavischen Parteien stand nun die bisherige katholische Rechtspartei als drittes Glied des „eisernen Ringes“, der diese drei Parteien zusammenhielt, und die deutschliberale Partei war nun in die entschiedene Minorität gedrängt. Auch bei ihr waren die alten Kämpen nach und nach ausgestorben, die jüngere Generation drängte nach; und der innere Zerfall der einst vorherrschenden Partei machte unter der Mißstimmung über die verlorene Macht immer größere Fortschritte.

Aber auch an den Parteien der Rechten, unter ihnen besonders an der katholischen Rechtspartei nagte der Zahn der Zeit. Aeußerlich ging es freilich im Anfang recht gut. Es wurde die Erledigung einer Reihe von wichtigen Einzelangelegenheiten möglich gemacht. Es kam so zum Gleichgewicht im Staatshaushalte, zur Verstaatlichung der Eisenbahnen, zur Aenderung eines Theiles der Gewerbereform im Sinne der Conservativen, zur Erleichterung der Schulpflicht für die Landbevölkerung, zur Regelung der direkten Steuern, zur Einführung des mündlichen Verfahrens im Civilproceß, zum neuen Strafgesetz, zum Bau von Lokalbahnen und andern Erfolgen in der Specialgesetzgebung. Außerdem wurden auf administrativem Wege die Härten der centralistischen Gesetzgebung gemildert, in der Kirchenpolitik und Schulverwaltung, dann durch Erfüllung nationaler und lokaler Wünsche in diesem und jenem Kronlande, besonders aber in Polen und bei den Czechen Aenderungen getroffen. Es ist jedoch irrig, die Periode von etwa 15 Jahren nach dem wirthschaftlichen und späteren politischen Krach der jüdisch-liberalen Partei als Herrschaftsperiode der „Feudalklerikalen" zu bezeichnen.

Wir haben hier das erste Mal das Wort jüdisch mit der Parteibezeichnung liberal in Verbindung gebracht. Vielleicht kam das Wort nur so zufällig in die Feder. Aber es soll benützt werden, um einen bezeichnenden Strich in das frühere Bild nachträglich einzufügen und gleich zu dessen Fortsetzung zu benützen.

Es ist in Oesterreich, dem alten seit dem Vormärz bis zum ungarischen Ausgleich, und in Oesterreich-Ungarn, also diesseits wie jenseits der Leitha, das Wort jüdisch ein nothwendiges Epitheton des Liberalismus. Vielleicht auch anderswo, aber am meisten hier. Man braucht kein Antisemit von Profession zu sein, um dies zu finden; auch wenn man mit der größtmöglichen wissenschaftlichen Objektivität gerüstet ist,

ja dann vielleicht erst recht, muß man feststellen, daß hier — immer diesseits wie jenseits der Leitha — der Jude ein nicht zu übersehender Faktor im öffentlichen Leben ist. So wie die 48er Revolution, so ist die Schöpfungszeit der Verfassung, ihre unhistorische Ausgestaltung, die Reklame, die man ihr und allem Liberalen machte, der wirthschaftliche Aufschwung, der Krach und das Vergessen der deutschen Reichs- und Rechtsgeschichte ebenso wie der Rechtscontinuität in Oesterreich — so zu sagen nicht denkbar ohne Juden. Der Hyperkriticismus bei gleichzeitiger stupender Oberflächlichkeit, das falsche Pathos, der eigene Geschäftssinn bei gleichzeitiger Sucht, immer andere desselben zu verdächtigen, die geschickte auf den äußeren Schein berechnete Mache, das alles sind Momente, welche der österreichisch-ungarische, beziehungsweise polnische Jude, eigentlich aber der ewige Jude in den Journalismus und Parlamentarismus Oesterreich-Ungarns hineintrug.

Und als die naiven Christen endlich den Muth fanden, diese Thatsache zuerst sich selbst ganz leise einzugestehen, dann immer lauter und lauter zu verkünden, entstand ganz unerwartet eine neue Partei, die der Antisemiten.

Sie tauchte während der Taaffe'schen Regierungszeit auf, niemand weiß eigentlich recht, woher sie kam, noch weniger, wo sie hinaus wollte; sie entsprang mit sozusagen elementarer Gewalt dem Gefühle der Unzufriedenheit in den kleinbürgerlichen Kreisen, sowohl mit der Vergangenheit, als mit dem jetzigen schleppenden Gang der Dinge. Auf Schritt und Tritt setzte der liberaldoktrinäre Widerspruch namentlich der Gewerbereform Hindernisse in den Weg; und als der eigentliche Anstifter dieses Widerstandes wurde der ewige Jude erkannt, der Hausirer, der Wucherer, der Schmutzconcurrent, welcher Oesterreich am ausländischen Markt discreditirt hat und mit der in das Inland zurückgedrängten Pofelwaare einerseits den einheimischen Consumenten betrügt, andererseits

den einheimischen Producenten niederconcurrirt. Der ewige Jude, der die öffentliche Meinung fälscht, angeblich mitunter Christenblut vergießt, gewiß aber sehr oft Christenschweiß ausbeutet, die Justiz beugt, die Medicin wie die Kunst als Geschäft und auch Handel mit weiblichem Menschenfleisch treibt: er war nun der allgemeine Sündenbock. Der ganze Ingrimm kehrte sich gegen den Juden, der aber doch eigentlich als unfaßbarer Feind in der Luft schwebte, wie ein Gespenst, das man vergeblich mit dem Schwert durchsticht; der Nebel verzieht sich an einer Stelle und taucht an der nächsten wieder auf. Man kann doch nicht jeden einzelnen Juden aufhängen, zumal in ihrer Gesellschaft auch Christen mit unsauberen Händen mitgefangen und dann mitgehangen werden müßten; freilich nannte man die letzteren Judenknechte und hätte sich nicht viel Scrupel daraus gemacht, sie mit den Juden zugleich zu verbrennen. Aber dadurch bekamen eben die Juden alsbald wieder Bundesgenossen, und mit ihrem unglaublichen Geschicke, überall ein X für ein U zu machen, hatten sie es in weniger als zehn Jahren zuwegegebracht, den Spieß wieder umzudrehen, und die heilloseste Verwirrung in alle christlichen Parteien zu bringen.

Wie so das kam und wo wir danach heute stehen, davon in einem dritten Artikel.

F. M.

XXX.

Das Jesuitendrama und die literarhistorische Forschung am Ende des Jahrhunderts.

Von A. Dürrwächter.

II.

Da ist nun vor allen Dingen interessant der von Schwartz[1]) erbrachte Nachweis, wie nahe das Münchener Estherspiel des Jahres 1579 dem „Haman“ des Naogeorg (1511—1578) steht. Der dritte Theil des betr. Jesuitendramas ist fast durchweg eine Copie desselben und auch der 4. und 5. Akt haben wesentlich aus dem Haman geschöpft. Wie von Naogeorg, so empfing man Anregungen auch von Nikodemus Frischlin. J. Gretser verfaßte seine witzigen dramatischen Satiren „De Regno Humanitatis“ unter dem Eindruck des „Priscianus“ Frischlins,[2]) während man dessen „Julius redivivus“ ein allerdings anders gestaltetes Wiederaufleben in dem Dillinger „Otto redivivus“ des Jahres 1614 und in späterer Zeit noch in einem Stücke der Eichstätter Bühne von 1684 feierte, dessen Inhalt das Diarium des Eichstätter Jesuitengymnasiums mit den Worten wiedergibt: Tuisco redivivus suam invisens Germaniam et novitatem eiusdem admirans.[3]) Auch

---

1) Esther, S. 140 ff.

2) J. Gretsers De regno Humanitatis Concordia prima S. IV.

3) Das Jesuitentheater in Eichstätt S. 96.

ein dritter bedeutender Reformationsdramatiker Wilhelm Gnapheus (1493—1568) eroberte sich für sein Drama vom verlorenen Sohn, den „Acolastus“, die Jesuitenbühne, z. B. die Wiener im Jahre 1560.[1]) Noch 1741 führte man in Jülich ein Drama vom verlorenen Sohn auf, das den Titel „Acolastus“ hatte.[2]) Einen Einfluß des protestantischen Dramas findet Weilen in seiner schon oben citirten Besprechung von Zeidlers Studien und Beiträgen auch für die zahlreichen Beschwörungsscenen in Jesuitendramen, deren Vorbild nicht so sehr Shakespeare als das viel näher liegende zeitgenössische Reformationsdrama geboten hat. Bemerkenswerth ist schließlich noch, daß man 1669 am Kremser Jesuitengymnasium ein aus dem protestantischen Nürnberg stammendes Stück zur Aufführung brachte.[3]) Aber auch sonst ergibt sich noch mancher interessante Einzelzug für unser Gesammtbild. Die Schlettstadter Jesuiten weigern sich allerdings im Jahr 1721, ihre Bühne der Aufführung eines Stückes von Raçine einzuräumen und wehren sich 1750 entschieden gegen die Zumuthung, für ein Drama Voltaires ihr Theater herzugeben.[4]) Aber daraus darf man nicht voreilig muthmaßen, sie hätten sich dem Einflusse des französischen Dramas verschlossen. Einer ihrer späteren Dramatiker vielmehr verräth die Einwirkung desselben, wenn er in der Vorrede zu seinem „Julius Maximinus“ (Köln 1698) die Einheit der Zeit betont.[5]) Es ist P. Paul Aler (1656—1727) gewesen,

---

1) Weilen in seiner Besprechung von Bahlmann Jesuitendramen in der Zeitschrift für deutsches Alterthum und deutsche Litteratur 41. Bd. 1897. S. 284.

2) Bahlmann, Jesuitendramen S. 70.

3) Baran A. Geschichte der lateinischen Stadtschule und des Gymnasiums in Krems. Jahresbericht des k. k. Staats-Gymnasiums in Krems 1894/95.

4) Geny l. c. II S. 276 ff. und 471 ff.

5) Bahlmann, Jesuitendramen S. 88.

während P. Andreas Friz (1711—1790), einer der letzten Dramatiker des Ordens in Wien, in der Vorrede zu seiner oft gegebenen „Penelope“ erklärt, den Förderungen der kritischen Dichtkunst von Gottsched gerecht werden zu wollen.[1])

Diesem Bilde von den Einflüssen, unter denen das Jesuitentheater seitens des kunstmäßigen Dramas stand, läßt sich aber aus den Resultaten unserer Literatur auch ein Gegenbild an die Seite stellen. Zunächst eine Vermuthung! Das Repertoire des neben dem Jesuitentheater noch kurze Zeit in München fortbestehenden humanistischen Schuldramas weist im Anfange des 17. Jahrhunderts Stücke auf, wie den „Euripus“ (1606) und den „Aesop“ (1616).[2]) Bei dem ersteren hat man offenbar an das durch die Jesuiten häufig gegebene Drama des Levin Brecht zu denken; bei dem letzteren aber darf man an den „Aesop“ des P. Mathäus Rader erinnern,[3]) der, wie zeitgenössische Briefe beweisen, starken Anklang gefunden hat. Hat sich so wahrscheinlich das Münchener humanistische Drama wie der Concurrenz so auch dem Einflusse des Jesuitentheaters nicht erwehren können, so ist der Löwener Dramatiker Jakob Vernulaeus (1583—1649) zweifellos aus der Schule des Jesuitentheaters hervorgegangen. Noch jüngst hat Bolte[4]) darauf aufmerksam gemacht, daß Nikolaus Caussinus (1580—1651) und wahrscheinlich auch Bernardin Stephoni (1560—1620) seine Vorbilder gewesen seien. Dem nämlichen Caussin

1) J. Zeidler, Ueber Jesuiten und Ordensleute als Theaterdichter und P. Ferdinand Rosner insbesondere. Blätter des Vereins für Landeskunde von Niederösterreich. Neue Folge XXVII. Jahrg. 1893. S. 149.

2) Trautmann, Archivalische Beiträge zur Geschichte der Schulkomödie in München. Mittheilungen der Geschichte für deutsche Erziehungs- und Schulgeschichte. Herausg. von K. Kehrbach I S. 61 ff.

3) In clm. 1610.

4) In der Allgemeinen deutschen Biographie. 39. Bd. S. 628 ff.

stand aber auch A. Gryphius nahe. Hat er doch seine „Felicitas“ ins Deutsche übersetzt, während bei seinem „Leo Armenius“ ein Zusammenhang mit dem Jesuitentheater, etwa dem gleichnamigen Stücke des P. Joseph Simeons zu vermuthen ist.[1]) In den sechziger Jahren des 17. Jahrhunderts drangen Jesuitendramen sogar in Dresden ein.[2]) 1660 schon hatten die Thomasschüler zur Fastnachtszeit eine Komödie zur Aufführung gebracht, die dem Jesuitentheater entstammte — es war die deutsche Bearbeitung des Androphilus von P. Masenius durch S. Birken —[3]) und zwei Jahre darauf kam es anläßlich eines anderen Jesuitendramas, das ein Student insceniren wollte, zu energischen Schritten des Oberkonsistoriums, welche mit dem Verbot der Aufführung ihr Ziel erreichten. Hundert Jahre später war man in dieser Hinsicht im protestantischen Deutschland weniger ängstlich. Denn der Zweibrücker Rektor Georg Christian Crollius (1769—1790) theilt in einem von 1780 datirten Brief mit,[4]) daß er vor etlichen zwanzig Jahren schon aus dem Porée[5]) agirt habe.

Auch Grillparzer soll durch das Jesuitentheater angeregt worden sein. Von einer direkten derartigen Beeinflussung kann das selbstverständlich nicht gemeint sein. Indirekt aber ließe sie sich denken auf den Zickzackpfaden der Geschichte der dramatischen Stoffe, für welche das Jesuitentheater von großer Bedeutung ist. Auf dem Gebiete eben dieser Stoff-

1) Zeidler, Studien und Beiträge.

2) cf. dazu G. Müller, Ein Dresdener Komödienverbot vom Jahr 1662. Neues Archiv für sächsische Geschichte und Alterthumskunde. 12. Bd. 1891. S. 298 ff.

3) Scheid S. 53 A. 2.

4) Bei Ph. Keiper, Miszellen zur Geschichte des Gymnasialschulwesens, in Blätter für das Gymnasialschulwesen. 35. Bd. 1899. S. 67.

5) Karl Porée S. J. 1675—1741, dessen Tragödien zuerst 1745 erschienen und mehrere Auflagen erlebten.

geschichte sind in den letzten Jahren zahlreiche, eingehende und zum Theil sehr interessante Untersuchungen angestellt worden, wobei auch wiederholt das Jesuitendrama mit in den Kreis der Untersuchung gezogen wurde, bald gründlicher, bald weniger gründlich, während in einzelnen Fällen durch die Nichtbeachtung des durch das Jesuitentheater gerade hier reich gebotenen Materiales bedauerliche Lücken geblieben sind. Denn diese Einzeluntersuchungen erbrachten oder hätten den strikten Nachweis für die von Reinhardstöttner wie von allen anderen Erforschern des Jesuitentheaters aufgestellte Behauptung erbringen können, daß für die Geschichte der dramatischen Stoffe gerade das Jesuitentheater eine ganz wesentliche und bedeutsame Rolle spiele. Es ist ja zweifellos, daß zahlreiche der hier bearbeiteten Stoffe nur geringes Interesse bieten, und in einem allgemein gehaltenen Schema, wie es Baechtold z. B. für Luzern aufstellt,[1]) ließe sich wohl mit dem gleichen Recht und Unrecht noch manche andere Jesuitenbühne kurz und bündig verurtheilen. Auch finden sich in den von Bahlmann,[2]) Baran[3]) und anderen gegebenen Dramenaufzählungen wirklich viele Stücke, die auch von den Gesichtspunkten der Stoffgeschichte aus gänzlich interesselos sind. Aber andererseits gilt doch Zeidlers Wort, daß das Jesuitentheater gerade die wichtigsten Stoffe der Weltliteratur bearbeitet und sogar wiederholt bearbeitet hat.

Die Vorliebe des humanistischen und theilweise noch des Reformationsdramas für antike Stoffe kannte es freilich nicht. So wie sich das Jesuitentheater nach den

---

1) Geschichte der deutschen Litteratur in der Schweiz S. 152.

2) Jesuitendramen der niederrheinischen Ordensprovinz.

3) Dramatische Stoffe von elf Theaterstücken aus der Zeit des Jesuitengymnasiums in Krems. Anhang zur Geschichte des Kremser Gymnasiums. Jahresbericht des k. k. Staatsgymnasiums in Krems 1895/96.

schon oben citirten Beobachtungen zum antiken Drama überhaupt stellte, so ähnlich war auch sein Verhältniß zu den Stoffen desselben. Die der antiken Komödie werden nach einigen anfänglichen fruchtlosen Versuchen, sie für das Jesuitentheater zurechtzuschreiben, wie man sie z. B. in Dillingen machte,[1]) liegen gelassen. Nur ganz vereinzelt finden sich später noch Bearbeitungen des einen oder andern, wie der „Philochrysus seu Avarus“ (1697) des P. Gabriel Franz und Le Jay (1662—1754)[2]) und, wenn er nicht identisch mit dem eben genannten ist, ein 1732 in Köln aufgeführter „Avarus“.[3])

Dagegen hat Masens „Ollaria“ mit des Plautus „Aulularia“ nur den ähnlich klingenden Titel gemein[4]) und so ist vielleicht auch bei der „Pendularia“ des Nikolaus Susius (1619) die Absicht einer Nachahmung nur auf den Titel beschränkt geblieben. Ob Stoffe der antiken Tragödie bearbeitet wurden, bleibt einstweilen noch ganz zweifelhaft. Seneka ist zwar ein dem Jesuitendramatiker empfohlenes Muster und viel von ihnen zu Rathe gezogen worden. Aber mehr für die sprachliche Seite und den dramatischen Aufbau. Das Münchener Jesuitendiarium verzeichnet allerdings für das Jahr 1651 eine tragoedia ad imitationem Senecae scripta.[5]) Allein der Ausdruck ist vieldeutig und auch die Parodie der „Troas“ des Seneka, welche 1661 ebenda auf-

---

1) Dürrwächter, Aus der Frühzeit, S. 20 f. Duhr, Die Studienordnung der Gesellschaft Jesu. Freiburg im Breisgau. 1896. S. 141 A. 1.

2) cf. die allerdings vor unserem Zeitraum erschienene Schrift, C. v. Rheinhardstöttners Plautus. Ein Beitrag zur vergleichenden Literaturgeschichte. Leipzig 1886. S. 71 und 297.

3) Bahlmann, Dramen der niederrheinischen Ordensprovinz S. 92.

4) Scheid S. 41.

5) Bei Reinhardstöttner, Zur Geschichte des Jesuitendramas in München. S. 114.

geführt wurde,[1]) war doch nur eine Parodie. In Krems wurde 1700 ein Hippolyt gegeben, der möglicherweise an das Drama des Euripides sich anschloß,[2]) wie es auch bei den Iphigeniedramen, die 1753 in Münster, 1764 in Jülich, 1765 in Osnabrück und 1768 in Aachen gegeben wurden,[3]) sehr wohl denkbar ist, daß man sich dabei den Euripides zum Muster genommen hatte.

Das sind freilich nur Vermuthungen, die sich uns aufdrängen, und wir wünschten, auf festeren Boden zu kommen, wenn wir uns nun den beliebtesten neu behandelten Stoffen des deutschen und lateinischen Dramas des 16. und beginnenden 17. Jahrhunderts zuwenden. In allererster Linie käme hier der „verlorene Sohn" in Betracht. Allein der Geschichtschreiber dieses Stoffes, Spengler, dessen Buch freilich nur durch die Besprechungen, die es erfuhr, noch in den Rahmen unserer Darstellung gehört, hat sich einmal nur auf das 16. Jahrh. beschränkt und zweitens, wie schon bemerkt, das Jesuitentheater überhaupt nicht weiter beachtet. Ein paar Nachträge gibt wenigstens einer der Recensenten, Weilen, indem er der Prodigusdramen, die 1609 und 1630 in Graz, 1629 und 1633 in Amberg auf der Jesuitenbühne zur Darstellung kamen, gedenkt.[4]) Wie zahlreich aber die Jesuitendramen dieser Art waren, davon erhält man durch diese kargen Aufzählungen kaum einen Begriff. Darum gestatte man auch uns einige, zumeist da und dort in der von uns benützten

1) l. c. S. 116.

2) Hippolytus Thesei regis filius sub titulo: innocentiae periclitantis felices vindiciae bei A. Baran. Geschichte des Gymnasiums in Krems. Programm 1894/95.

3) Bahlmann, Jesuitendramen S. 23, 78, 108 und Iber, Geschichte des Gymnasium Carolinum. Pragramm, Osnabrück, 1889. S. 30.

4) Im Anzeiger für deutsches Alterthum und Literatur XVI. 1890. S. 113 ff.

Literatur verstreute, aber gewiß nicht erschöpfende Nachträge. 1503 und 1597 wurden auf dem Jesuitentheater in Komotau Dramen vom verlorenen Sohn aufgeführt,[1]) 1635 in Dillingen ein derartiges Stück des P. Adam Weck unter dem Titel „Cosmophilus sive Lemma tragicomoediae de filio prodigo" gegeben.[2]) 1641 spielte man in München den „verlorenen Sohn"[3]) und 1626 in Eichstätt den „Prodigus Anonymus".[4]) Ein Stück dieser Art, in Augsburg 1676 gegeben, findet sich zuletzt noch bei Bahlmann verzeichnet[5]) und Beck nennt für Glatz zwei, den „Filius prodigus" von 1684 und den „Peccator resipiscens sub schemate Filii prodigi" von 1697.[6]) Jülich hatte 1701 und 1731 seine Prodigusstücke und 1741 ein zwei Tage in Anspruch nehmendes Drama, das am 1. den Fall, am 2. die Rückkehr des reuigen Sünders behandelte.[7]) Auch in Köln wurde 1706,[8]) in Kaufbeuren 1742[9]) und in Krems 1745[10]) „der verlorene Sohn" auf die Bühne gebracht. Dazu kommen noch die gedruckten Bearbeitungen des Stoffes durch Luis da Cruz (1588—1604), Jean Antoine du Cerceau (1670—1750) 1703, Franz Neumayr (1702—1775) 1746[11]), eine Fülle

---

1) Faßl-Salzer S. 26.

2) Diarium Acad. Dilïng. t. II. f. 15. Manuskript der Dillinger Kreis- und Studienbibliothek und Periochenband der Münchener Staatsbibliothek P. O. Germ. 1205.

3) Diarium bei Rheinhardstöttner S. 112.

4) P. O. Germ. 1205.

5) Das Drama der Jesuiten S. 277 f.

6) E. Beck, Handschriften und Wiegendrucke der Gymnasialbibliothek in Glatz. II. Theil: Schauspiele des Glatzer Jesuitenkollegs. Programm. Glatz 1893. Nr. 9 und 26.

7) Bahlmann, Jesuitendramen der niederrheinischen Ordensprovinz. S. 56. 66. 70.

8) Ebenda S. 89. A. 2.

9) Periochen der Eichstätter Ordinariatsbibliothek M V 78.

10) Baran, Geschichte des Gymnasiums in Krems.

11) Bahlmann, Jesuitendramen S. 2, 7, 8.

von Bearbeitungen also, die noch ihrer Einreihung in die Geschichte dieses für die Weltliteratur bedeutsam gewordenen Stoffes harren. Auch zu den nahe verwandten Komödien vom Studentenleben und Schulspiegel hat selbstverständlich das Schuldrama der Jesuiten manchen Beitrag geleistet, ohne indeß auch nach dieser Seite hin bisher beachtet worden zu sein. Ein namhaft zu machendes derartiges Stück enthalten die von dem Verfasser besprochenen Dillinger Manuskripte. Es ist der Abulautreutes des P. Ferdinand Crendel 1557—1614.[1]) Auch das 1659 in Dillingen aufgeführte Stück „Periculum consortii iuvenilis"[2]) und manches andere verdiente die Beachtung der Stoffgeschichte.

Neben dem „Verlorenen Sohn" spielt im Drama des 16. und noch des 17. Jahrhunderts der Esther- oder Amanstoff eine hochbedeutsame Rolle, der, wie schon bemerkt, Schwartz eine gründliche Untersuchung zu Theil werden ließ. Das Münchener Estherdrama von 1579 ist dabei, wie wir ebenfalls schon oben ausführten, nicht zu kurz gekommen. Auch die Scenarien fünf weiterer Jesuitendramen des 17. Jahrhunderts (Ingolstadt 1627, Augsburg 1652, Burghausen 1666, Graz 1673, Wien 1683)[3]) werden von ihm gewürdigt. Zu diesen Stücken des 17. Jahrhunderts nennt Weilen noch die Grazer Estheraufführung von 1608[4]), und der Augsburger „Aman" von 1672[5]) und der in Schlettstadt 1629 aufgeführte „Mardochäus"[6]) lassen sich ihnen anreihen. Wer den Stoff aber noch in das 18. Jahrhundert hinein verfolgen wollte, würde auch die

---

1) Aus der Frühzeit des Jesuitendramas S. 5, 23.
2) Alphab. Periochen der M. St. 2197 IV 33.
3) Schwartz, S. 244 ff. Der S. 247 besprochene Salzburger „Aman" von 1633 ist kein Jesuitendrama.
4) Im Euphorion II 396.
5) Bahlmann, Das Drama der Jesuiten S. 277 ff.
6) Geny l. c. I S. 48.

zahlreichen bei Bahlmann verzeichneten Estherdramen der niederrheinischen Ordensprovinz (Hildesheim 1708 und 1742, Jülich 1706, Koblenz 1744, Meppen 1765, Köln 1768[1]) noch ins Auge fassen müssen. Schließlich sei auch noch auf die sehr zahlreichen von Jesuitendramatikern unternommenen Bearbeitungen des im 16. Jahrhundert so beliebten Judithstoffes hier im Vorübergehen wenigstens aufmerksam gemacht.

Sind die im Vorstehenden besprochenen Stoffe einer Zeit, welche die Comoedia nova et sacra auf den Schild erhob, besonders entsprechend gewesen, so liegen doch auch die Wurzeln dramatischer Gebilde, die unserer modernen Zeit aus der Seele geschaffen sind, schon in dieser fernen Epoche. Faust und Don Juan! Das Problem des modernen Menschen, im gedankenschweren Norden und im leichtlebigen Süden ungefähr gleichzeitig in unscheinbaren Anfängen keimend, hat auch das Jesuitentheater nicht unberührt gelassen. Aber während ihm der Faustistoff, von vornherein protestantisch gefärbt, trotz Masens Hinweis auf denselben[2]) fremd geblieben zu sein scheint, ist für die Don Juandramen das Jesuitentheater nicht bedeutungslos geblieben. Es hat nämlich den ihm von Italien zugekommenen Stoff mit dem charakteristischen Ende des Helden zuerst dramatisch bearbeitet, ungemein oft auf die Bühne gebracht und den in ihm liegenden modernen Keim von vornherein bewußt herausgefühlt.

Zeidler war es, der in seinen Beiträgen zur Geschichte des Klosterdramas zuerst[3]) auf das 1615 in Ingolstadt

1) S. 43, 49, 68, 82, 95, 99.

2) Zeidler, Beiträge zur Geschichte des Klosterdramas. I. Mephistopheles. Zeitschrift für vergleichende Litteraturgeschichte. N. F. 6. Bd. 1893. S. 465.

3) Beiträge u. s. w. II. Thanatopsychia; er citirt übrigens als Fundort Janssen-Pastor, Geschichte des deutschen Volkes VII S. 126.

gegebene Drama hinwies: „Von Leontio einem Grafen, welcher durch Machiavellum verführt ein erschreckliches Ende genommen"[1]) und es als eng mit dem Don Juanstoff verwandt erkannte. Während er aber trotz der italienischen Lokalfarbe des Stückes doch an einer Vermittlung des Stoffes aus der spanischen Heimat des Jesuitenordens festhielt, betonte Farinelli in seinem Aufsatze „Don Giovanni" mit Recht die italienische Abkunft der Leontiusdramen des Ordens und constatirte zugleich, daß das Ingolstädter Stück von 1615 die älteste dramatische Bearbeitung des charakteristischen Endes des Don Juan sei.[2]) Daß der Stoff dann auf den Theatern des Ordens bis zum Ende des 18. Jahrhunderts sehr beliebt war, entgeht beiden Forschern nicht. Wie häufig er aber bearbeitet wurde, davon mag unsere folgende, wiewohl längst nicht erschöpfende Zusammenstellung ein wenigstens ungefähres Bild bieten.

Iglau hatte sein Leontiusdrama 1635,[3]) München im Jahre 1661,[4]) Neuburg 1677,[5]) Konstanz 1678,[6]) Burghausen 1687, Glatz 1695.[7]) Während diese Stücke mit Ausnahme des Iglauers wohl unter dem Einfluß der Empfehlung des Stoffes durch Masen[8]) stehen werden, wirkte der 1713

---

1) Die Perioche des Stückes in der Alphabetischen Periochensammlung der Münchener Staatsbibliothek 2197 III 71.

2) A. Farinelli, Don Giovanni in Giornale storico della Letteratura Italiana Vol. XXVII 1896 S. 28 ff. Bolte in „Jahresberichte für neuere deutsche Litteraturgeschichte" 7. Bd. 1898 III 4 n. 15 findet den engeren Zusammenhang zwischen dem Leontiusspiel und der Don Juansage nicht so sicher, wie Zeidler ihn annimmt.

3) Zeidler l. c. S. 88.

4) Reinhardstöttner, Diarium S. 116.

5) Bav. 8°. 4025 I 100 der M. St.

6) Beide in den Periochen der C. O. M. V. 85.

7) Prohasel l. c. S. 53.

8) Scheid l. c S. 35.

gedichtete Leontius des Kolczawa[1]) vielleicht auf die folgenden ein, nämlich den Regensburger Leontius von 1717,[2]) den Neußer von 1725,[3]) den Schlettstadter von 1724[4]) und den Kaufbeurer von 1748.[5]) Gemeinsam ist nun aber allen diesen Stücken nicht bloß das charakteristische Ende des Haupthelden, sondern auch der Umstand, daß der Accent auf „den Atheisten, Frevler und Epikuräer" gelegt wird, daß er überall als italienischer Lebemann, ja als florentinischer Fürst, als ein Principe der Renaissancezeit erscheint und ihm stets der Theoretiker dieser Weltanschauung, der Verfasser des Principe, Machiavelli an die Seite gegeben ist.[6]) Gerade aber in der stets wiederholten Betonung der Pseudopolitia castigata (Konstanz), der Pseudopolitica infelix (Regensburg und Kaufbeuren) oder „wie schädlich seye der jetzigen Zeit schwebender unchristlicher Politicismus" (Ingolstadt), der Veritas Fidei ab Atheo-Politicorum rationibus vindicata (München) der Strafe der Verachtung des Gottes- und Sittengesetzes liegt ein, wenn auch unter einen bestimmten Gesichtswinkel gebrachtes und polemisch gefaßtes, hochmodernes Moment, welches den Stoff in die scharfe Beleuchtung moderner Ideen rückt und seine Veranlagung für die Aufnahme solcher lebhaft betont. Der „Leontius" des Jesuitentheaters ist der Vertreter des rücksichtslosen, mit allen sittlichen Werthen brechenden Individualismus des von der Renaissance inaugurirten Geistes der Neuzeit.

Hat das Jesuitentheater hier in seiner Art einen Stoff der modernen dramatischen Kunst mit ausbilden helfen, so

---

1) Bahlmann, Jesuitendramen S. 7.
2) Eichstätter Periochenband M. V. 77.
3) Bahlmann, Jesuitendramen S. 112.
4) Geny II S. 295.
5) E. P. M. V. 78.
6) Zeidler l. c. S. 93.

hat es dieser in seinen Genovefadramen einen solchen geradezu neugeschaffen, während es in den zahlreichen Barlaamstücken einen beliebten alten Stoff wieder und wieder beseelt und bis an die Schwelle der neueren Zeit gerettet hat. Die reiche literarische Geschichte der indischen Barlaamsage, ihre Wanderung ins Abendland und ihr Einleben in den Gedankenkreis desselben hat E. Kuhn eingehend geschildert und flüchtig auch, auf Reinhardstöttners Mittheilungen fußend, des 1573 in München aufgeführten Stückes und des Dramas Bidermanns gedacht.[1]) Damit mochten ihm die Akten für das dramatische Fortleben des Stoffes geschlossen erscheinen. Allein ein anderes, in den Dillinger Manuskripten erhaltenes und in mancher Hinsicht bemerkenswerthes Stück dieser Art hat auch der Verfasser dieses Aufsatzes genauer gewürdigt[2]) und für den einstweiligen Nachweis, daß der Stoff von Barlaam und Josaph wirklich alle Zeiten des Jesuitentheaters durchdauert hat, mag folgende Zusammenstellung genügen. Schon 1571 erscheint er auf der Wiener Jesuitenbühne,[3]) 1613 in Komotau,[4]) im Jahre darauf in Innsbruck und 1619 in Dillingen.[5]) 1645 hat Innsbruck abermals eine Barlaamsaufführung,[6]) 1687 Landshut[7]) eine solche, 1695 Jülich, 1721 Eichstätt[8]) und noch

1) Barlaam und Josaph. Eine bibliographisch-literargeschichtliche Studie. Abth. d. philos.-philol. Klasse d. k. bair. Akad. d. Wiss. 20. Bd. S. 87.

2) Aus der Frühzeit S. 40 ff.

3) Hansen, Rheinische Akten S. 608.

4) Faßl-Salzer, Festschrift. Die Aufführung nahm zwei Tage in Anspruch.

5) Diarium Acad. Dilig. t. 1 f. 275.

6) Alphab. Periochen d. M. St. 2197 I 53 und III 33 enthalten die beiden Stücke.

7) In Eichstätter Periochenband M. V. 85.

8) Ebenda M. V. 89.

1750 wird er, abermals in Jülich, gegeben.[1]) Die Reihe dieser Aufführungen könnte sicherlich noch vermehrt werden.

Für die Genovefadramen können wir uns dieselbe ersparen. Denn Goltz hat sie in seiner Arbeit, so weit sie bekannt sind, zusammengestellt und über ein Dutzend derselben nachgewiesen. Nachdem die Genovefa bereits 1630 einmal in Prag dramatisch behandelt worden war, gelangte der Stoff zur Popularität und zu einer ganz Europa umspannenden Verbreitung durch die von dem Jesuiten René de Cerisiers (1603—1662) verfaßte Lebensgeschichte der heil. Genovefa, deren deutsche, 1660 in Dillingen erschienene Uebersetzung durch P. Staudacher wiederum für die deutschen Jesuitendramatiker von stärkstem Einflusse ward. Die Hälfte aller den Stoff behandelnden Stücke der Jesuitenbühne fällt daher in die nächsten drei Jahrzehnte nach dem Erscheinen jener Uebersetzung. In den achtziger Jahren des 17. Jahrhunderts aber beginnt mit dem Jesuitentheater die Wanderbühne in der Verwendung des Stoffes zu wetteifern. Wie viel feine Fäden von dem ersteren zu ihr hinüberführen, ist von Goltz nicht untersucht worden, hätte sich aber jedenfalls gelohnt, während dagegen Niemand ernstlich wird vermuthen wollen, daß man bei Maler Müller, Tieck, Raupach, Hebbel, Otto Ludwig noch seinen Spuren begegnen könne. Trotzdem besteht die Thatsache, daß ein Stoff, der speziell für die deutsche Literatur nicht wenig bedeutungsvoll geworden ist, aus der Jesuitenliteratur und dem literarischen Winkel des Jesuitendramas in weite Kreise gedrungen ist. So werthlos also sonst meist die große Menge der von dem Jesuitentheater geliebten Dramatisirungen von Legenden sein mag, hier ist eine fruchtbar geworden und steht für viele.

Indessen ist die Vorliebe des Jesuitentheaters für Legendenstoffe nicht seine einzige: gerne hat es auch zu allen

---

1) Cf. für die Jülicher Stücke Bahlmann, Jesuitendramen S. 54 und 73.

Zeiten das historische Drama gepflegt und gerade seinen wichtigsten Stoff wieder und wieder behandelt. Der Satz ist ausgesprochen worden und auch richtig, daß kaum eine der Tragödien, deren die Geschichte so viele fesselnde bietet, den Dramatikern des Ordens entgangen sein mag. Das lehrt jeder Blick in die veröffentlichten Stoffsammlungen und, wenn es unsere Aufgabe auch nicht sein kann, hier alles zu registriren, so dürfen wir doch einige interessante Beobachtungen nicht unterdrücken, wenn sie sich auch, da sie vorzugsweise statistischer Art sein müssen, etwas trocken ausnehmen mögen. So war z. B. sehr beliebt die Dramatisirung des tragischen Schicksals Konradins, das durch M. Greiffs Drama ja auch wieder in den Gesichtspunkt des Interesses der neueren Literaturgeschichte gerückt worden ist. Schon von dem der Jesuitenbühne sehr nahestehenden Vernuläus behandelt,[1]) ging der Konradinstoff 1644 und 1666 in München,[2]) in letzterem Jahr auch in Hildesheim[3]) über die Bretter, 1650 über die Jesuitenbühne Dillingens, 1684, 1734 und 1752 über die Glatzer,[4]) 1698 über die Augsburger,[5]) 1728 und 1733 über die Kremser[6]) und 1748[7]) auch noch über die Bamberger Bühne. Auch „Ottokars Glück und Ende", dem schon 1594 die protestantische Straßburger Schulbühne ein Stück gewidmet hatte, ward von dem nämlichen Schüler des Jesuitendramatikers Caussin, Vernuläus, dramatisirt[8]) und gab das Gegenspiel für die

---

1) Vgl. über ihn Bolte in der Allgemeinen deutschen Biographie. Bd. 39, S. 628 ff.
2) Diarium bei Reinhardstöttner S. 113 und 116.
3) Bahlmann, Jesuitendramen S. 40.
4) Beck, Handschriften und Wiegendrucke Nr. 10 und Prohasel S. 57.
5) Bahlmann, Das Drama der Jesuiten S. 277 f.
6) Baran, Geschichte des Gymnasiums in Krems.
7) Periochen der Würzburger Universitätsbibliothek Rp. XV 72 h.
8) Bolte l. c. und Jahresbericht für neuere deutsche Literaturgeschichte. 4. Bd. 1895. I 10 u. 20.

Rudolph von Habsburg verherrlichenden Dramen, welche 1697 von den Jesuiten in Augsburg,[1]) 1706 in Hall, 1709 in Landshut, 1712 in Innsbruck[2]) und 1717 in Jülich[3]) aufgeführt wurden. Don Carlos behandelte man 1703 in Straubing und Solothurn, 1756 in Augsburg, 1762 in Neuburg a. D.[4]). Wallenstein wurde von Vernuläus und noch im 18. Jahrh. in Klagenfurt und Wien,[5]) 1747 in Krems[6]) und 1761 in Landshut[7]) dramatisirt. Einen Demetrius verzeichnen wir für Amberg 1656,[8]) einen Egmont für Ellwangen 1714.[9]) Hamlet wurde 1723 in Krems[10]) gegeben, Ugolin 1696[11]) in Amberg. Daß Maria Stuart trotz der durch die Studienordnung eigentlich verpönten Frauenrollen öfter auf der Jesuitenbühne gesehen wurde, liegt in der Natur des Stoffs begründet. So erschien sie denn im 17. Jahrhundert in Prag auf den Brettern,[12]) 1651 in Krems,[13]) 1702 in Neuburg a. D. und 1709 in Eichstätt.[14]) Auch die 1728 auf der Volksbühne in Zug in

1) Bahlmann, Das Drama der Jesuiten S. 277 f.

2) cf. die Periochen der drei Stücke in Bd. M. V 85 der E. O. u. Periochensammlung der M. St. 2194 II.

3) Bahlmann, Jesuitendramen S. 61.

4) cf. wie oben M. V 85.

5) Zeidler, Ueber Jesuiten und Ordensleute als Theaterdichter . . . Blätter d. Vereins f. Landeskunde von Niederösterreich. Neue Folge. XXIII. Jg. 1893 S. 148 A. 2.

6) Baran, Gesch. d. Gymn.

7) Bav. 4°. 2196 VII[69] d. M. St.

8) l. c. II[67].

9) Münchener Periochen 2194 II und Eichstätter M. V 77.

10) Baran l. c.

11) M. P. 2194 II.

12) Zeidler, Ueber Jesuiten un Ordensleute l. c.

13) Baran l. c.

14) Eichstätter Periochen M. V. 85 und 89.

Scene gesetzte Maria Stuart dürfte dem Jesuitentheater nahe stehen.[1] Diesem, oder doch wenigstens einem Jesuitendramatiker, verdanken wir auch, wie noch jüngst Hanebuth zeigte,[2] eine der frühesten dramatischen Behandlungen der Jungfrau von Orleans. Es ist die „Histoire tragique de la Pucelle de Dom-Remy, aultrement d'Orléans" des Fronton du Duc (1556—1623), zum ersten Mal 1580 vor Herzog Karl III. von Lothringen aufgeführt. Ihr reiht sich die „Joanna Darcia" des Vernuläus an, ein Drama mit deutlichen Fortschritten in der Charakterisirungskunst, so daß hier zum ersten Mal auch der Versuch gemacht wird, die Charaktere der englischen Führer zu differenziren.[3] Schließlich hat noch ein anderer historischer Stoff kürzlich nähere Untersuchung erfahren. Von P. Franz wurde die verhältnißmäßige Beliebtheit des sächsischen Prinzenraubs im Drama des 16. Jahrhunderts nachgewiesen.[4] Nach ihm aber hatte Zeidler auf die Vorliebe des Jesuitentheaters für den nämlichen Stoff aufmerksam gemacht und das Scenar eines 1694 in Wien gegebenen derartigen Stückes abgedruckt.[5] Prohasel und Beck führen nun auch solche für Glatz (1722) an, während wir aus unseren Periochenaufzeichnungen solche für Eichstätt (1682 und 1711), Landshut (1688), Regensburg 1695 und Ingolstadt 1698[6]) zusammenstellen können.

Noch hätten wir über Lustspielstoffe des Jesuitentheaters mancherlei mitzutheilen, wenn es bei dem ziemlichen

---

1) Bächtold l. c. S. 466.

2) K. Hanebuth, Ueber die hauptsächlichsten Jeanne d'Arcdichtungen des 15., 16. und beginnenden 17. Jahrhunderts. Dissertation, Marburg 1893. S. 64 f.

3) Hanebuth S. 83 f.

4) Dissertation, Marburg 1891.

5) Ueber Jesuiten und Ordensleute S. 83.

6) M. V. 77, 84 und 85.

Mangel von Ergebnissen unserer Literatur gerade auf diesem Gebiete nicht außerhalb des Rahmens und Zweckes dieser Zeiten fiele. Wir werden anderswo darauf zurückkommen. Das Eingehendste darüber findet sich vorerst in Scheids Aufsatz über Masen, und zwar ist es insbesondere der Stoff vom eintägigen Königreich des Bauern, die Stylpho- oder Mopsuskomödie, wie man sie auch nennen könnte, die dabei in der geschickten Bearbeitung Masens zur Besprechung kam. Leider ist uns ein älterer Aufsatz über Komödien dieser Art, den Weilen geschrieben, nicht zugänglich gewesen.[1]) Masens Werk war ihm entgangen, und er constatirt selbst in seiner Besprechung von Bahlmanns Jesuitendramen der niederrheinischen Ordensprovinz,[2]) daß er von den daselbst verzeichneten Stücken keine Ahnung gehabt habe, auch nicht von den zahlreichen Bearbeitungen, welche der Stoff als Parallelhandlung zu den häufigen Jesuitendramen von Jovinianus, dem König im Bade, gefunden, so in Ingolstadt 1623, in Dillingen 1642, in Mindelheim 1646, in Freiburg i. Br. 1649. Zu diesen und den bei Bahlmann sich findenden Stücken (Münster 1689, Hildesheim 1698, Köln 1720 und Jülich 1731) fügen wir nun noch Krems 1672,[3]) Augsburg 1698,[4]) Ingolstadt 1703, Rottenburg 1729,[5]) Luzern 1743[6]) und des oben genannten Cerceau witzigen „Gregoire“. Diese Stücke gehören meist natürlich nicht dem feineren Lustspiel, sondern der derben possenhaften Abart desselben an, wie auch eine Anzahl Dillinger deutscher Zwischenspiele in Hans

---

1) Shakespeares Vorspiel zu „der Widerspänstigen Zähmung“ 1884.

2) Zeitschrift f. deutsches Alterthum und deutsche Literatur. 41. Bd. 1897. S. 284.

3) Baran, Gesch. d. Gymn.

4) Münchener Periochen 2194 I.

5) Bav. 8°. 4025 II 46 der M. St.- und M. III 566 der E. O.

6) Bächtold l. c. S. 153.

Sachsischer Manier, die noch in die Frühzeit des Jesuitentheaters fallen.[1])

Damit aber können unsere stoffgeschichtlichen Ausführungen ihren Abschluß finden. Sie werden dargethan haben, daß auf diesem Gebiete aufmerksamer, doch nicht aufmerksam genug das Jesuitentheater berücksichtigt worden ist. In der langen, vielfältig verschlungenen und gestalteten Kette der Literaturgeschichte gehören auch ihm einige Glieder an. Sie sind noch nicht alle bekannt oder blieben ungewürdigt ihres sonderbaren, oft so barocken, fremdartig anmuthenden Stiles wegen. Und doch liegt gerade in dieser Stileigenthümlichkeit das uns Neuere nicht weniger als die Einordnung in das Ganze anziehende individuelle Leben, und die forschende Geschichte zumal wird sich, solange noch Objektivität als ihr Ideal erscheint, in dieses hineinleben müssen. Darum gingen wir von den Resultaten unserer Literatur für eine allgemeinere Geschichte des Jesuitentheaters aus, um nun nach der Constatirung seiner Zusammenhänge mit dem Literaturganzen noch auf Besonderes in seiner Geschichte zu sprechen zu kommen, immer den Zweck dieser Zeilen vor Augen, die wesentlich nur eine Buchung des in den letzten zehn Jahren Erworbenen sein wollen.

(Schluß folgt.)

---

1) Dürrwächter, Aus der Frühzeit, S. 48 ff.

XXXI.
Ein katholischer Dichter.
(Barbey d'Aurevilly.)

I.

Vor einigen Jahren starb, in seiner einzigen Stube in einer der Seitenstrassen um den Bon Marché herum, ein alter Mann. Den Bon Marché kennt Jeder, der in Paris gewesen da ja schon sein Name ein Lockmittel ist; und dem und jenem könnte dabei vielleicht auch der Charakter dieser Seitenstrassen aufgefallen sein. Es ist ein stilles Viertel, wo der Weihrauchduft in der Luft zu liegen scheint. Paramente, Heiligenbilder, geistliche Geräthe sind an vielen Fenstern ausgestellt, sonst sieht man wenige Laden, außer den Schnittmusterauslagen der Modistinen. Stille herrscht überall und weiterhin nach der Seine zu dehnen sich die großen, von hohen Mauern umgebenen Gärten der Krankenhäuser und geistlichen Anstalten. Aus den Fenstern der Wohnungen fällt fast überall der Blick auf diese grünen Gärten mit ihren mächtigen Kastanien- und duftenden Akazienbäumen. Ich ging einmal des Weges von Neu- nach Altötting und stieß da auf eine Strecke von weißen Häusern in grünen Gärten, die mir wie in der Verkleinerung diesen Theil von Paris und Mittelfrankreich zurückriefen. Dieselbe weiche blaue Luft der bayerischen wie der französischen Ebene, der weiße Sonnenrauch, in den die hohen Pappeln emporsteigen, die schweigende Stille des Mittags, und der schwere

süße Duft der üppigen Vegetation. In einer solchen Straße wohnte und starb ein alter Mann, der wie wenige andere in diesem Jahrhundert den Geist des Katholicismus in seinem Wesen trug und zum Ausdruck brachte — einer der größten Dichter seiner Zeit und jedenfalls ihr größter Kritiker. Dieser Mann war Barbey d'Aurevilly.

Er hatte von der Natur die Voraussetzung empfangen, das, war er war, vollaus zu sein und voll herauszusagen. Geburt und Herkunft schon hatten ihn vor jenem Aussatz bewahrt, der der Geist des Compromisses ist und durch die Lebensumstände bereits den meisten in der Kindheit eingeimpft wird. Er stammte aus jener Normandie, die einige der kühnsten gothischen Bauten entstehen sah und den Geist der Gothik nach England brachte — nicht das Massive und Riesige, sondern den ganz Ornament und Musik gewordenen Stein, die ganz in Seele und Dichtung verwandelte Materie. Und er selbst war ein solcher gothischer Dom, voller Halbdunkel, plötzlichen Lichtes und nebliger Schatten, voller Weihrauchduft der Erinnerungen, mit kühnen Säulen und hochgespannten Bögen, voller Kraft und Mystik. Aus einer Familie des Landadels hervorgegangen, in einem kleinen Ort geboren und aufgewachsen, nach dem er sich immer wieder zurücksehnte und jährlich aus Paris dahin zurückkehrte, war er der Sohn einsamer Gegenden, reinen Bluts und jener ungebrochenen Continuität von Sitten und Anschauungen, aus denen die ganz heilen und nicht zu corrumpirenden Persönlichkeiten hervorgehen. Heißblütig und erotisch, ein intuitiver Kenner der Frauen, ein junger Elegant, der ein Buch über den Dandysmus schrieb und Byron, der ein großer Dichter, und Brummel, der ein großer Dandy war, gleich bewunderte, kam er in reiferen Jahren ganz natürlich und gerade kraft seines Temperaments dahin, wohin mancher heiligere Mann gleich ihm gekommen, nämlich Weib und Welt allmählig zu entsagen und die Kräfte, die dahin gingen und aus derselben Wurzel, wie die höchsten stammen, auch

in jenem höheren Dienste zu gebrauchen. Er war des Weibes bedürftig wie wenige und wie wenige vom Weib enttäuscht — denn er scheint in dem geliebten Gefäß fast immer vergeblich die Seele, das Mysterium der Vereinigung, gesucht zu haben.

Als er gestorben war, fing man an, seine Bücher gesammelt herauszugeben. Band auf Band erschien bei Lemerre in Paris, kleine zierliche Bändchen, mit Nonpareille-Lettern gedruckt — seine Novellen und Romane; große, umfangreiche Bände in langer Folge, die noch nicht abgeschlossen, seine Kritiken unter dem zusammenfassenden Titel: Les oeuvres et les hommes. Der kleinen Bändchen waren nicht zu viele: „Vieille maitresse“, „L'ensorcelée“, „Prêtre marié“, „Histoire sans nom“, „Ce qui ne meurt pas“, die Novellensammlung „Les diaboliques“, darunter die hauptsächlichsten.

Barbey d'Aurevilly war mit dem Jahrhundert gekommen und ist mit dem Jahrhundert gegangen. Als er starb, war auch dies Jahrhundert, das sich das große nannte, gebrochen und nur noch eine in Fäulniß ausgährende Materie. Er hatte den schwersten Kampf gekämpft — den gegen den Geist dieser Zeit, während dieser Geist sich siegreich fühlte — und er hat diesen schweren Kampf als ein Einzelner gekämpft, in der Literatur als ein ganz Vereinzelter. Aber als er sich hinlegte, um zu sterben — ein achtzigjähriger Mann, da sah er noch die Vorzeichen des Sieges und er starb in dem Bewußtsein, die Fahne vorgetragen zu haben, die die nach ihm Kommenden sahen und ihr nachfolgten, während er, die ihm folgten, nicht mehr sah.

Was Barbey war, läßt sich alles in einem Wort sagen. Er war ein katholischer Dichter. Er war auch als Kritiker katholisch und ein Dichter. Denn er blies allem, was er anfaßte, den lebendigen Athem seiner Schöpferkraft ein und er faßte alles aus dem Geist des Katholicismus heraus an. Und gleichzeitig war er ein moderner Geist, der am schärfsten ausgeprägte moderne Geist seiner Zeit und

darum von ihr in Schatten geschoben und bekämpft. Er brachte einen neuen Ausdruck, ein anderes Tempo, eine von der früheren sich unterscheidende Sensibilität; und in was anderem besteht denn, was man das Moderne nennt, als in jener äußeren und inneren Erneuerung, in der nicht sowohl das Wesen, wie die Empfindung vom Wesen sich ausdrückt.

Barbey hat in seinem langen Leben eine unerhörte Menge von Kritiken geschrieben, die man in stattlichen Bänden und sorgfältiger Auswahl unter dem Titel: „Les oeuvres et les hommes“ sammelte. Die meisten dieser Kritiken drehen sich ja um längstverschollene Bücher aus längst vergessenen Federn. Und doch kann man nichts Lebendigeres lesen als diese Auseinandersetzungen, Betrachtungen, Belehrungen, Gesichtspunkte, Bonmots und Aperçus, die den todten Stoff des vorliegenden Materials nur als einen Anknüpfungspunkt brauchten, um darum den Inhalt der eigenen Seele und die Einsicht des eigenen Geistes zu ergießen. Und mit welch scharfgezogenen, oft komischen und mesquinen Profilen stehen nicht die berühmten und mächtigen Männer seiner Zeit in der Beleuchtung da, die er auf sie fallen ließ. Barbey war ein furchtloser Geist und nicht nur die Größen des Tages, auch die Größen der Zeit imponirten ihm in nichts, weil die Menge sie für groß hielt und sie die oft einzige Kunst besaßen, die ihnen nicht abzusprechen war, die Kunst sich aufzublasen.

Barbey's Kritiken sind eins der nothwendigen Hand- und Nachschlagebücher für denjenigen, der sich über die Geschichte dieses Jahrhunderts und die in ihm in Kunst und Literatur — welche ja auch eine Abspiegelung der Politik sind — führenden Geister nicht blos vom Parteistandpunkt unterrichten will. Zugleich aber sind sie mehr. Sie sind ein Ueberblick über die Entwicklung der katholischen Idee in der romanischen Welt von den Anfängen an bis auf die Gegenwart, über die katholische Politik und die Rückschläge,

die sie erlitt, sowie über die Beschaffenheit und Persönlichkeit ihrer Gegner. Und wer anders als er hätte einen so gewaltigen Stoff und ein so enormes Wissen mit so eleganter Hand, so unverwüstlicher Frische, mit solchem Witz und jenem Humor, der voller Augenblickseinfälle ist, handtirt. Er war aber, Gott sei Dank, kein Gelehrter von Profession und kein Doctrinär — auch die Idee setzte sich in ihm um als Sinneseindruck und formte sich als Bild.

In einem kleinen Bändchen Lyrik zeigt dieser heftige, heißblütige Choleriker ein anderes Gesicht. Da sehen wir, daß dieser Mann des Kampfes und der Energie in seiner Jugend ein träumerischer Melancholiker gewesen, der in jenem inwendigen Feuer brannte, das an der Grenzscheide zur Mystik glüht. Ein jugendlicher Träumer, der sich zu verzehren schien, und ein Mann des Willens und des Muthes: wie oft sehen wir nicht in der Geschichte der katholischen Geistesführer diesen anscheinenden Gegensatz als den Ausdruck der inneren Einheitlichkeit.

Barbey d'Aurevilly hatte auf der Basis des hier gekennzeichneten Temperaments drei hervorstechende Eigenschaften: eine mächtige, ins Grandiose gehende Phantasie, einen stets wachen, saftigen, pointirenden Humor und eine Fähigkeit des scharfen, klaren, zusammenfassenden Urtheils, wie sie sonst seinen Zeitgenossen meist zu mangeln pflegten. Dieser klare und helle Kopf, vielleicht noch entschiedener als die Bedürfnisse der Seele, machte ihn zu dem streitbaren und unbeugsamen Anhänger Roms, als der er in seiner ganzen Produktion dasteht. Jenes wirkliche und tiefe Vertrauen, aus dem die großen Thaten und das ruhige Feststehen hervorgehen, hat er in seinem Leben wohl nur für eins empfunden: l'organisation sublime der katholischen Kirche. Und damit hatte er die ganze Culturcontinuität von zweitausend Jahren, die einzige Culturcontinuität, die es gibt und die sich mit ihren lebendigen Wurzeln bis ins graueste Alterthum erstreckt, unter den Füßen.

II.

Kürzlich ist ein neuer Band in der großen Sammlung „Les oeuvres et les hommes“ erschienen. Er betitelt sich „Les philosophes et les écrivains religieux“, und nicht am wenigsten interessant ist, daß Barbey d'Aurevilly selbst sich in diesem Band den religiösen Schriftstellern einreiht. Das ist in keinem der früheren Bände so klar und unzweideutig hervorgetreten, — man konnte immer noch glauben, sein Verhältniß zu den religiösen Dingen sei ein Amateurverhältniß und seine Zuneigung für Rom entspringe aus künstlerischen Gesichtspunkten. Dem ist nun ein Ende, und wie zu vermuthen ist, für Viele, die freund- oder feindselig um ihn besorgt waren, ein Ende mit Schrecken gemacht.

Es zeigt sich in diesem Buch, daß er in einer Sache eine ganz feste und entschiedene Stellung einnimmt, in der die meisten weltlichen und selbst manche geistliche Persönlichkeiten eine unklare und unentschiedene Stellung so lange wie möglich und selbst über alle Möglichkeit hinaus festzuhalten sich bemühen. Diese Sache ist sein Verhältniß als Katholik zu Rom. Für ihn ist Katholik sein und für Rom sein eins. Ohne die vollständige und uneingeschränkte Unterwerfung unter die Leitung von Rom gibt es für ihn überhaupt keinen Katholicismus. Wo Rom aufhört Mittelpunkt zu sein, da fängt schon die Sektenbildung an.

In früheren Zeiten war dies einfach eine Glaubenssache. In unseren — wo man an allen rechten und unrechten Stellen sich über das Warum Rechenschaft abzulegen verpflichtet fühlt — ist das nicht mehr so einfach. Da ist es auch eine Sache der historischen Einsicht. Die historische Einsicht aber ist auch wieder eine Gabe — oder wenn man ein beliebteres Wort vorziehen will: ein Talent — wie die Gabe der Dichtung oder der kritischen Untersuchung wie die Gabe des Worts oder die Fähigkeit zur That. Barbey, der alle diese, in unseren Tagen nicht leicht vereint vorzufindenden

Gaben besaß, hatte auch jene, bei vielen Berufshistorikern und selbst Geschichte machenden Persönlichkeiten oft so schmerzlich vermißte Gabe der historischen Einsicht. Und darum ist für ihn der auf Rom gebaute Katholicismus nicht allein eine Offenbarung, sondern auch eine historische Erfahrung. Wie es nur einen Culturweg gab, der von der Wiege der Menschheit, aus dem Osten nach Westen führend, sich um diesen, ach so oft als eng empfundenen Erdenglobus verbreitete, so gab und gibt es auch nur eine Kirche, erbaut auf jenem Rom, in das zuerst alle Cultur und alles Wissen, alles Sehnen und alles Trostverlangen der ganzen damals bekannten Welt zusammenfließen mußte, um den Boden zu bilden, in den die Kirche ihre sichtbaren Wurzeln trieb. So sog sie alles Lebendige aus dem Alterthum in sich auf und verschmolz es mit ihrem Organismus. Und daher machten schon die Wiederbelebungsversuche des Alterthums in der Renaissance und nun erst gar in unserem Jahrhundert den Eindruck eines Wollens mit mehr oder minder deutlichem Nichtkönnen.

Der neue Band Barbey's enthält einige, diese Auffassung mit besonderer Deutlichkeit zum Ausdruck bringende Aufsätze, die sich gegen die „Philosophen" richten, diese Ableger des Protestantismus, was ja Keiner bestreiten kann, der von den verschiedenen Philosophien der letzten drei Jahrhunderte einige Kenntniß hat. Daß dabei Taine's Buch „De l'Intelligence" auch nicht gut wegkommt, besagt folgendes Citat: „Aber wenn der Geist nicht mehr in seinem Buch vorhanden, ist dessen Interesse und Flamme, die Wahrheit, die immer anziehende und reizende, wie streng sie auch sei, wenigstens vorhanden? Haben wir bei jenem Verlust doch gewonnen? Ach, das ist das Schlimmste bei der Geschichte! Die Wahrheit ist nicht darin . . . und der Irrthum, den man oft dafür nimmt, wenn er machtvoll ist — ich meine den starken Irrthum eines kräftig organisirten Kopfes — der Irrthum ist auch nicht drin. Ich für mein Theil suchte ihn

drin so dick wie ein Berg. Und ich fand ihn nur so dick wie eine Maus. Und auf diesem Irrthum, nicht dicker als eine Maus, steht das ganze dicke Buch von Taine, mit seinen anatomischen, physiologischen und mathematischen Citatenstützen und Beschreibungen". Michelets Buch: „L'amour" nennt er so unanständig, daß selbst seine Freunde sich darüber betrüben. „Sie winden einen Flor um ihren Hut". Michelet bezeichnet er als eine „berauschte Biene". „Und wie jede Biene braucht er nicht viel, um sich zu berauschen." Und er fügt über dies grundernst gemeinte Buch hinzu: „Das Lachen verwirrt und decontenancirt die Unanständigkeit, die immer grundernst ist; Michelet weiß das sehr gut. Wer lacht, ist für ihn schon beinahe ein Ungeheuer". Von dem altgewordenen Guizot sagt er (in Anlaß seines Buchs: „Quatre grands chrétiens français"): „Eine sympathische Langweile entströmt allem. Ich sprach neulich von der Langeweile, mit der uns Goethe beschwert. Wollte ich Quadrillen von großen Langweiligen und großer Langeweile machen, so würde ich die en face stellen, mit der uns Guizot überhäuft".

Gehen wir nun zu seinen Lieblingen über, so finden wir deren in dem Buch besonders zwei und sie haben auch äußerlich eine symbolische Stellung, denn sie stehen am Anfang und am Ende des Buchs und nehmen das übrige so gewissermaßen zwischen sich. Diese beiden Lieblinge sind der katholische Schriftsteller Ernest Hello und — die Jesuiten. Ernest Hello bezeichnet er als ,einen Edgar Poe: „aber nicht der bekannte, der mathematische Edgar Poe, dieser schreckliche amerikanische Berechner, der in Pascal seinen rechten Leser gefunden hätte, sondern ein unbekannter, religiöser und mystischer Edgar Poe, mitten durchgetheilt zu einem Marmontel der contes moraux, nicht mehr philosophisch, sondern christlich". „Die ‚beiden Freunde' Hello's," sagt er, „haben gerade jene feierlich aufregende, geheimnißvolle Stimmung, die Edgar Poe, dieser magnetische Besessene, seinem Leser mit

solcher Macht vermittelt, obgleich der Unglückliche wahrscheinlich gar nicht an jenen Abgrund aller Schrecken, den Dämon, glaubte. Der mystische Hello, der daran glaubt, ist ihm durch diese übernatürliche und schaudernde Seite überlegen, und dadurch allein verursacht er natürlich einen tieferen Eindruck." Er tadelt an Hello, „daß er versessen auf Ruhm ist — dies Elend!" aber er fügt zugleich hinzu: „Die Katholiken halten sich als Partei für fromm genug, um die Undankbaren geben zu können. Sie haben Raymond Brücker, der sein ganzes Genie in ihren Dienst stellte, Hungers sterben lassen und sie werden die Stimme Hellos, der ihnen das seinige anbietet, ersticken. Und es wird damit gehen, wie mit dem Träger und der Entwicklung seines Dramas: „Cain, was hast Du mit deinem Bruder gemacht!"

Es wird gewiß Viele interessiren, was Barbey über die Jesuiten sagt. Für den, der nicht selbst im Katholicismus geboren und aufgewachsen ist, sind sie ja ein verschlossenes Buch, auf das protestantische Dichter und Denker dann noch siebenhundert Siegel zur Abschreckung gesetzt haben. Ueber Barbey's Commentar zur Aufhebung des Jesuitenordens durch Clemens XIV. demnächst.

Ola Hansson.

XXXII.

Zeitläufe.

Nach dem Schluß der Friedensconferenz im Haag.[1])

Den 24. August 1899.

Vor hundert Jahren erschien bei Cotta in Tübingen ein neues Blatt, täglich ein halbes Böglein, in dem es hieß: „Aus allem Bisherigen erhellt, daß wir seit dem Jahre 1789 in Wahrheit wie in eine neue Welt entrückt worden sind. Fast unser ganzer geographischer Atlas ist jetzt Antiquität. Unsere Statistik ist in Allem verändert. Unsere Politik wandert auf einem ganz neuen Boden. Wer in dieser terra incognita seinem bisherigen Gange folgen wollte, würde in keinen geringeren Anachronismus verfallen, als wer bei einer Reise auf den Küsten von Anadoli noch jetzt seinen Homer zum Wegweiser wählen wollte. So bis zum Unkenntlichen verwandelt ist die Politik im Ganzen, daß man sich ganz neu einstudiren muß".[2]) Der Bethätigung des Wiener Congresses war es zu danken, daß für die neue Welt eine neue Ordnung hergestellt wurde, die fünfzig Jahre lang aushielt. Und jetzt?

---

1) „Ueber die Conferenz u. den ewigen Frieden" s. „Histor.-polit. Blätter" vom 16. Juni d. Js. Bd. 123 S. 910 ff.

2) „Neueste Welt-Kunde" vom 1. Januar 1798.

„Seitdem die Pentarchie in die Brüche ging, sind alle Begriffe von Gemeinsamkeit der Interessen der Menschheit, vom wechselseitigen Zusammenwirken in der Schlichtung entstehender Conflikte und zur Beschwörung der gemeinsamen Gefahr, welche überall die Cultur bedroht, verflogen. Es gibt Worte, die man fast verlernt hatte zu schreiben, so sehr sind sie außer Gebrauch gekommen. Dazu gehört offenbar auch der Ausdruck: ‚Europäisches Concert‘. Ehedem war das eine der beliebtesten Formeln der Diplomatie und ein politisches Schlagwort in der Presse, der sakrosankte Ausgangspunkt jeder Staatsnote und jedes Dokuments. Diese Praxis hatte aber ihre Kehrseiten, dann nämlich, wenn sie zur Heuchelei führte. Ehrgeizige Pläne versteckten sich hinter der Maske von dem allgemeinen Interesse, und die Geschichte zeigt uns, daß der Egoismus oft mit Salbung das europäische Concert anrief, wenn er mit seinen ungerechten Plänen es gerade am allermeisten trübte. Neuerdings ist deßhalb diese Fiktion ganz aufgegeben. Die Manchesterlosung: ‚Jeder für sich; die Welt geht von sich selber‘, die man aus der Gesellschaft gebannt hat, hat sich zu einem letzten Halt in dem interstaatlichen Verkehr festgesetzt, bis sie auch dort von dem Geist der Epoche vertrieben werden wird.“ [1])

Die Befreiung der Menschheit aus diesem halbbarbarischen Zustande erhoffte der Verfasser durch den immer ungestümer auftretenden Ruf nach einem neuen Recht der Zukunft und nach dessen Verwirklichung durch Schiedsgerichte. Das wäre allerdings zum zweiten Male eine neue Welt. Aber damit wäre die unermeßliche Aufgabe noch nicht gelöst. Denn auch diese neue Welt ist inzwischen eine andere geworden. Kein Geringerer als der frühere österreichische Finanzminister, jetzt Senatspräsident, Dr. Steinbach in Wien hat darauf aufmerksam gemacht, daß wohl Staatenbunde

---

1) Von Wedel, kurz vor seinem Hinscheiden, in der „Augsburger Postzeitung“ vom 2. Juli 1894.

den Einzelkrieg untereinander ausschließen, dafür aber Weltkriege von nie geahntem Umfange herbeiführen könnten:

„So kann es kommen und wird es wohl auch geschehen, daß zunächst mehrere verschiedene Staatengenossenschaften sich bilden. Innerhalb einer solchen Staatengenossenschaft wird zwar die Entscheidung von Streitigkeiten durch Krieg ausgeschlossen seyn und an dessen Stelle eine andere Art der Ausgleichung treten, aber zwischen solchen Staatengruppen dürfte das Verhältniß zunächst das bisherige bleiben, und es ist sogar mit Grund zu befürchten, daß, wie im 14. Jahrhundert, in Folge der geschlossenen Bünde an die Stelle von Einzelfehden vielfach die weit größeren Städtekriege traten, so auch die zwischen den mächtigen Staatengruppen etwa entstehenden Kriege noch einen weit größeren Umfang haben werden, als dies jemals der Fall war, und geradezu den Charakter von Weltkriegen annehmen dürften. Wie lange eine solche Uebergangsperiode währen, wie lange es dauern könnte, bis die furchtbaren Erfahrungen eines solchen Zeitraumes den gegen den Krieg gerichteten Tendenzen überall die Oberhand verschaffen und die Herstellung einer allgemeinen, sämmtliche Staaten umfassenden, dauernden Friedensorganisation ermöglichen würden, darüber lassen sich begreiflicherweise auch nicht einmal Vermuthungen aufstellen". [1])

Drohenden Weltkriegen gegenüber ist nun zum ersten Male, seitdem es eine Geschichte gibt, ein Welt-Areopag zusammengetreten, eine Conferenz aller Staaten, die einen Einfluß auf den Gang der Weltgeschichte üben könnten, und diese erste Weltversammlung war, wenigstens mit Worten, einig in der Verurtheilung des Krieges. Seit Napoleon III. hatte sich kein Souverain mehr mit der Idee des allgemeinen Friedens beschäftigt. Sein Vorschlag eines allgemeinen Congresses in Paris vom 5. November 1863 lag den Mächten vor.[2]) Aber ihm gingen die „großen Conglomerationen"

1) Wiener „Reichspost" vom 15. April d. Js.
2) Wiener „Neue freie Presse" vom 21. Mai d. Js.

im Kopfe herum. Noch in dem Rundschreiben des Ministers Lavalette vom 16. September 1866 stand der Satz: „Eine unwiderstehliche Macht verdränge die mittleren Staaten". Ueber den europäischen Gesichtskreis hat der damalige Imperator überhaupt nicht hinausgeschaut; jetzt würde die Conferenz die Folge haben, daß gerade die kleinen Staaten mehr Schutz gewinnen würden als bisher.

An die Mißerfolge Napoleons ist die Versammlung im Haag zuletzt noch erinnert worden. Er hat das unglückliche Italien geschaffen und Preußen groß gemacht. Der Czar wollte nun entschieden, daß der Papst zur Conferenz eingeladen würde, und Frankreich trat ihm bei. Der Quirinal fuhr entrüstet auf, und der Rückendeckung in Berlin war er sicher. Zur allgemeinen Ueberraschung wurde aber unmittelbar vor dem Schlusse der Versammlung und vor der Abschiedsrede des Präsidenten ein Brief der holländischen Königin an den Heiligen Vater vom 7. Mai verlesen, worin in ehrfurchtsvollen Worten dem Papste der Zusammentritt der Conferenz angezeigt und um seine moralische Unterstützung des Werkes gebeten wurde. Ebenso wurde die wohlwollende Antwort des Papstes vom 29. Mai verlesen, worin er nicht allein seine moralische Unterstützung, sondern auch seine werkthätige Mitarbeit als des berufenen Friedensfürsten zusicherte. Augenscheinlich war der Vorgang auch eine Genugthuung für den Czaren, welcher in seiner Weltidee einen päpstlichen Vertreter auch neben den Chinesen, Japanern, Siamesen, Persiern und Türken sehen gewollt hätte.

In der Rede zur Eröffnung der Conferenz hatte der russische Botschafter von Staal gesagt: die Versammlung werde nur bestrebt seyn, den ersten Schritt zu machen auf dem Wege zur Erlösung der Welt von den Gefahren der sich immer mehrenden Kriegsrüstungen, und sollte die Conferenz auch ganz resultatlos verlaufen, so werde doch die

historische Thatsache der Versammlung der europäischen Mächte behufs Verminderung der Rüstungen in Zukunft reiche Früchte tragen. Am Schlusse der Conferenz sprach der holländische Minister Beaufort das bedeutsame Wort aus: „Es ist kein Ende, sondern ein Anfang". Zu der Anrede des Herrn von Staal hatte das angesehenste Petersburger Blatt bemerkt: „Der Krieg ist nicht das größte Uebel im Leben der Völker; um die Menschheit für die Abschaffung des Krieges vorzubereiten, müsse man zuerst andere Uebel bekämpfen, den Haß unter den Menschen ausrotten, der im Herzen des modernen Menschen zum mindesten ebenso groß sei wie bei den alten Barbaren".[1]) Dieser Haß ist im Gegentheil noch giftiger und verheerender geworden durch den Nationalitätenkampf und durch die Eifersucht der Alles überwuchernden materiellen Interessen.

Das Manifest des Czaren vom August v. Js. hat unverhüllt den Militarismus als ein unerträgliches Uebel dargestellt, und ursprünglich den Titel eines Abrüstungsvorschlags getragen. Im englischen Oberhaus hat darauf Lord Salisbury die Erklärung abgegeben: „Die beständige Vermehrung der Rüstungen, die auf allen Seiten stattfindet, gerade zu einer Zeit, wo wir von Frieden sprechen und ihn prophezeien, ist nicht ermuthigend für den idealen Traum, dem sich Kaiser Nikolaus vielleicht hingegeben hat. Ich selbst werde befriedigt seyn, falls das Ergebniß der Unterhandlungen im Stande seyn wird, durch Ausdehnung der Anwendung des Princips der Schiedsgerichte die Zahl der Ursachen zu vermindern, durch die ein Krieg veranlaßt werden kann, und falls durch eine humane Gesetzgebung die Schrecken des

---

1) Aus der „Nowoje Wremja" s. Wiener „Neue freie Presse" vom 18. Mai d. Js.

Kriegs gemindert werden könnten".[1]) Inzwischen hat der Czar seine Absichten bezüglich der Abrüstung fallen lassen, und diesem Verzicht dürfte es zu verdanken seyn, daß die Conferenz ohne scharfen Mißton zwischen den Mächten verlaufen ist. So wird wenigstens behauptet; die Sitzungen waren nämlich durchaus geheim, wenn es auch an giftigen Berichten von Aufhorchern, namentlich preußischen, nicht fehlte.

Das Schlußprotokoll der Conferenz vom 25. Juli führt die beschlossenen Conventionen, Deklarationen und Wünsche auf, die im Einzelnen von je einer Anzahl von Vertretern unterzeichnet waren, aber nicht endgültig feststehen. Denn den betreffenden Regierungen ist Frist bis zum Ende des Jahres zu ihrer schließlichen Stellungnahme zugesprochen. Die sofortige Unterzeichnung des ganzen Werkes ist nur von Rußland sicher. An die ursprüngliche Stellungnahme des Czaren erinnert nur der Wunsch Nr. 1 des Schlußprotokolls: „Die Conferenz ist der Ansicht, daß die Beschränkung der militärischen Lasten, welche gegenwärtig die Welt bedrücken, in hervorragender Weise wünschenswerth ist für die Förderung des materiellen und moralischen Wohlbefindens der Menschheit". Mit Recht hat der Vertreter von Luxemburg im Congreß gesagt: „Derselbe sei nur die Vorrede zu einem Buche, das erst noch geschrieben werden müsse". Aber von einem völligen Fiasko zu sprechen, ist jedenfalls höchst voreilig.

„Als positive Ergebnisse der Friedensconferenz stehen vor Allem fest: die Schaffung eines ständigen internationalen Schiedsgerichts mit dem Sitz im Haag, die Bestimmungen über die ‚guten Dienste und die Vermittlung dritter Mächte' die, ‚soweit es die Umstände erlauben', Anwendung finden sollen, ferner die zwei Conventionen über die Gebräuche im Landkriege

---

1) Aus London s. Wiener „Neue freie Presse" v. 8. Febr. d. Js.

und die Anwendung der Genfer Convention von 1864 auf den Seekrieg. Nimmt man nun noch die drei Erklärungen hinzu über das Verbot der Anwendung von Geschossen, die im Körper explodiren, des Schleuderns von Geschossen aus Luftballons und von Geschossen, die giftige Gase verbreiten, so stellt sich als ein weiteres positives, wie wirklich imposantes Ergebniß der Haager Conferenz eine neue Codifikation des Völkerrechts dar, wie eine solche in gleichem Umfang wohl noch nicht stattgehabt hat." [1])

Allerdings steht auch bezüglich der drei Erklärungen die Entscheidung nicht fest. Derselbe Berichterstatter fügt bei: „England will die mörderischen Dum-Dumkugeln nicht abschaffen, es will auch in Angelegenheiten eines Seekriegs sich nicht dareinreden lassen, es will sich das Recht vorbehalten, Schiffe zu kapern, es will wehrlose Küstenstädte bombardiren, aber es ist gerne bereit, anderen Mächten gute Rathschläge zu ertheilen". Inzwischen hat verlautet, daß auch das deutsche Reich die fraglichen Erklärungen bezüglich des Land- und Seekriegs nicht unterschrieben habe, und die Berliner „Kreuzzeitung", das Organ der preußischen Militärpartei, bezeichnete boshafter Weise „als einziges positives Resultat der Conferenz die allseitig übernommene Verpflichtung, während der nächsten fünf Jahre keine Explosivstoffe aus Ballons zu werfen; aber auch diese Beschränkung der Kriegsmittel sei wohl nur darauf zurückzuführen, daß das lenkbare Luftschiff als ein noch ungelöstes Problem betrachtet werden müsse". [2])

In der Hauptsache hatte bekanntlich England, im Einverständniß mit Amerika, für die Friedensconferenz die Errichtung des permanenten und obligatorischen Schiedsgerichts

---

1) Correspondenz der Münchener „Allg. Zeitung" v. 30. Juli l. Js.

2) Wiener „Reichspost" vom 30. Juli d. Js.

befürwortet. Auch diese Frage war bereits von Napoleon III. im Herbst 1863 und im Mai 1866 bei den Mächten angeregt worden. Aber über das Wie gingen auch jetzt in der Conferenz die Meinungen sofort auseinander. Der englische Bevollmächtigte beantragte: die Errichtung eines ständigen Schiedsgerichts, dessen Sprüchen sich die streitigen Theile unterwerfen müßten. Soweit war auch das Programm des russischen Ministers nicht gegangen: es empfahl nur die grundsätzliche Annahme eines fakultativen Schiedsgerichts-Verfahrens zur Vermeidung bewaffneter Conflikte. Man hätte diesen internationalen Gerichtshof bescheidener ein Vermittlungs-Institut nennen können. Der bekannte Berather des Czarenhofs, der Engländer Stead, berief sich auf die Zustimmung des Papstes.[1]) Rußland soll eine Zeitlang sogar geneigt gewesen seyn, sich dem englischen Vorschlag anzuschließen.[2]) Indeß fiel der Antrag, das Schiedsgericht obligatorisch zu machen, durch, namentlich wurde bestimmt, daß die Verpflichtung der Mächte nur bestehen soll, wenn die Umstände es erlauben, und insbesondere der Streit weder die Ehre, noch die Lebens- und nationalen Interessen der betreffenden Staaten berühre. Wohlgemuth berichtete das Berliner Ministerialblatt:

„Die dritte Convention behandelt die friedliche Beilegung von Conflikten. Es liegt in der Natur der Dinge, daß auf diesem Gebiete nur mit der äußersten Vorsicht vorzugehen war. Demgemäß tragen die Festsetzungen durchwegs einen facultativen Charakter. Jeder Staat benennt bis zu vier geeignete Personen für den Schiedsrichterdienst. Aus der Gesammtheit wird die sogenannte permanente Liste gebildet, aus welcher die streitenden Staaten die Schiedsrichter auswählen können. Kein Staat ist

---

1) Aus London s. Münchener „Allgem. Zeitung" v. 14. Dez. 1898.

2) Aus dem Haag s. Münch. „Allg. Zeitung" v. 6. Juni d. Js.

gezwungen, sich dieser Einrichtung zu bedienen. Vielmehr erfolgt die Anrufung des Schiedsgerichtes und die Wahl der betreffenden Schiedsrichter lediglich im Wege der freien Vereinbarung zwischen den Streitenden. Auch die Vorschriften in Betreff des Verfahrens gelten nur, insoweit die Parteien nichts Anderes vereinbaren. Den gleichen Charakter der Freiwilligkeit tragen die Bestimmungen über die allgemeine und die sogenannte specielle Vermittlung, sowie über die internationalen Enquête-Commissionen zur Aufklärung thatsächlicher Verhältnisse." [1])

Das deutsche Reich hatte in der Conferenz seine Stellung nicht nur gegen England, sondern auch gegen Rußland genommen. „Immerhin wird erzählt, daß Rußland und England auf der Conferenz cooperirten, und daß die Spitze ihrer Stellungnahme sich gegen Deutschland richte; allerdings scheint zur Zeit von der Newa ein etwas schärferer Wind gegen Deutschland zu wehen." [2]) Noch lauter äußerte sich das Mißtrauen in der englischen Presse. „Jedenfalls muß immer wieder darauf aufmerksam gemacht werden, daß eine systematische Propaganda, welche ganz ungerechtfertigterweise Deutschland als den Störenfried hinzustellen sucht, im Gange ist". [3]) Allerdings blieben die preußischen Berichte aus dem Haag nach Berlin über das Fiasko der Conferenz an Hohn und Spott, namentlich in dem „Junkerblatt", nichts schuldig.

Rußlands ursprünglicher Vorschlag wegen der Abrüstung hatte seinen Hauptfeind von vorneherein an Preußen gehabt. Schon über das russische Rundschreiben wegen der allmähligen Abrüstung verlautete aus Berlin die Losung: die Conferenz kann nur dann eine Friedensconferenz werden, wenn sie keine

---

1) Aus der „Norddeutschen Allgem. Zeitung" s. Wiener „Neue freie Presse" vom 6. August d. Js.

2) Aus dem Haag s. „Köln. Volkszeitung" v. 16. Juni d. Js.

3) Aus London s. Münchener „Allgemeine Zeitung" vom 16. Juni d. Js.

Abrüstungsconferenz wird.[1]) Als Napoleon III. im Jahre 1863 an die Mächte mit der Anregung auf allgemeine Abrüstung herantrat und damit durchfiel, unterbreitete ihm fünf Jahre später der österreichische Minister Beust den Plan einer theilweisen Abrüstung. Dagegen wendete aber der französische Militär-Attaché in Berlin, von Stoffel, ein, aus einer theilweisen Abrüstung würde nur Preußen Nutzen ziehen, da es das einzige Land sei, in welchem die allgemeine Wehrpflicht bestehe, durch die es in die Lage gesetzt sei, zu jeder Zeit ein größeres Heer aufzustellen als irgend eine andere Macht.[2]) Auch gegen den neuen Vorschlag des Czaren bemerkte sogar eine angesehene russische Zeitschrift: „Eine Macht, der es gelungen ist, im gegenwärtigen Zeitpunkt den numerischen Bestand seiner Armee bis zur Maximalhöhe zu bringen, wie Deutschland, wird sehr zufrieden seyn, wenn die übrigen Mächte sich verpflichten werden, ihre Heere im Laufe eines bestimmten Zeitraumes nicht zu vermehren".[3]) Aber gegen alle Einrede hob der militärische Vertreter aus Berlin in der Conferenz vor Allem hervor, daß „die Rüstungen das deutsche Volk in keiner Weise an den Bettelstab bringen, wenn es auch für andere Völker zutreffen möge".[4]) Daß freilich jede Abrüstung gewisse wichtigen Stützen der Gesellschaft an den Bettelstab bringen würde, weiß man in Preußen sehr gut.

Als der Schiedsgerichts-Vorschlag in der Conferenz gerade zur Berathung vorlag, sagte der Kaiser zu Brunsbüttel in einer seiner zündenden Reden: „Seitdem ein deutsches Reich besteht und unser gesammtes deutsches Volk unter ein-

1) Münchener „Allgem. Zeitung" vom 22. Januar d. Js.

2) Münchener „Allgem. Zeitung" vom 7. Juni d. Js.

3) Aus Petersburg s. Münchener „Allgemeine Zeitung" vom 19. Februar d. Js.

4) Aus dem Haag s. Berliner „Kreuzzeitung" v. 29. Juni d. Js.

heitlichem Banner auf sein Ziel hinarbeitet, und seitdem wir wissen, daß wir durch unser festes Zusammenstehen eine unüberwindliche Macht in der Welt darstellen, mit welcher gerechnet werden muß, seitdem haben wir auch den Frieden bewahren können. Das deutsche Volk ist wie ein edles Vollblutpferd, es duldet nicht, daß ihm einer an die Gurten herankommt, sondern es will seinen Platz vorne behaupten".

Das war am 17. Juni, und in der Woche zuvor hatte die Verhandlung über das Schiedsgericht stattgefunden. Von den beiden deutschen Professoren als juristischen Vertretern in der Conferenz war bekannt, daß Freiherr von Stengel aus Bayern den Militarismus als Zugehör zur „göttlichen Weltordnung" verehre, und auch der andere, Dr. Zorn, erklärte unter peinlichem Schweigen der Versammelten: „Ein König, welcher seinen Rechtstitel von göttlichem Recht führe, könne keinen Augenblick daran denken, sich des wesentlichen Theiles seiner Souverainetät zu begeben, nämlich des Rechts, den Gang der Nation in kritischer Zeit zu lenken. Der Kaiser würde sich nicht verpflichten, sich der Entscheidung von Richtern, die nicht von ihm ernannt sind, über Fälle, die noch nicht entstanden sind, zu unterwerfen".[1]) Es hatte sich bereits die Befürchtung verbreitet, daß die Conferenz ohne jedes Ergebniß verlaufen werde, als Herr Zorn am 21. Juli im Namen seiner Regierung, und zwar im Zusammengehen mit Frankreich, zum allgemeinen Erstaunen feierlich die entgegengesetzte Erklärung abgab, daß Deutschland das Schiedsgericht in der vorliegenden Fassung annehme.[2]) Ueber dieselbe Fassung hatte derselbe deutsche Delegirte im vorigen Monat geurtheilt:

---

1) Bericht der Londoner „Daily News" s. „Kölnische Volkszeitung" vom 14. Juni d. Js.

2) Aus dem Haag über London s. Münchener „Allgem. Zeitung" vom 22. Juli d. Js.

„Es sei leicht, einen Richter auf Lebenszeit zu ernennen, aber unmöglich sei es, vorherzusagen, wie er sich bewähren würde. Eine weitere, geringfügigere, aber nicht unbeträchtliche Einwendung richte sich gegen die Kosten der vorgeschlagenen richterlichen Organisation, welche ein ganzes Jahr existiren könne, ohne einen einzigen Fall zur Erledigung zugewiesen zu erhalten. Auch liege keine Garantie vor, daß unter Umständen, welche näher anzugeben unnöthig sei, ein permanentes internationales Tribunal nicht einen Urtheilspruch abgäbe, welchen die unterliegende Partei und sogar unbetheiltigte Nationen für unbillig halten würden. Das Resultat würde sein, daß die Nationen gegen das Tribunal eingenommen und nicht mehr daran appelliren würden. So würde das Princip des Schiedsverfahrens der Mißachtung verfallen und die Lage schlimmer werden als jetzt. Sodann würden die Urtheilssprüche, gleichviel, ob sie gut oder schlecht seien, Präcedenzfälle werden und die Nationen auf nicht vorherzusehende Weise behindern."

Der Grund zum Welt-Areopag wäre nun allerdings gelegt. Aber jeder Versuch zum Ausbau mit Stein für Stein kann zum Einsturz führen. Die schwebenden Spannungen sind einstweilen vorsichtiger Weise durchaus von der Friedensconferenz ausgeschlossen worden. Die Asiaten haben sich wie gelangweilt stillgehalten. Von dem näheren Orient will Rußland nicht gern reden lassen, und der Sultan ist nicht einmal aus seiner Haremsruhe gestört worden. Oesterreich hat sich im Haag vollends todtgeschwiegen. Aber jeder Zwischenfall kann den Welt-Areopag in eine Welt-Revolution verkehren.

XXXIII.

An der istrischen Riviera.

„Wo ist ein Strand, der so wie du umkränzt
Von Alpenpracht, des Südens heitrer Schöne,
Wo Lorbeer grünt, hoch oben Schnee erglänzt,
Der Fink bald schlägt, bald brausen Sturmestöne!"
(Lesker).

1. Ika und das Franz-Josef-Sanatorium.

Zögernd erst kündigte sich in der nordischen Heimat unter „Windesweh'n und Regenschauern" das Nahen des Frühlings an, da ergriff, der dieses schreibt, den Wanderstab und zog über die Alpen zur blauen Adria hinunter, um in der milderen Luft des Südens Linderung oder Gesundung in hartnäckigem Leiden zu suchen. Dort unten in Ika, am nordöstlichen Küstensaum der istrischen Halbinsel, bespült von den Wassern des Golfs von Fiume, hat nämlich der Görzer Priesterkrankenverein ein Kurhaus errichtet, welches zu Ehren des österreichischen Kaisers den Namen „Franz-Josef-Sanatorium" führt. Der Verein, dessen Präsident gegenwärtig Dr. Anton Mahnič, Bischof von Veglia, ist, verfolgt einen sehr edlen Zweck: Er will ärmeren Priestern, welche mit Kehlkopf-, Lungen- oder Nervenleiden behaftet sind, Gelegenheit bieten, zeitweilig ein milderes Klima aufzusuchen, damit sie dort, wenn noch möglich, ihre Gesundheit und Arbeitskraft wieder finden. Zu demselben Zweck sind auch in Meran und Görz Sanatorien erbaut worden, und ein viertes für Karlsbad

geplant. Es wäre ein hervorragendes Werk christlicher Liebe, wenn dieser so segensreich wirkende Verein noch mehr Unterstützung und Förderung erfahren würde: dieß käme nicht allein den kranken Priestern, sondern den weitesten Kreisen der Kirche zu gut. In unseren Tagen zumal bedarf sie eines Klerus, der nicht nur fromm und gebildet, glaubensstark und treu, sondern auch an Körper und Geist gesund ist. Wie könnte er sonst mit blanker Wehr des Geistes und der Rede, ungebrochenen Muthes und feuriger Begeisterung voll, in den vordersten Reihen des Kreuzheeres Christi siegreich die Schlachten des Herrn mitschlagen?

Die eigenthümlichen Verhältnisse der Gegenwart stellen die weitgehendsten Anforderungen an die Kräfte des Priesters. Die geistige und leibliche Noth, die moralische, religiöse und sociale Misère unserer Zeit muß ja sein Herz zu innigstem Mitleid bewegen und ihn anspornen zu thatkräftiger Hilfeleistung. Wäre sonst in ihm der Geist seines göttlichen Meisters, der einstens im Hinblick auf die hungernden Schaaren in der Wüste gesprochen hat: „Mich erbarmt des Volkes“? Aber gerade diese vielseitige Inanspruchnahme, zumal bei dem in sovielen Diöcesen herrschenden Priestermangel, bedingt es, daß die Kraft vieler Geistlichen bereits in jungen Jahren sich erschöpft und ihre Gesundheit schwer geschädigt wird. Da thut denn eine ausgiebige Hilfe, wie sie unser Verein zu leisten intendirt, wahrlich noth; man bedenke nur, wie wenig in manchen Diöcesen, namentlich Böhmens und Ungarns, für unbemittelte, kranke Priester gesorgt ist. Wahrhaft erbarmungswürdig war es anzuhören, was mehrere im Sanatorium weilende Herren aus den genannten Ländern über ihre traurige Lage berichteten. So bezieht z. B. ein böhmischer Kaplan, der nach 12 jähriger Dienstzeit infolge schweren Leidens dienstunfähig geworden, eine Pension von 250 fl. jährlich, und auch hiervon wurde ihm innerhalb eines Jahres noch kein Heller ausbezahlt! So erfüllt der Staat Oesterreich die bei Gründung des Religionsfonds übernommenen Pflichten gegen die Kirche!

Das deutsche Element ist unter den Kurgästen des Franz-Josef-Sanatoriums in der Regel sehr schwach vertreten, die

meisten sind Czechen oder Magyaren. Geraume Zeit hindurch weilte in Jka außer meiner Wenigkeit nur ein einziger Priester aus dem „Reich", und dieser war ein — Pole. Die Conversation ist natürlich eine vielsprachige, so daß einem strebsamen Philologen hinreichende Gelegenheit geboten wäre, sich in einer Reihe slavischer und anderer Sprachen auszubilden. Von einer gemeinsamen Unterhaltung, etwa bei Tisch, muß hier selbstredend Abstand genommen werden. Wenn wir dann eben gruppenweise uns unterhielten und der Deutsche, der Pole, der Slovene, der Slowake, der Czeche und der Magyare zugleich die Schleusen ihrer Beredsamkeit öffneten, so hätte man glauben können, die ganze Gesellschaft habe sich unmittelbar vom babylonischen Thurmbau weg zusammengefunden, und manchmal „wurde mir von all' dem so dumm, als ging' mir ein Mühlrad im Kopf herum".

Viel harmonischer hörte sich draußen im Garten der Finken- und Nachtigallenschlag an, unter gewaltiger Baßbegleitung des rauschenden Meeres, dessen Wellen die Gartenmauer berühren. Alles prangte hier schon im grünen Gewand des Frühlings: Kastanien und Lorbeer haben schon verblüht; Oelbäume und Cypressen künden uns vollends an, daß wir im warmen Süden sind. Unser Haus ist an einem der schönsten Punkte der ganzen Küstenstrecke von Fiume bis Moscenice gelegen; es steht auf einer Landzunge nahe dem kleinen Fischerdorf Jka, so daß der Ausblick nach allen Seiten frei ist. Ein eigenartig schönes Panorama schaut hier des Nordländers staunendes Auge an sonnenhellen Tagen: Vor uns der weite, tiefblaue Spiegel des Guarnero, dessen Wasser im Süden gleichsam verfließen in das hellere Blau des Himmels — denn dort hängt er durch den Canal di Farasina mit dem offenen Meer zusammen. Ostwärts, uns gerade gegenüber, zeigt die langgestreckte Insel Cherso ihre schroffen, grauen Felsenhänge; weiter links aber, von Cherso nur durch den schmalen Canale di mezzo getrennt, grüßt freundlicher die Insel Veglia herüber mit ihren sanft gezeichneten Küstenlinien und mäßig ansteigenden Höhen. Und über den beiden Inseln, im kroatisch-dalmatischen Küstenlande, erheben sich die majestätischen Schneehäupter des

Velabit und des Kapellagebirges, von bläulichem Dunst umflort, und in gleicher Richtung mit dem letzteren ziehen die über einander aufsteigenden Bergreihen des liburnischen Karstes gegen Norden hin. Endlich in der nordöstlichen Ecke des Golfs erblicken wir die hellschimmernden Häuserreihen der Städte Portoré und Fiume.

Wenn der Abendsonne Strahlen jene Berge berühren, erzeugen sie oft die wundersamsten Lichteffekte: die beleuchteten Theile erscheinen im schönsten Rosa, die beschatteten in Blau und Violett in einer mosaikartigen, höchst anmuthigen Abwechslung. Welch' farbenprächtige, herzerhebende Scenerie, wenn das alles — Meer und Land und Inseln, Berge, Hügel und Städte — im goldenen Sonnenlicht erstrahlt! Reisende, die Griechenland schon gesehen, behaupten, daß der Guarnero mit den griechischen Küsten an heiterer Schönheit wetteifere. Sie rühmen den Duft der Berge am Fiumaner Golf, das Farbenspiel des Meeres und die unvergleichliche Himmelsbläue. Ja, es ist ein Kunstwerk von erhabener Schönheit, das hier der allmächtige Schöpfer hingezaubert hat, damit sich Aug' und Gemüth des Menschen daran erlaben und begeistern mögen. Und die Seele senkt sich hinein in die Betrachtung der Herrlichkeit der Natur, die nur ein Spiegelbild und Abglanz der unendlichen Schönheit Gottes ist; sie sucht nachzudenken die ewigen Gedanken Gottes, zu erforschen die Züge seines unsichtbaren Wesens, welche des Schöpfers Künstlerhand in dem großen plastischen Bildwerke der sichtbaren Welt zur sinnlichen Anschauung gebracht hat. Dieser Grundgedanke, der schon im 18. Psalm und im Römerbrief 1,20 ausgesprochen ist, wird stets das leitende Motiv wahrer Naturauffassung bilden müssen. Die reiche herrliche Schöpfung soll dem Menschengeist weder ein Götze sein, dem er um seiner selbst willen Cult und Verehrung zollt, noch auch ein fremdes, ihn nicht berührendes Gebiet, an dem er mit stumpfsinniger Geringschätzung vorübergeht. Sie ist ihm vielmehr, wie Maurus Wolter sich ausdrückt, „ein großes, aufgeschlagenes Buch, dessen goldene Hieroglyphen Gottes Größe und Majestät sinnbilden, — ein mächtiger Chor, dessen Sang des Ewigen Ruhm und Herrlichkeit verkündet."

Nicht immer freilich lächelt das Meer in heiterem Sonnenglanze. Wenn die Bora oder der Scirocco aus vollen Backen zu blasen beginnt, dann legt sich sein glattes Angesicht zuerst in krause Falten, dann aber zürnt es immer lauter und drohender, so daß man glauben könnte, die Geister der Abgründe stiegen, aus ihrer Ruhe aufgescheucht, heulend empor, um auf den schäumenden Wellenkämmen gleich gewaltigen Reiterschaaren anzustürmen gegen das friedliche Land. Ist das nicht auch schön, wenn auch in eigener Art? Ist es nicht ein Schauspiel von imponirender, fast schauerlicher Majestät? Stundenlang konnten wir da manchmal hinausschauen auf die stürmisch erregte See. Mit donnerähnlichem Getöse schlugen die brandenden Wogen an des Strandes Felsklippen und an die Mauern unseres kleinen Hafens; haushoch spritzte der Gischt empor, dann kamen wieder neue Schlachtreihen, um den fruchtlosen Angriff gegen das feste Land von neuem zu beginnen.

„Meine Augen laß ich schweifen
Ueber'm Fels zur Meeresfläche,
Die gefurcht in krausen Streifen
Schäumend vordringt, dann zurücktritt
Und mit neuer Kraft läßt rollen
An die Klippen ihre Wogen,
Daß sie grimmig murmelnd grollen."

(Born, Bonifatius.)

Wie die stürmischen Meereswogen gegen das felsige Gestade, so wüthen auch die Geister der Hölle und ihre Verbündeten auf Erden gegen den Felsen Petri, auf welchem unsere hl. Kirche festgegründet steht, nur mit dem Unterschiede, daß jene sich meist bald wieder beruhigen, die Mächte der Finsterniß aber unaufhörlich den alten, erbitterten Kampf fortsetzen, so oft auch ihre Schaaren schmählich zurückgeschlagen wurden. Bis zum Ende der Zeiten wird er fortdauern dieser Riesenkampf zwischen Christus und dem Antichrist, zwischen dem Glauben und dem Unglauben, welcher ja „das einzige, größte und tiefste Thema der Weltgeschichte" ist (Goethe). Wie tröstlich ist da des Herrn Verheißungswort für die Seinen: „Portae inferi non praevalebunt!"

Gerne unternahmen wir bei ruhiger See kleine Kahnfahrten, um die kräftige, reine Seeluft gleich unverfälscht einathmen zu können. Unser Gondoliere benützte manchmal diese Gelegenheit, um mit seiner Angel einige Fischlein für seine Küche einzufangen, meist Meergrundeln (Guatti) und Aehrenfische (Girai). Mehrmals fing er am Strande einen sogen. Tintenfisch (Sepia officinalis). Derselbe hat einen breiten Kopf und viele, mit starken Saugwarzen versehene Fangarme. Der erste Theil seines Namens rührt daher, weil er einen dunkeln (tintenähnlichen) Saft in seinem „Tintenbeutel" trägt; dagegen hat das Thier mit einem Fisch auch nicht die geringste Aehnlichkeit, vielmehr gehört es zu den Weichthieren

Bei unseren Spaziergängen kamen wir häufig in und durch das in nächster Nähe gelegene kleine Fischerdorf Ika. Wie idyllisch liegt es mit seinen weißgetünchten Häusern im Hintergrunde einer kleinen Bucht, angeschmiegt an den Fuß des mächtigen Monte Maggiore! Das Dörfchen ist meist von Kroaten bewohnt. Fast alle Männer suchen und finden auf dem Meere ihr Brod, entweder als Fischer oder als Matrosen. Das Meer ist von früher Jugend an ihre Heimat und ihr Element, ihr Eins und Alles; das Meer haben sie sich „als ewige Braut erkoren," es wird vielleicht einstens ihr Grab werden, gewiß aber im Plätschern der Wellen ihnen das Grablied singen.

Wie steht es aber dann mit der Bebauung der Gärten und Felder an den Bergabhängen, die hier, wenigstens stellenweise, so schön cultivirt sind, wenn der männliche Theil der Bevölkerung fast das ganze Jahr über auf dem Meere weilt? Das besorgen die Frauen, denen die gesammte Haus- und Feldarbeit zufällt. Ja sie ersetzen an diesem Küstenstrich sogar Wagen und Lastthiere, welche auf diesen steilen, engen Bergpfaden nicht zu gebrauchen wären. Mit tiefstem Mitleid mußten wir es oftmals sehen, wie die armen Weiber und Mädchen tief gebeugt unter den schweren Lasten uns begegneten. Ganze Ladungen Holz, Weinfässer mit Inhalt, Mehlsäcke u. s. w. tragen sie auf dem Rücken stundenweit den Berg hinauf; ebenso schleppen sie den Dung auf die Felder. Sonntags aber kennt

man diese Lastträgerinen kaum mehr; da stolziren sie fein gekleidet und geschmückt mit Halsketten und Perlenschnüren einher. Nur zum Modehut haben sie es noch nicht gebracht. In letzterer Beziehung ist bei uns in Schwaben und anderwärts in Deutschland die „Cultur“ auch auf dem Lande schon weiter voran.

Ika's Bewohner scheinen im Ganzen recht friedliche und gutmüthige Leute zu sein. Dabei versteht sich von selbst, daß die südlich' lebhafte Natur bei mancher Gelegenheit zumal an den Sonntagen zu ihrem Rechte kommt. Welch' buntes Leben und Treiben herrscht da in und vor den Osterien! Am wenigsten Lärm herrscht beim Kartenspiel, welches unter dem Namen „Tresette“ zumeist bei den Italienern in Istrien beliebt ist. Während desselben muß alles schweigen; denn es gilt die Regel: „il tresette sta fatto da quattro muti“ = „den Tresette haben vier Stumme erfunden“. Um so lauter geht es bei dem Borellaspiel zu. Im Hofe irgend einer Schenke belustigen sich Männer und Jünglinge gerne mit den borelle oder boccie = Kugeln, welche in Tirol als „Watscherln“ bekannt sind. Zu diesem gymnastischen Wurfspiel ist eine beträchtliche Fertigkeit und gute Sehkraft erforderlich. Das Kegelspiel ist nur bei Frauen und Mädchen üblich und wird von ihnen leidenschaftlich gerne betrieben. Man denke sich zu solch' lebhaftem Thun und Treiben noch das Geschrei der Kinder, das Gebell der Hunde, am Ende gar Musikunterhaltung, welche indeß jedenfalls von dem Rauschen des Meeres ersetzt oder begleitet wird —, und man wird zugeben, daß es kaum ein interessanteres Bild ländlichen, südlichen Volkslebens geben kann, als ein Sonntag-Nachmittag in Ika, weßhalb auch oftmals Fremde von Abbazia herüberkommen, um sich dasselbe anzuschauen. Ihre Gegenwart selbst aber ist nur geeignet, die ganze Scenerie noch bewegter und fremdartiger zu gestalten.

XXXIV.

Zur Geschichte der Parteien in Oesterreich-Ungarn.

III.

In den letzten Regierungsjahren des Ministeriums Taaffe hatten sich die Dinge in West-Oesterreich so gestaltet, wie sie trotz besten Willens des Ministers kommen mußten in einem Staatswesen ohne historisch-rechtliche Grundlage und ohne klar ausgesprochene Ziele der Gesetzgebung und Verwaltung. Die papierenen Staatsgrundgesetze konnten ja doch nicht den Rechtsboden einer geschichtlich gewordenen Verfassung ersetzen! Es hängt hier Alles gleichsam in der Luft. Aus dem Zusammenhang mit der Vergangenheit gerissen und für die weitere Zukunft dem Zufalle überlassen, war das öffentliche Leben Cisleithaniens ein begeisterungsloses Fortfristen von einer Tagesfrage zur anderen geworden. Und es spiegelte sich die widerspruchsvolle Zerfahrenheit, das Denken blos von Fall zu Fall im cisleithanischen Centralparlamente, so wenig es im Uebrigen das Bild auch nur Westösterreichs war.

Die liberale Partei betonte, von dem ungeduldigen Nachwuchs am meisten gedrängt, ihr Deutschthum bis zur Hintansetzung des Oesterreicherthums; die alten Herren selbst hatten eigentlich den Glauben an Oesterreich, seit nicht sie darin die Herrschenden sein konnten, auch schon längst verloren. Die jüngeren und jüngsten sprachen es nur immer

rücksichtsloser laut aus, daß sie an einem Staatswesen, in welchem die Deutschen nicht das Herrenvolk sein können, kein Interesse haben.

In ähnlichem Sinne hatten aber auch namentlich die Legisten und Literaten der Czechen sich längst eine nationale Staatsidee construirt, ganz unabhängig von der österreichischen. Konnte sie in dem Rahmen der im Reichsrath vertretenen Königreiche und Länder durchgeführt werden, gut! Wenn nicht, auch gut! Der Patriotismus und historische Sinn der nationalen Jungczechen ist um kein Haar besser als der der nationalen Jungdeutschen. Die Nationalitätsidee, d. h. die Hegemonie einer Nation im Staate über die andere, ist eben dem geschichtlichen Daseinszwecke Oesterreichs widersprechend. Diesem entspricht nur die ehrlich durchgeführte nationale Gleichberechtigung in bestimmten Grenzen der Landesselbst- und staatlichen Provincial-Verwaltung. Es entspricht ihr nicht eine über die verwaltungstechnischen Zweckmäßigkeitsbedürfnisse der Landes- und Centralbehörden hinausgehende Vorherrschaft einer Sprache im Staate. Für eine solche Auffassung der Dinge sind aber die heutigen Jungczechen nicht mehr zu haben. Sie wollen nur mehr czechischen Centralismus in den Ländern der böhmischen Krone. Und das ist ebenso unösterreichisch wie — nebenbei bemerkt — der neuere Magyarismus in den Ländern der Stefanskrone.

Für die österreichischen Polen war die nationale Frage (einschließlich des internen Ausgleichs mit den Ruthenen) in ihrem Verwaltungsgebiete schon erreicht. Sie waren in dieser Zeit auf dem Höhepunkte ihres Einflusses in Oesterreich. Sie waren der Taaffe'schen Regierung aus guten Gründen die treuesten Anhänger — aber wegen der wirthschaftlichen und finanziellen Schwäche ihres Landes leider nicht gleichzeitig eine Stütze für den Staat.

Bleibt als drittes Glied im „eisernen Ringe“ die katholische Rechtspartei. Das Beiwort katholisch

wurde in letzterer Zeit nicht sehr betont; die confessionelle d. h. kirchenfeindliche Gesetzgebung wurde diesseits der Leitha nicht fortgesetzt. Die „milde Handhabung“ der bereits bestehenden und die fortwährende Beschwichtigung und Mahnung zur Geduld brachte die unbequemen Eiferer zum Schweigen. Zahlreiche weltliche Sorgen, besonders die sociale Reform, die Gewerbe-, Agrar- und Arbeitergesetzgebung, allerlei Lokalfragen beanspruchten die Aufmerksamkeit und Arbeitskraft zahlreicher Parlamentarier dieser Richtung. Eine vielleicht noch größere Zahl derselben begnügte sich mit der Erwirkung lokaler und namentlich nationaler Zugeständnisse der Staatsverwaltungen in den einzelnen, besonders kleineren Kronländern. So kam es, daß sie und ihre Gesinnungsgenossen innerhalb der landtäglichen Wirkungskreise viel Gutes stifteten; es war politische Kleinarbeit im besten Sinne des Wortes, welche diese Partei besorgte. Aber auf politischen Einfluß im Großen schien sie unter der Führung Hohenwarts ganz verzichtet zu haben.

Das Executivcomité der Clubs der Rechten war eine Art Mitregierung; die Stellung der Mitglieder derselben war außeramtlich. Aber sie hatten ungefähr den Einfluß von Ministern ohne Portefeuille, von Landsmannministern. So besorgten sie tausenderlei Geschäfte, machten Vorschläge, setzten dies und das durch, einmal bei den Ministern, ein anderesmal bei den Abgeordnetencollegen. Und so wurde mit Hilfe dieses Executivcomités „fortgewurstelt“, wie Graf Taaffe selbst in gutösterreichischer Gemüthlichkeit und leichtherziger Selbstironie es eingestand. Daß geschichtlich Bedeutendes in solcher Weise nicht geschaffen werden konnte, läßt sich denken. Es hatte aber damit auch eine andere Gefahr.

Wie die Deutschen und wie die Czechen ihre Stürmer und Dränger hatten, so auch die in der Rechtspartei vereinigten Parteien und einzelnen Parlamentarier. Dieser Club ist oft mit Stolz als das Abbild Gesammtösterreichs

bezeichnet worden; denn in ihm vereinigen sich die verschiedenen Nationen, große und kleine Kronländer, Stadt und Land, Bürger und Bauer mit Adel und Geistlichkeit; und man kann hinzufügen, hier und fast nur in diesem Lager, gab es noch Sinn für die Rechtscontinuität, für die auf dem geschichtlichen Rechtsboden, nicht auf einer ideologischen Nationalitätenpolitik begründete Gleichberechtigung. Seit dem Tode des Cardinal Rauscher, in welchem die Staatsidee Richelieu's gelebt hatte, war von den älteren Herren nur der ehemalige Staatsanwalt Dr. Lienbacher ein deutscher Centralist gewesen. Die föderalistische Tradition hatte sich in diesem Club und beim sogenannten feudalen Großgrundbesitz allein noch erhalten; die Czechen z. B. nennen sich nur mehr Autonomisten, nicht Föderalisten; sie berufen sich auf das böhmische Staatsrecht selten oder gar nicht mehr; sie zeigen in der Landes- und Gemeindeautonomie wenig Interesse mehr für den noch in den altczechischen Fundamentalartikeln ausgesprochenen Schutz der Minoritäten. All diese halbvergessenen Grundsätze der alten Katholisch-Conservativen hatten nur mehr im Hohenwartclub ihre Zufluchtsstätte.

Was für die nationalen Parteien der nationale Nachwuchs, das war für diese katholische Rechtspartei die antisemitische Bewegung. Der Unterschied war nur der, daß namentlich die Altliberalen sich ziemlich rasch den jungnationalen Stürmern und Drängern hingaben, während der Hohenwartclub von der jüngeren Strömung nicht sich hinreißen ließ. Daraus entstanden freilich alsbald Verstimmungen und Spaltungen. Nach mancherlei Uebergängen und Verschiebungen trennte sich vom Hohenwartclub der des Centrums, oder der katholischen Volkspartei, und als linker Flügel entstanden die Christlich-Socialen.

Der in einem früheren Theile dieser Auseinandersetzungen gekennzeichnete Antisemitismus ist ursprünglich blos eine negative Bewegung und hat also mancherlei

ethische Bedenken und taktische Gefahren gegen sich, welche ja in der Bekämpfung eines Sündenbockes immer gelegen sind. Man vergißt dabei nur zu bald die eigenen Fehler und geht im Uebereifer leicht zu weit.

Eine kurze Zeit lang schien es, als ob alle diese Gefahren und Bedenken sich bannen ließen; es gelang nämlich, dem Antisemitismus ein positives wirthschaftspolitisches Programm zu unterlegen, und statt der persönlichen Spitze gegen die Juden ihm eine sachliche Spitze gegen den Capitalismus zu geben. Es war das Organ der vielgelästerten Feudalklerikalen, das Wiener „Vaterland", dessen damaliger Leiter Baron Vogelsang im persönlichen Einvernehmen auch mit den Führern der jung aufstrebenden Partei sie mit den Altconservativen zu einer Partei der „Vereinigten Christen" ausweiten und auf eine geistige Höhe heben wollte, die ihr dauernden Erfolg gesichert hätte. Das genannte „feudalklerikale" Blatt hatte ja schon als Giskra noch die kurzsichtige Meinung aussprach, „die sociale Frage hört bei Bodenbach auf", der socialen Bewegung ihre lebhafte Theilnahme gewidmet. Gerade Jene, die immer undeutsch genannt werden, unterhielten stets mit Deutschland die engste Fühlung. Die conservativen Kreise Oesterreichs blieben mit dem Deutschen Reiche in regem geistigen Verkehre. Des hochseligen großen Ketteler epochemachende Schrift, Schings „christlich-sociale Blätter", waren (wie auch allezeit die gelben Blätter) in Oesterreich stark verbreitet und hatten hier begeisterte Mitarbeiter. Später hat auch Dr. Rudolf Meyer hier herzliche Gastfreundschaft gefunden und in socialpolitischer Hinsicht persönlich und durch seine Schriften Einfluß genommen. Und das von Prinz Alois Liechtenstein herausgegebene Buch über „Interessenvertretung" (1876) war eine That, ein Programm.

Nicht blos in Schrift und Wort, auch in der That wurde christliche Wirthschaftspolitik längst getrieben auf den Gütern der böhmischen Großen und in den Landesvertret-

ungen besonders der deutschen Alpenländer. Die Verländerung des Versicherungswesens, die Organisation des Credites, allerlei wirthschaftlich bedeutsame Arbeiten wurden vollbracht, und bis in die neueste Zeit beharrlich fortgesetzt. Oberösterreich steht in dieser Hinsicht mustergiltig da; die schwarzen Landtage von Tirol und Vorarlberg, von Salzburg, die Landwirthschaftsgesellschaft in Krain, unzählige Anträge und Anregungen, Vereinsgründungen nicht blos charitativer sondern wirthschaftlicher Bedeutung, wie die Gesellenvereine, sind Zeugnisse dieser geschichtlichen Thatsache. Nur wurde über all diese Dinge nicht so die Lärmtrommel geschlagen, wie es in neuerer Zeit üblich geworden.

Hinsichtlich der Erhaltung des Gewerbestandes und Arbeiterschutzes hatten sich die Katholisch-Conservativen schon in den 60er Jahren den Ruf erworben als „Finsterlinge, die das alte Zunftwesen wieder einführen wollen“. Vorkämpfer der immer zielbewußter auftretenden Gewerbebewegung im Reichsrathe waren Graf Egbert Belcredi und von Zallinger, Dr. Ebenhoch und viele zum Theil noch lebende Mitarbeiter des geistlichen und Laienstandes im Reichsrath und in der Presse. Die „Feudalen“ haben sich die Bezeichnung als solche schon vor dem 1873er Krach dadurch verdient, daß sie für die Rechtscontinuität auch auf wirthschaftlichem und socialem Gebiete, durch Reorganisation der Berufsstände sich bemühten. Die Wiedereinführung der Gewerbegenossenschaften ist ihr Werk, und wenn seither die betheiligten Kreise selbst diese Organisationen zur selbstverwaltenden und selbstgesetzgebenden Arbeit nicht ausgiebig genug verwerthet haben, so liegt die Ursache doch nicht bei denen, welche die gesetzliche Grundlage dazu neu geschaffen haben, trotz des erbitterten Widerspruches und störender Einstreuungen der Vertreter des Individualismus im Parlamente, in den Handelskammern und in der Presse.

Auch eigentliche Antisemiten gab es in diesem Lager nicht erst als die Juden durch den großen Krach von 1873

geschwächt waren; sondern Sebastian Brunner, später Wiesinger und Andere traten ihrem Uebermuthe schon in den 48er und 60er Jahren entgegen; die gut katholische Presse Oesterreichs hatte den Kampf gegen den jüdischen Geist seit jeher beharrlich geführt; sie that es, als das Judenthum in Oesterreich-Ungarn seine Jubeljahre feierte, während es in der hier gemeinten Zeit mit denselben sehr abwärts ging.

Es schien also durch den Verlauf der damaligen Partei-bewegungen die Bildung einer Partei der „Vereinigten Christen“ sehr naheliegend und fruchtbar; sie wäre ein auch politisch bedeutsames Gegenstück zu der „Vereinigten Linken“ gewesen. Leider kam es anders. Abgesehen von der Spaltung der jüngeren und älteren Linie, welche mit mancherlei unverdienten Vorwürfen und ganz überflüssigen, wenn auch menschlich erklärlichen Empfindlichkeiten verbunden war: die eigentliche Strafe für diese inneren Schwachheiten folgte alsbald von Seiten des äußeren Feindes.

Der Racenantisemitismus erhob sich mit der ganzen Berserkerwuth des Unglaubens und fügte jedem Schlag gegen die Juden zwei Stöße gegen die Christen hinzu. Die Kraft- und vermeintlichen Uebermenschen, welche bereits in der Philosophie und Literatur die brutale Selbstsucht als Lebens-princip verkündet hatten, stiegen nun von den Kathedern herab an die Biertische der studirenden Jugend und lenkten deren Kraftüberschuß gegen Jud' und Christ zugleich. Es ist hier nicht der Platz, diesen Zusammenhang der modernsten Philosophie und Kunstrichtung mit dem Racenantisemitismus näher anzudeuten; es handelt sich hier nur um die verhängnißvolle Wendung, welche er in die Politik hinein gebracht hat. Hier in Oesterreich warf jung Siegfried zunächst den altliberalen Kram über den Haufen, dann ging er gegen die Juden los und nun hämmert er auf den Köpfen der Christen herum, als wäre dies seit jeher sein eigentliches Ziel und der Antisemitismus nur ein bischen Vorarbeit gewesen.

Im Rahmen der österreichischen inneren Politik bereitete sich diese Wendung in den letzten Regierungsjahren Taaffe's erst vor. Dieser scheint plötzlich die Geduld verloren zu haben mit der Zerfahrenheit im alten Reichsrath. Er hatte stets das an sich echt staatsmännische Bestreben, über den Parteien zu stehen; jetzt schien ihm die Zeit gekommen, das alte Gefäß ganz zu zerbrechen, und mit einem ganz neuen Reichsrath den verfahrenen Karren aus dem weichen Boden zu heben. Sein Antrag auf Einführung der allgemeinen direkten Wahlen war eine Art Staatsstreich; denn zerstört wären dann gewesen alle alten Wahlbezirke, alte erbgesessene Kreise des lokalen Einflusses. Alle Mühe, den bisherigen Wählern gefällig zu sein, war seit Jahren umsonst gewesen, wenn ein so ganz neues Wahlgesetz das unterste zu oberst kehrte. Auch die letzte Hoffnung der Liberalen auf Wiederherstellung ihrer Macht war dann vernichtet. Und darum wurden in diesem Augenblick gemeinsamer Gefahr die Führer der alten Parteien einig. Plener und Hohenwart wurden Freunde, stürzten Taaffe und setzten ein Coalitionsministerium ein. Dasselbe war natürlich sofort der Zielpunkt aller Angriffe der jungen Parteien. Denn diese merkten natürlich, daß sie jetzt ans Messer geliefert werden sollten. Hier war es auch, wo namentlich auf der Rechten die jüngere Richtung sich mit einem stellenweise ungerechten Eifer gegen die unter Hohenwarts Leitung mit der liberalen Linken coalirte Rechtspartei wendete; es war jetzt nicht mehr von einem „getrennt marschiren und vereint schlagen“ bei den Fraktionen der Rechten die Rede, sondern es bereitete sich das „vereint geschlagen werden“ vor.

Die einzige politische Schöpfung des Coalitionsministeriums, das Wahlrecht der V. Curie, war das verhängnißvollste Werkzeug, das geschaffen werden konnte zur Beförderung des socialen und nationalen Radikalismus. Das frank und frei gewährte allgemeine direkte Wahlrecht hätte der wüstesten Agitation des letzeren viel weniger Hand-

haben geboten. Wie alle halben Maßregeln, so wirkte auch diese verhängnißvoll.

Schreiber dieses war als Wahlcommissär bei einer solchen Wahl in einer sonst ob ihres Quietismus sprichwörtlich gewordenen kleineren Stadt. Die Commission saß ununterbrochen gleich dreien anderen in der Stadt von 9 Uhr Morgens bis zur gleichen Abendstunde, während vor den Fenstern und an den Thüren zwölf Stunden lang der Strom ungeduldiger Menschen brandete! Wer hätte aber auch da die Geduld nicht verloren! Vierzehn Wahlmänner waren zu ernennen; jeder der Wähler diktirte dem bedauernswerthen Schreibknecht der Commission vierzehn Namen und dann seinen eigenen in die Feder! Drei oder vierhundert von Tausenden Wahlberechtigter kamen so zur Abstimmung; tausende sonst lammsgeduldige Menschen hatten stundenlang vor den Thüren gewartet und gepoltert, politisirt und sich erhitzt und mußten schließlich abziehen, ohne auch nur in das Wahllokal gekommen zu sein! Kein Wunder, daß wenige Wochen später sogar in diesem Provinzialstädtchen die aufgeregte Menge, Bürger wie Arbeiter, unter Führung und Protektion der deutschnationalen Intelligenz „nieder Badeni“ schrie, und die bischöfliche Residenz mit Steinwürfen bedrohte. Wer hatte denn sogar diesen bisher harmlosen Leutchen derlei Künste gelehrt? — Der unverantwortlich schleppende Wahlmodus für die fünfte Curie!

Wie gleichzeitig diese Wahlen sich in großen Städten, mit welch blutigen Begleiterscheinungen sie sich in Galizien vollzogen, wo der Bauer sonst gewöhnt ist, dem Beamten den Saum des Rockes zu küssen, davon hat die Tagesgeschichte berichtet. Dieser unglückselige Wahlmodus war die Schule für die Politiker der Straße, welche alsbald die Regierung, nein — unglaublich in Oesterreich, aber wahr! — den Kaiser begrüßten zu seinem 50jährigen Jubeljahr!

IV.

Seit dem österreichisch-ungarischen Ausgleiche hatte in Ungarn auf Grund und sicherem Boden der bis dorthin geltenden Gesetze sich die Umwandlung der Comitats-Verwaltung in eine moderne vollzogen; es war nicht der Geist des großen Heiligen und Staatsmannes König Stefan, in welchem dies geschah; weder in kirchlicher noch in nationaler Hinsicht. Sondern es wurde sofort wie diesseits der Leitha auf die thunlichste Trennung von Staat und Kirche hingearbeitet; eine stramm centralistische Verwaltung beseitigte nach und nach die frühere Selbstverwaltung und namentlich die Selbständigkeit Siebenbürgens; nur mit Croatien kam später ein Ausgleich zustande, der diesem Lande eine staatsrechtliche Sonderstellung im Rahmen des ungarischen Staates beließ. Das Ungarische trat als streng herrschende Staatssprache an die Stelle des Lateinischen, und die Magyaren installirten sich als unbedingtes Herrenvolk. Aber all dies neue Staatsrecht wurde geschaffen im Wege einer formell kaum anfechtbaren Gesetzgebung, auf Grund des bisher geltenden alten Staatsrechts. Freilich sorgte die sprichwörtlich bekannte ungarische Wahlpolitik für zu solcher Umwandlung willige Abgeordnete, und zweckentsprechende Peersschübe halfen bei der Magnatentafel nach. Verlockung, Bestechung, Drohung, Gewalt wirkten in einer vom moralischen Standpunkte anfechtbaren, ja verwerflichen Weise mit. Aber das Wahlgesetz und die sonstigen Gesetzartikel selbst schlossen sich in legaler Weise an die 48er Verfassung, welche ihrerseits auch rechtskräftigen Ursprunges war. Eigentlichen Bruch des öffentlichen Rechts wird man den Magyaren nicht leicht nachweisen können trotz der vielen einzelnen Verletzungen von Recht und Billigkeit.

Diese geschichtliche Thatsache hauptsächlich gibt den Ländern der Stefanskrone trotz aller verderblichen Strömungen des letzten Vierteljahrhunderts jenes politische Uebergewicht, welches immer mehr und mehr bei den Ausgleichs-

erneuerungen mit den Reichsrathsländerrn zur Geltung kam. Ungarn blieb der die Bedingungen diktirende Compaciscent; denn es ist ein wirklicher Staat, während die im Reichsrathe vertretenen Königreiche und Länder diese ganze lange Zeit verstreichen ließen, ohne ein solcher wenigstens zu werden und sich eine neue Rechtsgrundlage zu schaffen. Dies zeigte sich mit unerbittlicher Folgerichtigkeit beim Herannahen des Ausgleiches der letzten 90er Jahre. — Die Darstellung des inneren Parteilebens des ungarischen Staates in den letzten 30 Jahren einer berufeneren Seite überlassend, wollen wir hier nur die Folgen darlegen, welche diese traurige Ungleichheit für Cisleithanien und damit für den österreichisch-ungarischen Gesammtstaat mit sich bringt.

Cisleithanien ging dem Jahre der Ausgleichserneuerung unter den denkbar ungünstigsten Verhältnissen entgegen. Und die einzige Vorbereitung der diesseitig Regierenden bestand darin, sich eine zu demselben willige Reichsrathsmajorität zu verschaffen. O über diese ewig Blinden! Sie bildeten sich ein, daß die Versammlung der 353 Abgeordneten, welche aus den Königreichen und Ländern diesseits der Leitha nach Wien gesendet wurden, eine „Reichs"- (sic!) Vertretung sei! Selbst wenn die innere Zerfahrenheit dieser Wiener Versammlung von 146 großen und kleinen Grundbesitzern, 50 Advokaten, 40 Professoren und Lehrern, 30 Fabrikanten und Gewerbetreibenden, 29 Verwaltungs- und richterlichen Beamten, 20 Geistlichen, 12 Aerzten, 8 Technikern und 9 Zeitungsschreibern nicht so groß gewesen wäre: — was hatten denn all diese Herren für einen staatsrechtlichen Boden unter den Füßen? Der doppelte und dreifache Zufall von so und so vielen aufoctroirten Paragraphen und so und so vielen Wahlerfolgen hatte sie in einen der schönsten Paläste Wiens hinein geschneit. Das war und ist so auch nach den Neuwahlen für die nunmehrigen 425 Herren aus Böhmen, Mähren, Schlesien, Galizien und der Bukowina, Nieder- und Oberösterreich,

Salzburg, Steiermark, Kärnten und Krain, Tirol und Vorarlberg, Görz, Triest, dem Küstenlande und Dalmatien; der verfassungsrechtliche Boden ist nur um einige (die fünfte Kurie betreffende) Paragraphe und Wahlakte vergrößert; aber keineswegs ist durch diese Wahlreform eine Rechtsgrundlage geschaffen worden; irgendwelche staatsrechtliche Bedenken tauchten bei Schaffung dieser sogenannten Wahlreform gar nicht mehr auf.

Und namentlich die Regierung dachte nur daran, daß in dieser Versammlung von 425 Herren aus Böhmen, Mähren, Schlesien u. s. w. eine Mehrheit für die Ausgleichsvorlagen zu finden sei; es wurden, von andern derlei Staatskünsten abgesehen, die Sprachen-Verordnungen für Böhmen erlassen. Warum? wozu? namentlich: warum gerade jetzt? Weil 117 + 85 fast gleich ist 205; das ist der Grund. Es waren nämlich 205 Deutsche, 71 Polen, 19 Italiener, 9 Südslaven, 10 Ruthenen, 2 Serben und 6 Rumänen gewählt worden. Wenn erstere 205 einstimmig gegen den Ausgleich stimmten, so kam er nicht zustande. Wenn aber mit den 117 Nichtdeutschen die 85 gleichfalls gewählten Czechen stimmten, dann war er gerettet; zumal, da von den 205 Deutschen eine große Anzahl von vorneherein zur Erneuerung des Ausgleiches geneigt, also sogar eine Zweidrittelmajorität der 425 Herren erreichbar war.

Um derlei arithmetische Schulaufgaben drehte sich ja das Verfassungsleben Cisleithaniens seit 1868; es ist eine der großen Unwahrheiten der liberalen Tagesliteratur, daß dieser luogo di trafico eine Erfindung erst Taaffes oder gar der späteren Minister war; er war vielmehr das Um und Auf cisleithanischer Staatsweisheit seit Beust; nur betrieben die Liberalen das Geschäft besonders anfangs weniger auffällig; denn „die Kinder der Welt sind in ihrer Art klüger als die Kinder des Lichtes“.

Diesmal schien übrigens das Rechenexempel leidlich gut gelöst. Abgesehen von der rechnungsmäßigen Zweidrittel-

majorität für politisch entscheidende Abstimmungen, hatten sich die Abgeordneten aus den landwirthschaftlichen, dann die aus gewerblichen und industriellen (Arbeiter)-Kreisen, sowie die Techniker vermehrt. Die Zahl der geistlichen Abgeordneten hatte um die Hälfte zugenommen, allerdings auch die der meist gegnerischen Journalisten und Advokaten. Die deutsche Linke hatte sich schon unter dem Coalitionsministerium Windischgrätz-Plener gespalten und der deutschnationale Nachwuchs hatte sich zu einer Partei vereinigt, welche die Altliberalen, die sich nun meist als Fortschrittspartei bezeichnen ließen, bedrängte und in Schach hielt; so war die vereinigt gewesene Deutsche Linke schon durch diese innere Uneinigkeit und durch das gegenseitige Mißtrauen geschwächt. Es waren überhaupt kaum die Hälfte der früheren Abgeordneten wiedergewählt; und letzteres war zumeist bei denen der Rechten der Fall, so daß diese befestigt und gestärkt, die Linke umso mehr geschwächt schien. Vermehrt hatten sich die Christlich-Socialen und als neue Männer traten 14 Socialdemokraten auf den Plan, deren eigentliche Führer indessen den Christlich-Socialen erlegen waren; daher der seither immer noch mehr zunehmende Zorn gegen dieselben. Eine Folge dieser Zusammenfassung des neugewählten Reichsrathes war es, daß Graf Badeni, unter dessen Aegide die Neuwahlen bereits stattgefunden hatten, anfänglich wichtige Vorlagen erledigen konnte. Selbst die gefährliche Wiener Bürgermeisterkrisis wurde überwunden; aber sie ließ eine tiefe Wunde zurück. Man braucht nicht Alles zu unterschreiben, was Lueger im Laufe der Jahre gesagt hat; noch weniger das, was viele seiner Anhänger vorbrachten und am wenigsten die sämmtlichen Auslassungen seiner Presse. Es wird da viel über's Ziel geschossen in Wort und Schrift; auch hat eine junge Partei immer die Gefahr, daß sich unzuverlässige Streber in ihre Reihen drängen. Aber Thatsache ist, daß dieser eine Mann die Katastrophe verhütet hat, welche die

späteren Ereignisse unter dem Ministerium Badeni mit sich gebracht hätten. Man denke sich Wien unter einem Bürgermeister nach dem Herzen der Linken während der Tage der Gassenbübereien im Parlamente und Parlamentspielereien auf der Straße! Ohne diesen muthigen, kaisertreuen und christlichen Mann hätten in diesen Tagen die Fenster der Hofburg wirklich gezittert. Diesen Mann, seinen inneren Werth und seinen äußeren Einfluß verkannt zu haben, das war ein erster großer Fehler Badeni's. Und die später dennoch erfolgte Bestätigung der Bürgermeisterwahl machte die Fehler nur zum Theile gut; die Autorität der Regierung war erschüttert, und den Feinden der Christlich-Socialen war eine neue Waffe in die Hand gedrückt. Sie konnten nun mit einem Schein von Recht sagen, auch Lueger gehört zum luogo di trafico. Das allgemeine Mißtrauen, der Pessimismus hatte neue Nahrung gewonnen; dies um so mehr, da die erbitterte Gefolgschaft des christlich-socialen Führers die heftigsten Vorwürfe gegen die Katholisch-Conservativen kehrte, voraussetzend, daß einige einflußreiche Mitglieder derselben an der Nichtbestätigung Luegers mitschuldig waren. Das Mißtrauen und der Pessimismus, die Verwirrung und Uneinigkeit war nun auch in die Reihen der Rechten gebracht. Nicht nur innerhalb des Reichsrathes, sondern im öffentlichen Leben überhaupt wurde die Entfremdung zwischen den Christlich-Socialen und Katholisch-Conservativen immer ähnlicher der zwischen Jung und Alt früher bei den Czechen und jetzt bei den Deutschliberalen.

Es ging dann rasch abwärts mit der Aera Badeni. Der Pessimismus und das Mißtrauen waren bereits so tief in die Gemüther eingedrungen, daß sich kein hervorragender Parlamentarier der Linken mehr in Unterhandlungen mit der Regierung oder den Angehörigen anderer Nationalität einlassen konnte. Nicht einmal zu unverbindlichen Besprechungen ließ man sich herbei und so blieben die vielleicht nur als ballon d'essai gemeint gewesenen Sprachenverordnungen

in Kraft; sie bildeten nicht den Ausgangspunkt zur Berathung eines Nationalitätengesetzes. Sie blieben als Stein des Anstoßes für die Deutschen. Und die Czechen, welche ursprünglich auf dieselben keinen allzugroßen Werth legten, betrachteten es nun als eine Ehrensache, auf denselben zu bestehen, sich das darin liegende Zugeständniß nicht mehr entreißen zu lassen. Bei der Gefahr ihrer Zurückziehung gerieth später Prag in hellen Aufruhr und es zeigte sich, wie viel gefährlicher Zündstoff in der böhmischen Hauptstadt unter jungczechischer und radikaler Aegide bereits angesammelt war. Die muthwilligen gegenseitigen Provokationen der Deutschen und Czechen, die Gefährdung der Minoritäten in den vom gehässigsten politischen Klatsch und Tratsch durchseuchten Kleinstädten erreichten ihren Höhepunkt; und die Regierung war ebenso ohnmächtig wie das Parlament, die Gemüther zu beruhigen. Die Ohnmacht des Parlamentarismus in allen ernsten entscheidenden Augenblicken des Staatslebens hat sich hier wieder einmal recht deutlich gezeigt. Irgend ein Universitätsbummel mit und ohne Schlägereien und dergleichen Tageslärm u. A., auch das Duell Badeni's, die thörichteste seiner Thorheiten, waren viel folgenschwerer, als die dutzendweise eingebrachten Anträge, Interpellationen, großen und kleinen Reden in dem noch dazu auf papierenem Rechtsboden balancirenden Reichsparlament Cisleithaniens.

Hier wurde übrigens immer noch Arithmetik getrieben. Daß zweimal zwei vier ist, wußte die Linke so gut wie die Rechte und die Regierung. Die bedrängten Jung- und Altliberalen waren wenigstens in der Ueberzeugung einig, daß ihre kaum hundertfünfzig Mann nur halb soviel sind, als die fast dreihundert andern Mann. Und so geriethen sie denn auf den schlauen Gedanken, jegliche entscheidende Abstimmung überhaupt unmöglich zu machen; es durfte gar nicht mehr zu parlamentarischer Arbeit kommen; Obstruktion war nun die Parole. Anfangs schüchtern, noch mit dem Versuche sophistischer Rechtfertigung, dann ohne solche wurde

jede Verhandlung durch Zwischenrufe, dutzendweise Gegenanträge, namentliche Abstimmungen vereitelt. Dann kam das Geschrei und die Musik mit Pultdeckeln und Kindertrompeten, und alte Männer schämten sich nicht, in des Wortes wörtlichster Bedeutung, Bübereien zu treiben. Daß darüber die Mehrheit ungeduldig wurde, ist menschlich erklärlich; die nervöse Ueberreiztheit führte nun zur Lex Falkenhayn und zum Einschreiten der Wache, die auf Befehl des Ministerpräsidenten in den Berathungssaal des Reichsrathes einrückte. Das waren alles Verkehrtheiten und doch nur Halbheiten. Man kann einen dem Abgrunde zurollenden Wagen vielleicht noch bremsen oder die Pferde zurückreißen, aber mit der bloßen Hand in seine Speichen greifen, das kann doch keine andere Folge haben, als daß die Hand bricht und der Wagen doch fortstürmt.

Die Bedeutung der Sache lag auch in dem Umstande, daß die Socialdemokraten auf diesen Augenblick nur sehnlich gewartet hatten, um endlich in ihrer Weise loszubrechen. Sie hatten ja schon bei den Wahlen erklärt, daß es ihnen nicht um parlamentarische Arbeit zu thun sei, sondern nur um die Gelegenheit zur Agitation, deutsch zur Verhetzung der Massen unter dem Schutze der Immunität. Sie hatten sich auch bei den socialpolitischen Vorlagen der ersten Zeit des Ministeriums Badeni durchaus nicht bemüht, zweckmäßige Anträge in der Debatte über diese Gesetze einzubringen, oder auch nur durch sachgemäße Kritik ihrer Handhabung zu einer Verbesserung der Lage der arbeitenden Klassen beizutragen. Sie waren nur bemüht, durch möglichst gehässige Reden über die „Mörder von Ostrau" u. dergl. und persönliches Auftreten unter den Strikenden die Leidenschaften noch mehr zu erhitzen; sie spielen ja immer nur die Rolle der Bandrilleros bei den Stierhetzen. Jetzt hatten ihnen die alle Schranken der Geschäftsordnung durchbrechenden Jungliberalen und auch die alten Schafe im Wolfspelze die Gelegenheit gegeben, im Parlamentssaal

selbst mit der Faust darein zu schlagen. Sie ließen sich mit Wonne einmal statt wegen Straßenexcessen wegen Parlamentsexcesses verhaften, und statt aus dem Wirthshaus aus dem Prachtbau an der Ringstraße von Polizeisoldaten herausschleppen. Und diese Theaterscenen hatte ihnen der Ministerpräsident selbst arrangirt! Er hat nicht nur einen Wolf zum berühmten Manne gemacht, der es auf Grund seiner übertriebenen Redensarten allein gewiß nie geworden wäre, sondern er hat nach den jungdeutschen Mundhelden auch die socialdemokratischen Faust-helden zu wichtigen Persönlichkeiten gemacht. Zu wie viel Dank ist ihm doch all diese staatsfeindliche Gesellschaft verpflichtet!

Endlich wird er abberufen der Unglücksmann, „der stets das Gute will und doch das Böse schafft". Was er zurückläßt, sind Ruinen; was noch Niemanden in Oesterreich gelungen war, ihm war es gelungen. Noch nie hatte man in Westösterreich vergebens an das dynastische Gefühl appellirt; diesmal ging das freudige Ereigniß des fünfzigjährigen Regierungsjubiläums, ja sogar die schreckliche Katastrophe von Genf vorüber — und an das Herz der Oesterreicher ward v e r g e b l i c h appellirt!

„Die Jubiläumssuppe zu versalzen", das Gemüthvolle im Oesterreicherthum abzustreifen, freilich ohne dabei aus den Oesterreichern kalte, stramme Verstandesmenschen, etwa nach Art der Norddeutschen machen zu können — d a s war das Werk der Nationalen. Durchaus nicht etwa nur den Deutschnationalen gilt dieser Vorwurf; wo gab es denn in den czechischen Landen eine dynastische Begeisterung aus Anlaß des Kaiserjubiläums? Hier wie überall n u r bei den kirchlich Gesinnten. Das christlich-sociale Wien, Tirol, die Alpenländer, soweit sie nicht national verhetzt sind, machten aus eigener Initiative festliche Veranstaltungen. Im Uebrigen war der Festesjubel der Schuljugend gewiß meist herzlich gemeint, wenn auch zumeist von den officiellen Kreisen ver-

anstaltet. Allerdings waren weltliche Festlichkeiten ausdrücklich abgesagt und nur für Wohlthätigkeitsakte sollten Aufwendungen gemacht werden; aber diejenigen, welche dynastische Begeisterung im Herzen hatten, wußten sie schon zum Ausdruck zu bringen; für die Andern war das Verbot nur ein willkommener Vorwand ihrer Zurückhaltung. Da sie auch sonst selten oder nie zur Kirche gehen, war ihr Fehlen bei den Festgottesdiensten nicht so auffällig.

Kurz, wer die Augen nicht absichtlich verschließen will, muß erkennen, daß es auch in dieser Hinsicht in Oesterreich nicht mehr so ist, wie vor dreißig oder mehr Jahren. Und man kann dem Minister Badeni nicht den Vorwurf ersparen, daß er zu dieser traurigsten Wandlung dadurch direkt beitrug, daß er allzuoft den Träger der Krone in Diskussion ziehen ließ und den angeblichen allerhöchsten Willen als Pressionsmittel gegenüber Jenen benützte, welche solchen zu respektiren gewohnt sind. Taaffe war mit beidem viel sparsamer gewesen, und hatte die Person des Monarchen in der erhabenen Höhe über den Parteien erhalten; Badeni schleifte dessen Namen sogar zur Zeit seiner wahnwitzigen Duellaffaire durch die Spalten der officiellen Presse und ließ bei jeder passenden und unpassenden Gelegenheit betonen, wie sehr er in allerhöchster Gnade stehe. Er hielt damit gerade alle Jene zurück, die durch ein freimüthiges Wort hätten helfen können, vertröstete sie mit vagen Hoffnungen, zwang auch sie, ihre Popularität aufs Spiel zu setzen und that so in jeder Richtung Alles, um das Vertrauen zur Krone und zu allen Kreisen und Parteien, die ihr nahe stehen, bei seinem Sturze mit sich in die Tiefe zu reißen.

Anders wäre es ja auch nicht zu erklären, daß die paar nicht mehr verschämten Hochverräther so wenig Widerspruch in den bürgerlichen Kreisen finden; diese letzteren haben unter Badeni das Vertrauen und die Hoffnung eingebüßt, daß im rechten Augenblick die Hilfe „von oben" kommen wird. Fast der letzte Rest des in Oesterreich einst so tief gewurzelten

sich Verlassens auf die oberste Instanz ist unter Badeni entschwunden. Viele fühlen sich nun ganz verlassen und lassen daher den Dingen nun freien Lauf, die *sie* vermeintlich nicht ändern können, wenn man es von *oben* nicht kann.

Frischen Muth zu bringen ist nun doppelt schwer. Die Feinde Oesterreichs lassen nicht locker, jetzt oder nie müssen sie siegen! *Schönerer*, der Falstaff der deutschösterreichischen Jugend, hat sie zu vermeintlichen Uebermenschen erzogen, und als rücksichtslose Ellbogenmenschen wetteifern sie mit den ihnen ganz congenialen jung-czechischen Strebern um die Advokaturen und Notariate, um Beamten- und Richterstellen, um Lehrstühle an Schulen aller Rangstufen, und um Alles, was sonst an besoldeten Stellen zu haben ist. Ihre Hauptsorge ist die Beamten- und Lehrergehaltsfrage, deren Lösung ihnen nebenbei auch so und soviel tausend Corteische bei den künftigen Wahlen bringt. Für das liebe dumme Publikum hat man sich ein Programm zusammengestohlen; von den Altliberalen die freiheitlichen Redensarten, von den Altconservativen die socialen Reformideen, von den Christlichsocialen den Antisemitismus, von den Czechen den Starrsinn und von den Protestanten die Verfolgungssucht. So steht die *deutschnationale Partei* ebenso wie die *jungslavische* im Norden und Süden da als Denkmal der Ideenarmuth des jüngeren Nachwuchses, ob er nun diese oder jene Sprache redet; denn ähnliches gilt ja auch von den *magyarischen* Hegemonen und denen, die sich magyarisiren ließen, um gleichfalls an die Krippe zu kommen. Daß die Herren Legisten nur ihre Besoldungen aus dem Staatsseckel haben, *das* ist die Hauptsache; Bürger und Bauer soll's zahlen!

Aber hinter den nationalen Strebern sind noch die socialen Dränger; sie wollen auch Beamte werden, auch auf Staatskosten leben, nämlich als industrielle Beamte des allgemeinen Arbeitsgebers *Staat*. Vorläufig sind sie die wort- und schrift-

führenden Beamten der Arbeiter; von deren Kreuzern leben sie besser als diese ihre Brotgeber, fast schon so gut wie aufgebesserte Staatsbeamte. Vorläufig ist ihr Amt nur die Verhetzung in Wort und Schrift. Sie müssen alles schlecht finden, auch das Bestgemeinte. Sie müssen sich zum Dolmetsch aller Beschwerden des Arbeiterstandes machen, und wo es keine solchen gibt, da müssen sie dieselben erfinden, damit die Leidenschaft nicht einschläft, das Arbeitervolk, der kleine Meister, auch der Bauer nicht zu Ruhe kommt. Man hetzt die Gesellen, man hetzt die Knechte, damit sie die letzten Reste des Mittelstandes in Stadt und Land schneller zu Grunde richten und für die Arbeiterbataillone rekrutiren. Auch diese sollen, u. z. mit dem Ingrimm zu Grunde gerichteter Leute helfen, einst den Staat zu erobern, der gar keine Bürger und Bauern, sondern nur angeblich nach gethaner Tagesarbeit sorglos genießende Beamte haben werde.

Daß diese Partei, die Socialdemokraten, vereint mit den Jung-Nationalen, gegenüber dem Spießbürger- und Philisterthum „belgisch reden" wollen, ist sehr naheliegend; sie haben ja das gleiche Ziel, die Staatskrippe. Wer das Futter dann in diese Krippe schütten wird, wenn alle nur Herrnvolk und Uebermenschen sind, das fragt die aus der modernen Schule hervorgegangene Generation nicht, denn sie hat ja das logische Denken und die kategorische Wechselbeziehung von Recht und Pflicht als überwundenen Standpunkt ansehen gelernt.

Nur wer noch sehr gesunde Nerven, noch ernstes Pflichtgefühl und dabei sowohl die Einsicht wie den Muth hat, wieder in gesunde Bahnen einzulenken, der wird sich zurechtfinden und andere zurechtweisen können in diesem Wirrsal der Parteien. Auch Deutschland, besonders das katholische Deutschland ist sehr interessirt daran, daß im alten Habsburgerreiche wieder Ordnung Platz greift. Da aber in einer wissenschaftlichen Zeitschrift wohl nicht der Platz ist, die der Tagesgeschichte angehörigen Ereignisse und Personen in ver-

frühte Besprechung zu ziehen, so wollen wir hier abbrechen. Wurden ja auch im Obigen nur große Umrisse gezeichnet, mit Uebergehung der Uebergangs- und bloßen Geschäftsministerien und sonstiger die Darstellung der staatsrechtlichen Frage beirrender Details. Das bisher Dargelegte war wohl nicht überflüssig als Beitrag zur Zeitgeschichte.

Es zeigt dieses herausgehobene Stück Zeitgeschichte wohl deutlich genug, daß es nicht nur im privaten Rechtsleben verhängnißvoll ist, wenn man den geschichtlich gewordenen Rechtsboden unter den Füßen verliert; es zeigt dasselbe, daß der in Vergessenheit gerathene Begriff der „politischen Nation" der staatenbildende, der einseitige, eng-herzige, materialistische Racen-Begriff der „sprachlichen Nation" staatsfeindlich ist. Es galt zu zeigen, daß die Rettung nur dann möglich ist, wenn man in Oesterreich-Ungarn nicht den Strebern und Drängern Schritt für Schritt nachgibt, seien sie nun deutsch oder czechisch, polnisch oder magyarisch. Nur die altösterreichische Gerechtigkeit, aber auch Festigkeit kann die überhitzten Gemüther beruhigen, und allen Ständen wie Nationen im Staate einen sicheren Rechtsboden wieder geben.

R. v. M.

XXXV.

Das Jesuitendrama und die literarhistorische Forschung am Ende des Jahrhunderts.

Von A. Dürrwächter.

(Schluß.)

Die besondere Geschichte einzelner Bühnen des Ordens in Deutschland wurde mehrfach behandelt, wobei das Entstehen, Blühen und Vergehen derselben, insbesondere auch das Repertoire eine zunächst für die Ortsgeschichte fruchtbringende Darstellung fanden. Krems, Komotau, Glatz, Paderborn, Osnabrück, Bamberg, Eichstätt, Augsburg[1]) haben so ihre Theatergeschichte oder doch ein Stück

---

1) Außer den schon wiederholt citirten Schriften von Baran über Krems, Faßl-Salzer über Komotau, Beck und Prohasel über Glatz, Dürrwächter über Eichstätt seien hier noch oder noch einmal genannt: Richter, Paderborner Jesuitendramen von 1592 bis 1700 bei Kehrbach, Mittheilungen III S. 5 ff., Leist, Geschichte des Theaters in Bamberg bis zum Jahre 1862. 55. Bericht über Bestand und Wirken d. histor. Vereins zu Bamberg f. d. Jahr 1893, S. 1 ff. L. Werner, Das Jesuitentheater bei St. Salvator in Augsburg. Unterhaltungsblatt zur Augsburger Postzeitung 1897 Nr. 8, 9, 10, 12. Außerdem kommen verschiedene schulgeschichtliche Programme wie das von Buschbaum, Zur Geschichte des Bonner Gymn. I. Theil 1890/91, Knissler, Das Jesuitengymnasium zu Düsseldorf 1891/92, mehr oder weniger eingehend auch auf die betreffende Schulbühne zu sprechen.

derselben erhalten. Sind uns dadurch aus der großen Menge der Ordensbühnen einzelne plastisch schärfer entgegengetreten, so ist nun auch begonnen worden, einzelne Dichterindividualitäten aus der großen Masse der Pflichtdramatiker des Ordens deutlicher abzusondern. Die eingehendste Würdigung hat, wie schon erwähnt, Masen erfahren, nach ihm der dem Ordenstheater nahestehende Vernuläus. Gretser ist als witziger Satiriker,[1]) Brunner als Dichter innig frommer Pastorales[2]) bekannt geworden. Simeons zeigt nach Zeidler englisch nationale Züge,[3]) Avancinus (geb. 1612) wird als Genovefadramatiker zu einem mehrfach im Orden nachgeahmten Muster[4]) u. a. m. Welchen bewußt ästhetischen Standpunkt die Theaterdichter des Ordens einnahmen oder welchen schulmäßig gewordenen Normen sie folgten, ist für die spätere Zeit wenigstens durch die Würdigung der Poetik des Jakob Masen[5]) klar gemacht worden. Jakob Pontans vielverbreitete Anschauungen auf diesem Gebiete dagegen, in mancher Hinsicht als ein bedeutender Fortschritt der Aesthetik seiner Zeit zu betrachten,[6]) wurden einstweilen nur gestreift.[7])

Auf mehr geläuterte ästhetische Principien führte es auch der Verfasser dieses Aufsatzes theilweise zurück, daß die Polemik im Jesuitendrama im Verhältniß zum Reformationsdrama eine so geringe Rolle spielt,[8]) Janssen stellt es hauptsächlich deßwegen hoch über dasselbe.[9]) Wirklich sind, wenn man die lange Dauer des Jesuitentheaters mit

1) cf. oben Heft 4 S. 284.
2) Ellinger, Die Dramata sacra des Andr. Brunner.
3) Studien und Beiträge.
4) Golz l. c. S. 28 ff.
5) Scheid S. 5 ff.
6) Wolkan l. c. S. 151 ff.
7) Scheid l. c.
8) Aus der Frühzeit S. 26.
9) Geschichte des deutschen Volkes 7. Bd. S. 120.

in Betracht zieht, die polemischen Stücke selten. Jenen sehr frühen Kölner Dialogen, die wir oben aus Hansen schöpfend erwähnt haben,[1]) und dem von Reinhardstöttner besprochenen „Betlermandl"[2]) schließt sich, soweit jetzt bekannt, als religiöses Kampfdrama nur noch das von Bahlmann verzeichnete Molsheimer Tendenzstück von 1614[3]) und einzelnes aus dem Dillinger „Otto redivivus" des nämlichen Jahres an. Noch später spricht sich gelegentlich eine Kampfstimmung aus gegen die Fremdländerei (z. B. Innsbruck 1706 und in Mederers gelungener „Peregrinatio"),[4]) gegen das zeitgenössische Theater (Hall 1741),[5]) wiederholt auch gegen die Aufklärung[6]) und ausnahmsweise noch 1719 und 1724 in Dillingen, wo man überhaupt streitbareren Geistes gewesen zu sein scheint, gegen die Protestanten.[7]) Das Jesuitentheater wollte überhaupt nicht Streittheater sein.

Schul-, Bildungs- und Erbauungszwecke lagen ihm am nächsten. Für diese seine Eigenart hat namentlich

---

1) S. 283 f.

2) Zur Geschichte des Jesuitentheaters in München S. 60.

3) Das Drama der Jesuiten S. 278 f.

4) In dem auch sonst interessanten Stück „Entwurff der Freyen auß dem Elend zurückgeruffenen Künsten" im Eichstätter Periochenband M V 85. — Ueber Mederers (1734—1808) „**Peregrinatio**" vgl. Duhr a. a. O. S. 143 ff.

5) In „Prologus Comoediae Epilogus" Eichstätter Periochenband M V 78.

6) cf. außer P. Ignaz Weitenauers (1709—1783) „**Bavaria vetus et nova**" und seinem 1745 zu Ehren des Diözesanjubiläums aufgeführten Festspiel mehrere in den fünfziger Jahren des 18. Jahrhunderts in München, Ingolstadt und Straubing gegebene Stücke, in deren Prolog und Chören gegen die Aufklärung gekämpft wird. Bav. 4°. 2196 VII der M. St.

7) In „Der gehetzte Wolff" (1719 in E. P. M V 78) wird ein lutherischer Bürgermeister und Pastor verspottet, ein calvinischer Prädikant in dem den Stoff vom munteren Seifensieder behandelnden Stück von 1724.

Zeidler manches Typische hervorgehoben, so den Einfluß der Schule und des Schullebens auf die Stoffwahl und den Inhalt der Stücke, das Vorbildliche der Schule für die Sodalesscenen, für die oft vorkommende Parodirung der Disputationen der Schule.[1]) Die Betonung des Schul- und Bildungszweckes aber schloß die Möglichkeit weitgehender Concessionen des Jesuitentheaters an den Zeitgeschmack nicht aus und ihm zuliebe oder durch ihn instinktiv herbeigeführt kam es auf den Bühnen des Ordens zur ausgiebigsten Verwendung des heidnischen Götterhimmels. Auf welchem gewissermaßen legalen Weg, erklärt Zeidler mit den Worten: „Schon die Kunst der Katakomben hat den antiken Mythus auf Christus umgedeutet, und damit ist der Weg gegeben, auf welchem das klassische Alterthum ohne Störung mit Göttern und Göttinen Platz findet in der christlichen Kunst".[2]) Doch auch mit diesen oft sehr bizarren Rokokokünsten und trotz derselben bleibt das innere Schema zahlreicher Stücke: Sündenleben — Verstocktheit — Verdammniß, oder aber Bekehrung, Reue, Buße und, was dem Ordensdrama nahe lag, Eintritt in einen Orden, und bleibt als immer wieder variirter Grundgedanke: Memento mori![3]) Wie gerne man dabei dieses Memento mori durch die Personifikation des Todes selbst und durch die Neubelebung des alten Todtentanzes, der ja auch gegenwärtig die Kunst wieder lebhafter interessirt,[4]) drastischer vor Augen zu führen beliebte, wurde in einer besonderen Studie eingehender nachgewiesen.[5]) Dazu ließe sich indessen noch

1) Zeidler Beiträge S. 470 u. sonst.
2) Studien S. 22.
3) Ebenda S. 23.
4) S. E. Guglia in der Beilage z. Allgem. Zeitung 1899. Nr. 62.
5) Dürrwächter, Die Darstellung des Todes und Totentanzes auf den Jesuitenbühnen, vorzugsweise in Bayern. Forschungen zur Kultur- und Litteraturgeschichte Bayerns herausg. von K. v. Reinhardstöttner 5. Bd. 1895. S. 89 ff.

mancherlei nachtragen, Hinweise z. B. auf die Rolle, die der Tod auch im deutschen Drama des 16. und anfangenden 17. Jahrhunderts spielt,[1]) einen Todtentanz in der Alcestis-bearbeitung des Straßburger Dramatikers Spangenberg († 1637), auf die Beliebtheit der Todtenfigur im Volks-schauspiel[2]) sowie interessante Rollen derselben in einem Kremser Stück[3]) von 1621, im Telesbius des Masen[4]) und einem in Glatz 1719 aufgeführten Todtentanz.[5])

Die Sprache der Jesuitendramen betreffend theilt Baechtold mit, daß die Jesuiten 1766 in Solothurn und 1768 in Luzern durch Rathsgebot veranlaßt wurden, deutsch zu spielen.[6]) Das will heißen: die deutschen Stücke zur Regel zu machen. Denn als Ausnahme kamen sie in allen Zeiten des Jesuitendramas vor. Das lateinische Stück war das Ideal und blieb es auch trotz des neuen Auf-schwungs der Nationalliteraturen nicht bloß wegen der Neigung des Ordens, zäh am Alten festzuhalten, sondern durch den der Jesuitenschule wie jeder andern eigenen Sinn für das Her-gebrachte. Von einem deutschen Jesuitendrama im Sinne eines solchen in deutscher Sprache können wir daher nicht reden, aber immerhin von zahlreichen deutschen Stücken. Den Euripus des Levin Brecht übersetzte, wie schon erwähnt, 1560 der Prager Jesuitenrektor Hoffäus ins Deutsche[7])

---

1) W. Spangenberg und Fröreisen, Griechische Dramen in deutschen Bearbeitungen. Nebst deutschen Argumenten herausgegeben von O. Dähnhardt. 1. Bd. Bibl. d. lit. Ver. in Stuttgart. Tübingen 1896 S. 16 und den 1. A. 1. Sc. sowie 4. A. 1. Sc. der Alcestis. Ferner Wolkan a. a. O. S. 400 f. und 415.

2) cf. z. B. A. Schlossar, Deutsche Volksschauspiele. In Steiermark gesammelt. 1. Bd. S. 29, 60, 223, 241. 2. Bd. S. 325, 345.

3) Baran, Dramatische Stoffe.

4) Scheid S. 54.

5) Beck, Handschriften und Wiegendrucke.

6) Gesch. d. deutschen Litteratur in der Schweiz S. 466.

7) S. o. S. 279 A.

und ungefähr um die nämliche Zeit führte man in Dillingen wiederholt Zwischenspiele in schwäbischer Mundart auf.[1]) 1566 und 1567 gab man in Trier und Wien deutsche Fronleichnamsspiele, und eine Innsbrucker Vorstellung von 1577 beweist, daß man auch deutsche Weihnachtsdialoge hatte. Dann nennen wir einen 1601 in Dillingen (?) auf die Bühne gebrachten deutschen Dialog des P. Caspar Rhey,[2]) ein deutsches Stück der Bamberger Jesuitenbühne von 1625,[3]) den 1627 in Prag gespielten deutschen „Konstantin"[4]) und die „deutsche Comoedi von dem h. Apostelfürsten Paulo", die 1631 in Ingolstadt gegeben wurde.[5]) Deutsch waren ferner die etwa gleichzeitigen, schon öfter erwähnten Pastoralen des A. Brunner, Münchener Stücke von 1654, 1680 und 1699[6]) und drei Paderborner Dramen der achtziger und neunziger Jahre.[7]) Ueberhaupt wurden gegen Ende des 17. Jahrhunderts von den Jesuiten verhältnißmäßig oft deutsche Stücke gegeben[8]) und der deutschen Sprache bediente man sich damals besonders auch, wie Beispiele aus Krems und Eichstätt beweisen, gerne bei den Charfreitagsspielen.[9]) Dort war auch der 1760 gegebene Erasmus Montanus ein deutsches Stück. Ueberhaupt dringt um diese Zeit auch auf dem Jesuitentheater das Deutsche unwiderstehlich vor. Während ein Zuger Stück von 1727[10]) und

1) cf. S. 364 A. Weilen setzt in der Ztschr. für deutsches Alterthum und Litteratur 41 Bd. 1897. S. 284 die deutschen Einlagen in Jesuitendramen im allgemeinen zu spät an.
2) Duhr, Studienordnung S. 138 f.
3) Leist S. 16.
4) Bahlmann, Das Drama der Jesuiten l. c. S. 275.
5) Alphab. Periochen d. M. St. 2197 III 30.
6) Diarium bei Reinhardstöttner S. 114, 118 und 123.
7) Richter a. a. O. S. 14.
8) Bahlmann, Das Drama der Jesuiten S. 275.
9) cf. Beck, Geschichte des Gymnasiums, und Dürrwächter, Das Jesuitentheater in Eichstätt S. 62.
10) Baechtold l. c. S. 151 f.

ein den eben kanonisirten hl. Johannes Franziskus popularisiren wollendes Schlettstadter Drama von 1738[1]) noch vereinzelt stehen, bringen die Jahre 1746, 1747 und 1748 in Eichstätt nach einander deutsche Aufführungen[2]) und in der niederrheinischen Ordensprovinz sind die von Bahlmann verzeichneten Zwischenspiele der fünfziger und sechsziger Jahre fast ausnahmslos deutsch.[3])

Ueber die äußere Ausstattung der Jesuitendramen, die Pracht der Aufführungen, die Kunst der Regisseure des Ordens, kurz die Bühnentechnik ist schon viel gesprochen und nachgesprochen worden. Dennoch ist die Aufgabe, die der Theatergeschichte hier gestellt wäre, diese Sätze zu begründen, die äußere Einrichtung wirksam zu beleuchten und das Können der inscenirenden „dramaturgi" einmal in eingehender Untersuchung zu würdigen, kaum in Angriff genommen. Wir haben in unserer Literatur für dieses Thema daher wenig zu bieten. Die von Schwartz geäußerte Vermuthung, die Stücke seien zumeist wohl gar nicht niedergeschrieben gewesen,[4]) wird schwerlich der Wahrheit entsprechen, schon deßwegen nicht, weil die Dramen vor der Aufführung zur Begutachtung einer Commission vorgelegt werden mußten. Dies schließt allerdings nicht aus, daß den Spielern wie den Regisseuren ein weites Feld zum Extemporiren gelassen sein konnte. Diese letzteren aber müssen ihr Bedeutendstes offenbar in der ersten Blüthezeit des Jesuitentheaters geleistet haben. Ein Triumph dieser Kunst muß das zweitägige große Esther-

---

1) Geny l. c. II S. 360.

2) Eichstätter Periochenband M V 84.

3) Unter diesen findet sich auch, 1769 in Aachen dem Trauerspiel „Jephte" eingeschoben, Holbergs „Hexerey oder der blinde Allarm" bezw. eine Bearbeitung desselben, wie sie Zeidler (Mephistopheles S 466) auch für das Benediktinerkloster Wengen bei Ulm nachweist.

4) A. a. O. S. 244.

spiel von 1579 in München gewesen sein. Ihm läßt sich die ähnlich glänzende zweitägige Estheraufführung, welche Graz im Jahre 1608 hatte, an die Seite stellen, und wahrhaft imponirende Veranstaltungen müssen trotz der Münchener Bühne auch die in Dillingen 1573 gegebene „Ecclesia militans“ des M. Michael Hiltprand und der „Otto redivivus“ von 1614 gewesen sein. Oeffentliche Vorstellungen im größten Stile hat auch Bamberg zuweilen gesehen[1]) und ein hervorragendes Beispiel scenischer Ausstattung war noch 1660 die Aufführung des „Eustach und Placidus“ in Graz.[2]) Die Bühneneinrichtung für solche Spiele berührt im allgemeinen Trautmann durch seinen interessanten Hinweis auf die Aehnlichkeit zwischen der Bühne der Jesuiten und der der italienischen Renaissance,[3]) die ihrerseits durch Flechsig einer eingehenden Studie unterzogen worden ist.[4]) Daß von den Jesuiten gerne lebende Bilder, ja gelegentlich sogar Wandeldekorationen verwendet worden sein müssen, erhärtete Dürrwächter aus Eichstätter Dramen.[5]) Specielle Bühnen- und Aufführungsrepositen, wie man sie für die dreitägige Festvorstellung des „Judas Machabäus“ in Köln 1647 gebraucht, findet man bei Bahlmann verzeichnet.[6]) Aus den Jahrbüchern von Schlettstadt aber ergibt sich die Thatsache,

---

1) Leist S. 16.

2) Bahlmann, das Drama der Jesuiten, S. 292 f.

3) Oberammergau und sein Passionsspiel, S. 90.

4) Die Dekoration der modernen Bühne in Italien. Dresden 1894. S. 10 ff.

5) Das Jesuitentheater in Eichstätt, S. 54 f.

6) Jesuitendramen S. 83, A. 5. Beachtenswerth wären auch die von Zeidler (Jesuiten und Ordensleute 1894, S. 19) erwähnten Sceneriеnabbildungen im Wiener „Konstantin“ von 1659 und manches von dem nämlichen Verfasser im Katalog der Wiener Internationalen Ausstellung für Musik und Theaterwesen Verzeichnete.

daß der gewöhnliche eiserne Bestand von Dekorationen des Jesuitentheaters nur vier Scenerien umfaßte, und zwar, merkwürdig genug, den Fürstenhof, den Wald, ein militärisches Lager und — die Tumba.[1]) So viel unsere Quellen, aus denen also noch lange kein geschlossenes und abgerundetes Bild der scenischen Kunst des Jesuitentheaters geschaffen werden kann, ebensowenig wie — auch das werden unsere vorstehenden Ausführungen fühlbar gemacht haben — die Geschichte des Jesuitentheaters überhaupt als abgeschlossen oder abschließbar betrachtet werden darf.

Das aber führt uns zu der dritten Frage, die wir uns hier vorlegen und beantworten wollten: Welche Ziele muß sich die Forschung über das Jesuitentheater zunächst stellen? Auch hiefür finden wir in der Literatur des letzten Decenniums da und dort entsprechende Wünsche geäußert. In einer Anzeige von Zeidlers Beiträgen erklärt Landau: „Wir glauben, daß es noch vieler Einzelforschungen, vieler Materialspublikationen bedarf, um genau bestimmen zu können, was im Jesuitendrama speziell jesuitisch, was römisch oder romanisch, was deutsch oder englisch, was mittelalterlich und was Nachahmung klassischer Muster ist. Es wird sich dann wahrscheinlich ergeben, daß der allgemeine Charakter des Jesuitendramas in jedem Lande besondere Nuancen hatte. Jedenfalls dürfte das Jesuitendrama in den zwei Jahrhunderten seiner Existenz sich sehr verändert und den verschiedenen Umständen angepaßt haben wie der Orden selbst."

Zeidlers Abhandlung über Typus, Grundlage und

---

1) Fuit autem hoc anno (1745) solum una, ut vocant, decoratio picta cum proscenio et scenis ad leges opticae pictis . . . . cum promisso fore ut adhuc tres scenarum decorationes ad hanc, quae aulam repraesentat, pingi curentur, quae repraesentant sylvam, castra militaria et castrum doloris, quae quatuor plerumque in theatris nostris usui sunt. Geny, II, S. 437.

Weltanschauung des Jesuitentheaters erscheint ihm keine abschließende zu sein, und namentlich wäre der Abdruck des einen oder anderen ungedruckten Dramas aus Wien oder München lehrreich gewesen.[1]) Auch Creizenach möchte Nachrichten namentlich aus den ersten Zeiten des Jesuitentheaters begrüßen[2]) und Weilen macht nicht nur auf die vielen noch nicht benutzten Quellen in Wien und München aufmerksam, sondern fordert auch als unbedingt nothwendig Excerpirung der Litterae annuae der einzelnen Provinzen und Mittheilung ihres Inhaltes für das dramatische Gebiet. „Eine Geschichte des Jesuitendramas ist nothwendig, und sie wird sich von einzelnen Forschern nur als Provinzialgeschichte lösen lassen, um dann eventuell zusammengefaßt zu werden.“[3]) In solchen und ähnlichen Wünschen sind thatsächlich bemerkenswerthe Andeutungen gegeben, worauf die Forschung über das Jesuitentheater, wenn anders sie bewußter zu ihrem Ziele schreiten soll, ihr Augenmerk richten muß. Im Interesse der Sache erlauben wir uns, diese Andeutungen zu ergänzen und gewissermaßen als Ergebnisse dieser Studie eine Reihe von Forderungen zur Förderung der Geschichte des Jesuitentheaters aufzustellen.

Dazu gehört vor allem die Durchforschung des handschriftlich vorhandenen Materials, in erster Linie der noch zahlreich existirenden Diarien oder Tagebücher der Gymnasien. Gar verschiedenartig geführt, mögen sie auf vielen ihrer Seiten für unseren Gegenstand recht belanglos erscheinen, um dann doch da oder dort durch eine interessantere und wichtigere Nachricht zu überraschen. Beispiele dafür bieten die bei Reinhardstöttner veröffentlichten

1) Zeitschrift f. vgl. Litteraturgeschichte. Neue Folge. 6. Bd. 1893. S. 136 ff.

2) Jahresberichte für neuere deutsche Litteraturgeschichte. 6. Band. 1897. II 4 u. 15.

3) Zeitschrift f. deutsches Alt. u. Litt. 41. Bd. 1897. S. 282.

Auszüge der Münchener Diarien und ähnliches sonst Ge
botene. In jedem Falle wird die Lokalgeschichte und Spezial-
geschichte einzelner Jesuitenbühnen ihren Nutzen von diese
Arbeiten haben. Die Historien der Collegien des Ordens
die Provinzialgeschichten und ähnliches, lauter hand
schriftliches Material, wenn man von den sehr wenigen zun
Drucke gekommenen derartigen Berichten absieht, gehen selbst
verständlich weniger als die Diarien auf das Theater ein
Aber es gibt Ausnahmen und so, wie Reinhardstöttner aus
der (gedruckten) Historia provinciae Germaniae superioris
des Agricola manche werthvolle Notiz schöpfen konnte, wird
auch die weitere Forschung sich von der Durchsicht dieses
Materiales noch manches versprechen dürfen. Als dritten
Gegenstand handschriftlicher Forschung aber nennen wir di
nur geschrieben erhaltenen Dramen, und das is
wohl die Mehrzahl der auf uns gekommenen Jesuitenkomödien
Worin der Nutzen ihrer Bearbeitung liegt, braucht keine
weiteren Worte. Wie wenig durchforscht diese Handschriften
sind, könnte eigentlich überraschen, aber noch überraschende
ist, daß die gedruckten Dramensammlungen so gu
wie unbeachtet, ja theilweise geradezu unverzeichnet und un
bekannt geblieben sind.[1]) Mehr berücksichtigt wurden scheinba
die gedruckten Periochensammlungen, aber doc
nur deßwegen mehr, weil sie in unverhältnißmäßig größere
Menge vorhanden sind als die Dramendrucke. Noch längs
nicht ausgeschöpft aber sind die Schätze zumal der Münchene
und Wiener Bibliotheken an solchen Textbüchern, während das
was kleinere Bibliotheken davon enthalten, sogar meist noc
vollständig vom Staube der Vergessenheit bedeckt ist. E
ist vorerst noch Masse, rudis indigestaque moles, un
Masse sind uns eigentlich auch noch die Dramatike
des Ordens. So sicherlich es ja wahr ist, daß die Ordens

---

1) Eine ziemlich erschöpfende Zusammenstellung derselben finde
man jetzt bei Bahlmann, Jesuitendramen S. 1 ff.

erziehung ein gewisses Verlöschen der einzelnen Individualität bezweckte und erreichte, und daher schon deßwegen eine gewisse Gleichförmigkeit den Jesuitendramatikern anhaften wird, so gewiß ist doch auch, daß die Auslöschung der Persönlichkeit keine vollständige ist, daß bestimmte, sei es nationale, sei es ganz persönliche Nuancen zum wenigsten den begabteren unter diesen Dramatikern anhaften, denjenigen, die in der Dichtung keine bloße, oft sehr lästige Schulaufgabe sahen. Nicht so deutlich freilich wie sonst treten diese Nuancen an die Oberfläche; eben deßhalb aber muß es ein Ziel der künftigen Forschung über das Jesuitentheater sein, die Hauptdramatiker des Ordens aus der Masse herauszuheben und in ihrer Eigenart, nicht bloß in ihrem Müssen, sondern auch in ihrem Wollen und Können zu studiren und zu schildern. Nicht vergessen sei aber auch die Zugänglichmachung der Hauptwerke der dramatischen Literatur und Kunst der Jesuiten. Lateinische Literaturdenkmäler des 15. und 16. Jahrhunderts werden seit einiger Zeit durch Max Herrmann und S. Szamatólski herausgegeben. In den Kreis dieser oder ähnlicher Publikationen müßte doch auch das eine oder andere bessere oder für seine Art bezeichnendere Jesuitendrama aufgenommen werden. Oder sollte es nicht eigentlich Aufgabe der Katholiken sein, speziell für das Jesuitentheater ein ähnliches Unternehmen ins Leben zu rufen?

Alle diese Forschungen aber sollten eines leitenden Gesichtspunktes nicht entbehren und einer Art planmäßiger Rücksichtsnahme unterstellt sein. Um nämlich zu verhüten, daß sie, auf den engen und engsten Gesichtskreis reiner Detailforschung ohne Aussicht auf ein größeres Ganze beschränkt, nur wenig fruchtbringend bleiben, müßte der Zusammenhang mit dem Literaturganzen stets im Auge behalten werden. Ist er auch da und dort schon jetzt beachtet und constatirt worden, so muß man ihm doch künftig noch viel lebhafter nachgehen und keine Spezial-

untersuchung sollte vorgenommen werden, ohne scharfen Ausblick in die Nachbargebiete, nach rechts wie nach links, nach rückwärts und nach vorwärts. Der allgemeine Maßstab literaturgeschichtlicher Forschung muß auch an das Jesuitentheater angelegt und so gezeigt werden, wie sich das einzelne Stück im Rahmen der Stoffgeschichte, der einzelne Dichter in der Reihe der Dramatiker seiner Zeit, die einzelne Bühne neben den übrigen, Schul- und anderen Bühnen ausnimmt. Wenn wir so lernen auf dem Gebiete der den katholischen deutschen Landen eigenthümlichen dramatischen Dichtung unscheinbare Fäden aufzudecken, welche ihre nur der Oberfläche nach und nicht einmal so recht bekannte Culturgeschichte in den letzten Jahrhunderten in sich und mit der Culturthätigkeit der übrigen deutschen Länder verweben, dann werden wir wirklich, um Zeidlers Worte zu gebrauchen, tiefer in das Verständniß des geistigen Lebens dieser Gegenden eindringen. Das gilt aber nicht bloß vom Jesuitendrama, es gilt ebensosehr von dem ihm nachgebildeten, in Benediktiner- und anderen Stiftern gepflegten Klosterdrama. Aber vom Jesuitendrama gilt es ganz besonders, daß unter seinen Anregungen „Generationen auf Generationen ihre Geistesform entwickelten" und Eigenart und Typus katholischen Culturlebens der Vergangenheit durch es mitbestimmt wurde. Wie das geschah, hängt wieder von Eigenart und Typus des Jesuitentheaters ab und deren Würdigung von der Messung an dem genannten allgemeinen Maßstabe. Vom Jesuitendrama aus wird sich aber zu den Schwesterkünsten und zu dem ganzen künstlerischen Leben der genannten Länder mancher interessante Blick thun lassen, wie umgekehrt von diesem auf ihre Bühne. Es ist ein sehr beachtenswerther Gedanke Trautmanns, daß er das Jesuitendrama mitten aus dem lebhaftesten Streben und Treiben der Cultur der Gegenreformation herausgewachsen und als eine der bemerkenswerthesten Blüthen an ihrem Baume betrachtet wissen will. Man würde thatsächlich die Geschichte

dieser Cultur, die in ihren Nachwirkungen für katholische Länder noch heute hochbedeutsam ist, nicht ohne eine empfindliche Lücke schreiben, wenn man des Jesuitendramas vergäße. Und deßwegen haben wir ihm die vorstehenden Ausführungen gewidmet. [1])

XXXVI.

Ein katholischer Dichter.

(Barbey d'Aurevilly.)

III.

Barbey war, wie sich schon aus dem Angeführten verdeutlicht, ein glühender und unbeschränkter Anhänger der Legitimität. Leider habe ich den Band hier nicht zur Hand, in dem er Jakob II. von England als den Märtyrer der Legitimität charakterisirt, jenen katholischen Jakob II., der lieber auf die Krone von Großbritannien als auf den angestammten Glauben und das angestammte Königthum verzichtete. Aber kann ich hier keine Citate anführen, so stehen mir für eine andere Legitimität desto reichlichere in seinem letzten Bande zur Verfügung.

„Die höchste Gerechtigkeit — die, welche die falschen Urtheile der Menschen am besten zu Schanden macht — ist die Gerechtigkeit, welche lange braucht, um zu kommen. Wie alle mächtigen Dinge erstarkt sie an dem, wodurch sie unterdrückt wird".

Diese Worte äußerte Barbey in Hinsicht auf das Schicksal des Jesuitenordens.

Die höchste Legitimität ist für Barbey die des Statthalters Christi, die über alle irdische Legitimität geht. „Das

1) Berichtigung[illegible] S. 346 Z. 10 muß „man" wegbleiben. — S. 348 Z. 2 lies [illegible]ngen" statt „Förderungen". — S. 351 Z. 9 lies „[illegible]" statt „Gabriel Franz und". — S. 354 Z. 9 lies „[illegible]autreutes". — S. 360 Z. 1 f. lies [illegible] „seinen wichtigsten Stoff".

Königthum über alle Königthume, jene einzige Souverainetä
die göttlich auf Erden das Princip der Autorität in sein
Absolutheit und Unvergleichlichkeit repräsentirt", nennt
den Stuhl Petri. „Immer unfehlbar und immer inspirir
was die Dogmen und die Disciplin der Kirche angeht, h
das Papstthum auch politisch unter allen Regierungen d
Erde noch am wenigsten geirrt". Aber dieser Irrthum üb
das Wesen einer politischen Situation ist doch zuweilen vo
gekommen: „Leo X. und Clemens XIV. sind die traurige
Beweise dieser Wahrheit". „Nun, diesen menschlichen Irrthu
seltener zu machen, ist der Zweck der Erforschung der G
schichte. Sie verhindert, daß die Analogie der Situatione
nicht die Analogie der Handlungen hervorrufe".

Mit diesen Worten leitet er die Besprechung d
Buches von Crétineau-Joly über „Clemens XIV. und d
Jesuiten" ein.

Wenn ich in der Theatinerkirche in München, der Obe
münsterkirche in Regensburg, selbst in der Pfarrkirche i
Schliersee und unzähligen anderen Kirchen, die unter de
Barockstil gebaut oder restaurirt wurden, die gewundene
Altarsäulen betrachtete — jene Säulen in Korkenzieherforn
die für den sogen. Jesuitenstil bezeichnend sind — dann ka
mir auch der Gedanke an die Jesuiten. Ich fragte mic
was ist der Jesuit? und es fand sich ungesucht in mir d
Antwort ein: der Jesuit ist die Säule als Spirale.

Ich beruhigte mich mit dieser Antwort, die mir ei
leuchtend schien, denn der Stil ist immer der Ausdruck de
Geistes. Der Jesuitenstil läßt das festeste, was es gibt, di
Säule onduliren. Sie bleibt in ihrem Wesen unveränder
die tragende Stütze, aber den herausfordernden Eindru
der starren Kraft mindert er herab durch die Milde der G
schmeidigkeit. Und nun finde ich zu meiner Ueberraschun
in Barbey's Abhandlung über die Aufhebung des Jesuiten
ordens folgende Charakteristik der Jesuiten: „ils ne braven
jamais, ils acceptent toujours" — ein tiefes Wort, da

alles sagt — und wieder dasselbe sagt, wie die ondulirende Säule.

„Lange", sagt Barbey in Anlaß des Buches, das er bespricht, „haben diese Männer, aufgeübt in der Kenntniß dessen, worin die Kraft besteht, es noch nicht für nöthig erachtet, die kostbaren Quellen auch nur ein wenig zu öffnen, die sie allein besitzen und so lange geschlossen gehalten aus Gründen, welche hoch über den Gesichtspunkten menschlicher Gewandtheit stehen. Man konnte es also zur Noth immer noch riskiren, die alte Reihe von Verläumdungen zu wiederholen, die von Pasquier zu Pascal, von Pascal zu Voltaire läuft und so tief sinkt, daß man sich mit Eckel von dieser Plebs feindlicher Namen abwendet. Man konnte ohne Gefahr einem Jahrhundert ungewisse Sachen sagen, das selber ungewiß ist".

Nun ist es geschehen, ein Theil dieser Quellen hat sich für den Abbé Crétineau-Joly geöffnet und Barbey fügt hinzu:

„Männer, deren Urtheil mehr rücksichtsvoll als kühn ist, werden sich naturgemäß erschrecken über die Freimüthigkeit, mit der eine so katholische Feder wie die des Autors von ‚Clemens XIV.' das Bild dieses beweinenswerthen Pontifikats gezeichnet hat". „Gewiß", fährt er fort, „ihre Auffassung verdient Beachtung. Sie hat einen Augenblick auch den Verfasser von ‚Clemens XIV.' zum Stillstehen zwingen müssen, als er reich an einem bisher unbekannten Wissen, das in seine Hände in Masse niedergelegt war, sich fragen mußte, ob sich nicht etwa in der Meinung der Welt gegen den heiligen Stuhl die Urtheile wenden würden, die er über ein einzelnes Pontifikat zu fällen hatte. Er, das folgsame und ehrfurchtsvolle Kind der Kirche, hat da die beiden schrecklichen Augenblicke kennen lernen müssen, die den großen Entschließungen vorangehen. Aber, Gott sei Dank, er hat auf diese Scrupel, die ihre Beredsamkeit und ihr Daseinsrecht besaßen, nicht gehört; er hat sein Buch geschrieben in dem einfachen Bewußtsein von der Kraft der Thatsachen, die er zu erzählen hatte". „Das Leben der Oeffentlichkeit", bemerkt Barbey dann weiter, „nimmt so kolossale Proportionen an, daß

die Moralität des Schriftstellers dadurch wesentlich beeinflußt wird; es erlegt ihm neue Pflichten auf".

Und nun beginnt Barbey d'Aurevilly darzulegen, daß der Orden Jesu, wie gegen die Sturzwellen der Reformation, so auch die Kraft gehabt haben würde, sich der Sturmfluth der großen Revolution entgegenzustellen und sie abzulenken oder zu schwächen.

„Unter Paul dem Dritten", sagt er, „gründete Loyola diese wunderbare Gesellschaft, die die Brustwehr der katholischen Kirche wurde und das Princip des Katholicismus annahm, um daraus die Basis ihrer Verfassung zu machen, damit alles ausdrückend, was der Katholicismus an Glaube, Barmherzigkeit und Gehorsam enthält. Gehorchen, und nicht bloß gehorchen, sondern die gebieterische Pflicht des Gehorsams in dem Augenblick proklamiren, wo der Protestantismus die Völker den Revolutionen weihte, das hieß gegen die menschlichen Leidenschaften gehen, denen man gerade die Zügel schießen ließ; das war ein verwegenes Unternehmen, das fast einem wahnsinnigen Versuch glich. Aber er gelang, dieser Versuch, wie ein noch größerer ‚Wahnsinn' — der ‚Wahnsinn' des Kreuzes — schon gesiegt hatte". „Oberflächliche Schriftsteller", fährt er weiterhin fort, „haben oft behauptet, daß die Religionskriege mit dem Westfälischen Frieden ein Ende fanden; das ist ein Irrthum. Die Religionskriege wühlen die Gesellschaft zu tief auf, um so rasch zu schließen. Sie wechseln nur das Schlachtfeld". Er hat sicher recht.

Für den Tieferschauenden stehen wir ja noch jetzt mitten in den Ausläufern und den zum Theil sehr bewegten Ausläufern der Religionskriege, man denke nur an die evangelische Propaganda — inner- und außerhalb dessen, was man als Ganzes als Protestantismus bezeichnet — und an die Los-von-Rom-Bewegung.

Gedrängt von dem spanischen Gesandten in Rom, Florida Blanca, von Frankreich und dem Portugiesen Pombal, der von Etwas besessen war, das unerbittlicher macht als der Haß, von einem System, das er in England eingesogen, gebunden durch einen Brief, den er vor seiner Erhebung

zum Papst geschrieben und dem er dieselbe verdankte, unterzeichnete Clemens XIV eines Nachts auf einem Fensterbrett des Quirinals das Breve, das den Jesuitenorden aufhob. Als das geschehen war, fiel er bewußtlos zu Boden und wurde erst am anderen Morgen aus dieser schrecklichen Ohnmacht erweckt. Der kurze Rest seines Lebens verging in Selbstanklagen und Gewissensbissen. „Europa, das vor Freude gezittert hatte bei der Nachricht von der Aufhebung des Ordens, Europa, roh, wie alle Sieger, fand noch die Mittel, jene heilige Sache zu beschimpfen, die sich das Unglück nennt. Es schlug einen zu Boden geworfenen Feind — Feigheit über alle Feigheiten — und es maß dem rächenden Gift der Jesuiten den Tod eines Papstes bei, den die Regierungen getödtet hatten."

Mit der Aufhebung des Jesuitenordens war der Damm, der die Fluthen der Revolution aufhalten konnte, durchstochen. Die vereinigten Regierungen von Frankreich, Spanien und Portugal hatten das besorgt, — „denn die Regierungen thun immer, was sie nicht verhindern". „Die Revolutionen", sagt Barbey im Zusammenhang hiermit, „würden vielleicht immer ohnmächtig bleiben, wenn blinde Regierungen nicht die Schwäche hätten, mit ihnen zusammenzugehen".

„Was man den Geist einer Zeit nennt, ist nur darum zu fürchten, weil die, die ihn leiten sollten, sich von ihm fortreißen lassen aus Mangel an Muth oder aus Mangel an Fähigkeit". „Ein Gregor VII.", fügt er hinzu, „wäre damals nicht zuviel gewesen".

Bei der Papstwahl war die Drohung ausgesprochen worden: „wenn die Cardinäle sich nicht den Wünschen der Kronen fügen wollten, würden Frankreich, Portugal, Spanien und beider Sicilien sich von der römischen Gemeinschaft trennen". Die Cardinäle fügten sich und wählten Clemens XIV, dieser fügte sich und hob den Jesuitenorden auf. Hiermit begann thatsächlich das Regiment des Liberalismus in Europa

das unter Revolutionen und Monopolwirthschaft sich in hundert Jahren abwirthschaftete.

Die letzten Seiten widmet Barbey der Schilderung des Verhaltens des Ordens Jesu unter dem vernichtenden Schlage der ihn betroffen.

„Er, der Feind des Protestantismus“, sagt er, „protestirte nicht“. „Kein Murren erhob sich, keine Klage, kein Wort, das den letzten Stolz ausdrückt, der im Menschen erlischt: — den Stolz der geleisteten Dienste“. „Friedrich der Große, der aus Erfahrung wußte, wie schwierig es ist, die Völker zu regieren, konnte sich nicht enthalten, die Männer eines Systems laut zu bewundern, das diese Schwierigkeit verminderte“.

„Die Unterwerfung“, fährt Barbey fort, „erzeugt in den Seelen einen Frieden, der den Fähigkeiten des Geistes fruchtbar ist“. „Habet noch ein wenig Geduld“, schrieb der Jesuitenpater Mozzi tröstend an die Brüder vom Orden, „alles ist sichtbar, aber nicht alles ist sagbar. Ueberlegt die Folgen unserer Unterdrückung, die Ereignisse, die sich Tag auf Tag drängen, und urtheilt, ob Gott uns auf eine deutlichere Weise rechtfertigen konnte“.

„Dieses sind“, sagt Barbey, „die Worte von Männern, denen man mehr nahm, als das Leben. Denn für Männer, die an sich und an das glauben, was sie thun, gibt es etwas mehr als das Leben: — der Einfluß, den man ihnen nimmt, die Handlung, die man ihnen verbietet, die Führung, die man ihnen entreißt. Der menschliche Ehrgeiz leidet darunter, aber das religiöse Gewissen, mit seinem unvernichtbaren und tiefen Glauben, leidet noch mehr darunter“. „Mit vollem Bewußtsein vernichten sie sich, sie entfernen sich demüthig aus der Wage, in der Gott die Völker wiegt und die sie durch ihr Gewicht vielleicht auf die Seite der Rettung hätten sinken lassen können. Von allen ihren Martyrien, allen ihren Opfern war dieses wohl das schmerzlichste“.

In einem anderen Aufsatz über den Doctor Pusey und die Massenconversionen in England zum Katholicismus behandelt Barbey die Anfänge der Strömung, in

der das Rad von Revolution und Liberalismus sich wendet und rückwärts geschraubt wird. „Die Zeitgeschichte schreibt auf allen ihren Seiten", sagt er, „das jetzt immer mehr wahrnehmbare und immer weniger geheimnißvolle Ereigniß, zu dem alles hindrängt und alles beiträgt, nämlich die Rückkehr zur Einheit, die allgemeine Convergenz zum Princip der Universalität, die das eigentliche und Grundprincip des Katholicismus ist."

In einer Abhandlung über: „Die allgemeine Organisation der Arbeit", sagt er dann noch: „die Organisation der Arbeit, die man die große Frage der modernen Zeiten nennt, ist eine ewige Frage. Sie ist bei allen Phasen der Gesellschaft gestellt und entschieden worden, und wenn eine solche Thatsache verkannt wurde, wenn man den Lösungen derselben, auf die die Menschheit Jahrhunderte lang glücklich und mächtig gelebt hat, nicht Rechnung getragen, so liegt der Fehler an jener Verachtung, die unwissende Nationalökonomen immer der Geschichte bezeigt".

IV.

Es gibt eine Erscheinung, die seit fast anderthalbhundert Jahren vollständig aus dem Bewußtsein der Menschen verdrängt zu sein scheint, ohne daß sie deßwegen aufgehört hätte, sich zu manifestiren. Ja, sie hat sich sogar immer stärker manifestirt, je weniger Jemand etwas von ihr zu wissen schien. Vom Aufklärungszeitalter ab — auf dem ja unsere „moderne Bildung" fußt — bis auf den heutigen Tag hat man an dieser Erscheinung so von oben herab vorbeigesehen, wie man gern an allerlei bescheidenen Vergißmeinnicht vorbeisieht. Trotzdem manifestirte sich die Erscheinung immer deutlicher und in den verschiedensten Sphären und Zusammenhängen, und man mußte wirklich etwas thun. Man that also etwas. Man schuf die Wissenschaft von der Psychologie und Psychophysiologie. Jüdische Geistesheroen thaten sich dabei besonders hervor, und sie thaten recht;

denn man kratzt sich bekanntlich da, wo es juckt. Schädelmessungen und allerlei andere Messungen wurden mit der größten wissenschaftlichen Gründlichkeit vorgenommen, und wir bekamen die Lehre von dem criminel né, von der Conträrsexualität, von dem Genie als Wahnsinn oder dem Wahnsinn als Genie, und von allerlei anderen Perversitäten. Besonders der Wahnsinn als Genie war bei jüdischen Wissenschaftlern, Dichtern, Kritikern, Lesern und Leserinen sehr beliebt; die größten Hanswurstiaden und jämmerlichsten geistigen Verkrümmungen wurden als Genieausbrüche vom großen auserwählten Publikum, in dessen Händen unsere Bildung ruht, bestaunt und belobt; und der fügsame Germane wurstelte respektvoll mit.

Das auserwählte Volk aber rieb sich die unbestechlichen Hände der Wissenschaft. Denn es kannte die erwähnte Erscheinung; es kannte sie schon seit einigen tausend Jahren; es war schon von ihr heimgesucht gewesen, als man weder von Germanen noch Romanen etwas wußte. Auch die Romanen und Germanen wie alle anderen Völker hatten sie gekannt, bis man von ihrem letzten Massenausbruch ab, der französischen Revolution, von ihr Abstand nahm.

Diese Erscheinung war die Besessenheit.

Ein ganzes Jahrhundert lang durfte kein gebildeter Mensch dieses Wort in den Mund nehmen oder diesen Zustand beschreiben. Nur Einer that es, der so Vieles that, wessen kein anderer sich erdreistete. Dieser eine war Barbey d'Aurevilly. Ja, er umfaßte diesen Zustand mit einem so intensiven Interesse und studirte ihn mit einer solchen Gründlichkeit, wie man sich es aus früheren vorurtheilsfreieren Zeiten wohl von begnadeten Exorcisten denken kann.

Und Barbey d'Aurevilly besorgte auch in seinem langen Leben alle Vorarbeiten für den Exorcisten. Er übermittelte uns in einer Reihe Einzelfälle die genaue Kenntniß des Zustandes der Besessenheit; er verfolgte ihn mit jener Divination des Dichters, die über alle Wissenschaft hinausgeht.

bis in seine kleinsten, verborgensten, zweifelhaftesten Anfänge; er schilderte jene Zwischenstadien und Nuancen, die sich um die Grenzgebiete der Besessenheit herumschlingen, ohne sie noch zu berühren oder zu überschreiten, in denen sie bereits vorhanden sein kann oder auch noch nicht vorhanden sein kann, — zweifelhafte Zustände von größtem Interesse für jenen raffinirt erfahrenen Psychologen, der jeder gute Exorcist sein muß. Vielleicht hatte Barbey d'Aurevilly selbst das Zeug zu einem solchen — ich finde, er hat seine Zeit insofern gründlich exorcirt, indem er so viele ihrer versteckten und scheuen Besessenheiten in seinen Dichtungen und Kritiken abconterfeite und ans Licht zog. Dennoch aber müssen wir uns darauf beschränken, ihn blos einen großen Psychologen zu nennen, denn er kennzeichnete die Methoden noch nicht, wie die bösen Geister auch wirklich aus dem Besessenen hinauszutreiben und unschädlich zu machen sind.

Fast seine sämmtlichen Novellen — und das ist der Grund, weßhalb Barbey so ungern angerührt und herangezogen wird — sind Studien über verschiedene Phasen und Arten der Besessenheit. Solang man nur eine „moderne Bildung“ hat, weiß man das freilich nicht; bei näherer Bekanntschaft und Erkenntniß im Katholicismus aber entdeckt man auch diesen tiefen und dunklen Hintergrund des Menschlichen, dem ich schon vor 10—12 Jahren in meinen „Sensitiva amorosa“ und meinen „Parias“ nahe zu kommen suchte, wofür ich damals von nordischen Ketzerriechern mit Ausschluß aus der Oeffentlichkeit gestraft wurde.

Es ruht über fast sämmtlichen Menschen und besonders Frauen, die Barbey schildert, ein Zwang, der sie in ein blindes Handeln zur Selbstzerstörung und Zerstörung Anderer hineintreibt. Ja, Eva, die Bewunderte, Geliebte und Begehrte, ist diesem großen Dichter und tiefen Kenner in sehr vielen Fällen das Gefäß Satans, die unbändige Verführerin, der der mildere Mann nachgiebt. Dementsprechend ist es auch fast immer das erotische Gebiet, das er schildert — der

wüthende Genuß ohne Freude, der Krampf der Umarmung und der blinde Wille, der zerstörend und einsichtslos dahinstürmt.

Seine Novellen wirken vor allem anregend, sich in dies Gebiet hineinzubegeben, um es genauer zu untersuchen und die Methode und die Anhaltspunkte dieses Studiums kennen zu lernen. Und da verlassen wir alsbald das allzueinfache Gebiet der Geschlechtsliebe, wo die Ansteckung doch nur auf Wenige beschränkt bleibt, und sehen uns weiter um.

Eine der ersten Beobachtungen, die wir dabei machen und die auch schon im Mittelalter gemacht wurde, ist die von dem infektiösen Charakter der Besessenheit. Wo sie auftritt und günstige Vorbedingungen findet, frißt sie um sich wie eine Ansteckung, erfaßt ganze Kreise, Gruppen, Schichten. Man hat sich in den letzten Jahrzehnten, als sich diese Erscheinungen zu häufig äußerten, um ihnen ganz aus dem Wege gehen zu können, viel mit den Massenpsychosen des Mittelalters, die ja auch zahlreich waren, beschäftigt. Man hat damit also zunächst eingeräumt, daß es überhaupt solche Massenpsychosen — also Massenbesessenheiten — gab. Man hat damit auch Zustände der Extase verwechselt, die keineswegs den bösen, sondern den guten Antrieben entsprangen, und in dieser Verwechselung den bösen Geist, von dem man selbst besessen war, verrathen.

Es ist nun nur noch ein Schritt weiter zu thun und diese Psychosen in unserer eigenen Zeit aufzusuchen.

Hierbei drängt sich nun für unsere, der tieferen Einsicht entfremdete Zeit, zunächst die Frage auf: was ist Besessenheit? Nach den Lehren der Kirche ist Besessenheit ein Zustand, in dem sich böse Geister der bösen Seiten des Menschen bemächtigt haben und ihn zu lästernden Gedanken und schädlichen Handlungen treiben. Schon das Alterthum und ebenso die Juden kannten diesen Zustand und legten ihn auf dieselbe Weise aus. Ja, die Juden sind seit Christi Kreuzigung das ganz speciell im Bösen verstockte Volk und

wir können es heutzutage überall an den führenden Judenintelligenzen sehen, daß sie auf Unterdrückung der anderen, also der christlichen Völker ausgehen. Von den großen Judenfirmen, die die Völker durch die ewigen Staatsschulden und die kapitalistischen Ringe auswuchern, bis zu den Judengelehrten, die zusammen mit dem englischen Eklekticismus die Universitäten und die Literatur beherrschen, die durch die Zeitungen und die Verlegerringe den Geist, der ihnen dient, ausbreiten und den Geist, der ihnen widerstrebt, unterdrücken — von den materiellen Aussaugern bis zu den geistigen Brunnenvergiftern sehen wir den internationalen Ring im Dienste der Zerstörung arbeiten, damit eine ganz kleine parasitäre Minderheit die große Masse der Völker verderbe und sich an ihrem Schweiß und Blut mäste. Wenn wir nun das religiöse Gebiet verlassen, auf dem Satan der Feind Christi seit dem Tage der mißglückten Versuchung war — und was hatte der dumme Teufel anderes zu bieten als gestohlenes Gut, das der Sohn Gottes bereits aus sich selbst von Anbeginn besaß und dessen er sich nur auf eine kurze Zeit entäußert hatte — wenn wir nun einfach auf das menschliche und psychologische Gebiet übergehen, so sehen wir, daß alle großen Massenpsychosen Ausdrücke geistiger Ermüdung und geistigen Verfalls waren. Jene berühmte Psychose der römischen Kaiserzeit, wo auch eine ganz kleine Minderheit zu stupiden Prasser- und geschlechtlichen Narrenzwecken die ganze damals bekannte Welt aussog, zeigt uns eine Gesellschaft von Cretins wie Caligula, Heliogabal, Nero, von dummen und verrohten Megären, die was Apartes vorstellen wollten, wie die Damen der römischen Kaiser, und von jener Crapule, die als Dichter, Denker, Sophisten und Sykophanten sich überall einfindet und unentbehrlich macht, wo die Lebenskräfte ausgähren, — wie die Maden, die sich von selbst einfinden im verwesenden Fleisch. Als unser Zeitalter wieder auf dem Punkt angekommen war, wo man das römische Kaiserthum nachahmte, d. h. nach der großen und

von geheimen Gesellschaften sorgfältig bis in die einzelnen französischen Städte inscenirten und ins Gräuelhafte getriebenen französischen Revolution, da sahen wir auch dieselben Erscheinungen alsbald hervorschauen: der krasse Materialismus, die organisirte Aussaugung, die stürzenden und wieder aufgerichteten und wieder gestürzten Throne — das Spiel mit fürstlichen Köpfen und fürstlichem Leben und das viele geheimnißvolle Sterben. Gleichzeitig suchten die Irrlehren des Altkatholicismus, des Neukatholicismus und jene äußeren Anbequemungen an das Katholische, ohne das Wesen des Katholicismus aufnehmen zu wollen, die auf Täuschung ausgehen, die Kirche heim.

Freilich sieht alles dies viel fürchterlicher aus, als es ist. Die Macht besteht nicht in Aufgeblasenheit, sondern in Erkenntniß der Bedingungen organischen Wachsthums und der natürlichen und ein für allemal gegebenen Grundlagen für die Existenz und Selbstbehauptung der Völker. Die alte Welt ging nicht am Latifundiensystem und an der Völkerwanderung, sondern an ihrem Heidenthum zu Grunde. Der Körper mußte zerfallen, nachdem der Geist in ihm erloschen war.

Nach diesem kleinen Ausflug in Barbey'schem Geiste, einem Ausflug wie er ihn z. B. in einem seiner Bände zur Geschichte der Päpste machte, kehren wir wieder auf ein näherliegendes und weniger umfassendes Gebiet zurück — auf das Gebiet der Besessenheit in unseren Tagen; oder sagen wir mit einem gebildeteren und angenehmer klingenden Ausdrucke: auf das Gebiet der Psychosen. Und wenn auch dieses Wort noch einen peinlichen Eindruck macht, dann wollen wir noch weiter entgegenkommen. Sagen wir also: Nervosität.

In unserer Zeit sind eine ungeheuere Menge Menschen, von den höchsten Spitzen der Gesellschaft bis zu den kleinsten Händlern sehr nervös. Keiner kann am Ort bleiben; alles fährt hin und her und rennt durcheinander. Ganz sichtlich

aber leidet der Jude an der allergrößten Nervosität. Das ist eine ganz natürliche Schwäche. Wir sprachen schon oben von dem infektiven Charakter der Besessenheit. Die Nervosität theilt mit ihr diese Eigenschaft. Auch sie wirkt sehr ansteckend. Da nun der Jude unser geistiges und materielles Leben — und anscheinend mit unserer vollständigen Einwilligung — beherrscht, so hat er so viele Canäle, uns seine Nervosität mitzutheilen, daß wirklich nur diejenigen, die wie weiland Franz von Assisi auf irdische Reize verzichten, sich ganz davon freizuhalten vermögen.

Die Zeichen dieser Nervosität bestehen in der geistigen Aufdringlichkeit, in dem blinden Wollen, in den häufigen Fälschungen, die man zu unserer Zeit ertappt. Es besteht eine deutliche Ueberbalance von Absichten und Unterbalance von jenem sicheren und klaren Geist, aus dem das Können kommt. Das ist auch ganz natürlich Um wieder auf das alte Wort zurückzugreifen, so hat man noch nie gehört, daß Besessene sich durch geistige Ueberlegenheit und klare Einsicht in die wirkliche Lage der Dinge ausgezeichnet hätten. Besessenheit ist eben eine Verblendung; und wo der Satanismus sich einnistet, da zeigt sich an ihm, daß sein Meister doch nur ein beschränkter Kopf ist. Nun, wir wollen diesen dunklen Schatten nicht auf die Nervosität fallen lassen; aber läugnen läßt sich ja nicht — ebenso wie sie ansteckend wirkt, wirkt sie auch verblendend. Und da unsere jüdischen Führer von Natur so nervös sind, haben sie auch selbst auf besonnene und von Natur ruhig abwägende Germanen, die sich der Bewunderung jüdischer Ueberlegenheit hingegeben, ansteckend und verblendend gewirkt.

Barbey d'Aurevilly's gesammelte Werke sind noch nicht vollständig erschienen. Ich habe also hier in der Judenfrage etwas vorausgegriffen. Kehren wir wieder zu dem Thema der Besessenheit zurück, soweit er es bisher behandelt hat.

Zuvor aber werfen wir noch einen Abschiedsblick auf den jüdischen Geist, der die Welt jetzt mit seiner — Ner-

vosität umstrickt hat. Er ist an sich nicht gefährlich, so lange er chez soi bleibt. Gefährlich ist er nur wegen seiner äußerst ansteckenden Beschaffenheit, — einer Ansteckung, die ganz im Gegensatz zu Cholera, Pest und anderen Infektionskrankheiten nicht sowohl die Tiefen wie die Höhen der Gesellschaft aufsucht. Zu denken wie ein Jude und zu handeln wie ein Jude, — das ist jetzt kein Racemerkmal mehr, das ist auch kein Pariasmerkmal mehr; im Gegentheil.

Die Besessenheit, die Barbey in seinen Novellen und Romanen mit ihrer Gluth und Energie, — man könnte sagen mit ihrem ganzen Zauber — schilderte, hatte etwas, wovon sie sich von der Besessenheit in unserer Zeit wesentlich unterschied; sie hatte Größe. Sie war noch ganz genuin, noch keine Infektion. Sie stammte aus einem trotz allem jungen Volke und befand sich in aufsteigender Linie. Er schildert sie auch daher jedesmal nur als eine Einzelerscheinung und mit einem Interesse, wie der Biologe eine Thiergattung studirt. Er wirft keinen einzigen moralischen Seitenblick. Er zeigt sie nur gewissermaßen mit Bewunderung in ihrem Verlauf, — denn auch Satan war ein von Gott geschaffener Engel, der alle ihm von Gott verliehenen Gaben in seinem Fall mitnahm. In ihrem Verlauf aber zeigt sich, aus welchem Geist sie geboren worden. Denn ihr Verlauf ist Tod. Bestehe sie nur in einem Uebermaß und einer unbändigen, stummen Brunst, wie in „Le rideau cramoisin“, wo der junge Fähndrich mit Schrecken nach der Umarmung von einer Leiche aufsteht und mit der Erkenntniß entflieht, daß er nicht ein heißblütiges junges Mädchen, sondern eine Besessene geliebt, oder in jener langen satanischen — und Barbey würde sagen: satanisch schönen — Verstockung, in der ein Paar nach dem Gattenmord zwanzig Jahre am Ort des Mordes stolz und glücklich weiterlebt, wie in „Le bonheur dans le crime“, — das Kennzeichen des Satanismus bleibt nicht aus. Denn der Mann, ein Typus der

Männlichkeit, verliert das Gepräge des Mannes in seinem Aeußern und das Weib war stets eine Amazone. Und unfruchtbar, wie Satans Werk immer bleibt, blieb ihre Unzertrennlichkeit.

Und welche Besessenheit einer Mutter — die Besessenheit der Härte — zeigt sich nicht in jener allzu einfachen Geschichte „Histoire sans nom". Sie und „Ensorcelée" sind wohl Barbeys größte erzählende Leistungen. In letzterer sieht man förmlich, wie der Dämon auf die stattliche und würdige Hausfrau des aufgeblasenen Revolutionsplebejers springt, die mit ihm in einer im Innern verachteten und unfruchtbaren Ehe lebt. Man sieht es mit Schrecken und Mitleid, wie das arme Weib in der Kirche von einer wahnsinnigen und abgewiesenen Liebe erfaßt und vom bösen Geist umgetrieben wird, bis sie den Tod sucht.

Die Besessenheit ist auch jetzt keine Einzelerscheinung; sie ist eine Gruppenerscheinung. So lange sie sich als Einzelerscheinung ausbreitete, hatte sie eine große individuelle Kraft und übertrug eine solche. Sie war stark und hatte Größe. Jetzt, da sie fast wie ein System wirkt, wo sie auftritt, macht sie die Einzelnen, die ihr angehören, jämmerlich klein und zwingt sie, ihr mit lahmen und albernen Mitteln zu dienen.

Ola Hansson.

XXXVII.

An der istrischen Riviera.

2. Lovrana.

Kaum irgendwo dürfte es einen Spazierweg von entzückenderer Schönheit geben, als es der Strandweg ist, der vom Sanatorium bei Ika nach dem Städtchen Lovrana führt. Direkt am Meere hin windet er sich bald durch schroffe Klippen, bald durch Lorbeerhaine; öfters überschreitet er auf zierlich gebautem Steg das tief eingeschnittene Bett eines Torrente. Links erfreut des Wanderers Auge die schimmernde Wasserfläche des Quarnero, und landeinwärts sich wendend schweift es mit Wohlgefallen hin über das frische Grün der Gärten mit ihren Weinlauben, Feigen- und Olivenwäldern, ihren duftenden Lorbeerbüschchen und Ziersträuchern. Ganz in der Nähe des Strandwegs wurde eben an mehreren Villen gebaut in zierlichem Venezianerstil. Eine derselben soll einem Tanzmeister aus Paris gehören und auf etwa $1/2$ Million Gulden zu stehen kommen. Auch ein Zeichen der Zeit! Die wahre, echte Kunst, zumal die religiöse, muß heute förmlich um ihr Brod betteln gehen, oder der Künstler, will er nicht verhungern, muß sich wohl gar zum Soldknecht gemeiner Fleischesanbetung erniedrigen. Dagegen beziehen — und zwar nicht bloß in Paris — Tanz- und Vergnügungsmeister, Modekünstler und Wahrsagerinen die höchsten Gehälter. Und so etwas nennt man „moderne Cultur“. Richtiger wäre da die Bezeichnung: „vermoderte Cultur“!

Vom Strandweg zweigt ein Fußpfad ab, der in den paradiesisch schönen Garten des weiter oben an der Reichsstraße stehenden Hotels Lovrana führt. In allen Farben und Spielarten stehen hier die Rosenstöcke; süßester Blüthenduft umschmeichelt die Sinne, mächtige Oleander, Azaleen und Cakteen, stolze Fächerpalmen ziehen unsere Blicke auf sich. Hohe Eichen und Kastanienbäume spenden kühlen Schatten, und durch ihr Geäst hindurch glitzert und flimmert das sonnbeglänzte Meer, wie ein großes Auge der Erde. Was aber das Wunderbarste ist: alle diese Genüsse stehen dem Fremdling ganz umsonst zu Gebot, — wenn er nicht die breite Steintreppe zum Hotel selbst hinaufsteigt. Dann allerdings kann sich an ihm das Sprüchwort bewahrheiten: „Niemand wandelt ungestraft unter Palmen!“

Doch schon sind wir in Lovrana angelangt. Das Städtchen, schon in der Römerzeit Laurana — Lorbeerstadt genannt, trägt mit seinen rauchgeschwärzten Häusern äußerlich einen italienischen Charakter an sich, wenn es auch heute zum größeren Theil von Kroaten bewohnt ist. Die kleinere Zahl bilden fanatische Italiener, welche meist wohlhabender sind und hiedurch bisweilen die Herrschaft auf dem Rathhaus zu erringen wissen. Die beiden Parteien unterscheiden sich natürlich nicht bloß in nationaler, sondern auch in religiös politischer Hinsicht: die Italiener, im Bunde mit eingewanderten Deutschen, stellen das „fortschrittlich-liberale“, die Kroaten das conservative Element dar. Uebrigens decken sich Nationalität und entsprechende Parteistellung nicht immer; so ist es möglich, daß in Lovrana von ein und derselben Familie ein Theil zu den Italienern, der andere zu den Kroaten hält. Auch wird die eigentliche Stammesangehörigkeit sehr vieler Familien in Istrien gar nicht mehr sicher zu ermitteln sein, gleichviel, welche Sprache sie reden.

Letztere Behauptung wird nicht befremden, wenn man die höchst eigenthümlichen geschichtlich-ethnographischen Verhältnisse dieses Landes berücksichtigt. Kein Land Europa's, selbst keines in dem von so vielen Volksstämmen bewohnten Oesterreich, weist wohl eine derartige Musterkarte verschiedener Nationalitäten auf, wie das Küstenland. Neben einander

wohnen Kroaten und Italiener, Slovenen und Friauler, Serben und Tschitschen, Deutsche und Griechen. Der Hauptgrund hiefür ist wohl darin zu suchen, daß die beinahe nach allen Seiten offene istrische Halbinsel schon frühe zur Eroberung und Einwanderung anlockte. Es wäre mehr als auffallend, wenn sich die nach- und nebeneinander eingewanderten Völkerschaften rein erhalten hätten: somit hat der Istrianer seine Vorfahren unter allerlei Nationen zu suchen. Die Hauptbestandtheile der Bevölkerung sind aber Romanen und Slaven, weßhalb die meisten Istrianer zweisprachig sind, ja nicht selten das Italienische und Kroatische mit einander vermischen. In früheren Zeiten wurde das Deutsche sehr gepflegt; die höheren Lehranstalten waren alle deutsch. Dieß hat jedoch aufgehört, seitdem Oesterreich durch Blut und Eisen von Deutschland getrennt worden, und nun hat jedes Kronland, und Istrien nicht am wenigsten, seine Nationalitäten- und Sprachenfrage, welche an Oesterreichs Staatskörper eine eiternde, leider nur schwer heilbare Wunde bildet. In Lovrana bestehen zwei Schulen: eine kroatische, in welcher auch Italienisch, und eine italienische, in welcher zugleich Deutsch gelehrt wird. Unser Ministrant Carlo z. B. sprach schon ganz ordentliche deutsche Sätze, wofür er zur Belohnung jeweils einige soldi erhielt. Dagegen hätte er für seine Leistungen beim Ministriren einen etwas anders klingenden Lohn verdient.

Interessant ist das alte Rathhaus (podesteria), über dessen Thüre das Bild des hl. Georg, des Stadtpatrons, angebracht ist. Die Außentreppen bestehen aus uralten, gespaltenen Leichensteinen. Letztere wurden indeß nicht etwa in Ermanglung anderen Materials, sondern, wie es scheint, nur aus Bequemlichkeit zu solch profanem Zweck verwendet. An dem neuen Rathhaus war nichts Besonderes zu bemerken. Zwischen der alten und neuen Podesteria steht ein uralter, mächtiger Thurm mit Schießscharten, wohl ein Ueberrest des alten Kastells Lovrana, das ehedem den Fürsten von Auersperg, den Herrn von Mittelistrien, gehörte. Von den ehemaligen Befestigungen, den starken Mauern und Zinnen, ist sonst nicht mehr viel übrig; vermuthlich wurden sie von den Venetianern zerstört, welche auf ihren Rachezügen gegen die räuberischen

Uskoken zuerst im Jahre 1612 das Kastell plünderten und verbrannten; zwei Jahre darauf aber kamen sie wieder, und zwar mit 39 armirten Schiffen, beschossen das Städtchen und steckten es in Brand.

Stolz blickt der stattliche, romanische Thurm der alten Pfarrkirche auf das Meer hinaus. Die Kirche selbst scheint einmal gothisch gewesen zu sein, doch bemühte man sich sorgfältig, diesen „barbarischen" Stil mit italienischen Renaissanceformen zu „verschönern". Ein geistvoller Herr aus dem Hessischen, mit welchem der Berichterstatter in Ika persönlich bekannt geworden, und welcher über seine Erlebnisse an der Adria Küsten ein sehr lesenswerthes Büchlein geschrieben hat,[1]) bemerkt über die innere Einrichtung dieser Kirche: „Die Marmoraltäre, die Chorstühle mit Schnitzarbeiten künden von altem Reichthum, die Löcher im Boden von der heutigen Armuth". Das Ganze macht in der That den Eindruck der Verwahrlosung. Auch ist die Pfarrkirche für die große Gemeinde von ca. 3700 Seelen viel zu klein, was sowohl Grund als auch Folge der unkirchlichen Gesinnung eines großen Theils der Einwohnerschaft, voran der italienischen Männerwelt, sein dürfte. Unkirchlich war auch der Gesang, den wir hier am Dreifaltigkeitsfest im Hochamt zu hören bekamen. Wir mußten uns öfters geärgert fragen, wo wir uns eigentlich befänden: in einem Conzert, oder in einer Opernaufführung, oder vielleicht in der Kirche? . . .

Wir lenken unsere Schritte hinaus zum nahegelegenen Hafen, um die erhitzte Stirne von der erfrischenden Seeluft umwehen zu lassen. Siehe, da draußen am Molo schlendern sie umher, die alten Matrosen und ausgedienten Kapitäne; andere sitzen in Gruppen zusammen unter dem breitästigen Zürgelbaum vor der neuen Podesteria. Stundenlang, ja oft den ganzen Tag lassen sie ihre Blicke träumerisch hinausschweifen über die blaue Fluth, welche sie in vergangenen Tagen oftmals voll Lebenslust und Thatkraft auf ihren schnellen Schiffen

1) Eine Fahrt an die Adria, von B. Lesker. Stuttgart, Süddeutsche Verlagsbuchhandlung 1895.

durchkreuzt hatten. Noch immer gehört ihre Liebe dem Meere, das ihre erste Liebe war, dessen Majestät und mannigfaltigreiches Wesen und Leben sie immer mehr in seinen Zauberkreis gebannt. Unleugbar erringt der Mensch auf der See Muth und Stärke, und wer sie einmal verstehen gelernt, den zieht es immer wieder hinaus auf ihre Wellen, ob diese in hellem Sonnenschein sich spiegeln, oder in gewaltiger Bewegung sturmgepeitscht sich aufthürmen. So fesselt die wogende See auch jene, die sich ihrem Dienst geweiht haben, trotz aller Mühen und Gefahren, und die Geschlechter, die an ihren Gestaden emporwuchsen, wissen von Kindheit auf, daß in dem salzigen Elemente die Quelle ihres Wohlstandes liegt. Es zieht sie dorthin mit unwiderstehlicher Gewalt.

Nun haben diese alten Seebären freilich Steuerrad und Kompaß jüngeren Händen überlassen müssen. Aber noch Eine, ja die größte und letzte Fahrt steht ihnen bevor, die Fahrt hinaus ins unermeßliche Meer der Ewigkeit! Wohin mag sie Fährmann Tod einstens führen, wenn er mit rauher Hand den Nachen abstößt von ihrem Lebensstrande? Werden sie glücklich landen im himmlischen Hafen drüben, geleitet und beschützt vom mild leuchtenden Meeresstern Maria? Wir dürfen es hoffen, wenn jene Männer im Gewühl und Getriebe der großen Seestädte, unter den vielen Gefahren des oft so lockeren Seelebens nicht Schiffbruch gelitten haben an den höchsten, kostbarsten Gütern: wenn sie nicht verloren haben den Kompaß des hl. Glaubens und das Steuer der Furcht Gottes; wenn ihnen nicht abhanden gekommen ist der Anker des herzlichen Vertrauens auf den Herrn der Welten und Meere!

Die Nähe des Friedhofs wäre so recht geeignet, in den Herzen der ehemaligen Capitani und Matrosen heilsam-ernste Gedanken zu wecken: gleich da drüben, jenseits der kleinen Schiffswerft, liegt er auf einer Landzunge, auf drei Seiten vom Meere umspült. Dort ruhen schon ihre heimgegangenen Brüder und Kameraden nach all' den vielen Mühen und Fährlichkeiten, sie schlummern den tiefen Schlaf des Todes. Die schäumenden Wogen aber singen dazu einen gewaltigen Trauerchoral, oder das leichte Wellenspiel am Ufer murmelt ein still-wehmüthig Schlummerlied —, bis einst der allerhöchste

Admiral mit erd- und meerdurchdröhnendem Commandoruf sie alle versammeln wird zur großen Weltparade!

Welch' sinnig ergreifendes Nebeneinander: ein Friedhof am Meere! Was will er dir sagen, du unruhiges, so ungestüm pochendes, rastlos strebendes Menschenherz? Er sagt:

„Hier ruhen die Todten so still, so still.
Froh treibt sich die Woge daneben—,
Die Woge, die nimmer ruhen will,
Die immer will wandern und streben.

Und du, o fröhlicher Wandersmann!
Verstehst du zu deuten die Zeichen?
Noch gleichst du der Woge ein Weilchen — dann,
Dann wirst du den Schlummernden gleichen!"

(A. Schupp S. J.)

3. Abbazia, die Perle der istrischen Riviera.

Wer hätte noch nichts von Abbazia gehört, diesem in neuester Zeit so schnell emporgeblühten und berühmt gewordenen Kurorte, der wie ein Stück des verlorenen Paradieses südwestlich von Fiume am Quarnero thront? Ein ganz eigener Zauber ist über diesen herrlichen Erdenfleck ausgegossen, ob wir ihm von der See her oder auf dem wunderschönen Strandweg von Ika her uns nähern. Gern und oft benützten wir den letzteren Weg, der beständig der klippenreichen Küste folgend dem Auge stets neue schöne Bilder bietet. Je näher wir Abbazia kommen, desto dichter werden die Lorbeerhaine, weßhalb man es mit noch mehr Recht als Lovrana eine „Lorbeerstadt" nennen könnte; und desto zahlreicher werden die Villen, die mit ihrem weißen und gelben Gestein gar malerisch hervorschauen aus dem dunklen Gezweig der Thujen, Fichten und Cypressen. Abbazia ist sozusagen eine Stadt von lauter Villen, Hotels und Bazars, versteckt in einem Lorbeerpark, durchzogen und umrahmt von Wiesengründen, Wäldchen und Gärten.

Das Schönste und Großartigste in Abbazia ist unstreitig der **Park** der Villa Angiolina. Hier sind das milde Klima,

die Fruchtbarkeit des reichlichen rothen Humus und die dazwischen hervorragenden weißen Felsen von menschlichem Fleiß und Kunstsinn zu einer gärtnerischen Gesammtwirkung von wunderbarem Reize verwerthet worden. Schattige, lauschige Irrgänge im dichten, immergrünen Lorbeerhain mit gleichfalls immergrünem Unterholz und Buschwerk, unterbrochen von epheuumrankten und moosgefleckten Felsenstücken wechseln ab mit Wiesenplätzen, auf denen die schönsten Exemplare fremdländischer Bäume und Sträucher angepflanzt sind, wie: Wellingtonie, Bignonie, Magnolie und Agave, Kameliengruppen, Kampferbaum u. s. f. Weit vorspringende Balustraden gestatten es, unmittelbar aus den Anlagen senkrecht hinab auf das Spiel der Wellen zwischen den vielgestaltigen, zerrissenen Klippen und auf die glitzernden Lichter zu blicken, welche die Gestirne des Tages und der Nacht in der Salzfluth hervorbringen. Wie ein Märchenzauber aus „1001 Nacht“ muß es dem Reisenden erscheinen, der sich Abends im kalten eisstarrenden Norden in den Schnellzug gesetzt hat, und dann Morgens in dieser sonnenbeglänzten Landschaft, zwischen Myrthen und Cypressen, erwacht. Will aber der Nordländer den heimatlichen Duft der Fichten und Tannen nicht ganz entbehren, so braucht er nur vom Park aus gegen Voloska hin aufwärts zu steigen, und er gelangt in einen zwar nicht großen, aber prächtigen Wald von Nadelhölzern. So reichen hier des Südens und des Nordens Flora einander freundlich die Hand.

Abbazia ist eine alte und eine neue Gründung, wie man's nimmt. Wohl nur wenige jener reichen, eleganten Kurgäste, welche in heiterer Lebenslust da umherwandeln, mögen es ahnen, daß arme, katholische Mönche die ersten Gründer dieses Ortes und Parkes waren. Nach Ausweis der vorhandenen Urkunden bestand hier nämlich schon im 15. Jahrhundert eine Benediktinerabtei St. Jakob, mit noch jetzt bestehendem Kirchlein, woher der Name Abbazia (= Abtei). Also auch hier waren es Söhne des großen hl. Benediktus, welche nach dem Untergang der altrömischen Cultur und den Stürmen der Völkerwanderung die Bahnbrecher einer neuen Cultur wurden! Den nördlichen Ländern Europas aber haben sie mit dem Christenthum überhaupt erstmals die unschätzbare Wohlthat geordneter Cultur-

einrichtungen gebracht. Es ist merkwürdig, wie gedankenlos und vergeßlich die Welt in vielen Dingen ist! Diese eleganten Herren und Damen auf der Promenade pflegen ja mit hochnäsiger Geringschätzung auf so einen armen Ordensmann in der braunen oder schwarzen Kutte herabzusehen, betrachten ihn wohl gar als einen Culturmenschen zweiter oder dritter Klasse, da er keine Glacéhandschuhe und keinen Gehrock nach neuester Mode trägt. Dabei vergessen sie ganz, daß sie selbst mitsammt uns allen vielleicht jetzt noch in der Bärenhaut steckend und die Jagdkeule schwingend in den Wäldern umherstreifen würden, hätten nicht jene Kuttenträger die Civilisation des Südens nach dem Norden und Osten verpflanzt!

Ohne die fleißigen, thatkräftigen Benediktiner wäre auch Abbazia nicht da, oder es wäre sicher noch lange nicht, was es jetzt ist. Im 16. Jahrhundert mußten sie übrigens Abbazia verlassen, da um jene Zeit die Küste Istriens von den Türken und Venetianern schwer heimgesucht ward. Nach ihrem Abzug kam das Kirchlein sammt den Anfängen des heutigen großen Parks zunächst in die Hände der Augustiner in Fiume, bis diese Niederlassung 1750 von den Jesuiten durch Kauf erworben wurde. Bei Aufhebung der Gesellschaft Jesu (1773) fiel der schöne Besitz dem Staate zu und wurde verschleudert. Die Kirche übertrug Maria Theresia dem Archidiakon von Fiume, welcher seither den Titel eines Abtes führt. Der größere Theil des früheren Klostergutes gelangte später in das Eigenthum des Ritters J. v. Scarpa in Fiume. Derselbe erbaute die Villa Angiolina und erweiterte und verschönerte den Park mit großem Verständniß, wofür ihm an einem lauschigen Plätzchen ebendort ein Denkmal gesetzt worden ist.

Als Kurort und als Seebad ist jedoch Abbazia eine ganz neue Gründung, sozusagen aus dem Boden gewachsen. Im Jahre 1882 erwarb die k. k. priv. Südbahngesellschaft den großartigen Park sammt Villa und legte durch weitere Erwerbungen, sowie durch Erbauung mehrerer Hotels den Grund zu der jetzigen Bedeutung Abbazia's als eines Weltbades. Eigentlich soll der bekannte Reiseschriftsteller Dr. H. Noë der „Entdecker" dieses Kurortes sein, indem er

zuerst die Kunde von dessen Schönheit mit seiner Feder in weiteren Kreisen verbreitete. Die Südbahngesellschaft, welche aus seiner „Entdeckung“ die größten Vortheile zog, brachte ihre Dankbarkeit gegen den geistreichen Schriftsteller dadurch zum Ausdruck, daß sie ihm in A. ein reizendes Landhaus baute und widmete — immerhin ein stattliches Honorar, wie es nicht jedem Schriftsteller zu Theil wird.

Als klimatischer, d. i. als Winterkurort soll übrigens Abbazia nicht besonders geeignet sein, am wenigsten für schwer Kehlkopf- und Lungenleidende, da selbst der üppige Pflanzenwuchs und die hohen Bäume des Parks und der Umgebung den schädlichen Einfluß der eisigen Bora nicht ganz zu brechen vermögen. So müssen die armen Kranken, die hier zur Winterszeit eine milde, warme Luft erwarten, bisweilen Tage, ja Wochen lang das Zimmer hüten, was sie zu Hause viel bequemer und billiger haben könnten. Dagegen wird der Besuch Abbazia's für jene zahlreichen gesunden „Kranken“, die nur ihre von aufreibender Berufsarbeit und vom Stadtleben geschädigten Nerven stärken und nebenbei Geist und Herz im Genuß der hohen natürlichen Reize dieser Riviera erquicken wollen, stets ein köstlicher und lohnender sein. Besonders empfehlenswerth ist jedoch ein längerer Aufenthalt am schönen Quarnerostrand für die allerdings weniger große Zahl jener, welche ihr übriges Geld auf eben so rasche als noble Art los werden wollen. Hiefür ist Abbazia ganz der richtige Ort. Die Preise sind in den meisten Hotels und Pensionen, zumal in der Hauptsaison (Januar bis April), so fabelhaft hoch, daß es fast nur die Beglückten aus den „oberen Zehntausend“ längere Zeit aushalten können.

Zahlreich fanden wir daher unter der Kurgesellschaft vertreten die ungarischen und polnischen Grafen und Barone, sowie die Finanzgrößen von Wien, Prag und Buda-Pest; unter letzteren natürlich zahlreiche Abkömmlinge Abrahams, die wegen ihrer „Verdienste“ um den Staat Oesterreich oder Ungarn mit dem Adelstitel „Ritter“, „Baron“ 2c. 2c. ausgezeichnet worden sind, ohne daß jedoch die eigenthümlichen und untrüglichen Kennzeichen ihrer Stammesangehörigkeit hiedurch die geringste

Verschönerung oder Veredlung erfahren hätten. Auch viele Magyaren pflegen hier zu weilen; man erkennt sie leicht an ihrer hochasiatisch-barbarischen Sprache, von welcher ein uns oft begleitender slovenischer Professor den kühnen Ausspruch that, ihre Wörter seien 33 m lang. Man begegnet auch Fürstlichkeiten und kleinen Souveränen, die hier Jahr für Jahr sich der überflüssigen Reichthümer zu entledigen suchen. Einer der letzteren, aus dem südöstlichen Wetterwinkel Europas, befahl im vorigen Sommer einem Domherrn aus Lemberg, der uns öfters in Ika besuchte, zu bestimmter Stunde für ihn eine hl. Messe zu lesen. Allein der galizische Kanonikus dachte: „Was geht mich dieser ausländische Potentat an?" —, und unternahm an jenem Tag schon in der Frühe einen größeren Ausflug. Es gibt eben Gewalthaber, die das Befehlen nicht ganz unterlassen können, auch an Orten und in Sachen, wo sie nichts zu befehlen haben.

An geselligen Vergnügungen ist hier selbstredend kein Mangel. Da findet der moderne Vergnügling und Culturmensch alles, was er von einem fashionablen Seebad zu fordern gewohnt ist; aber auch manches, was er nicht fordert, z. B. das Vergnügen, die — Kurtaxe zu bezahlen. Den reinsten Genuß bietet wohl bei ruhiger See eine Kahnfahrt an der zerklüfteten, malerisch-vielgestaltigen Küste entlang. Die krystallhelle Wasserfläche gewährt dem Auge einen Blick in die Geheimnisse des Meeres, in das Gewirr von Felsen, die Wälder von Seetang und die muntere Lebewelt, die sich da unten tummelt. Weithin sind die Gewässer des Golfes belebt von Ruder- und Segelbarken, von Fischerbooten und weitbauchigen Trabakeln. Elegant gebaute Dampfer des österreichischen Lloyd und der „Ungaro-Croata" ziehen stolz ihren Wasserweg dahin nach den dalmatinischen und italienischen Gewässern, mit langen, breiten Wasserfurchen ihre Spur bezeichnend. Oder wir sehen, wie eben ein gewaltiges Lastschiff sich durch den Mastenwald des nahen Hafens von Fiume hindurchwindet, um „in der Fremdlinge Land zu tragen den heimischen Fleiß".

Sinnend saßen wir so manche Stunde auf einem der

Ruhebänke am Strandweg oder im Park. Die eilenden Wolken zauberten oftmals die buntesten Lichtreflexe auf den blauen Meeresspiegel hin: ein treues Bild des Menschenherzens, in welchem sich zu Zeiten die widersprechendsten Gedanken und Gefühle drängen und ablösen. Das kleine Herz birgt seine Räthsel und Geheimnisse ebenso gut in sich, wie die große Naturwelt, und beide sind wohl am interessantesten in ihren Widersprüchen und Gegensätzen. So muthete es uns einmal gar wundersam an, als wir durch den stillen, schönen Abend, da eben noch die Sonne von des Monte Maggiore Gipfeln herniedergrüßte, heimwärts wanderten: Ringsumher athmete alles Ruhe und Frieden —, da überzog sich rasch der Himmel mit drohendem Gewölk, und die schaumgekrönten Wellen kündeten nahen Sturm an. Solche Scenerie hat A. Christen im Lied besungen:

„Ueber meinem Haupt die Berge
Mit dem letzten Sonnenglüh'n,
Unter meinem Fuß die Brandung,
Rund um mich ein duftig Blüh'n.
Wogenschaum und Sturmgedröhn,
Kampf und Friede, Licht und Schatten —
Ewig groß und ewig schön!“

XXXVIII.

Zeitläufe.

Zum Kanal-Sturm in Preußen.

Den 12. September 1899.

Nach dem jähen Sturz des Reichskanzlers Grafen Caprivi und im Anschluß an die Erfindung eines Berliner Witzblattes vom „Zickzack-Curs" schrieb das rheinische Centrumsblatt: „Das einzig Bleibende in unserer Politik ist der Wechsel. Was heute in feierlichen Reden verurtheilt wird, trägt morgen den Sieg davon, und ein Minister, der morgens im Ministerrath mit seinen Ansichten durchdringt, fällt abends glatt aus dem Sattel. Man unternimmt einen Anlauf nach dem andern, aber schließlich wandert Alles in den Papierkorb".[1]) Jetzt wird von dort gejammert, die heillose Verwirrung sei ärger als je, und mit „großen Worten, kleinen Thaten", werde sie nicht zu beschwören seyn. Das ungeheuere Projekt, das auf die Tagesordnung gesetzt ist, wird in der That nicht so leicht unter den Tisch geschoben werden können, wie im Jahre 1893 das dem Liberalismus verhaßte Schulgesetz.

Bei der Eröffnung des neuen Dortmund-Ems-Kanals, kurz vor der ersten Berathung der großen Kanalvorlage im Plenum des Landtags, hielt der Kaiser und König seine großen Reden an den Bürgermeister der Stadt. Der Kanal,

---

1) Aus Berlin s. „Kölnische Volkszeitung" v. 12. Nov. 1894.

sagte er, wie er jetzt anzusehen sei, sei nur ein Theilwerk
„Er ist aufzufassen in Verbindung mit dem großen Mittelland
Kanal, den zu bauen und zur Durchführung zu bringen
meine Regierung und ich fest und unerschütterlich entschlossen
sind". Der Volksvertretung sprach der Kaiser die Hoffnung
aus, daß sie ihn „noch in diesem Jahre in die Lage ver
setzen werde, seinem Lande den Segen dieses Kanals zu
Theil werd.n zu lassen". Er betonte ausdrücklich: nur durch
das Ineinandergreifen von Industrie und Landwirthschaft
werde es möglich seyn, den Staat vorwärts zu bringen
Und im Gefühl als Kaiser schloß er: „Was als Rückhal
der Hansa fehlte: ein starkes, geeintes, Einem Willen ge
horchendes Reich, haben wir durch die Gnade des Himmels
und durch die Thaten meines Herren Großvaters wieder
errungen, und diese Macht soll auch für dieses große Wer
mit voller Wucht eingesetzt werden. Dafür werde ich stehen"

Aber das Ineinandergreifen von Industrie und Land
wirthschaft: gerade jetzt und in dieser Frage ist es klar ge
worden, daß zwischen beiden zum Kampf auf Leben und To
gerüstet wird. Für die Industrie tritt der gesammte Liberal
ismus, für die Landwirthschaft der preußische Conservatismus
ein. Neu ist ja die Erscheinung nicht. Nach dem Sturz
Caprivi's muthete die führende liberale Presse dem neue
Reichskanzler als preußischem Ministerpräsidenten die Aufgab
zu, dem ostelbischen Junkerthum, dessen Uebermuth kein
Grenzen mehr kenne, den Meister zu zeigen. „Zu vereinbaren
ist nun einmal nicht, was das ostelbische Junkerthum un
was die nationalen Elemente anstreben, und weil dieß di
allgemeine Ueberzeugung ist, deßhalb ist die quälende Un
gewißheit, von der Alle ergriffen sind, um so drückender
Sie umgibt auch die Minister-Portefeuilles mit einem un
heimlichen Widerscheine der Verwirrung und Zerfahrenheit
von welcher das gesammte öffentliche Leben ergriffen ist".[1]

---

1) Wiener „Neue freie Presse" vom 10. November 1894.

Und jetzt hat unmittelbar nach den Dortmunder Reden das Parteiblatt der württembergischen Conservativen nach Berlin geschrieben:

„In aller Ehrfurcht vor des Kaisers Majestät darf, ja muß es gesagt werden: auch um des Kaisers Ueberzeugung willen kann ein Mann seine Ueberzeugung nicht verleugnen, wie man ein altes Kleid auszieht. Unmöglich kann gerade an conservative Männer ein solches Ansinnen gestellt werden. Denn wie können diese staatserhaltend, die sittlichen Grundlagen unseres Staatswesens erhaltend wirken, wenn sie die Rolle von Wetterfahnen spielen, die von jedem scharfen, von oben oder unten, von rechts oder links kommenden Luftzug hin und her bewegt werden? Viele Männer halten den Bau des Mittellandkanals für den gesammten Osten, der Landwirthschaft wie der Industrie, schädlich, sie halten ihn schädlich für Hamburg, sie halten ihn schädlich für das jetzt glücklich consolidirte Finanzsystem Preußens und damit auch des Reiches; sie fürchten, daß bei der Inangriffnahme von Compensationen man in's Ungemessene käme, daß für weit wichtigere Ausgaben dann das Geld fehlt; sie betonen endlich, daß der Kanal nur einem kleinen Theile des Westens, nicht der Landwirthschaft, sondern seiner Industrie zu gute komme, einem Gliede des Ganzen, das vorher in üppigem Wachsthum begriffen ist und eine Unterstützung von hunderten von Millionen nicht mehr bedarf. Sind diese Bedenken durch die Reden des Kaisers gehoben worden? Wir fürchten: nein. Bedauerlich ist es für conservative Männer auch, zu sehen, wie nur ihnen und ihrem überzeugungsgemäßen Kampf wider das Mittellandkanalprojekt gegenüber die Regierung unerschütterlich entschlossen zu sein scheint, während sie seinerzeit beim Schulgesetz und neuerdings auch bei der Militärvorlage vor dem Widerstand anderer Parteien zurückgewichen ist“.[1])

Vor den letzten Wahlen hatte Herr von Miquel, der Vicepräsident des Ministeriums und der eigentliche Träger der Politik desselben, die Losung ausgegeben; „Sammlung“

1) Aus der „Deutschen Reichspost“ s. Berliner „Kreuzzeitung“ vom 15. August d. Js.

der staatserhaltenden Parteien. Mit der am 14. März d. Js. der Kammer vorgebrachten Kanalvorlage hat er nicht nur die vollständige Sprengung dieser ersehnten Sammlung, sondern auch die rathlose Verwirrung in der Regierung erreicht. Allerdings war seine Haltung in den Verhandlungen höchst sonderbar. Nicht nur der alte Reichskanzler, sondern auch er hielten sich anfänglich auffallend zurück. Es ist sogar berichtet worden, daß er bei Tischgesprächen auch Nationalliberalen gegenüber rückhaltlos gegen den Kanal sich geäußert habe. Bei der ersten Berathung am 13. April sprach er so lau, daß ihm freundschaftlich vorgehalten wurde, man wisse nicht recht, ob er für oder gegen den Kanal gesprochen habe. Als er endlich einen wärmeren Ton in der Befürwortung anschlug, und zum Schluß mit allem Nachdruck sich in's Zeug legte, da war es zu spät. An den Feierlichkeiten zu Dortmund ging er behutsam vorbei. „Wenn man die letzte Dortmunder Rede des Kaisers liest, die er acht Tage vor der Entscheidung hielt, so gewinnt man den Eindruck, daß er sicher auf die Annahme des Kanals rechnete. Wäre die Berichterstattung besser gewesen, so hätte der Kaiser es leicht vermeiden können, in einem Augenblicke, als die Sache schon vollständig verloren war, noch einmal sein persönliches Ansehen für sie in die Wagschale zu werfen“.[1])

Ein Zwischenfall, der ebenfalls auf den nächsten Landtag übergehen wird, trat auch noch durch die plötzliche Vorlage der preußischen Wahlrechts-Reform ein. Dieselbe war schon seit dem 27. März vom König unterschrieben, am 21. Mai, fünf Tage nach der Ablehnung des Kanals in der Commission, erschien sie im Landtag. Man hätte meinen können, daß damit das Centrum, für welches diese Reform eine Lebensaufgabe ist, für den Kanal gewonnen werden solle. Allein die Nationalliberalen behielten Recht mit ihrer Auslegung: „Miquel will ja den Kanal gar nicht; er hat die Wahlrechts-

1) Aus Berlin s. „Kölnische Volkszeitung“ v. 23 August d. Js.

rlage bis jetzt zurückgehalten und bringt sie jetzt so ver-
itet ein, daß an eine Verabschiedung nicht mehr zu denken
in der bewußten Absicht, um das Centrum dadurch
glichst stark zu verletzen, und es diesem unmöglich zu
chen, für den Kanal einzutreten". Derselben Ansicht war
n auf conservativer Seite:

„Noch heute sprechen conservative Herren offen aus, im
nern würde Herr v. Miquel sich über die Ablehnung freuen,
n er sei doch immer Finanzminister und die Finanzen müßten
ter einer Ausgabe von 260 Millionen schwer leiden. Andere
ute meinen, wenn Herr v. Miquel eine Vorlage wirklich
rchsetzen wolle, pflege er es nicht so anzufangen. Vom ersten
genblicke an hätte man den Conservativen zu verstehen geben
issen, daß, wer sich dem Kanal widersetze, des Kaisers Freund
ht mehr sei. Statt dessen ließ man die Opposition unter
hrung hoher Staatsbeamten sich ohne ernstliche Abwehr
wickeln und erst im letzten Augenblicke — wo die Conservativen
h für die Ablehnung schon so fest verbindlich gemacht hatten,
ß sie nicht mehr zurück konnten — zeigte man ihnen die
hne. Niemals ist eine Regierungsaktion mit größerer
geschicklichkeit geführt worden; dabei wollte die Welt nicht
mal an ihre Ernsthaftigkeit glauben, und speciell in den
rlamentarischen ‚Kämpfen' zwischen Herrn v. Miquel und
n Conservativen glaubte man manchmal auf beiden Seiten
Augurenlächeln zu sehen. Vielleicht hat man sich darin
täuscht; immerhin ist es aber eine üble Sache, wenn das
gemein geglaubt wird." [1])

Zum Schlusse vor der Abstimmung im Landtag wurde
r ministerielle Ton allerdings immer drohender. Von
chster Stelle wurde auch das Wort wiedergegeben: „Die
pposition der Conservativen gegen den König sei ein
ding". Herr von Miquel, der am besten wußte, daß mit
n Conservativen nicht zu spassen sei, und ihnen als
mpensation für den westlichen Mittelland-Kanal einen

1) Aus Berlin s. „Kölnische Volkszeitung" v. 21. August l. Js.

ganzen Haufen von Correktionen der Wasserläufe im Osten in Aussicht gestellt hatte, schloß seine letzte Rede: „Ich muß es mit Bedauern sagen, daß der Widerstand der conservativen Partei ohne irgendwelche Rücksicht auf die Gesammtlage des Landes in politischer und wirthschaftlicher Beziehung sowohl in erster als in zweiter Richtung nur unheilvolle Folgen haben wird.“ Der Reichskanzler stimmte bei. „Die Frage des Mittelland-Kanals kann nicht allein und für sich behandelt werden, denn sie wird weittragende Folgen in Bezug auf das bisherige Verhältniß der conservativen Partei zur Regierung haben.“ Auf dieser Seite verstand man den sonst so vorsichtigen greisen Redner sehr wohl: „Was Fürst Hohenlohe sagte, war nichts anderes, als die Drohung, daß die conservative Partei, wenn sie sich jetzt nicht gefügig zeige, auch nicht auf die ihr erwünschte Berücksichtigung der Landwirthschaft bei dem Abschluß neuer Handelsverträge werde rechnen können.“ [1])

Der Nationalliberalismus im Namen der Großindustriellen schwelgte im Siegesbewußtseyn: „Der König ist entschlossen, den hingeworfenen Fehdehandschuh aufzunehmen und den Kampf rücksichtslos durchzuführen.“ [2]) Man rechnete in diesen Kreisen mit Bestimmtheit auf die Auflösung des Landtags oder auf Aenderung in der Regierung oder auf Beides zugleich. In der That wurde sofort der Kronrath einberufen, und zuerst kam die Auflösungs-Frage zur Berathung. Der Reichskanzler soll dafür gewesen seyn, Herr von Miquel aber entschieden dagegen, weil die Auflösung den wildesten Interessen-Kampf entfesselt haben würde. Der Antrag wurde abgelehnt und das Ministerium unter dem Miquel'schen Vorsitz blieb fest. Nur zwei Mitglieder wurden gewechselt: der Minister des Innern, weil er lieber selber ging, und der des Cultus wegen verschiedener Taktlosigkeiten, vielleicht auch, weil er

1) Berliner „Kreuzzeitung“ vom 20. August d. Js.

2) Berliner „Germania“ vom 19. August d. Js.

einen im Cultusministerium als Hilfsarbeiter beschäftigten Abgeordneten als conservativen Kanalgegner auf eigene Faust sofort entlassen hatte.

In dem Kronrath erübrigte nur mehr die Entscheidung, was mit den Beamten zu geschehen habe, die mit den conservativen Abgeordneten gegen den Kanal gestimmt hatten. Ihrer waren es etwa 40, darunter 22 sogenannte „politische" oder Verwaltungs-Beamte. Hätten sie für die Vorlage gestimmt, so wäre der Kanal durchgedrungen. Nun ist berichtet worden, daß schon der frühere Minister des Innern die politischen Beamten im Abgeordneten-Hause gewarnt habe, wenn sie gegen den Kanal stimmten, so würden sie gemaßregelt werden. Aber der Erlaß der Staatsregierung vom 31. August enthielt doch nur die Rüge, daß „diese Beamten nicht in vollem Maße der Pflicht bewußt seien, den Standpunkt der Regierung wirksam zu vertreten, und unter keinen Umständen auf Grund ihrer persönlichen Meinungen die Aktion der Regierung zu erschweren." Bald darauf wurde aber bekannt, daß von den politischen Beamten, welche gegen den Kanal gestimmt hatten, die Landräthe und zwei Regierungspräsidenten in den Ruhestand mit Wartegeld versetzt worden seien.

Wäre der Landtag sofort aufgelöst worden, so wäre die Maßregelung nicht so offenkundig ein Verstoß gegen die Verfassung gewesen. Denn deren Artikel 84 spricht der Regierung augenscheinlich das Recht ab, die Abgeordneten für ihre Abstimmungen in der Kammer zur Rechenschaft zu ziehen. Aber die Liberalen in Vertretung der Großindustrie verlangten stürmisch die Bestrafung der Schuldigen unter den Conservativen. Ebenso entschieden bekämpften sie aber dereinst den bekannten Bismarck'schen Erlaß vom Jahre 1882, auf Grund dessen nach ihrem Verlangen jetzt gegen die Conservativen vorgegangen wurde. Uebrigens hätten auch diese Herren schon vor Jahren bei ihrer maßlosen Hetze gegen den Grafen Caprivi wegen der neuen Handelsverträge die Erfahrung machen können, was ihnen selbst aus der Tradition

von 1852 noch erblühen könnte. Es ist freilich schon eine a
Geschichte:

„Endlich ist jetzt der preußischen Regierung der elasti
Faden der Geduld gerissen; sie hat, offenbar nach reiflic
Erwägung und mit der Entschlossenheit, die das Ende lan
Zögerns zu bezeichnen pflegt, die Neutralität aufgegeben
erscheint kampfbereit auf dem Platze. Ihre Ausrüstung hat
dem alten Bestand der Bismarck'schen Waffenkammer entnomm
und dabei einen ganz vorzüglichen Griff in den reichen Vorr
gethon, der soviel rostiges und schartiges Zeug enthält.
kaiserlich-königliche Erlaß vom 4. Januar 1882 scheint h
zeitgemäßer zu seyn, als er es vor zwölf Jahren war; dam
fragte man mit Recht, was er solle und bezwecke, heute vers
man ihn ohne jeden Commentar und an der Hand der auth
tischen Interpretation, die ihm damals Fürst Bismarck g
tritt seine Bedeutung in das hellste Licht. Es ist kein üb
Witz, daß der Erlaß heute in seiner ganzen Schärfe sich ge
die Partei richtet und auf ihr Treiben paßt, die ihn
Jahre 1882 als eine herrliche Manifestation des monarchisc
Gedankens gefeiert und als rettende That begrüßt hat;
Ironie des Schicksals wird dabei noch verstärkt durch
Umstand, daß der Autor des Erlasses heute die eigentli
Seele der Bewegung ist, gegen die das preußische Ministeri
diese Waffe zu verwenden sucht".

„Der Erlaß von 1882 behandelt Zweierlei, zuerst
Stellung der Krone in dem Rahmen der Verfassung und d
die Pflichten, die sich daraus für die politische Haltung
dem Träger der Krone durch Eid verpflichteten Beamten
Allgemeinen und bei Wahlen im Besonderen ergeben.
Jahre 1882 war es vorzugsweise der zweite Theil, in
man die Tendenz der Kundgebung erblickte. Heute handelt
sich nicht um Wahlen; voraussichtlich liegen sie in weiter Fe
und es kann schwerlich die Absicht der Regierung seyn, dar
vorzubereiten. Wer in der Erinnerung an den Erlaß
Mahnung für die sogenannten politischen Beamten, die La
räthe, Regierungspräsidenten u. s. w. erblicken sollte,
Mahnung dahin, daß die durch den Diensteid beschwor

Pflicht sie nöthige, bei Wahlen für die Politik der Regierung einzutreten, würde fehlgehen. ‚Auf die Vertretung der Politik meiner Regierung auch bei den Wahlen‘: heißt es wörtlich, und dieses ‚Auch‘ bedeutet, daß die also durch ihren Eid gebundenen Beamten in ihrem ganzen Verhalten der Politik der Regierung dienstbar seyn müssen.“ [1])

Die Kanalfrage wird den kommenden Landtag wieder belasten; wer den Profit davon haben soll, ist ohne Zweifel. Das conservative Hauptblatt in Berlin hat im Anfang des Jahres ärgerlich die Aussprüche eines großindustriellen Organs citirt: „Hinter den Handelsinteressen der Völker stehen immer mehr die Millionen ihrer Soldaten und ihrer Panzerschiffe. Auch die mittelalterliche Romantik der eisengepanzerten Faust, die sich von Kiel nach Ostasien reckt, steht im Dienste sehr unromantischer, aber recht nützlicher Handelsinteressen und hängt mit Schienenlieferungen und Eisenbahnmaterial, mit Kohlenbergbau und Seidenwürmern viel mehr zusammen als mit ritterlichem Thun zur Erhöhung des deutschen Waffenruhmes.“ [2]) Gerade ein Jahr vorher hat der Conservator der Technischen Hochschule in München eine Rede gehalten über den Uebergang vom Ackerbaustaat zum Industriestaat. Er sagte: nach der Berufszählung von 1895 habe sich in Deutschland die landwirthschaftliche Bevölkerung im Laufe von 13 Jahren um 700,000 Seelen vermindert, obwohl die Gesammtbevölkerung sich im gleichen Zeitraum um mehr als 6 Millionen vermehrt habe; dagegen sei die industrielle Bevölkerung um mehr als 4 Millionen gewachsen. Er schloß:

„Ein Ackerbauvolk vermag sich damit zu begnügen, seine heimische Scholle gegen jeden Angriff zu vertheidigen, denn sein Reichthum, seine Existenzbedingungen liegen in dieser Scholle. Ein Industrievolk, das zu seiner Existenz der Ein- und Ausfuhr bedarf, muß über diese Scholle hinausschauen. Es muß der

---

1) „Wochenschrift der Frankfurter Zeitung“ v. 24. Dec. 1893.

2) Aus der „Frankfurter Zeitung“ s. Berliner „Kreuzzeitung“ vom 4. Januar d. Js.

Beziehungen gedenken, die es auf dem Weltmarkte braucht, und es kann diese Beziehungen nur dann erhalten und weiterbilden, wenn es nicht bloß commerziell, sondern auch politisch für sie thätig ist. Das Ackerbauvolk kann mit seinen politischen Thaten innerhalb der eigenen Scholle bleiben oder braucht dieselbe nur mit bewaffneter Faust zu überschreiten, wenn es gilt, einen nachbarlichen Angriff zurückzuweisen. Das Industrievolk aber braucht in der ganzen Welt nicht bloß geschäftliche, sondern auch politische Stellungen, Handels- und Schiffahrtspolitik im großen Stil, auswärtigen Besitz, Colonialwesen und eine Seemacht. Zu diesen politischen Consequenzen führt uns der Uebergang zum Industrievolk mit unerbittlicher Nothwendigkeit." [1])

Ohne Zweifel wird sich auch der weiteren Berathung der Kanalfrage, wie dieß bei der ersten der Fall war, die Besprechung der sprichwörtlich gewordenen „Leutenoth" anschließen. Es ist dieß Zusammentreffen eine eigenthümliche Beleuchtung der großen Kanalpläne. Die Leutenoth drückt nicht nur die Landwirthschaft in den preußischen Ostprovinzen immer schwerer, sondern sie breitet sich auch auf den Westen und Süden aus, und sogar die westpreußischen Industrien klagen über Leutenoth, obwohl der ostpreußische Oberpräsident sich noch vor einem Jahre mit dem unfaßbaren Gedanken einer „Industriealisirung Ostpreußens" trug. [2]) Auch die massenhafte Zulassung von galizischen und russisch-polnischen Arbeitern will nirgends mehr genügen. [3]) Als kurz vor der Kanalvorlage das liberale Hauptblatt in München auf die „brennende Frage der Leutenoth" zu sprechen kam, da wußte es keinen andern Rath als: „Wir möchten annehmen, daß der zur Zeit herrschende Arbeitermangel eine vorübergehende Erscheinung ist, er wird sofort an Schärfe verlieren, sobald dem großen Aufschwung in der Industrie ein — Rückschlag folgt." [4]) Aber was dann, und der Kanal?

---

1) Dr. Haushofer s. Münchener „Allgem. Zeitung" vom 6. Januar 1898.

2) „Wochenblatt der Frankfurter Zeitung" vom 20. Nov. 1898.

3) Berliner „Germania" vom 25. Februar 1898.

4) Aus Berlin s. Münchener „Allgem. Zeitung" v. 20 Jan. d. Js.

XXXIX.

Kritische Beiträge zu den ältesten christlichen Literaturgeschichten

Nachdem die kirchengeschichtlichen Studien durch Errichtung von Seminarien an den theologischen Fakultäten des deutschen Reiches einen neuen und vielversprechenden Anlauf genommen hatten, konnte man gespannt sein, welche Resultate durch diese verhältnißmäßig neue Einrichtung gezeitigt würden. Die Lehrkräfte waren in ihrer Gesammtheit durchaus darnach angethan, um den an diese Einrichtung geknüpften Erwartungen voll zu entsprechen, es handelte sich bloß darum, abzuwarten, ob den Professoren auch die Seminarmitglieder genügend lange zur Verfügung stehen würden, um dieselben bis zur völligen Ausbildung zu selbständiger, methodischer Arbeit hinzuführen. Der Seminarunterricht ist seiner Natur nach ein Unterricht intimer Art, indem die beschränkte Zahl von Zuhörern es dem Professor erst möglich macht, in persönlicher und durchaus individueller Weise auf seine Schüler einzuwirken, ihre besonderen Fähigkeiten zu ergründen und für jeden die passende wissenschaftliche Arbeit auszusuchen und zu bestimmen.

Der Seminarunterricht als solcher stellt außerordentlich hohe Anforderungen an den Docenten, indem die Einführung in die Materie für ihn eine Arbeitsleistung darstellt, die in weiten Kreisen noch vielfach, und zwar sehr mit Unrecht, durchaus verkannt wird. Die Ausbildung der Priesteramtscandidaten zu Männern, die den wissenschaftlichen Betrieb in jeder Beziehung beherrschen und im Stande sind im praktischen Leben die theologische Wissenschaft ständig zu fördern, ist nach den öffentlichen Erörterungen der letzten Jahre kaum noch nöthig zu betonen. Daß die Seminare im Allgemeinen und die kirchenhistorischen Seminare im Besonderen diesem Bedürfnisse abzuhelfen im Stande sind, bedarf nach den bisher

vorliegenden Resultaten keines besonderen Beweises. In den letzten Jahren konnte man allenthalben, in katholischen Zeitschriften sowohl wie in akatholischen, das Lob zahlreicher Seminararbeiten singen hören, eine Thatsache, die nicht nur von den geistlichen, sondern auch von den weltlichen Behörden mit Genugthuung und besonderem Interesse vermerkt worden ist.

Eines der fruchtbarsten Seminarien ist seither dasjenige des Professor Sdralek gewesen, der, vor seiner Berufung nach Breslau, in Münster in Westfalen lange Jahre in selbstlosester Arbeit die jungen Kleriker im Seminar angeleitet hat. Der Mühe und Arbeit entsprach aber auch ein Lohn, wie er nicht jedem Docenten zu Theil wird. Die große Serie der Untersuchungen der Pontifikate des 13. Jahrhunderts ist fast abgeschlossen und zwar mit solchem Erfolge, daß wir jetzt erst eigentlich mit Monographien der Päpste jener Zeit rechnen können, die den Anforderungen moderner Kritik entsprechen. Eine zweite große Unternehmung des Münster'schen Seminars war eine kritische Durchleuchtung der ältesten christlichen Literaturgeschichten, nämlich der Schriften des heil. Hieronymus, des Gennadius von Marseille sowie der Spanier Isidor von Sevilla und Ildefons von Toledo, die alle unter dem Titel „de viris illustribus“ bekannt sind.

Die Kritik der Arbeit des hl. Hieronymus aus der Feder von Sychowski's haben wir früher schon an anderer Stelle besprochen, und es liegt uns nunmehr ob, die folgenden Arbeiten anzuzeigen:

Czapla, Bruno, Gennadius als Literarhistoriker, und Dzialowski, Gustav von, Isidor und Ildefons als Literarhistoriker.

Beide Bücher sind in den kirchengeschichtlichen Studien von Knöpfler, Schrörs und Sdralek erschienen.

Die erste Schrift (VIII und 216 Seiten, Münster, Schöningh 1898) ergibt eine ganz erhebliche Summe von positiven neuen Resultaten, die von der Kritik durchweg als völlig gesicherte bezeichnet werden. Die außerordentlich günstige Aufnahme der Schrift gereicht dem Verfasser wie dem Leiter des Seminars zu hohem Lobe und ist wohl geeignet, zu eifriger Nachahmung anzuregen. Czapla theilt seine Schrift

in zwei Abschnitte ein. Der erste von Seite 5—176 gehende Theil gibt die Specialanalyse und dann folgt an zweiter Stelle die allgemeine Würdigung des Gennadius nach den verschiedenen Seiten hin. Zur Beurtheilung der Arbeit ist im Allgemeinen zu bemerken, daß der Verfasser es verstanden hat, seinen mühseligen Einzeluntersuchungen durch eine nicht gewöhnliche, und vor allem bei Erstlingsarbeiten keineswegs erwartete Literaturkenntniß in so überraschender Weise zu stützen, daß man ihn von Herzen zu diesem ersten literarischen Versuch beglückwünschen kann. Die Genauigkeit der Resultate entspricht der vorzüglichen Schulung, die ihm im Seminar zu Theil geworden ist, so daß man seinem Fleiße, Takte und Verständnisse nur das beste Zeugniß ausstellen kann.

Die Abfassung der Schrift des Gennadius fällt mit ziemlicher Sicherheit in die Jahre 491 bis 494 — man braucht die Abfassungszeit wohl kaum bis 477 hinaufzurücken — und die Arbeit desselben bringt uns recht wesentliche, vor dem Forum der Kritik durchaus Stand haltende literarhistorische Aufschlüsse. Wie Czapla hervorhebt, sind die Beiträge zur Biographie der von Gennadius behandelten Schriftsteller wesentlich minderwerthiger, wie die ebengenannten. Die Trübung des Urtheils des Gennadius durch seinen semipelagianischen Standpunkt beweist der Verfasser so schlagend, daß man darüber weiter keine Worte zu verlieren braucht. Namentlich sind es die im Kataloge vorkommenden Päpste, die unter der semipelagianischen Einseitigkeit des Gennadius erheblich, und zwar absichtlich, zu leiden haben.

Gennadius erscheint auf Grund seiner Leistung als ein sehr belesener Mann, der sowohl auf die schriftlichen wie mündlichen Quellen stets zurückging und durch seine sprachlichen Kenntnisse sich mit den weitaus meisten der in seinem Katalog angeführten Schriften selbst bekannt gemacht hat. Wenn er allerdings nachgewiesenermaßen lateinisch und griechisch verstand und beherrschte, so war ihm die syrische Sprache doch fremd.

Czapla hatte nach der sprachlichen Seite im ersten Abschnitte seines Buches eine sehr schwere Aufgabe zu bewältigen, weil in jedem der nahezu 80 Kapitel dieselben Ausdrücke wiederkehrten.

Wenn wir darum mit Genugthuung feststellen können, daß auch die stilistische Durcharbeitung und Ausfeilung in lobenswerther Weise ausgestaltet worden ist, so sei diese Thatsache hier mit besonderer Anerkennung verzeichnet. Dem gegenüber fallen einige kleinere Mängel gar nicht weiter in's Gewicht. Werden die künftigen Arbeiten des Verfassers in allen den genannten Beziehungen auf der gleichen Höhe stehen, so wird es nicht ausbleiben, daß Czapla bald zu den angesehensten Kirchenhistorikern zählen wird.

Dzialowski behandelt in seinem Buche (VIII und 160 Seiten, Schöningh, Münster 1898) die Kataloge des Isidor von Sevilla und des Ildefons von Toledo. Die Untersuchung ist in beiden Theilen von derselben eindringenden Schärfe und zeitigt sehr bemerkenswerthe Resultate. Zunächst stellt er für die Abfassungszeit der ersten Schrift die Jahre 604—620 fest. Ob die weiteren Berechnungen, den Termin noch enger zu fassen, ganz stichhaltig sind, wage ich nicht ohne weiteres zu bejahen. „Die von Isidor benutzten Quellen zerfallen in solche, die er der schriftlichen, und sodann in solche, die er der mündlichen Tradition verdankte . . . . . Die Hauptquellen Isidors bei seinem Kataloge bilden die Schriften der behandelten Autoren". An die nähere Ausführung dieses Punktes schließt sich die Bemerkung: „Welche Angaben Isidor durch mündliche Tradition gewonnen hat, läßt sich nicht genau angeben." Das Kapitel über die Art und Weise der Quellenbenutzung durch Isidor ist mit eindringendem Verständniß und umfassender Beobachtung der Einzelheiten abgefaßt. Daß der Spanier seine Quellen auch in unbefugter Weise erweitert hat, ergibt sich aus den Ausführungen des Verfassers ohne weiteres.

Aus dem längeren Gesammturtheil über Isidor führe ich folgende Sätze an: „Isidors Katalog ‚de viris illustribus' wurde in zwei Theilen geschrieben und ist, einige Verstöße abgerechnet, in chronologischer Reihenfoge gehalten. Nach Ausscheidung von acht werthlosen Kapiteln und zehn andern, die nur auf geringen Werth Anspruch erheben können, bleiben 28 Abschnitte, unter denen mehrere Nachrichten enthalten, welche für uns zum Theil erste, zum Theil einzige Quelle sind. Aber in dem größten Theil des Katalogs vermissen wir die

Vollständigkeit sowohl bei der Aufzählung der Autoren, unter denen bekannte und selbst berühmte fehlen, wie bei der Aufzählung der Schriften der behandelten Männer . . . . . Der Mangel an Selbständigkeit und der Mangel an Gründlichkeit bleiben die beiden charakteristischen Hauptmerkmale, welche vielfach dem aufmerksamen Leser des Katalogs in die Augen fallen und denselben zu einem unzuverlässigen Führer in litterarischen Fragen machen. Isidors catalogus virorum illustrium ist ohne einen ergänzenden und berichtigenden Kommentar nicht zu gebrauchen."

Während Isidor 123 Seiten der Untersuchung in Anspruch nimmt, reicht die Arbeit über Ildefons nur von Seite 125—160. Der Verfasser führt eine Stelle von Ebert an, in der es heißt: „In noch weit höherem Grade als in Isidors de viris illustribus findet sich die Bevorzugung Spaniens in der kurzen Fortsetzung, die dieses Buch durch seinen Schüler, den Bischof von Toledo Ildefonsus, einen vornehmen Gothen (gest. 667) erhielt." Der Katalog dient ausgesprochenermaßen der Vermehrung des Ruhmes von Toledo, dessen Inhaber gerade in damaliger Zeit in allerlei ehrgeizige Pläne, um den Glanz und die Macht des Bischofssitzes zu erhöhen, verwickelt waren. Der wissenschaftliche Ertrag des Katalogs ist durchaus unterwerthig.

Es sei hier noch angefügt, was G. Krüger im Literarischen Centralblatt 1899, Nr. 2 Spalte 42 schreibt: „Ihre Commentare werden wegen der reichhaltigen, auch bibliographisch sauberen Nachweise künftig für den Patristiker unentbehrlich sein. Referent hat sich durch vielfache Nachprüfungen von der Zuverlässigkeit der Angaben überzeugen können." Krüger hat hierbei die Serie der drei Schriften über die viri illustres im Auge. Sein Lob schließt also die der Schrift des Hieronymus gewidmete Arbeit mit ein. Daß dem thatsächlich so ist, wird jeder Patristiker eingestehen müssen. Gesagt hat es aber außer Krüger meines Wissens bisher noch Niemand.

Daß bei der Arbeit Dzialowskis einzelne Vorbehalte zu machen wären, soll uns die Freude an dem schönen Schlußwerke der Gesammtuntersuchung nicht verkümmern.

Dieselben Vorzüge nach der stilistischen Seite, die ich bei der vorhergehenden Arbeit erwähnt habe, sind auch hier zu

verzeichnen, so daß die Sorgfalt der Bearbeitung der gewonnen
Resultate durch eine oft glänzende Darstellung unterstützt wi

Gegenüber solchen Leistungen treten andere wissenschaftli
Arbeiten von unzweifelhafter Bedeutung, bei denen die Verfass
sich nicht der Mühe unterzogen haben, ihren Gedanken e
ordentliches Kleid zu leihen, so sehr in den Hintergrund, d
man wohl sagen kann, daß sie nicht recht zur Geltung komm
wegen der nachlässigen Form, der saloppen Ausdrucksweise u
der souveränen Verachtung jeder ästhetischen Wirkung. Dies
in der deutschen wissenschaftlichen Literatur nicht laut gen
zu beklagende Fehler sollte in allen Recensionen und Kritik
jedes Mal besonders hervorgehoben werden, was aber nur
den seltensten Fällen geschieht. Der Beobachter dieser Din
freut sich darum jedes Mal besonders, wenn er Arbeiten begegn
die auch nach dieser Richtung hin verwöhnteren Ansprüch
genügen, wie es bei den beiden genannten Autoren der F
gewesen ist.

Zum Schlusse wünsche ich dem früheren Leiter des Mü
ster'schen Seminars, daß es ihm in Breslau in gleicher We
vergönnt sein möge, die jungen Kleriker nicht nur anzuleite
sondern auch bis Laurea hinzuführen.

Literarische Notiz.

Die Besitzer der Annales Fratrum Minorum des Luc
Wadding, welche mit den Fortsetzungen jetzt 25 Foliobände umfasse
werden mit Vergnügen vernehmen, daß sie jetzt den fast überall fehlend
Band XX billig erwerben und das werthvolle Werk vervollständig
können. Durch einen zufällig entstandenen Brand wurde nämlich beina
die ganze Auflage jenes im Jahre 1797 zu Rom gedruckten Band
vernichtet, so daß selbst in Italien und noch mehr jenseits der Alp
nur äußerst selten ein Exemplar desselben sich vorfindet. Auf Ve
anlassung des Ordensgenerals ist jetzt in der Typographie des Collegiu
des hl. Bonaventura jene erste Auflage vollständig wieder abgedru
revidirt und mit einigen neuen Documenten vermehrt von dem Herau
geber des 25. Bandes der Annalen, dem Annalisten des Orden
P. Eusebius Fermendsin O. F. Min., der leider während d
Druckes dieses Bandes (am 25. Juni 1897) verstorben ist. Der vo
liegende Band gibt die Annalen der Jahre 1565–1574. Er ist a
starkem Papier gut gedruckt und hat xx und 711 Folioseiten. Der Tit
ist: Annales Minorum . . . continuati a P. F. Caietano Micheles
Asculano . . . et a P. F. Eusebio Fermendsin . . . iussu R
P. Aloisio Lauer Ministri Generalis. Tom. XX. Ad Claras Aqu
(Quaracchi), ex typographia Collegii S. Bonaventurae 1899 (Pre
des Bandes M. 25. Debit bei Herder in Freiburg).

XL.

Die Jansenisten während der französischen Revolution.

I.

Ueber die Stellung der Jansenistenpartei während der französischen Revolution kann man nicht reden, ohne zugleich der Civilconstitution des Klerus zu gedenken, in welcher die große Mehrzahl der Jansenisten die Verwirklichung ihrer heißesten Wünsche erblickte und welcher auch während der ganzen Revolution das Gros der Partei seinen Beifall und seine Unterstützung zuwandte.

Die Civilconstitution des Klerus, welche gleich im ersten Stadium der Revolution die Nationalversammlung beschäftigte, hatte mit einem Federstriche eine Hierarchie umgestürzt, zu deren ersten Sprossen ein hl. Pothinus und Irenäus zählten. Sämmtliche Bischöfe Frankreichs — mit Ausnahme von vieren, welche sich der Civilconstitution unterwarfen — waren von ihren Stühlen gestürzt, die Pfarrer, welche sich weigerten, den Eid auf diese schismatische Constitution zu leisten, ihrer Stellen für verlustig erklärt. Die altehrwürdige Kirche Galliens, gegründet von den ersten Nachfolgern der Apostel, war zu einer Staatskirche herabgewürdigt und diese drohte jeden Augenblick zu einer Pöbelkirche herabzusinken, da für die Zukunft die Bischöfe von der Departementalversammlung, einer rein politischen Körperschaft, in welcher unter Umständen auch Protestanten und

Juden sitzen konnten, gewählt werden sollten, während die Besetzung der Pfarreien einer ebenfalls aus Laien bestehenden Körperschaft, der Distriktsversammlung, anheimgegeben war, welche in einer einzigen Sitzung über eine ganze Reihe von Pfarreien in globo verfügte. Man kann mit vielem Rechte sagen, daß sich uns in dieser Civilconstitution die reifste, aber auch die giftigste Frucht des im 18. Jahrhundert von fast allen Staatsmännern Europas sorgsam gepflegten Staatskirchenthums — nur in einer beinahe schon republikanischen Form — darstellt.

Aber diese Civilconstitution ist nicht bloß die Ausgestaltung eines weitverbreiteten staatskirchlichen Systems; für Frankreich war sie recht eigentlich die Einleitung zu jener blutigen Verfolgung, welcher während der Schreckenszeit sowohl der Klerus als die Gläubigen in diesem großen Königreich unterlagen. Sie erst hat einer ursprünglich rein politischen Bewegung, an welcher sich von den edelsten patriotischen Gefühlen beseelt von Anfang an der Klerus betheiligt hatte, jene giftige Schärfe mitgetheilt, welche nur der Religionshaß einflößen kann. In der Verfolgung der kirchentreuen Priester übte sich das Schwert, welches sich bald gegen alle kirchentreuen Laien, zuletzt gegen alle Anhänger des Rechtes und der Ordnung kehrte. Die Verfolgung der Priester wurde unter einem legalen Scheine eingeleitet. Die Clubs in den Städten führten sich als die bestellten Vertreter des Gesetzes auf, und bald wurde jeder Auflauf, jede Gewaltthat, jedes Blutvergießen als eine patriotische That gefeiert, wenn nur ungeschworene Priester oder kirchentreue Laien davon betroffen wurden. Gleich im ersten Jahre der Civilconstitution wurden in Paris Frauen, welche den Gottesdienst ungeschworener Priester in den von ihnen eigens gemietheten Kirchen besuchten, mit Ruthenstreichen mißhandelt. Frauenklöster, welche ihre Kapellen den kirchentreuen Katholiken von Paris zum Besuch der sonntäglichen Messe eröffneten, wurden auf Anstiften der Jakobiner von wüthenden

Pöbelhaufen gestürmt und mit gewaltsamer Mißhandlung ihrer Bewohner, wehrloser Klosterfrauen, bestraft. Aehnliches trug sich in den Provinzialstädten, namentlich auch in Lyon, zu. Es geschahen aber noch ärgere Dinge. Männer und Frauen, welche als Anhänger der ungeschworenen Priester bekannt waren, wurden von den Clubbisten gezwungen, rücklings, den Schweif des Thieres statt des Zügels in der Hand, auf Eseln oder Ziegenböcken unter dem Gespötte des Pöbels durch die Ortschaft zu reiten.[1] In Mans und Lyon starben mehrere Frauen aus Scham und Aufregung über die ihnen widerfahrene Schmach. So wuchs allmählig, theilweise unter gesetzlicher Duldung und Pflege, jenes Ungeheuer von Revolution heran, welches zuletzt die eigenen Kinder verschlang. Der Löwe, welcher Priesterblut geleckt hatte, begehrte zuletzt nach dem Blute der Laien.

Aber die Civilconstitution des Klerus hat nicht bloß die Kirche Frankreichs verwüstet, sie hat auch Vieles, ja vielleicht das Meiste beigetragen zur Auflösung der staatlichen Ordnung und zum Falle des Königthums. Die staatserhaltenden Kräfte waren durch den inneren Krieg lahmgelegt, dii kirchentreuen Katholiken wurden, weil als Staatsfeinde verschrieen, ja bereits schon proscribirt, nicht mehr als allianzfähig betrachtet und es konnten die Männer der Ordnung, deren es noch eine große Anzahl im Königreiche gab, sich nicht mehr zusammenschaaren, um den wankenden Thron zu stützen. Durch die Sanktion der Civilconstitution war die Krone auf eine abschüssige Bahn gedrängt, und als sie endlich an einem Punkte anlangte, wo an ein Nachgeben absolut nicht mehr zu denken war — es handelte sich um die Proscription und Deportation der ungeschworenen Priester — da wurde das eingelegte Veto des Königs als ein Verbrechen an der Nation behandelt, was schwerlich geschehen

---

1) Scioux, L., histoire de la constitution civile du Clergé Paris 1872. II. 218 u. ff.

wäre, wenn die Krone zur rechten Zeit von ihrem Rechte Gebrauch gemacht und die Civilconstitution a limine abgewiesen hätte. Allenthalben herrschte bereits, nicht zum mindesten in Folge der religiösen Wirren, die Anarchie in allen Theilen des Königreichs, bis in die entferntesten Gehöfte hinaus verbreitete sich der religiöse Zwiespalt und die allgemeine Unruhe. Die gewaltthätigen Elemente erhielten, wie es unter solchen Umständen zu geschehen pflegt, die Oberhand. Endlich kam die Zeit, wo der katholische Cultus abgeschafft und verboten wurde. Ein Theil der geschworenen Bischöfe, den schismatischen Bischof Gobel von Paris an der Spitze, mit einem Theil des schismatischen Klerus hatten den Götzen des Tages zu Gefallen ihr Priesterthum und darauf ihren Glauben abgeschworen; sie legten dadurch ganz augenscheinlich an den Tag, daß eine reine Staatskirche nicht im Stande sei, ihrem Staatsgott auch das letzte Opfer zu verweigern. Auf diesem Punkte wollten die Voltairianer die auf die neue Civilconstitution eingeschworenen Priester haben. Darum erachteten sie den Zeitpunkt für gekommen, mit ihren letzten Plänen hervorzutreten. Der katholische Gottesdienst wurde verpönt, die Tempel geschlossen.

Diese für die Kirche und das ganze französische Volk so verhängnißvolle Civilconstitution des Klerus ist im Zusammenwirken der Jansenisten mit den Voltairianern der Nationalversammlung zu Stande gekommen. Die Jansenisten haben das Material dazu geliefert, die Voltairianer die Hand dazu geboten, den Entwurf in der Nationalversammlung durchzubringen. Wenn Thiers in seiner Geschichte der französischen Revolution sagt, ohne die Dazwischenkunft des Camus und anderer Jansenisten hätten die Mitglieder der Nationalversammlung, erzogen in den Schulen der Philosophen, das Christenthum behandelt wie alle anderen Religionen und sich nicht weiter damit befaßt [1]) — so

1) Thiers, histoire de la révolution. I. 229.

kann man seiner Ansicht alle Wahrscheinlichkeit nicht ganz absprechen. Jedenfalls wäre aus ihren Händen keine Constitution hervorgegangen, welche einen so gleißenden Schein von kirchlichem Sinn und Interesse um sich verbreitete, deren Inhalt zugleich eine so genaue Kenntniß — man darf wohl sagen Fachkenntniß — aller jansenistischen Lieblingswünsche und eine so zarte Rücksichtnahme auf dieselben verrieth. Die Katholiken Frankreichs, an welchen die Geschichte der letzten hundert Jahre nicht spurlos vorübergegangen war, erriethen sogleich die Hand, welche an dieser Constitution gearbeitet hatte. Gleich nach der ersten Veröffentlichung des Gesetzentwurfes sprach sich eine katholische Stimme in dem Journal ecclésiastique des Abbé Barruel (Juniheft 1790) darüber also aus: „Glaubet ihr, es sei uns gleichgiltig, zu wissen, ob Frankreich mit Presbyterianern (im jansenistischen Sinne) oder mit solchen Katholiken bevölkert sei, welche den Entscheidungen des hl. Stuhles und der ecclesia dispersa vollständig unterworfen sind? Ihr könnt bereits bemerken, daß die letzteren ganz bestürzt sind, und der Assemblée Schuld geben, sie lasse sich in Dingen von solcher Wichtigkeit von den Anhängern Quesnels und des Diakons Paris[1]) leiten. Wohlan, meine Herren, fraget die Einen und ihr werdet sie ganz erschrocken sehen, bestürzt über die angebliche Civilconstitution des Klerus. Sie klagen euch an, daß ihr aus der Kirche Frankreichs eine Kirche von Utrecht machet, daß ihr die Glieder von ihrem Haupte trennet und die Grundlagen des katholischen Glaubens heimlich unterwühlet". Zu dem letzten Satze, wo von den Grundlagen des katholischen Glaubens die Rede ist, machen die jansenist-

1) Der jansenistische Diakon Paris wurde nach seinem Tode von den Jansenisten als Heiliger gefeiert. Auf seinem Grabe im Medarduskirchhof zu Paris ließen sie zahlreiche Wunder geschehen, ihre Convulsionäre führten so aufregende Scenen auf, daß die Regierung sich genöthigt sah, den Kirchhof zu schließen.

ischen Nouvelles Ecclésiastiques, denen wir dieses Citat entnehmen, die hämische Bemerkung: „ja wohl, soll heißen jesuitischen Glaubens". (Nouvelles Eccl., 11. Sept. 1790).

In der That war es ja ganz augenscheinlich, daß die schismatische Kirche von Utrecht beim Entwurfe der Civilconstitution als Modell gedient hatte. Die neuen constitutionellen Bischöfe Frankreichs sollten ihre Stühle besteigen, ohne vorher eine Bestätigung von Seiten des hl. Stuhles eingeholt zu haben, wie ja dieses in Utrecht, Deventer, Harlem längst üblich war; im Gegentheile war ihnen das Einholen einer päpstlichen Bestätigung förmlich verboten. „Der neue Bischof", heißt es in Tit. 2 art. 19 dieser Constitution, „darf sich nicht an den Papst wenden, um irgend eine Bestätigung zu erhalten, aber er wird ihm als dem sichtbaren Oberhaupt der allgemeinen Kirche schreiben zur Bezeugung der Einheit im Glauben und der Gemeinschaft, die er mit ihm unterhalten will".

Die schismatische Kirche von Utrecht erfreute sich in Frankreich seit langer Zeit einer traditionellen Gönnerschaft, namentlich in den Kreisen der Parlamentsadvokaten und derjenigen Rechtsgelehrten, welche sich in die Grundsätze des alten Parlaments eingelebt hatten. Im Jahre 1765 approbirte die Rechtsfakultät zu Paris, dem Hofe und der Geistlichkeit zum Trotze, die Beschlüsse der Utrechter Synode vom Jahre 1763 und beschloß, ein Glückwunschschreiben an diese schismatische Kirche abzusenden.[1] Aus Frankreich selber waren von Parteigenossen reichliche Beiträge zur Bestreitung der Kosten dieses sogenannten Concils geflossen, wie denn auch später noch, ja bis in dieses Jahrhundert herein für die Utrechter Kirche Geldbeiträge in Frankreich gesammelt wurden. Pariser Advokaten erklärten sich zu verschiedenen Malen für die Rechtmäßigkeit und vollkommene Katholicität

---

1) Picot, mémoires pour servir à l'histoire de l'église pendant le XVIII siècle. IIe édit. Paris. 1815. II. 475.

dieser Kirche. So im Jahre 1786 aus Anlaß eines vor den Schöffen von Harlem schwebenden Processes, eine testamentarische Verfügung betreffend. Das betreffende Gutachten war von 24 Pariser Advokaten unterzeichnet, unter Anderen von Camus, dem man nachmals einen vorzüglichen Einfluß auf die Abfassung der Civilconstitution zuschrieb (vgl. Nouvelles eccl. 29. Januar 1797).

Eine andere Bestimmung der Civilconstitution, welche deutlich die jansenistische Hand erkennen läßt, bezieht sich auf das Verhältniß der Priester zu ihrem Bischofe. Es war eine Lieblingslehre der Jansenisten, daß auch die Priester zur Theilnahme an der Kirchenregierung und an den Entscheidungen über Glaubensfragen berufen seien.[1] Es ist das von den Katholiken Frankreichs sogenannte System des Presbyterianismus, welches diese Rechte für die prêtres du seconde ordre in Anspruch nimmt, und der obengenannte Correspondent, der Abbé Barruel, hebt in seiner Aeußerung über den Charakter der Civilconstitution besonders auch die presbyterianische Tendenz des neuen Gesetzes hervor. Die Schriften der Jansenisten in Frankreich, namentlich auch die Correspondenzen oder sonstige Aeußerungen ihres Leiborgans, der Nouvelles ecclésiastiques, wiederhallen schon lange von den Deklamationen gegen die domination épiscopale, ein Ausdruck, der mit despotisme épiscopal abwechselt.

Diesen Wünschen und Klagen sucht die Civilconstitution gerecht zu werden durch die Bestimmung, daß der Bischof keinen Akt der Jurisdiktion vornehmen dürfe, ohne sich vorher mit seinem Conseil épiscopal berathen zu haben. Dieser Conseil épiscopal war an die Stelle der aufgehobenen Dom-

1) Auf der schismatischen Synode von Utrecht vom Jahre 1763, wo über die Irrthümer eines extravaganten Jansenisten, Namens Leclerc, zu Gericht gesessen wurde, unterschrieben die Priester mit der nämlichen Formel wie die Bischöfe: ego N. judicans subscripsi. Picot. II. 443.

kapitel getreten und bestand aus den Vikarien der Kathedralkirche und den Vorstehern des Seminars. Dem Bischof stand es frei, auf seinen Visitationsreisen, wenn ein dringender Fall vorlag, auch ohne vorherige Berathung mit seinem Conseil ein Mandement zu erlassen; er mußte aber dasselbe nach seiner Rückkunft der nachträglichen Berathung in dem Conseil épiscopal unterziehen (Tit. I art. 14 der Civilconstitution). Offenbar war dieses Statut noch weiterer Ausbildung fähig und bedürftig, aber die Grundlage des Presbyterianismus war gelegt.

Eine dritte Specialität der Jansenisten war ihr beständiges Drängen auf die Rückkehr zu den Zuständen und Einrichtungen der primitiven Kirche. In der Nationalversammlung war bei Berathung der Civilconstitution des Geredes über den blühenden Zustand der église primitive so viel, daß selbst ungläubige Voltairianer, deren wahre Gesinnung gegen die Kirche nur zu bekannt war, diese Phrase sich aneignen zu müssen glaubten. Wahre Don Juan's, deren sittliche Aufführung kein Geheimniß war, donnerten gegen den vorgeblichen sittlichen Verfall unter dem Klerus und sprachen mit widerlicher Salbung von dem blühenden Zustand jener primitiven Kirche, von welcher jedenfalls sie selbst mit Exkommunikation wären belegt worden, wenn ihre Lebenstage in jene „glückliche Zeit" gefallen wären. Das mit der Ausarbeitung der Civilconstitution beauftragte Comité ecclésiastique betrachtete es als seine vornehmste Aufgabe, dem Verlangen nach einer Rückkehr zu den Zuständen der église primitive entgegenzukommen. Sein Berichterstatter Martineau erklärte sich darüber in dem einleitenden Vortrag (Rapport) bei Vorlage der neuen Constitution in folgenden Worten: „eine schon im Allgemeinen, besonders aber in Rücksicht auf die Kirche bestätigte Erfahrung ist die, daß Mißbräuche ihren Grund im Abweichen von der ursprünglichen Stiftung haben, und daß, um die Quelle derselben zu schließen, nichts anderes nothwendig ist, als daß man die

Dinge auf den Punkt zurückführt, von dem sie ihren Ausgang genommen haben. Muß nicht die primitive Disciplin, das Werk der Apostel, die Frucht der Unterweisungen, die sie aus dem Munde ihres göttlichen Meisters empfingen, die dem Geiste des Evangeliums entsprechendste, die der Erhaltung und Verbreitung der Religion günstigste sein? Das kirchliche Comité glaubte deßhalb, nichts Besseres thun zu können, als zur Basis seiner Arbeit die Maximen der alten Disciplin zu nehmen".

Man glaubt die Sprache einer der frömmsten Männer von Port-Royal zu vernehmen, wenn man diese Worte liest. Man sieht, daß das kirchliche Comité Männer in seinem Schooße barg, welche dieser Sprache mächtig waren. Es bedarf kaum unserer Bemerkung, daß die église primitive des kirchlichen Comités weit entfernt war, die Kirche der ersten Jahrhunderte darzustellen. Schon die Bestimmungen der Civilconstitution über die Bischofs- und Pfarrerwahlen bestätigen dieses. Die église primitive sollte ebenso, wie der Rousseau'sche Urzustand des Menschengeschlechts, als fiktiver Rechtsgrund dienen, um alles Bestehende umzustürzen.

Ein unschätzbares Hilfsmittel für die Durchführung der Civilconstitution hatten die Jansenisten der Nationalversammlung geliefert durch ihre Lehre von der Entbehrlichkeit einer besonderen Mission und Jurisdiktion für die geweihten Bischöfe und Priester. Damit war der Salto mortale in die neue Constitution zu wagen, denn die nach dem Umsturz der alten Hierarchie eingesetzten Bischöfe und Pfarrer besaßen Alles, nur keine Mission und Jurisdiktion für ihr Amt. Die Jansenisten kamen hier zu Hilfe mit ihrer Lehre von der Entbehrlichkeit einer besonderen Mission und Jurisdiktion für die giltig geweihten Bischöfe und Priester. Sie erklärten die bestehenden Bestimmungen über die Jurisdiktion der zur Seelsorge berufenen Priester für eine Neuerung des Tridentinums oder auch für eine scholastische Spitzfindigkeit. Schon Camus hatte in der Nationalversammlung die vom

kirchlichen Standpunkt aus gemachten Bedenken zu beschwichtigen gesucht. Zuletzt kam das Orakel der Jansenisten jener Zeit, von der Partei selbst angerufen, Scipio de Ricci, der Bischof von Pistoja, und erklärte: „ist eine Weihe giltig, so ist auch eine wahre Mission vorhanden. Die neuen Bischöfe sind durch andere Bischöfe geweiht; das reicht hin für die Giltigkeit der Handlung. Das Uebrige geht aus den Principien des heil. Cyprian und aus der Kirchenverfassung hervor: der Episcopat ist einer und alle Bischöfe besitzen ihn solidarisch".[1]) (Nouvelles ecclésiastiques 23. Aug. 1791.)

Ein unwidersprechlicher Beweis für die Einwirkung der Jansenisten auf die Gestaltung der Civilconstitution liegt in der Bestimmung über das Glaubensbekenntniß, welches den Bischöfen vor ihrer Weihe oder den Pfarrern vor ihrer kanonischen Einsetzung abgefordert werden dürfe. Die Civilconstitution bestimmt hierüber in Tit. II. art. 18: „der Bischof, von welchem der erwählte Bischof die Bestätigung (d. h. kanonische Einsetzung) erhält, darf diesem keinen andern Eid abfordern, als daß er die katholische, apostolische und römische Religion bekenne". Mit dieser Gesetzesbestimmung waren die Jansenisten am höchsten Ziele ihrer Wünsche angelangt. Kein Bischof, kein Pfarrer durfte über sein Verhältniß zur Bulle Unigenitus gefragt, keinem Pfarrer durfte fortan mehr die Unterschrift des formulaire Alexanders VII. abgefordert werden. Wir werden noch sehen, wie die Jansenisten von dem Aufhören dieser Verpflichtung eine neue Epoche der

1) Die Lehre von der Entbehrlichkeit einer besonderen Mission war von den Jansenisten im Interesse ihrer geheimen Seelsorge unter den Appellanten erfunden. Ein in ihrer Partei angesehener Canonist, der Pariser Advokat Maultrot, vertheidigte sie in einer besonderen Schrift „dissertation sur l'approbation des confesseurs", Paris, Leclerc, 1784, der noch mehrere gleichen Inhalts folgten. Nouvelles eccl. 21. Juni 1791, vergl. Picot, mémoires IV 604 art. Maultrot.

Kirche Frankreichs datiren. Kurz vor dem Erscheinen der Civilconstitution war zu Paris eine Schrift erschienen unter dem sonderbaren Titel „doléances des Eglisiers et Soutaniers de Paris“, worin es heißt: „wir halten uns gerne für überzeugt, daß die Nation diese traurige Waffe der bischöflichen Herrschsucht (domination), das Formulaire[1]) vernichte, daß sie dieses Unkraut, welches der Feind in das Feld der Kirche verpflanzt hat, vertilge“. (Nouvelles ecclésiastiques 16. Februar 1790). Wir sehen, wie prompt die Nationalversammlung diesen Wünschen entgegenkam und mit welch' summarischen Maßregeln sie jede Verpflichtung auf ein bestimmtes Glaubensbekenntniß abschnitt.

Nach Alledem kann es nicht mehr verwundern, wenn die große Mehrzahl der Jansenisten — von einzelnen rühmlichen Ausnahmen wird noch die Rede sein — sich der Civilconstitution und den neuen Einrichtungen, welche diese mit sich brachte, anschloß, ja wenn sie sogar mit der Revolution noch weiter ging, als das Interesse für die Civilconstitution selbst verlangte. Die Begeisterung für die neue kirchliche Constitution verleitete die große Masse der Appellanten zu den unwürdigsten Coalitionen mit den Männern der Revolution, so daß, wie wir noch hören werden, einer ihrer Parteigenossen, selbst ein Appellant, in heiliger Entrüstung ihnen vorhielt, sie machten in niedrigster Weise der abscheulichsten aller Institutionen, derjenigen der Clubs, der Urheber so vieler Uebel, den Hof. Es ist deßhalb auch erklärlich, daß die Zugehörigkeit zur Jansenistenpartei überall als ein schützender Schild gegen die bald ausbrechende blutige Verfolgung der Geistlichen galt.

Man wird es demnach nicht mehr erstaunlich finden, wenn die Katholiken gleich beim ersten Anblick des Entwurfs der Civilconstitution in dem Journal des Abbé Barruel

---

1) Das Formulaire enthielt die Verurtheilung der fünf vom heil. Stuhl verworfenen Sätze des Jansenius.

die Klage erhoben, die Nationalversammlung lasse sich in Dingen von solcher Wichtigkeit von den Jüngern Quesnels und des Diakons Paris leiten; man wolle aus der Kirche Frankreichs eine Kirche von Utrecht machen. Man hat später den Pariser Advokaten Camus, einen erklärten Jansenisten, als denjenigen bezeichnet, welcher den jansenistischen Einfluß bei Abfassung der Civilconstitution zur Geltung gebracht habe. Picot,[1]) der den Ereignissen noch ziemlich nahe stand — die erste Auflage seiner Kirchengeschichte erschien 1809 — spricht davon als einer bekannten und unbestrittenen Sache. Allerdings war Camus selbst nicht Mitglied des von der Nationalversammlung mit der Abfassung der Civilconstitution beauftragten Comité ecclésiastique. Aber es konnte nicht schwer werden, den jansenistischen Einfluß in einem Comité zur Geltung zu bringen, in welchem nach dem Ausscheiden der kirchentreuen Elemente den aus der Schule des alten parlamentarischen Kirchenrechts hervorgegangenen Juristen und Canonisten die führende Rolle zugefallen war. Als solche Comitémitglieder werden genannt: der Pariser Advokat Martineau, den wir bereits kennen, ferner Lanjuinais, Professor des kanonischen Rechts in Rennes, wie der Vorgenannte den Jansenisten zugeneigt, Despatys de Courteille, glühender Parlamentarier, Durand de Maillane, Verfasser eines damals vielgebrauchten kirchenrechtlichen Handbuchs, Parteigänger aller Grundsätze des alten Parlaments, Treilhard, Advokat am Pariser Parlamente, erklärter Feind des Klerus und aller kirchlichen Institute. Eine Allianz zwischen diesen Parlamentsjuristen und den Jansenisten lag eigentlich in der Luft. Für Beide war jetzt die Zeit der Ernte gekommen. Die Einen wollten die Kirche ganz unter das Staatsjoch beugen und die Staatsallmacht für alle Zeiten feststellen, die Andern wollten von jedem Gehorsam gegen die dog-

1) Picot, mémoires etc. III. 154.

matischen Dekrete des heil. Stuhls entbunden sein und dessen Autorität in Frankreich nur noch als eine nominelle gelten lassen. Ein Zusammengehen der beiden Parteien durfte nicht erst vermittelt werden, es bestand thatsächlich seit mehr als einem halben Jahrhundert. Die Parlamente hatten ihren langjährigen Kampf gegen den Episcopat im Interesse der Jansenisten geführt: die Provision der kranken Appellanten, welche jeglichen Widerruf verweigerten, mit dem Viaticum wollte unter Androhung der schwersten Strafen erzwungen werden. In den Kämpfen, welche zur Aufhebung des Jesuitenordens führten, kämpften Parlamente und Jansenisten Schulter an Schulter mit einander. Unter diesen gemeinsamen Kämpfen war das Kirchenrecht der Parlamente und dasjenige der Jansenisten eigentlich identisch geworden. Es war jetzt die Zeit gekommen, dasselbe zu codificiren. Und das geschah in der Civilconstitution.

Freilich war auch mit den Voltairianern der Nationalversammlung zu rechnen. Diesen wurde von dem Comité ecclésiastique eine Concession gemacht, welche den Jansenisten nicht ganz behagte; sie betraf die Bischofs- und Pfarrerwahlen. Camus und seine Freunde wollten dem Klerus einen Einfluß auf dieselben verschaffen. Allein die von ihnen in diesem Sinne eingebrachten Amendements wurden in der Nationalversammlung hauptsächlich durch Robespierre und Barnave zu Falle gebracht. Dieß hinderte aber die Jansenisten nicht, bis zum Ende im Verein mit den Ungläubigen und Kirchenfeinden an dem Zustandekommen dieses Gesetzes zu arbeiten, obschon gerade dieser Fall ihnen hätte zum Bewußtsein bringen können, in welche gefährliche Nähe zu den Feinden aller Religion sie diese Coalition bringe.

Die Civilconstitution trug eine große Lüge an der Stirne. Sie war keine bürgerliche, sondern eine kirchliche Constitution, welche tief in das innerste Gebiet der Kirche eingriff. Man hat mit Recht gesagt, eine Civilconstitution

hätte noch einigen Sinn gehabt unter dem ancien régime, wo der Klerus noch als besonderer Stand bestand, ausgestattet mit weitgehenden Privilegien.[1]) Eine Civilconstitution hätte diese Rechte erklären, modificiren, theilweise aufheben können. Allein nachdem der Klerus als besonderer Stand neben den andern zu existiren aufgehört, unterstand er dem gemeinen Rechte. Und es wäre gut gewesen, wenn es dabei geblieben wäre. Wie viel Blut und Thränen wären dem gläubigen Volke in Frankreich erspart geblieben! Unter den vielen Todesurtheilen, welche während der Revolutionszeit gegen Geistliche gefällt wurden, ist kaum eines, zu dem die Civilconstitution nicht mitgewirkt hat.

M. K.

XLI.

Das Princip des Katholicismus und die Wissenschaft.

Was ist das Princip des Katholicismus? der Culturfortschritt? oder liegt das Princip desselben auf einem ganz anderen Gebiete? Gibt es eine voraussetzungslose Wissenschaft? Ist zwischen Glauben und Wissen eine Versöhnung möglich oder stehen diese beiden den Einzelnen wie die ganze Menschheit so mächtig bewegenden Sehnsuchten in unlösbarem Widerspruch? Was ist's mit der Freiheit der Wissenschaft? Bestehen Schranken für die Forschung, hat die Lehrfreiheit ihre Grenzen? oder müssen wir für Forschen und Lehren absolute Ungebundenheit und Schrankenlosigkeit fordern?

1) Scioux, histoire de la constitution civile du clergé I. 192.

Kann man von einer Freiheit katholischer Wissenschaft und Theologie reden? verdient die katholische Theologie überhaupt einen Platz neben den übrigen Fakultäten an der Universität? Gibt es eine katholische Wissenschaft? Welches sind die Gründe für das Zurückbleiben der Katholiken hinter den Protestanten in der Betheiligung am wissenschaftlichen Wettbewerb? Sind es bloß äußere oder wirken noch mehr innere Gründe als Hindernisse einer kräftigen Entfaltung der Wissenschaft bei den Katholiken entgegen? Diese Fragen stehen seit einigen Jahren im Mittelpunkte der Erörterung und wollen nicht von der Bildfläche verschwinden, sie sind Tagesfragen geworden. Zeitungen der verschiedensten Richtung, Zeitschriften, Broschüren behandeln diese Dinge, allüberall stößt man auf sie. Das ist gut. Der Streit ist der Vater der Dinge, dieses alte Wort Heraklits hat noch immer Geltung. Freilich hat die Besprechung der angedeuteten Fragen auch viel unklares Zeug, viel Halbwahres, viel Schiefes, viel Verschwommenes und Unhaltbares zu Tage gefördert. Leicht begreiflich! Denn die Behandlung von Tagesfragen ist Irrthümern ganz besonders ausgesetzt. Religiöse und irreligiöse, wissenschaftliche und confessionelle, politische und nationale, Standes- und persönliche Interessen beeinflussen das Urtheil. Wo aber ein Interesse mitspielt, leidet immer die Wahrheit. Auch erfordert die Entscheidung in diesen Fragen ein nicht geringes Maß von Wissen und Klarheit des Denkens, Dinge, die nicht überall auf der Gasse zu finden sind. Wer über diese Fragen Gediegenes, was den Tag überdauert und bleibenden Werth hat, sagen will, muß nicht bloß ein gründliches Wissen mitbringen, muß nicht bloß in seinem Denken klar und in seiner Ausdrucksweise eindeutig und bestimmt sein, er muß auch außerdem einen weiten durch Leben und Erfahrung geschärften Blick besitzen, von finsterem Zelotismus und bornirtem Fanatismus frei sein und besonders auch den Muth der Wahrheit haben, die kein Interesse kennt als eben das zu sagen, was ist und wie es ist. Diese Vorzüge eignen

dem Herrn von Hertling, der in der soeben erschienenen Schrift: „Das Princip des Katholicismus und die Wissenschaft, grundsätzliche Erörterungen aus Anlaß einer Tagesfrage"[1]) zu den erwähnten Fragen Stellung nimmt, in seiner Klarheit und Bestimmtheit, in seiner Besonnenheit und Milde des Urtheils jedem ruhig Denkenden ein sicherer und zuverlässiger Führer. In 6 Abschnitten bespricht Hertling die einschlägigen Punkte. Wir führen sie der Reihe nach im Wesentlichen mit gelegentlichen Randglossen vor. Bemerkungen über die Mittel zur Hebung katholischer Wissenschaft versparen wir uns auf ein andermal.

1. Die Einleitung geht von der sattsam bekannten Thatsache aus, daß die Katholiken an den Universitäten nur mit einer kleinen Minderheit vertreten sind. Den Grund dieser Erscheinung erklärt nicht genügend der vielberufene Ring, sondern er liegt tiefer in dem wirklichen Mangel an katholischen weltlichen Gelehrten, und dieser Mangel entspringt wieder der unverhältnißmäßig geringen Betheiligung der Katholiken an den höheren Studien. Wir denken zwar nicht so optimistisch über die Herren Collegen an unseren Fakultäten und ihre Objektivität gegenüber katholischen Gelehrten, wie Hr. v. Hertling, der die Nichtberücksichtigung vorhandener katholischer Gelehrten nicht immer aus bösem Willen und direkter Feindseligkeit, sondern weit mehr aus Scheu vor dem Ungewohnten und Fremdartigen erklären zu können glaubt. Es liegen dieser Nichtberücksichtigung wesentlich andere Motive zu Grunde. Man will unter sich sein. Ein katholischer Gelehrter, der nicht in feiger Selbstsucht und eckler Wohldienerei mit seiner Ueberzeugung zurückhält, sondern sie z. B. bei Berufungen durch selbständiges Eintreten für katholische Gelehrte bethätigt, stört die gewohnte Ein-

1) Bei Herder, Freiburg 1899 SS. 102. Die Schrift ist unterdessen schon in 4. Auflage erschienen, ein Beweis, wie dringend das Bedürfniß nach Klarheit in diesen Fragen ist.

müthigkeit und bricht die Herrschaft der Majorität — wenn das Ministerium will. Das ist der tiefste Grund, warum sich die herrschenden Elemente in den Fakultäten gegen die Berufung katholischer Gelehrter so lange als möglich sperren und oft mit Mitteln, die das Licht des Tages nicht vertragen. Menschlich ist es ja wohl begreiflich, daß Majoritäten die Gewalt und Herrschaft in ihrem Sinne ausnützen und in erster Linie und ausschließlich an Gesinnungsgenossen denken, aber gerecht ist es nicht. Freilich gehört eine billige Berücksichtigung der Minoritäten in den verschiedensten Verhältnissen — politischen und socialen, confessionellen und nationalen — bisher vielfach noch zu den frommen Wünschen. Gleichwohl trotz dieser Intoleranz der Fakultäten gegen vorhandene katholische Gelehrte bleibt als ein Hauptgrund für die Minderheit der Katholiken an den Universitäten der Mangel an verfügbaren Kräften. Und dem bayerischen Parlamentarier, der nach Zeitungsnotizen sich vorgenommen haben soll, den Professorenring an den Universitäten zu sprengen, fehlen zu seinem Vorhaben nichts als die unerläßlichen Sprengmittel, d. h. die entsprechenden katholischen Gelehrten für die weltlichen Fächer, wenigstens in Deutschland. Denn wer jemals bei Berufungsangelegenheiten betheiligt war, weiß, daß man den akatholischen Candidaten katholischerseits in Deutschland meistens niemand, oder vielfach nicht gleichwerthig durch litterarische Leistungen qualificirte Bewerber in all den verschiedenen Sparten der weltlichen Wissenschaften an die Seite stellen kann. Darum betont Hr. v. Hertling mit Recht so sehr die Nothwendigkeit katholischer Privatdocenten in den verschiedensten Zweigen der weltlichen Disciplinen. Unter den äußeren Gründen dieses Zurückbleibens nimmt Hr. v. Hertling die Säkularisation und ihre Wirkungen speciell für Bayern in Anspruch, ohne damit das Zurückstehen der Katholiken hinter den Protestanten ausreichend erklären zu wollen. Noch mehr hindern nach ihm innere Gründe die Entfaltung der Wissenschaft. Das führt

zu der Frage nach dem Verhältniß von Katholicismus und Wissenschaft. Ist der Katholicismus der Wissenschaft und der Cultur überhaupt hinderlich? oder ist der Katholicismus gerade das Princip des Fortschrittes, also auch ein Förderer von Wissenschaft und Cultur? Beide Behauptungen haben ihre Vertreter gefunden, und jede muß für sich als falsch oder übertrieben abgelehnt werden. Hr. v. Hertling trifft die richtige Mitte mit der Ansicht, daß der Werth der christlichen Religion nicht mit ihrer Bedeutung für den Culturfortschritt der Völker zusammenfällt. Die christliche Religion will allerdings auch das irdische Leben durchdringen, aber sie will noch mehr, sie verheißt auch höhere Güter als bloß irdische. Damit ist der Christ, der Katholik, vor das Problem gestellt: Anspannung aller geistigen und physischen Kräfte, um in gewissenhafter Arbeit Ziele zu verfolgen, die doch nicht als ein Letztes und schlechthin Werthvolles gelten dürfen. Es ist also dem Katholiken eine doppelte Aufgabe gestellt: einerseits die Erreichung eines jenseitigen Zieles, anderseits gleichzeitig die rüstige Förderung der diesseitigen Aufgaben. Diese zweifache Aufgabe schließt auch zweifache Verirrungen in sich: entweder rastlose Hingabe an das irdische Leben und Vernachlässigung des Jenseits, oder ausschließliche Richtung auf's Jenseits und Vernachlässigung der irdischen Aufgaben. Hier ist schon angedeutet, wo die inneren Gründe für Vernachlässigung der Wissenschaft seitens der Katholiken werden gesucht werden müssen. Ehe diese angegeben werden, untersucht Hr. v. Hertling in den folgenden Abschnitten das Princip des Katholicismus und die mit dem Begriff Wissenschaft zusammenhängenden Fragen.

2. Das Princip des Katholicismus findet Hertling in der Anerkennung des kirchlichen Lehramtes zur Bewahrung und Verkündigung der von Gott geoffenbarten und in der Kirche hinterlegten Heilswahrheiten. So gefaßt schließt der

katholicismus dreierlei in sich: Einmal die Anerkennung er religiösen Wahrheit als einer gegebenen und zwar für lle gleichmäßig gegebenen, für den Gebildeten wie für den Ungebildeten, für den Theologen wie für den Nichttheologen, ann die Pflicht, die geoffenbarte Wahrheit zu glauben, nd endlich drittens die Anerkennung, daß das kirchliche ehramt allein und ausschließlich und in letzter Instanz ie hl. Bücher auslegt.

3. Nach diesen unanfechtbaren Aufstellungen tritt Hertling n den zweiten oben angedeuteten Punkt, die Wissenschaft, eran und erörtert zwei viel besprochene Punkte: die Voraus-etzungslosigkeit und die Freiheit der Wissenschaft. In einer ubtilen und doch recht verständlich gehaltenen erkenntniß-heoretischen Untersuchung prüft er die Frage: Gibt es eine oraussetzungslose Wissenschaft? Dieser Frage gilt der lbschnitt: „Die Wissenschaft und ihre Voraus-etzungen“. Der banalen Phrase von der Voraussetzungs-osigkeit der Wissenschaft hält Hertling den Satz entgegen: Es gibt keine voraussetzungslose Wissenschaft. Zum Beweise essen erinnert er daran, daß auch die Wahrheit und Gewißheit der mathematischen Lehrsätze auf bestimmten Voraussetzungen beruht, zeigt, daß auch die Naturwissen-chaft, der man das größte Maß von Zuverlässigkeit zu-chreibt, auf der Annahme beruht, die Natur repräsentire ine fest gefügte Ordnung, eine Annahme, die nicht weiter ewiesen werden kann. Ja, auch die Quellen selbst, aus enen unsere Erkenntniß fließt, Erfahrung und Denken ind nicht voraussetzungslos, sondern schließen eine Vielheit on Voraussetzungen ein. Und diese Voraussetzungen sind icht Gegenstand des Beweises, sondern lediglich Gegen-tand des Glaubens. Wir müssen an diese Voraussetzungen lauben, wenn anders Wissenschaft, Erfahrung, Denken zu tande kommen soll. Wenn das so ist, wenn all unser Wissen lso im letzten Grunde auf Glauben beruht, dann hat man icht das Recht, von einem unversöhnlichen Gegensatz zwischen

Wissen und Glauben zu reden. Das Wissen ruht vielmehr selbst im letzten Grunde auf Glauben. Die Phrase vom Gegensatze zwischen Glauben und Wissen entspringt also einer mangelhaften Besinnung auf die Grundlagen unseres Wissens.

4. Der Erörterung des zweiten Punktes dient der Abschnitt „die Freiheit der Wissenschaft". Hertling bestimmt den Begriff dieses Schlagwortes dahin, daß es für den wissenschaftlichen Betrieb keine andern Regeln geben dürfe als die aus der Natur der Wissenschaft selbst folgenden, und daß insbesondere die staatliche wie die kirchliche Autorität kein Recht in Anspruch nehmen können, demselben irgendwie oder irgendwo Schranken zu setzen. Dabei unterscheidet er Freiheit der Forschung in doppeltem Sinn, eine Unterscheidung, die für die Stellungnahme der öffentlichen Gewalten wesentlich sei. Im ersten Sinne faßt er Freiheit der Forschung so, daß man lediglich an die eigene Arbeit des Forschers denkt, das Gebiet, das er sich erwählt, die Art und Weise wie er seine Forschung einrichtet, die Erfolge, die er erzielt, die Ansichten, die er sich bildet. In diese Freiheit einzugreifen sei die staatliche Autorität ebensowenig befugt, wie befähigt. Verstehen wir Hrn. v. Hertling recht, der sich hier sehr knapp ausdrückt, so wäre diese Freiheit der Wissenschaft die Freiheit des Denkens. Diese ist freilich unbeschränkt, weil sie niemand beschränken kann. Gedanken sind zollfrei. Aber in dem Sinne spricht man nicht von Freiheit der Wissenschaft. Man versteht darunter vielmehr immer nicht bloß die Freiheit, Objekt und Methode seiner Forschung zu bestimmen, sondern die Freiheit, das Erforschte der Mit- und Nachwelt schriftlich und mündlich oder auf beide Arten mitzutheilen, also Preß- und Lehrfreiheit. Diese Freiheit bezeichnet Hr. v. Hertling als die zweite Art von Freiheit. Von dieser Freiheit urtheilt er, daß sie aus dem moralischen Gebiete aufs rechtliche hinübergreife. Hier wo der Einzelne das Bereich rein privater Thätigkeit über-

schreite, indem er durch mündliche oder schriftliche Bekanntgabe seiner eigenen Ansichten die Ueberzeugungen anderer bestimme, beginne Interesse, Macht und Recht der staatlichen Autorität. Aber das eben bestreitet die moderne Welt seit Spinoza, Kant, Fichte, um nur ein paar Denker zu nennen, welche die Freiheit der Wissenschaft als die Freiheit, seine Gedanken durch Druck und Rede oder beides zu verbreiten, vertheidigt haben. Hr. v. Hertling drückt sich, wie gesagt, zu kurz aus, als daß wir seine Stellungnahme zu dieser brennenden Frage präcis erkennen könnten. Gewiß kann kein Staat im Interesse der Selbsterhaltung pornographische oder direkt auf Umsturz der staatlichen Ordnung gerichtete Literatur dulden, hier hört die Freiheit der Presse auf. Aber wie steht es mit wissenschaftlichen Werken z. B. antireligiöser Richtung? Wie steht es mit der Vertretung solcher Lehren an den öffentlichen Lehranstalten? Will Hr. v. Hertling auch gegenüber den ersteren die staatliche Autorität in Bewegung setzen, also die Preßfreiheit beschränken? Oder will er nur Grenzen für die Lehrfreiheit andeuten? Wir halten das erstere für unmöglich, weil undurchführbar. Nur bezüglich der Lehrfreiheit gibt es Grenzen, die aus der Stellung des Lehrers und Beamten entspringen. Das ist heute ziemlich allgemein anerkannt. Ein ins Einzelne gehende Erörterung der von Hertling hier mehr gestreiften Frage wäre von hohem Interesse gewesen. Was die Freiheit der Wissenschaft und die Kirche betrifft, so glaubt Hr. v. Hertling mit Recht, daß unter Umständen die Freiheit der Forschung weiter reichen könne als die Freiheit der Lehre, immer aber habe der katholische Forscher die Pflicht, sich den Lehraussprüchen der Kirche zu unterwerfen, natürlich nur soweit Glaubenswahrheiten in Frage kommen. Indeß soll hier nicht das Verhältniß von Wissen und Glauben auf katholischem Standpunkt entwickelt werden, vielmehr will Hr. v. Hertling die Frage beantworten: Kann auch der katholische Gelehrte frei forschen, d. h. ohne durch

seine katholische Glaubensüberzeugung irgendwie in der Wahl des Objektes, in der Methode und in der Gewinnung der Resultate beeinflußt zu werden? Mit andern Worten kann der katholische Naturforscher, der katholische Geschichtsforscher dieselbe Freiheit der Forschung in Anspruch nehmen wie der akatholische, z. B. antitheistische Forscher? Hr. von Hertling nimmt für den katholischen Forscher in den Profanwissenschaften die volle Freiheit in Anspruch, was für die Naturforschung und die Geschichtswissenschaft in überzeugender Weise einzeln ausgeführt wird. Doch möchten wir hiebei die Sache noch näher präcisiren. Soweit es sich um Methode und Gewinnung der Ergebnisse handelt, also um reine Wissenschaft, unterliegen Forscher aller Religionen und Confessionen denselben Gesetzen, und auch der Katholik kann sie ruhig beobachten, ohne mit seiner Glaubensüberzeugung in Conflikt zu kommen. Insofern also besteht volle Freiheit der Wissenschaft heute auch für den katholischen Forscher. Nicht aber besteht Freiheit für den katholischen Forscher da, wo die Deutung der Resultate zum Conflikt mit dem katholischen Dogma führt, wo also die Natur- oder Geschichtsphilosophie beginnt, wo die Wissenschaft über ihr eigentliches Gebiet hinausgreift und in die Metaphysik hinüberschweift. Ein Physiolog katholischer Ueberzeugung könnte darum kein Buch „Kreislauf des Lebens“ in dem Sinne schreiben, wie der Physiolog Moleschott; ein Zoolog katholischer Ueberzeugung könnte zwar ein Buch wie Darwins „Entstehung der Arten“, aber nicht ein Buch wie desselben Forschers „Abstammung des Menschen“ oder ein Buch wie Haeckels „Natürliche Schöpfungsgeschichte“ oder wie Vetters „Die moderne Weltanschauung und der Mensch“ verfassen. Darum wird auch in diesem Sinne der katholische Forscher, der in dem Katholicismus die Wahrheit erkennt und in ihrem Lichte letztens die Resultate seiner Forschung betrachtet, dem Vorwurf der Unfreiheit von seiten der aka-

tholischen Forscher, die die katholische Wahrheit nicht anerkennen, nie entgehen.

Neben der Freiheit der Naturwissenschaft und der Geschichtswissenschaft, die Hr. v. Hertling mit schon auf der Görresversammlung zu Münster gemachten Ausführungen beleuchtet, gibt ihm der Fall Schell Anlaß, auch über die Freiheit der Theologie sich auszulassen. Er bestimmt die Theologie als die systematische Verknüpfung und vollständige Entfaltung der von Christus geoffenbarten, in der Kirche hinterlegten Glaubenswahrheiten. Sie ist also von allen andern Wissenschaften unterschieden, sie geht von Glaubensartikeln aus, nicht von Vernunftwahrheiten. Daher hat sie z. B. Duns Scotus nicht als Wissenschaft gelten lassen wollen. Der Charakter der katholischen Theologie wird bestimmt durch drei Momente: 1) Den Ausgang von den Offenbarungswahrheiten, die sich an den Glauben wenden und vom Glauben aufgenommen werden müssen, 2) durch die geschichtlich bedingte menschliche Geistesthätigkeit und 3) die Ueberwachung durch das kirchliche Lehramt. Punkt 1 und 3 schließen die Freiheit des Theologen aus. Die Glaubenswahrheiten sind ein Gegebenes, ein Abgeschlossenes, Vollendetes, dem Inhalt nach unveränderlich, nur in der Erfassung und Entwicklung dieses Inhaltes ist Fortschritt möglich. An diese Dogmen ist der katholische Theolog gebunden, er ist also nicht frei. Er ist ferner nicht frei, weil das kirchliche Lehramt genau die mündliche oder schriftliche Darstellung der Theologie überwacht, als Hüterin und Bewahrerin der göttlichen Offenbarung. Frei ist der Theologe principiell nur in der Art und Weise der Darbietung und Vertheidigung der gegebenen Dogmen. Das kirchliche Lehrgebäude ist erst allmählich geworden, und die griechische Wissenschaft und Philosophie, Platonismus und Aristotelismus, haben zur Formulirung der Glaubenswahrheiten ihre Formen geliehen, bis Thomas von Aquin durch sein System die katholische Theologie nach Form, Ausdruck und Lehr-

weise bestimmt hat. Hr. v. Hertling hält diese Form nicht für eine in alle Zeit bleibende und dem Christenthum wesentliche. Wäre z. B. Indien die hauptsächlichste Stätte christlicher Theologie geworden, so wären Form und Ausdruck der Theologie unter dem Einfluß indischer Philosophie ganz andere geworden. Hr. v. Hertling hält die Möglichkeit nicht für ausgeschlossen, daß eine heute noch keineswegs nahe Zukunft die Verbindung der Theologie mit der Aristotelischen Philosophie lockerte und die nicht mehr verständlichen und noch weniger befriedigenden Ausdrücke durch andere ersetzte, welche ihrem vielfältig verbesserten Wissen entsprächen. Freilich die mißlungenen Versuche, die man mit dem Cartesianismus, mit Kant und Hegel gemacht habe, mahnen zur Vorsicht. Das ist allerdings Zukunftsmusik und die wollen wir auch der Zukunft überlassen. Wir unserseits glauben, daß das kommende Jahrhundert noch allgemeiner dem Thomismus huldigen wird als bisher nicht bloß in Theologie, sondern auch in Philosophie. Die heute in der Philosophie herrschende Anarchie wird die Geister immer mehr zu diesem wahrhaft großen Denker hintreiben. Wir können die Freiheit des katholischen Theologen am besten mit einem Bilde illustriren. Sie gleicht der Freiheit des Vogels im Käfig. Die Gitter des Käfigs sind die Dogmen, der Besitzer des Käfigs, der sorgfältig wacht, daß sein Vogel nicht entrinne, ist das als Hüterin bestellte kirchliche Lehramt. Die dem Vogel verstattete Möglichkeit, vom oberen Stäbchen aufs untere zu hüpfen und umgekehrt, entspricht der Bewegungsfreiheit des Theologen, die wie die des Vogels eine beschränkte ist.

Im übrigen benützt Hr. v. Hertling bei aller kirchlichen Principientreue diese Erörterung zu einer bemerkenswerthen Aeußerung über die Indexkongregation. Er bemerkt, daß der Lehrer der Theologie die Lehre der Kirche vorzutragen habe, verstoße er dagegen, so müsse er sich die Correktur gefallen lassen. Dann fährt er fort: „Die Formel ist

einfach, ihre Anwendung pflegt unter sehr verschiedenartigen Umständen zu erfolgen, sie kann für den Einzelnen einen schweren tragischen Conflikt bedeuten. Unfehlbarkeit ist das Privilegium der Gesammtkirche und ihres Oberhauptes dann, wenn der Papst als oberster Richter in Glaubenssachen eine Entscheidung trifft. Sie steht nicht ebenso den untergeordneten Behörden und Organen zur Seite; daher sind Irrungen und Mißgriffe nicht ausgeschlossen. Als ein solcher erscheint uns heute die Verurtheilung Galileis. Die Bestreiter des Irrthums mögen nicht immer von der lautern Liebe zur Wahrheit getrieben sein, Eifersucht der Schulen, Cliquenwesen und persönliches Vorurtheil können sich einmischen. Umgekehrt mag der im Irrthum Befangene oder der Abweichung von der Kirchenlehre Beschuldigte sich seines guten Willens, seiner aufrichtigen Gesinnung bewußt, er mag mit überlegener wissenschaftlicher Bildung ausgerüstet sein. Das muß dazu bestimmen, im gegebenen Falle Vorsicht und Milde walten zu lassen; aber das Princip, wie es eben formulirt wurde, bleibt unangetastet".

Im Anschluß an diese zutreffenden Erörterungen über die Freiheit der Theologie bespricht Hr. v. Hertling kurz die von einigen verspäteten Culturkämpfern aufgeworfene Frage, ob die katholische Theologie als unfrei noch an unsere Universitäten gehöre. Nach einigen recht wohl angebrachten ironischen Seitenblicken auf den plötzlichen theologischen Eifer dieser meist antitheistisch gerichteten Forscher, stellt er die unbequeme Frage: „Warum verlangt ihr nicht auch die Ausschließung der protestantischen Theologie von der Universität, die ja noch unfrei ist, indem sie z. B. nicht zum Katholicismus übergehen kann?" Es verstecke sich freilich, nimmt Hr. v. Hertling richtig an, hinter diesem Geschrei über die bedrohte Forschungsfreiheit mehr das Bestreben, den Katholicismus von der Universität fern zu halten. Eine solche Anmaßung weisen die 18 Millionen Katholiken entschieden zurück. Uebrigens sei die Periode des Culturkampfes abgelaufen,

heute handle es sich darum, im friedlichen Wettbewerb mit den Andern an allen Culturgebieten mitzuarbeiten. Hier sei vieles nachzuholen.

5. Damit kommt Hr. v. Hertling zu den Hindernissen, die überwunden werden müssen. Es sind nach ihm vorzugsweise drei: 1) Die ungenügende Werthschätzung der Wissenschaft in katholischen Kreisen. Sie äußere sich in der geringschätzigen Art, mit der man von der „sog. deutschen Wissenschaft" spreche, in der Geringschätzung der Vertreter der Wissenschaft; 2) die übertriebene Aengstlichkeit, die man vor der Wissenschaft als Feindin des Glaubens hege, 3) der übertriebene Conservativismus, mit andern Worten der Mangel an Kritik gegenüber unhaltbar gewordenen Einrichtungen und Anschauungen. Diese drei Punkte werden im Einzelnen näher ausgeführt, sie enthalten eine Fülle der treffendsten Bemerkungen. Man kann sich freilich eines gewissen Gefühls der Beschämung nicht erwehren, wenn man sieht, welche Beredsamkeit und Gelehrsamkeit hier aufgeboten, welche Vorsicht angewandt wird, um Dinge plausibel zu machen, die im akatholischen Lager längst und mit Recht als selbstverständlich gelten. Hr. v. Hertling schließt diesen Abschnitt mit den beherzigenswerthen Worten: „Es gilt nach wie vor, die ewigen Heilswahrheiten höher als alle Schätze irdischer Weisheit zu werthen, aber auch menschlicher Erkenntnis und Wissenschaft die volle Hochachtung entgegenzubringen, die ihr als der schönsten unter den natürlichen Gottesgaben gebührt. Es gilt, den ererbten Glauben als ein theures Gut zu wahren und vor jeder Irrung und Trübung zu behüten, aber zugleich ohne Scheu, mit männlicher Zuversicht das weite Gebiet der Forschung zu betreten, um in erfolgreicher Arbeit den Schatz des Wissens zu bereichern. Es soll der Mechanismus der natürlichen Ursachen unsern Sinn nicht derart gefangen nehmen, daß uns die Gesammtheit des Wirklichen in Materie und Bewegung aufgeht, aber wir wollen auch nicht voreilig die Verknüpfung

natürlicher Ursachen überfliegen, um uns an vermeintlichen Wundern zu erfreuen. Bei treuem Festhalten an allem, was einen Bestandtheil der Glaubenslehre bildet, gilt es zugleich, mit unbefangenem Blick an die mannigfachen geschichtlichen Ueberlieferungen heranzutreten und sie mit den Mitteln der Kritik auf ihren Wahrheitsgehalt zu untersuchen. Das sind keine neuen und unerhörten Zumuthungen, es sind Forderungen, die sich sämmtlich aus dem kategorischen Imperativ aller wissenschaftlichen Forschung ergeben, welcher vorschreibt, das ehrliche Streben nach Erkenntnis der Wahrheit durch keine Triebfedern anderer Art beeinträchtigen zu lassen".

6. Der letzte Abschnitt betrifft die Frage: Gibt es eine katholische Wissenschaft? Nachdem Hr. v. Hertling die einzelnen Wissenschaften Mathematik, Naturwissenschaft, Geschichte, Philosophie kurz charakterisirt hat, bestimmt er den Begriff katholischer Wissenschaft so: „Unter katholischer Wissenschaft verstehen wir die Wissenschaft katholischer Gelehrten, welche in allen rein wissenschaftlichen Fragen keine andern Regeln kennen als die des allgemeinen wissenschaftlichen Verfahrens, welche aber überall da, wo unbeschadet dieser Regeln der Standpunkt des Forschers seinen Ausdruck finden darf oder finden muß, ungescheut die Fahne ihrer aus übernatürlichem Grunde stammenden Glaubensüberzeugung aufpflanzen, fest durchdrungen von dem Satze, daß zwischen Glaube und Wissen kein Widerspruch möglich ist, solange der Glaube wirklicher, auf göttlicher Offenbarung ruhender Glaube, und das Wissen wirkliches, vor keiner kritischen Prüfung zurückschreckendes, aber auch keiner grundlosen Behauptung Raum verstattendes Wissen ist." Katholische Wissenschaft in diesem Sinne zu pflegen empfiehlt Hr. v. Hertling besonders auch deshalb, weil die katholische Wissenschaft gegenüber der zunehmenden Specialisirung der Wissenschaften, die übrigens unvermeidlich ist und allein den Fortschritt bedingt, wieder mehr philosophischen Geist in die

Wissenschaft bringt, den Stoff der Herrschaft der Idee unterwirft, dann aber weil katholische Wissenschaft gegenüber dem weitverbreiteten Positivismus für ein Uebersinnliches und Ueberempirisches eintritt. „Diese Mängel in der Gegenwart überwinden zu helfen, scheint mir recht eigentlich die katholische Wissenschaft berufen zu sein. Dem katholischen Gelehrten erschließt sich jene höhere Welt nicht erst durch mühsame Operationen des philosophischen Denkens, er erfaßt sie im Glauben. Der Glaube an einen überweltlichen persönlichen Gott, an einen Zusammenhang von Diesseits und Jenseits, an die göttliche Leitung der Menschengeschichte wird an keiner Stelle die Unbefangenheit seiner Forschung beeinträchtigen, aber ihn zugleich befähigen, die Ergebnisse der verschiedenen Wissenschaften in ihrem wahren Werthe zu erfassen, indem er sie in das Licht seiner auf übernatürlichem Grunde ruhenden Welt- und Lebensanschauung rückt und ihrem Zusammenhang einordnet. Der zersplitternden und zerstäubenden Analyse wird er unwillkürlich ein Streben nach Synthese und Verknüpfung des Mannigfaltigen entgegenstellen. Viel Wesens braucht er daraus nicht zu machen, es ist die selbstverständliche Consequenz des von ihm eingenommenen Standpunktes."

Darin liegt auch die große Bedeutung der theologischen Fakultäten im Organismus der Universitäten und die Nothwendigkeit derselben. „Durch ihre bloße Existenz protestiren sie gegen einseitigen Empirismus und Materialismus, verkünden sie den Bestand und den überragenden Werth einer Welt des Intelligiblen, üben sie einen Einfluß aus, dem sich wohl das einzelne Mitglied, niemals aber die Körperschaft, der sie angehören, im Ganzen zu entziehen vermag." Hr. v. Hertling schließt seine Ausführungen mit einem schönen Ausspruche des Gründers des Jesuitenordens: „Die Beschäftigung mit der Wissenschaft, wenn sie mit dem reinen Streben eines Gottesdienstes getrieben wird, ist gerade darum, weil sie den ganzen Menschen erfaßt, nicht weniger, sondern noch mehr Gott wohlgefällig als Uebungen der Buße".

Die Ausführungen des Hrn. v. Hertling sprechen für sich selbst. Man muß dringend wünschen, daß die Gedanken, die hier ausgesprochen sind, überall Wurzel fassen. Nur dann wird dem schreiendsten Bedürfniß der Katholiken der Gegenwart genügt, einer größeren Pflege der weltlichen Wissenschaften besonders seitens katholischer Laien. Gesagt und geschrieben ist darüber nun genug. Jetzt gilt: „Laßt mich endlich Thaten sehen".

Würzburg. Dr. Remigius Stölzle.

LXII.

Katholische Socialpolitik.

Zu den wichtigsten Fragen der Gegenwart gehört ohne Zweifel die sociale, darüber besteht kein Zweifel. Gerade weil sie so wichtig ist, thut es sehr noth, richtige Grundsätze, richtige Leitsätze, feste Principien als Ausgangspunkt zu haben. Eine bloße Realpolitik, eine Politik, die sich nur mit Zweckmäßigkeiten abgibt, die nur den augenblicklichen Nutzen im Auge hat, reicht so wenig aus, als das bloße Gefühl, das bloße Mitleid. Der Realpolitiker wie der Gefühlspolitiker steht immer in Gefahr von den augenblicklichen Strömungen überwältigt zu werden. Er steht heute unter dem Eindruck der Massen, wenn sie es nur verstehen, sich fühlbar zu rühren und Furcht zu erregen, morgen unter dem Eindrucke der Industriellen und Kapitalisten, wenn es ihnen gelingt, sich ein Gehör zu verschaffen und plausible Gründe vorzubringen, und übermorgen steht er unter dem Eindrucke

der Agrarier, er hört die maßlosesten Forderungen der Ostelbier geduldig an und anerkennt wenigstens theilweise ihre Berechtigung. Wir wissen ja aus Erfahrung, aus der Beobachtung eines gewissen „Zickzackkurses“, wie wechselnd die Stimmung der Realpolitiker sein kann. Da thut es gewiß noth, einen sicheren Leitstern zu haben; es ist nur die Frage, wo ein solcher zu suchen ist.

Ein solcher Leitstern scheint im Ziele des Wirthschaftslebens zu liegen, wenn nur dieses Ziel sicher feststände! Es gibt ebensowenig übereinstimmende Anschauungen über das Ziel des Wirthschaftslebens, richtiger gesagt der wirthschaftlichen Arbeit, als über das Ziel der menschlichen Arbeit überhaupt. Das Ziel der menschlichen Arbeit festzustellen, ist die Aufgabe der Ethik, also ist es Aufgabe der Ethik das Ziel des Wirthschaftslebens festzustellen. Nun hat Sombart neuerdings das Gegentheil behauptet, aber er bewies damit blos, daß er kein Philosoph ist, er beruft sich vollständig mit Unrecht auf Kant. Die ethische Beurtheilung ist so unvermeidlich, daß Sombart selbst sie wider sein Wissen anwendet: das letzte Ziel ist bei ihm der Culturfortschritt, im Interesse desselben ist mögliche Produktionssteigerung zu erstreben und sind diejenigen Klassen zu unterstützen, auf denen der wirthschaftliche Fortschritt beruht. Sombart vertritt also das ethische Ideal des Culturfortschrittes, alle seine Proteste helfen dagegen nichts, daß es ein ethisches Ideal ist. Ein Blick in Eduard v. Hartmanns Phänomenologie des sittlichen Bewußtseins oder noch besser in Cathreins Moralphilosophie hätte ihn belehrt.

Nun kann freilich ein Christ den Culturfortschritt nicht als das letzte ethische Ziel ansehen. Er hat ein höheres Ideal in der christlichen Vollkommenheit; dieses Ideal ist freilich ein individuelles, kein eigentlich sociales. Aber der Christ wird daran festhalten, mag man ihm auch von gegnerischer Seite vorhalten, er verfolge ein selbstsüchtiges

Ziel, der Mensch sei nicht seiner selbst willen, sondern der Gesammtheit wegen da, er müsse sich opfern für das Gesammtwohl oder für den Culturfortschritt. Aus der individuellen Bestimmung, aus der sittlichen Verpflichtung des Menschen leitet der Christ auch bestimmte Rechte ab, sogenannte Naturrechte, die unabhängig sind von menschlicher Satzung und nicht erst auf der Bewilligung der Gesellschaft beruhen. Diese Naturrechte enthalten freilich nur ganz allgemeine Bestimmungen, das Recht auf das Leben und den Schutz des Lebens, im weiteren aber sind sie sehr unbestimmt. Im Namen des Naturrechtes verlangen viele auch das Recht auf die Arbeit — als die Voraussetzung des Lebens — und das Recht auf den vollen Arbeitsertrag, ja das Recht auf eine Familie. Deßhalb hat das Naturrecht im Ohr der Juristen und Staatsmänner einen schlechten Klang, man hält es für ein revolutionäres Princip. Den Christen bewahrt freilich sein Gottesglauben vor Mißdeutungen, im Gegentheil gibt der Glaube an Gott als die Quelle des Naturrechtes diesem erst die rechte Deutung und Bedeutung. Im eigentlichen Sinne ist freilich das Naturrecht kein Recht, wenn man unter Recht erzwingbare Normen versteht, es ist vielmehr ein Theil der Ethik; statt Naturrecht kann man weniger mißverständlich sagen sittliche Forderungen.

Den Zusammenhang der sittlichen Forderungen mit dem Wirthschaftsleben behandelt eine neuere Schrift von Franz Walter „Socialpolitik und Moral", Freiburg 1899. Der Verfasser beleuchtet die Frage nach allen Seiten und bringt eine Reihe von Gründen für einen engen Zusammenhang. Er hat sich in der Literatur tüchtig umgesehen, bringt treffende Beispiele und charakteristische Aussprüche „bewährter Autoren". Allein es sind leider mehr Beiträge zur Lösung der schwierigen Frage, als eine wirkliche Lösung, es fehlt an der nöthigen Klarheit, an der logischen Gliederung und an übersichtlicher Disposition. Auch scheint der Verfasser in der

Polemik manchmal etwas zu weit zu gehen, so einmal gegenüber von Schmoller.[1])

Schmoller führt einmal aus, die Gerechtigkeit sei eigentlich Sache der Gesellschaft, nicht des Einzelnen, sie sei in erster Linie distributive, vertheilende Gerechtigkeit; die austauschende, die commutative sei nur eine Unterart von dieser. Er geht nämlich davon aus, daß nur die Gesammtheit dem Einzelnen sein Verdienst nach Gebühr entlohnen könne, d. h. daß nur die Gesammtheit die Verdienste um die Gesammtheit mit einem Antheil an dem Ertrage der Gesammtproduktion vergelten könne. Diese Anschauung ist natürlich socialistisch, den Socialismus aber hält Schmoller selbst nicht für durchführbar, er verwirft ihn aus „Zweckmäßigkeitsgründen", aus „historischen Bedenken". Nun meint Walter, das genüge nicht, man müsse ihn aus Gründen der Sittlichkeit und des Naturrechtes verwerfen. Walter hat Recht, wenn der Socialismus wirklich soweit ausgestaltet würde, daß er die individuelle Sittlichkeit, die Freiheit der individuellen Pflichterfüllung, das Seelenheil des Einzelnen gefährdet oder aufhebt. Aber es ist doch fraglich, ob es nicht eine Form des Socialismus gibt, die das nicht thut. Das Naturrecht verlangt wohl ein Privateigenthum, es verbietet aber nicht einen Gemeinbetrieb im umfassenden Sinne; es verbietet nicht, daß eine Gesellschaft, eine größere oder eine kleinere, dem Einzelnen den Ertragsantheil von der gemeinsamen Arbeit zuweist. Es gab geschichtlich solche Gemeinbetriebe, die nicht zu bestreiten sind, ich erinnere nur an die slavischen und keltischen Hausgemeinschaften; das waren allerdings

---

1) Ein paar Einzelheiten mögen noch kurz Erwähnung finden S. 83 wäre der geschichtliche Hinweis angebracht gewesen, daß der Credit dem Alterthum fehlte und daß er erst im christlichen Mittelalter ausgebildet wurde. Was S. 134 mit den Worten Raumers gesagt wird, ist viel ausführlicher bei Gierke, Das deutsche Genossenschaftsrecht II. Band mit zahlreichen Beispielen zu lesen.

Gemeinbetriebe im kleinen Umfange, aber zum Wesen der Sache thut es nichts, ob die Gesellschaft größer oder kleiner ist. Es ist gewiß die Gefahr vorhanden, daß auch bei diesem gemäßigten Socialismus die Freiheit des Einzelnen zu kurz kommt. Aber hiegegen können nicht Principien schützen, sondern nur Erwägungen der Umstände, „Zweckmäßigkeitsgründe". Soweit ich wenigstens die gangbaren Widerlegungen des Socialismus kenne, handelt es sich meist, wo nicht immer um Zweckmäßigkeitsgründe, um Erwägung der Möglichkeit oder Unmöglichkeit.

Indessen gesetzt auch der gemäßigte Socialismus ließe sich durch das Naturrecht widerlegen und abthun, so bliebe immer an dem Gedanken Schmollers ein berechtigter Kern und dieser berechtigte Kern ist nichts anders als die Seele der ganzen socialen Bewegung. Denn nach was streben zuletzt die Arbeiter und wornach streben die Bauern? Nach ichts anderem als nach dem gerechten *Arbeitsverdienst* nd alle rufen dabei den Staat an. Früher hat man durch *arife*, durch Lohntarife, Lebensmitteltarife die Sache ge-gelt und wir sind im Grunde heute noch froh, wenn der taat Tarife aufstellt. Wie hundertmal wäre man auf isen dankbar, wenn es für die Leistungen der Wirthe rife gäbe! Wenn man den Austausch der Güter sich er überläßt, kommen die größten Uebervortheilungen vor. Concurrenz ist ein sehr schlechter Regulator, unzähligemal igt sie den Dienst z. B. in allen gering bevölkerten nden. Das Mittelalter war beherrscht von einer beinahe rlichen Furcht vor dem Kleinhandel und machte ver-elte Anstrengungen, für allen Handel *große Märkte* zu n, wo die Preise sich besser regelten. Man wußte wie schwer die Gerechtigkeit im Austausch zu finden Es wäre gewiß besser, wenn sie als Folge der dis-en Gerechtigkeit sich von selbst ergäbe, wenn sie eine Unterart dieser Gerechtigkeit bilden würde. Es in idealer Zustand, wenn ein alles wissendes und

erwägendes Haupt der Gesellschaft die rechten Preise für alles angäbe. Da dies freilich nicht möglich ist, wird immer der Kampf der Interessen fortdauern. Da werden immer die Fabrikanten und auch die Landwirthe die Schutzzölle vom Staate verlangen um des besseren Verdienstes willen; ich rede noch gar nicht vom Getreidemonopol; da wird immer ein Streit um die Steuer sein, wer am meisten zu tragen habe; da werden immer die Arbeiter nach höheren Löhnen schreien. Gegenüber dem Streit der Interessen gibt es nur eine Losung, wie sie das Centrum mit Recht auf seine Fahne schreibt: Ausgleich der Interessen, Gerechtigkeit für alle.

So wichtig nun dieser Grundsatz ist, so gibt er so wenig in einzelnen Fällen eine unfehlbare und unzweideutige Lösung, wie das Naturrecht. Es bleibt immer Raum zu verschiedenen Entscheidungen, man braucht bloß nach Belgien zu schauen, um zu sehen, wie die Katholiken sich verschieden entscheiden können, wenn es sich um praktische Einzelheiten handelt, so eins sie sind in den letzten Principien.

Immerhin machen die Katholiken eine bessere Figur, die echten Katholiken sind nirgends so stark gespalten, wie die Protestanten. Oder damit ich mich richtiger ausdrücke, die katholische Geistlichkeit hat im allgemeinen einen viel sichereren Standpunkt, als die protestantische. Die katholischen Geistlichen machen sich nicht blindlings entweder zu Vertretern der Großindustrie, des Manchesterthums oder des Agrarierthums, sie treten — Ausnahmen abgerechnet — nicht einseitig ein für die Interessen der Arbeiter oder der Bauern. Bauerngeistliche und Arbeitergeistliche sind im Wesen eins. Diese Geschlossenheit hat auch auf Nichtkatholiken guten Eindruck gemacht, um so mehr als sie im politischen Leben Erfolge erzielte.

Noch bewunderungswürdiger aber und großartiger, als die politische Thätigkeit, ist die charitative Thätigkeit der Katholiken — der Schreiber dessen, der dem politischen und charitativen Leben fern steht, kann das wohl sagen. Man

darf daher wohl von einer „socialen Befähigung der katholischen Kirche“ reden. Ueber dieses Thema hat Heinrich Pesch eine schöne Schrift geschrieben, sie erschien in zweiter Auflage als Sonderabdruck aus dem größeren Werke „Christ oder Antichrist“, Berlin 1899. In ihrer jetzt erweiterten Form enthält die Schrift sehr viel Material über den Gegenstand, das für Vorträge gut zu verwerthen ist. Allerdings überwiegt die Polemik, die Widerlegung der Vorwürfe, die von Seite protestantischer Gelehrten, wie von Weber und von Uhlhorn, gegen die katholische Kirche in socialer Hinsicht gerichtet wurden. Pesch weist diese Vorwürfe mit schlagenden Gründen zurück.

Da die Protestanten an den deutschen Katholiken nicht genügend Stoff zur Kritik finden, nehmen sie immer italienische, spanische, französische Zustände zum Ausgangspunkt. Auf Grund dieser Zustände behaupten sie nun, die katholische Kirche habe keine sociale Befähigung, sie befördere die Trägheit, den Müßiggang, die Weltflucht, ja sie befördere die Dummheit, den Aberglauben und sie vermöge die Leidenschaften nicht zu überwinden. Der Licentiat Weber machte sogar die merkwürdige Entdeckung, daß die katholische Lehre vom Verdienst viel Unheil anstifte. Nach der katholischen Lehre verdiene sich der Mensch die Seligkeit, Gott werde gewissermaßen zum Schuldner, dies mache den Menschen selbstzufrieden. Pesch widerlegt diese Anschauungen mit viel Scharfsinn und weist zugleich mit Recht darauf hin, daß gerade die katholische Lehre vom Verdienst und von guten Werken die Ursache eifriger Liebesthätigkeit und frommer Stiftungen sei. Er führt aus, daß die katholische Weltflucht nicht den Sinn habe, die Welt sich selbst zu überlassen, sondern der Welt erst recht zu nützen. Wenn man von dem katholischen Aberglauben spreche, dürfe man, meint er, noch mehr von dem wissenschaftlichen Aberglauben sprechen, wofür Beispiele angeführt werden.

Natürlich muß auch die katholische Lehre vom Natur-

recht herhalten, einen Angriffspunkt zu bieten. Die katholische Kirche erkenne dem Staat, sagt man, nicht die rechte Ehre zu, deßhalb werde die Lösung der socialen Frage vereitelt. Auch diese Anschuldigung wird ausführlich widerlegt.

Wenn wir an dem Buche etwas aussetzen sollen, so besteht es nur darin, daß wohl etwas mehr hätte zugegeben werden dürfen. Eine gewisse Rückständigkeit ist nicht ganz zu leugnen und ihr Eingeständniß enthält eine heilsame Selbstbesinnung. Wir wollen es nicht machen, wie die Gegner, und an uns alles gut und schön finden. Die ehrliche Selbstkritik, die jüngst auf wissenschaftlichem Gebiete geübt wurde, muß auch auf andere Gebiete ausgedehnt werden. Wir müssen uns anstrengen, uns nicht bloß wissenschaftlich, sondern auch wirthschaftlich nicht überflügeln zu lassen. Im übrigen thut diese Ausstellung dem schönen Werke keinen Eintrag;[1]) es sei aufs angelegentlichste empfohlen.

Grupp.

1) Nur noch ein paar Kleinigkeiten: S. 339 ff. vermissen wir eine Ausführung über die agrarische Gebundenheit des Mittelalters, S. 341 einen Hinweis auf die kapitaldiffundirende Macht der Aktiengesellschaften gegenüber der Theorie von der steten Vermehrung der großen Kapitalien. Zu S. 502 ist zu bemerken, daß Naumann seine Theorie immer praktisch widerlegt, da er in seiner „Hilfe" immer wieder biblische Texte im Sinne seiner socialpolitischen Theorien ausdeutet.

XLIII.

Die Autonomie der katholischen Kirche Ungarns.

Aus Ungarn.

Unter dem Worte „Autonomie der katholischen Kirche Ungarns" versteht man keineswegs eine kirchliche Loslösung von Rom, sondern eine von den gegenwärtigen liberal-parlamentarischen Regierungsgewalten unabhängige, „autonome" Verwaltung sämmtlicher Vermögensverhältnisse, soweit dieselben nicht dem Gebiete des Beneficialwesens angehören, und gewisser Personalfragen der katholischen Kirche Ungarns,[1]) sowie des gesammten Schulwesens.

Der Gedanke ist nicht neu. Schon im Jahre 1848 verlangten die Bischöfe Ungarns und eine Anzahl gutgesinnter katholischer Magnaten etwas Aehnliches, und dasselbe Desiderium fand noch später, wenn auch in wechselnder Form, in mehreren Denkschriften und Adressen des Episcopats, zuletzt im katholischen Congresse von 1870 seinen Ausdruck, und in dem damaligen Cultusminister B. Eötvös, einem Idealisten liberalster Couleur, einen eifrigen Vorkämpfer, wie denn auch er es war, der die Sache durch ein im Jahre 1867 an den damaligen Fürstprimas Simor gerichtetes amtliches Schreiben in Fluß brachte, auf welches Schreiben der Primas am 8./IX. 1867 eine ebenso würdig

1) Die Behandlung der Personalfragen greift aber schon in's Kirchliche hinein.

gehaltene, als die Uebertreibungen und Unrichtigkeiten Eötvös' auf das gehörige Maß reducirende Antwort ertheilte.

Eötvös war in diesen Dingen das Echo Montalemberts, mit dem er in Briefwechsel gestanden haben soll, und der, wie es scheint, das, was ihm in Frankreich nicht gelungen, in Ungarn, mittelst eines Experiments in corpore vili, zu Stande bringen wollte. Daß aber der Gedanke überhaupt auftauchen und so lawinenartig anschwellen konnte, hat, — wenigstens bei den Gutgesinnten — seinen Grund in der — ich suche ein Beiwort, finde aber keines — Art und Weise, wie der ungarische Katholicismus seit Maria Theresia's Zeiten von sämmtlichen Machtfaktoren mißhandelt ward,[1]) deren fixe Idee es zu sein scheint, daß Ungarn nur durch Emporbringung des Protestantismus zu regieren sei, in welcher Idee sie abwechselnd bald Drohungen, bald durch Schmeicheleien bestärkt werden, während doch die Geschichte klar und deutlich lehrt, daß es in Ungarn seit Jahrhunderten nur einen unversöhnlichen Feind der Dynastie gebe: den Protestantismus, der vielleicht heute schon für eine preußische Secundogenitur arbeitet.[2])

Der so groß gezogene Protestantismus, — vor allem der Calvinismus, der die anderen Sekten im Schlepptau nach sich zieht, und ihnen von der Beute hin und wieder einen Brocken zuwirft, dominirt heute in Ungarn ausschließlich; — alle kirchlichen, politischen und administrativen und in

1) Zum Glück hat das, was man Josephinismus nennt, die ungarische Geistlichkeit unberührt gelassen, wofür man eine Menge schwerwiegender literarischer Beweise vorbringen könnte — während die österreichische noch heute vielfach drin steckt, und z B. in Eheangelegenheiten &c. nichts anderes kennt als „Bezirkshauptmann, Statthalterei und Allg. Oest. bürgerl. Gesetzbuch.“ — Dem, daß „es drüben so geht, warum also nicht auch in Ungarn“, haben wir zum größten Theil unseren Culturkampf zu danken!

2) Hochverrätherische Zettelungen ungarländischer Protestanten mit Preußen gehören zum Fundus instructus unserer Geschichte.

Folge seines Bundes mit dem der jeweiligen Macht stets willig dienenden Judenthum, auch die finanziellen Verhältnisse sind nach seinem Wunsche, in seinem Interesse und zu seinem Vortheile zugeschnitten. Ja, man kann, ohne zu übertreiben, behaupten: Gesetz und Judicatur funktioniren heute nur für den Calviner und Juden, — wenigstens gibt es eine lange Reihe von Fällen, wo beide im Interesse jener, und mit Unterdrückung der Katholiken umgangen wurden und werden; die man immer mit der, neuestens schon officiell auftretenden Phrase abspeist: der Katholicismus sei noch immer die „herrschende" Religion,[1]) denn — die kirchlichen Güter seien „noch immer nicht" säcularisirt, wobei nur ein Thor das Blinken jener Scheere nicht sieht, mit der der Faden dieses Damokles-Schwertes vielleicht sehr bald abgeschnitten werden wird.

Nun bitte, bevor ich weiter gehe, zu bedenken, daß in Folge all' dessen:

1) der Calvinismus in Ungarn heute fast alle einflußreichen und einträglichen Stellen innehat, und auch der „liberalste" Katholik nur durch dessen Gnade irgendwo ein Stückchen erhaschen kann; — im Uebrigen aber der Katholicismus gerade so zurückgedrängt wird, wie in Preußen;

---

1) Das ganze „Herrschen" besteht seit einem Jahrhundert darin daß an gewissen Tagen: Sr. Majestät Geburtstag — Namensfest ist nicht obligat, denn Protestanten und Juden haben ja keine Heiligen — und an gewissen Sterbetagen die Behörden und das Militär in die katholische Kirche kommen; — was neuestens auch nicht überall zu geschehen pflegt, indem einige Municipalitäten schon anfingen, sich in die verschiedenen „rituellen Localitäten" zu vertheilen, und zwar nicht nach Religionen, sondern mixtim. — Was sich der Schwiegersohn Koloman Tisza's und ungarische Kronhüter Baron Radvanszky bei der heurigen St. Stefansfeier erlaubte, mag man im W. „Vaterland" Nr. 242 v. 3. Sept. nachlesen, wie er in lichten Reisekleidern und den Hut auf dem Kopfe die St. Stefansprocession mitmachte.

2) eben die Protestanten eine unbegrenzte „Autonomie" haben; so daß der „Staat" in ihre Vermögens- und Schulgebahrung absolut nichts dreinzureden hat. (Freilich faselt hin und wieder ein cultusministerieller Stylist vom „Jus supr. Inspectionis", und wird hin und wieder als prüfungscommissarischer Statist auf irgend ein protestantisches Gymnasium ein „Katholik" geschickt, der aber absolut nichts zu reden hat; — sollte aber irgend ein Cultusminister diese Dinge, wozu er übrigens fast gar keine Handhabe hat, einmal ernst nehmen wollen, so wäre er unrettbar verloren; — darum hat's noch keiner probirt).[1]

3) Liegt die Verwaltung des gesammten katholischen Kirchen- und Stiftungsvermögens: Religions-, Studien- und Universitätsfond, fast sämmtliche katholische Stipendien, — was zusammen über 30 Millionen Gulden ausmachen mag — die Personalien, von der Ernennung des Primas hinab bis zum letzten Domherrn, Aebte, Pröpste u. s. w. und eine große Zahl von Pfarrern, die, in Folge der josefinischen Säcularisationen, dem Patronate des Cultus-, einige des Finanzministers und des Inneren unterstehen,

---

1) Es gibt 13—14 „katholische" Gymnasien, die aus dem Studienfond, und über 60, die von den Lehrorden der Benediktiner, Cistercienser und Prämonstratenser erhalten werden. Die ersteren stehen „unmittelbar", die letzteren „mittelbar" unter dem absoluten Regime des Cultusministers, der die letzteren, deren Vermögensgebahrung auch in seiner Hand liegt, durch das gewisse „noch nicht säcularisirt sein" stets an der Kehle hält. Der „Katholicismus" dieser Gymnasien ist übrigens rein nur nominell; die Akatholiken, die zugelassen werden müssen, stellen ein unverhältnißmäßiges Contingent; der aufgezwungene Lehrplan entspricht den herrschenden Ideen. — Nicht besser steht's an der Universität: die für Katholiken wichtigsten Fächer sind mit Protestanten und Juden besetzt, vor welchen selbst die Professur-Candidaten der meisten Lehrorden ihre Staatsprüfung ablegen müssen.

sowie mittel- und unmittelbar das gesammte Elementar- und Mittelschulwesen, natürlich nur das katholische ausschließlich in der Hand des Ministers; — wobei officiell nicht einmal zugegeben, ja geradezu geläugnet wird, daß derselbe diese immense Machtfülle als ad hoc deputirter Bevollmächtigter des apostolischen Königs und obersten Schutzherren ausübe, sondern man dies Ganze als in die Competenz des jeweiligen Cultusministers gehörig bezeichnet. Freilich geschieht dies nur mala fide, denn man weiß sehr gut, daß die 1848er Gesetze hierüber nicht klar sind, auch wenn es in der Macht des damaligen Parlamentes gelegen hätte, darüber zu entscheiden, was gleicherweise geläugnet werden muß. Aber eben diese Unklarheit der Verhältnisse dient den jeweiligen Herren Ministern und der ganzen liberalen Partei dazu, ihr Spiel der Tyrannisirung des Katholicismus weiter zu spielen, da man sicher zu sein glaubt, daß derselbe „im Ernstfalle" wieder nur schutzlos dastehen würde.

Hieher gehören auch die von Zeit zu Zeit als nothwendig bezeichneten „Untersuchungen über die Natur der Landesfonde", d. h. aus dem calvinischen Socialistenjargon in's Gemeinverständliche übersetzt: die Aufwerfung der Frage, ob der Religions-, Studien- und Universitätsfond auch wirklich katholische, und nicht vielmehr sogen. Landesfonde seien, d. h. solche, welche allen „Kirchen" gleichmäßig zukämen, was nach Landessitte soviel bedeuten würde, als daß der Calvinismus den Löwenantheil davon erhalten müsse.

Nun sind diese „Untersuchungen" schon längst abgeschlossen; es existiren mehrere, vom historischen, juristischen und staatsrechtlichen Standpunkte unanfechtbare Gutachten, — eines davon von dem Grafen Albert Apponyi, der an der Ausarbeitung desselben betheiligt gewesen, unterschrieben, — die über die rein katholische Natur dieser Fonde nicht den leisesten Zweifel aufkommen lassen. Aber auch hier ist's wieder das Bewußtsein, daß die katholischen Interessen jeglichen Schutzes entbehren und daß, sobald Verdrehung der That-

sachen nichts mehr nützt, die Drohung mit der Unzufriedenheit des Calvinismus stets durchschlagende Erfolge bringt, welche die jeweiligen Regierungen seit Jahrzehnten dazu ermuthigt, diese „Fragen" officiell als „offene" zu behandeln und mit der Drohung, selbe zu „lösen", den Katholicismus an die Wand zu drücken.

Und diese ganze riesige Macht wird von den parlamentarischen Ministern hartnäckig und ausnahmslos im Interesse der liberalen Parteipolitik verwerthet, in jeder Hinsicht, mit größter Rücksichtslosigkeit, ohne Berücksichtigung der Rechte und Interessen des Katholicismus als solchen. Denn für einen parlamentarischen Minister gibt es nur einen Leitstern: die Wahlen, denn die machen seine „Partei". Wer da mitthut, darf leben, wer nicht, der wird mehr oder weniger gelinde erwürgt.

Die Machtstellung des Calvinismus einerseits und die faktische, geistige und materielle Depossedirung des ungarischen Katholicismus andererseits, die sich im Jahre 1848 schon voraussehen ließ, und die seither zur Thatsache geworden, sie sind es, die in den Katholiken aller Schattirungen den Gedanken der „Autonomie" hervorgerufen und wach erhalten haben.

Doch, wie in allem Menschlichen Wahres und Falsches, Richtiges und Irrthümliches sich oft sehr seltsam, und den Meisten unbewußt mischt, — so ist's wohl auch hier.

Der Gedanke: so, wie wir heute der Willkür des liberalen Staates ausgeliefert sind, geht unsere Kirche zu Grunde, — dieser Gedanke enthält eine unwiderlegliche Wahrheit, und seine natürliche Ergänzung ist die: es müßten also Mittel und Wege gefunden werden, dieser Willkür zu steuern, und einen Zustand zu schaffen, in dem unsere Kinder katholisch erzogen, unser Kirchenvermögen katholischen Zwecken zugeführt, und unsere Personalfragen dem Bereiche der liberalen, antikatholischen Parteitaktik entzogen werden.

Welche nun wären hiezu die Mittel und Wege, der katholischen Kirche Ungarns dem Staate gegenüber dieselbe Freiheit und Unabhängigkeit auf all diesen Gebieten zu verschaffen, deren sich der ungarische Protestantismus, Dank seinen unaufhörlichen Meutereien gegen die katholische Dynastie, schon seit Jahrhunderten unter dem Namen „Autonomie der protestantischen Kirchen" erfreut? . . .

So gestellt die Frage, — und anders kann sie nicht gestellt werden — was ist natürlicher, als daß eine — ich sage nicht: die Antwort darauf lautet: wir Katholiken wollen dem Staate gegenüber dieselbe „Autonomie", wie die Protestanten, Schismatiker und sämmtliche jüdische Sekten haben:

1) Man gebe uns unsere Fonde, Besitzungen und Stipendien heraus, wir werden sie verwalten,

2) man gebe uns unsere Schulen heraus, wir werden sie leiten,

3) man gebe uns das Recht, in Personalfragen vom obersten Schutzherrn der ungarländischen Kirche, dem apostolischen Könige unmittelbar gehört zu werden, ohne Dazwischenkunft des gesetzmäßig confessionslosen Ministers.

Das wäre jene ideale „katholische Autonomie", wie sie heute den Geistern vorschwebt: — Vielen, darunter Männern, an deren katholischer Glaubenstreue zu zweifeln unmöglich, — Vielen sage ich, bona fide,[1]) Manchen aber auch, und zwar nicht Wenigen, vielleicht mit allerlei Hintergedanken . . . .

Und zwar könnten diese Hintergedanken folgende sein:

Erstens ist männiglich bekannt, daß die protestantischen Autonomien eine Menge von Sinecuren liefern, für die

---

1) Die Frage, ob eine solche radikale Lösung der Frage heute noch, angesichts der historischen Stellung des Katholicismus in Ungarn, und besonders der „Apostolischen Rechte" durchführbar sei, — diese Frage mögen sich wohl die Wenigsten gestellt haben.

„Intelligenz“, die an der „Verwaltung“ betheiligt ist; — Rechnungen einer protestantischen Autonomie hat noch kein profanes Auge gesehen. . .

Sodann ist ebenso bekannt, daß protestantischer „Curator“, oder gar „Obercurator“ zu sein, wie es stets und immerdar alle hervorragenden protestantischen „Staatsmänner“ Ungarns waren und sind, so viel bedeute, als ein mächtiger Herr sein, weil viele Existenzen — vielleicht auch, weil die gewissen unsichtbaren Rechnungen in seiner Hand liegen.

Und drittens, ist der ganze Apparat, den man für die Funktionirung der katholischen Autonomie ins Leben treten lassen möchte, wenigstens äußerlich von einer verzweifelt protestantischen Couleur, so daß es gar Manchem beifallen könnte: daraus ließe sich vielleicht eine Protestantisirung Ungarns, oder wenigstens ein Nationalkirchlein herausschneiden, — Zwecke, für welche am Ende vielleicht sogar eine hohe Regierung, ich meine das liberale Ministerium, zu haben wäre —!

Denn wie sieht dieser Apparat aus, nach dem, was bisher bekannt geworden?

1) In der Gemeinde ein auf breitester Grundlage gewählter Schulrath, der zugleich auch als Vertreter der Kirchengemeinde funktionirt, und in beiden Eigenschaften auch die Vermögensverhältnisse von Schule und Kirche „verwaltet“;

2) Ein Diöcesanrath (!), dessen Mitgliederzahl sich nach der Größe der Diöcese richtet; vorläufig als oberstes Forum in Diöcesan-Schulangelegenheiten und damit zusammenhängenden materiellen Fragen, aber mit dem sehr deutlichen Bestreben, seine Machtsphäre auf Kosten der des Bischofs, z. B. bei Domherrn-Ernennungen, Besetzung der Pfarren, Ertheilung von Auszeichnungen u. s. w. zu vergrößern.

3) Ein aus indirekten Wahlen hervorgegangener Congreß von ungefähr 200 Mitgliedern, auf welchem die Bischöfe nur als gleichberechtigte Mitglieder wie der letzte

Laie erscheinen. — welcher Congreß die oberste Leitung sämmtlicher Angelegenheiten der ungarischen Kirche „soweit dieselben nicht rein kirchlicher Natur sind“, in Händen hat; und dieselbe

4) durch den aus seiner Mitte gewählten, aus ungefähr 60 Mitgliedern bestehenden „Obersten Direktionsrath“ führt, der nach der Verschiedenheit der Agenden in Sektionen getheilt, als ständiger Ausschuß des Congresses bezüglich der Verwaltung der Fonde, dem Ministerium gegenüber nicht nur Controlle übt, sondern auch decisives Votum hat, die Elementar- und Mittelschul-Angelegenheiten selbständig leitet, das kgl. Patronatsrecht über die den Fonden unterstehenden Pfarren ausübt und bei Besetzung der Bisthümer „gehört“ sein will; wie er denn auch in all' diesen Angelegenheiten durch das Cultusministerium mit dem allerhöchsten Patron in Zusammenhang steht.

Dies in allgemeinen Umrissen der Entwurf der sogen. 21er, und der engeren 9er Commission, welche im Herbste des Vorjahres vom Congresse entsendet, ihr Elaborat, das sie vor dem nächsten Congresse zu vertreten haben wird, nunmehr der Oeffentlichkeit übergeben hat; wobei schließlich noch zu bemerken, daß peinlich darüber geachtet wird, daß in all' diesen Vertretungskörpern die Zahl der weltlichen Mitglieder doppelt so viel ausmache, als die der Geistlichen; das Verhältniß sich stelle, wie 2 : 1.

Der Entwurf hat aber bisher wenig oder gar keine Anerkennung gefunden, weder rechts noch links, was übrigens andeuten könnte, daß er bestrebt ist, die „goldene Mittelstraße“ einzuhalten. Die beiden tonangebenden, katholischen Journale: „Alkotmány“ und „Magyar Allam“ greifen ihn gleicher Weise an, weil z. B. die extreme Rechte, Arm in Arm mit der Linken, direkte Wahlen für den Congreß, die letztere auch noch, neben manch' anderen schönen Dingen eine Art von zu zwei Drittel aus Weltlichen bestehender ständigen Diöcesan-Synode, und weitest gehenden Einfluß

auf die Besetzung der Bisthümer und sämmtlicher anderen Dignitäten wünscht.

Am Congreß, — wenn er zu Stande kommt, — werden die Geister aufeinanderplatzen, und manchen Idealisten dürfte dann der Gedanke beschleichen, ob es denn gut war, diese „Geister" zu wecken; und selbst für den Fall, daß der jetzige Congreß dieselbe „goldene Mittelstraße" einhielte, und für den fast undenkbaren Fall, daß die liberale Regierung das also angenommene Elaborat der 29er Commission zur allerh. Sanktion unterbreitete — wird der nächstgewählte Congreß sich damit bescheiden? . . . und wenn der zur Hälfte socialistisch ist? . . . .

Dahin führt der Parlamentarismus auf dem Gebiete der Kirche; — dahin, daß man sich dann erst recht unter das Schutzdach des „Staates" wird flüchten wollen, und das ist dann nicht mehr der Anfang vom Ende, sondern das Ende selbst.

Der Regierung selbst wäre dadurch nur ein Dienst gethan; denn die steht heute der ganzen Autonomie-Bewegung ziemlich verdutzt gegenüber. Als sie, schon zu Czáky's Zeiten, durch ihre Leute in den Minister-Fauteuillen und im Parlamente, lauter merkwürdige „Auchkatholiken", die „Autonomie"-Frage aufzuwerfen begann, hoffte sie schon bei den Wahlen die Gläubigen gegen den Klerus revolutioniren zu können. Dank der trefflichen Organisation der Volkspartei, welche die Wahlen leitete, gelang dies diesmal nicht. Dann hoffte sie, der „ultramontane" Congreß werde Allotria treiben, so daß man ihn nach Oben als revoltirenden Convent verschwärzen und auflösen lassen könne; — auch das traf nicht ein! Zuletzt haben die Commissionen des Congresses ein annehmbares Elaborat geliefert, das im Ganzen und Großen, bei aller Achtung für die Rechte des apostolischen Königs, anscheinend den Keim einer besseren Zukunft für die Kirche in sich enthält, zugleich aber auch eine ziemliche Depossedirung

des Cultusministeriums, das sich so gern für identisch mit diesen apostolischen Rechten erklärt, — was nun?

Was nun? — nun, ich glaube, die Regierung wird, während sie unter Einem den Episcopat durch ein fortwährendes Drängeln: er möge erklären, was er von seinen Rechten an die Autonomie „abtreten" könnte, dem Laienelemente und auch dem unteren Klerus gegenüber in eine schiefe Stellung zu bringen sucht, am Congresse selbst und überall den Gedanken einer Revolutionirung des liberalen Laienelementes gegen den Klerus weiter verfolgen. Darum wird sie unter der Hand alle extremen Tendenzen unterstützen, um endlich mit der, dann vielleicht sogar begründeten Anklage hervortreten zu können: die Tendenzen des Congresses verletzten die Rechte des apostolischen Königs; — darum müsse er aufgelöst werden, und nachdem nunmehr der ungarländische Katholicismus, wie im Jahre 1870, seine totale Unfähigkeit, die Angelegenheit der Kirche zu ordnen, bewiesen habe, müsse sie, die Regierung, diese „Ordnung" in die Hand nehmen . . .

Dann: gute Nacht!

Das sollte der ungarische Katholicismus vermeiden, und darum wäre im Gebiete der „Autonomie" ein Weniger an Apparat — Mehr gewesen.

Wenn dem Katholicismus in Ungarn geholfen werden soll, so muß die Macht der liberalen Regierungen, wie sie im heutigen Bestande der Dinge wurzelt, gebrochen werden; dazu aber braucht's keinen so schwerfälligen und gefährlichen Apparat.

Was wir brauchen, ist vor Allem werkthätiger Schutz von oben, an dem, bei dem anerkannt edlen, katholischen Sinne des Herrschers, nicht gezweifelt werden können sollte. — Doch dieser Schutz sollte sich unter Anderem auch darin äußern, daß er seinen stets getreuen Katholiken, der einzigen Stütze seiner Dynastie in Ungarn, ein Mittel in die Hand gibt, sich der Erwürgung ihrer Kirche durch die liberal=

freimaurerischen Tendenzen des parlamentarischen Regimes zu erwehren.

Der apostolische König von Ungarn hat hiezu heute noch die Macht. Wenn er will, so kann er uns dies Mittel geben; denn die Angelegenheiten der katholischen Kirche Ungarns sind seine höchstpersönlichen Angelegenheiten, die er, im Einverständnisse mit dem hl. Stuhle, selbständig leiten kann. Sie sind nicht Staatsfunktionen, die er als constitutioneller Monarch durch einen Minister nach der Schablone der parlamentarischen „Verantwortlichkeit" versehen lassen müßte; ja er kann selbe nicht einmal nach dieser leiten lassen. Wohl aber kann er ihm, kraft seiner apostolisch-königlichen Auktorität, eine von Ihm, als oberstem Quell der Machtvollkommenheit eingesetzte, des lieben Friedens wegen vielleicht sogar zum Theil gewählte, aber nur kraft seiner Auktorität funktionirende Körperschaft zur Seite stellen, deren Votum, das stets seiner allerhöchsten Entscheidung zu unterbreiten ist, auf das Gebahren des Ministers in katholischen Angelegenheiten decisiven Einfluß ausübt.

Alles Andere ist vom Uebel, ist gefährlicher Idealismus, ist die Revolutionirung der Kirche, ist bewußter oder unbewußter Weise Krypto-Calvinismus.

Dixi.

XLIV.

Die Krisen in Frankreich.[1]

Es ist nicht Schuld des Berichterstatters, wenn er, pflichtgemäß über das Wichtigste schreibend, ein äußerst widerwärtiges, trostloses Schauspiel schildern muß. Das entsetzliche Dreyfus-Drama beherrscht alle Verhältnisse, alle Politik Frankreichs und wir sind noch nicht am letzten Aufzug desselben. Vom 7. August bis 9. September wurde das Drama von Neuem vor dem Kriegsgericht in Rennes aufgerollt, brachte aber wenig Neues. Bemerkenswerth ist indessen, daß ein weiterer gut katholischer Artillerie-Officier, Jesuitenzögling, Hauptmann de Fonds-Lamothe, unwiderleglich nachwies, daß Dreyfus das berüchtigte Bordereau nicht habe schreiben können, ganz abgesehen von der ihm fremden Handschrift. Der von der Anklage als Gutachter (in Artilleriesachen) zugezogene General Deloye (Klerikaler) wurde von dem Major Hartmann (Klerikaler) erdrückend widerlegt, sagte schließlich auch in aller Ehrlichkeit, es sei nicht der mindeste Beweis vorhanden, daß Dreyfus die im Bordereau aufgezählten Stücke geliefert habe. Diese Aufzählung besteht, wie Hartmann nachwies, übrigens einfach aus dem Inhaltsverzeichniß der Augustlieferung der „Revue de l'Artillerie de Marine". Es wurde auch, namentlich durch die Aussage des Obersten Cordier, ein neuer schlagender Beweis beigebracht, daß Dreyfus nie mit einer fremden Macht in Verbindung gestanden habe. Die Sache würde einem Hintertreppen-Roman alle Ehre machen. Der deutsche Militär-Attaché, Oberst Schwarzkoppen, wohnte

1) Zu der consequenten Fortsetzung des Berichtes des Herrn Correspondenten aus Paris in dem Heft vom 16. Juli d. Js. S. 115 ff. erlauben wir uns, an die dortige „Anmerkung der Redaktion" zu erinnern. Die Redaktion

der deutschen Botschaft gegenüber. Der Oberst Sandherr ließ die Wohnung über der seinigen miethen und durch den Kamin mit derselben mittelst Hörrohr verbinden. Die Spitzel des Nachrichtenamtes konnten nun alles hören, was in der Wohnung Schwarzkoppens gesprochen wurde, besonders bei Tisch, zu dem stets mehrere Freunde desselben sich einfanden. Die Spitzel hatten außerdem die Aufgabe, jegliche Person zu photographiren, die in die Botschaft hineinging. In letzterer war zwanzig Jahre lang eine gewisse Bastien, eine Art Kehrfrau oder Lumpensammlerin, beschäftigt. Sie kam Morgens um 6 Uhr, um namentlich die Schreibstuben auszukehren, wobei sie auch die Papierkörbe leerte. Sie nahm alle Papierfetzen mit, soll auch oft die Taschen der am Haken hängenden Kleidungsstücke nach Papieren durchstöbert, sogar Schränke und Schubladen geöffnet haben. Einmal soll sie dabei erwischt, untersucht und ihr die Hölle heiß gemacht worden sein, so daß sie glaubte, sie könne nach Sibirien geschickt werden. Die Frau ist offenbar etwas wirr bezüglich der Lage Sibiriens und der Exterritorialität der Botschafter gewesen. Sie gab den einträglichen Posten auf, bei dem sie sich hübsche Ersparnisse gesammelt, die sie jetzt in Ruhe verzehrt. Die Frau erhielt nämlich 250 Fr. monatlich vom Nachrichtenamt dafür, daß sie ihm ihre Papierfetzen-Ausbeute aus der Botschaft ablieferte. Außerdem hatte das Nachrichtenamt noch „Agenten“ unter der Dienerschaft, namentlich den Hauswart, dessen Sohn Franzose ist. Der Hauswart empfängt alle für die Botschaft und deren Angehörige eingehenden Briefschaften und Sendungen, hat es also in seiner Macht, dieselben zu untersuchen, zu öffnen, zu photographiren, oder sie zu diesem Zwecke einige Stunden den Leuten des Nachrichtenamtes zu leihen. Daß namentlich Schwarzkoppen stets auf Schritt und Tritt überwacht war, geht aus verschiedenen Aussagen hervor. Aehnlich wurden auch die italienische und österreichische Botschaft und ihre Angehörigen ausgespitzelt.

Und das Ergebniß dieser beständigen Ausschnüffelei und Auskundschaftung? Es ist nicht die Spur eines Verkehrs der Botschaften und der Militärattachés mit Dreyfus aufgefunden worden. Die Ausbeute war in jeder Hinsicht offenbar sehr mager, denn der Briefwechsel zwischen Schwarzkoppen und

Panizzardi, mit dessen „mehr als tausend Stücken“ Cavaignac in der Kammer prunkte, besteht unzweifelhaft aus nichtssagenden, dazu meist falschen Schriftstücken. Haben sich doch die daraus veröffentlichten Proben durchweg als Fälschungen erwiesen. Wahrscheinlich war die Ausbeute der Kehrfrau zu gering, weßhalb der „sichere Agent“, der dieselbe brachte und sich mit der Kehrfrau unter irgend einer Maske verständigt hatte, nach den vorgefundenen Schriftproben Fälschungen anfertigte. Denn er wollte die fette Pfründe beibehalten, die ihm seine Ausbeutung der Kehrfrau eintrug. Seine Fälschungen zerriß er ebenfalls in Fetzen, um ihnen den nöthigen Schein der Echtheit zu verleihen, wie die Zeugen oft bestätigten, und sie in die Düte zu verschließen, mittelst welcher er sie täglich dem Nachrichtenamt ablieferte. Dort verlegte sich Oberst Henry mit wahrer Leidenschaft auf Aussuchen, Zusammenpassen und Kleben all dieser Fetzen.

Der Bordereau wurde in ähnlicher Weise zerrissen in das Nachrichtenamt gebracht und geklebt. In die Botschaft, zu Schwarzkoppen, ist derselbe nie gekommen, wie jetzt alle Generalstäbler zugeben. Der Graf Münster hat daher mit vollem Recht der Regierung bedeutet, der Bordereau stamme nicht aus der Botschaft, Dreyfus sei dort ganz unbekannt. Esterhazy hat denselben geschrieben, als Schwarzkoppen ihm den Laufpaß gegeben, da die von ihm gebrachten Schriftstücke und Urkunden das Geld nicht werth waren. Daß Esterhazy allen Militär-Attachés seine Dienste anbot, ist mehrfach bestätigt, besonders durch den früheren englischen Attaché Talbot, welcher versicherte, für 1000 Fr. verschaffe derselbe jedes Stück, das man von ihm verlange. Esterhazy war ein alter Kamerad Henry's, der in seiner Stellung vieles wissen konnte. Hat Henry nun, wie von verschiedener Seite versichert wird, mit Esterhazy gemeinsam das Geschäft gemacht, oder hat er sich nur unbewußt Sachen und Aufschlüsse von demselben entlocken und ablauschen lassen? Für das Erstere würde die erbitterte Hartnäckigkeit und Feindseligkeit sprechen, mit welcher Henry gegen Dreyfus vorging, dessen Verurtheilung er auch durchsetzte. Denn dadurch war sein Verbrechen gedeckt und Esterhazy gerettet, für welchen dann der gesammte Generalstab eintrat, als entdeckt

worden war, daß er der Urheber des Bordereaus sei. Es ist nie klar festgestellt worden, welcher Officier des Nachrichtenamtes zuerst den Bordereau in die Hand bekommen hat. Wäre es wirklich Henry gewesen, so würde er die Schrift sofort erkannt, und seiner eigenen Straflosigkeit halber das Papier vernichtet und so jeder Untersuchung und Verfolgung Esterhazys vorgebeugt haben. Da der Bordereau aber in andere Hände, namentlich diejenigen Sandherrs, des Hauptes des Nachrichtenamtes, gekommen, war das Weitere nicht zu verhindern. Um so unerbittlicher betrieb daher Henry die Verfolgung Dreyfus', die für ihn als Blitzableiter wirkte. Der Generalstab setzte dann für Esterhazy ein, weil ihm die Aufrechthaltung der Verurtheilung nicht blos Ehrensache, sondern noch mehr Abwehr und Vertheidigung der eigenen Stellung war. Denn die Enthüllung und Bestrafung Esterhazys mußte nicht blos Henry und Sandherr, sondern auch noch andere Mitglieder des Generalstabes blosstellen, schlimme Machenschaften und Nachläßigkeiten offenlegen. Dabei wurde durch Verfolgung Esterhazys auch das Ausland bedenklich einbezogen. Ueberdies mußte durch die Aufdeckung des betreffs Dreyfus begangenen schweren Rechtsirrthums das Vertrauen des ganzen Volkes in den Generalstab erschüttert werden. Zudem waren bei der Verurtheilung Dreyfus' verschiedene Gesetzwidrigkeiten, Fälschungen und falsche Aussagen vorgekommen, die bei der Aufdeckung gerichtlich bestraft werden müßten. Daher die Verschwörung des Generalstabes, der Kriegs- und auch anderen Minister gegen die Revision, Dank welcher aber auch in Rennes Dreyfus nochmal verurtheilt wurde.

Schon in den ersten Tagen hatte Mercier in seiner fünfstündigen, schriftlich verbreiteten Anklagerede gesagt: „Er oder ich". Das Kriegsgericht hat sich deßhalb nicht lange besonnen und sich auf Seite Mercier's gestellt, Dreyfus verurtheilt. Selbst Cassagnac mußte gestehen: „Mercier hat lange und heftig geredet, vieles und vielerlei vorgebracht, aber keinen einzigen Beweis der Schuld". Genau dasselbe muß von allen Aussagen der Schuldzeugen gesagt werden: nicht die Spur eines Beweises, daß Dreyfus die im Bordereau aufgeführten Stücke geliefert, also wirklich Verrath geübt habe. Die An-

kläger der Generalbank ritten beständig auf dem Bordereau herum, die Richter behandelten ihn als unfehlbares, als Hauptbeweisstück, obwohl weder seine Herkunft aus einer Botschaft, noch ebensowenig nachgewiesen werden konnte, daß Dreyfus ihn geschrieben. Ueberdies hatte der Cassationshof diesen Punkt endgiltig und ausdrücklich entschieden, indem er, nach eingehender Untersuchung und Prüfung aller Umstände, die Urheberschaft Esterhazy's feststellte. Nach dem Entscheid des Kassationshofs hatte das Kriegsgericht lediglich den Thatbestand des Verbrechens, die Auslieferung der Stücke, festzustellen. Aber dieser Aufgabe enthob es sich gänzlich. Nicht die Spur eines Beweises wurde beigebracht, daß Dreyfus die im Bordereau aufgeführten Stücke auch nur besessen habe. Von Auslieferung war erst recht keine Rede. Die fünf Kriegsminister, die Großzeugen des Generalstabs, suchten stets nur zu beweisen, daß Dreyfus sich die fraglichen Stücke habe verschaffen können. Der Generalstab hatte dabei, besonders mit Hülfe des abgetretenen Kammerpräsidenten des Kassationshofes, Quesnay de Beaurepaire, noch eine Menge neuer Zeugen aufgeboten, die sich fast nur durch Lächerlichkeit und Unzuverlässigkeit auszeichneten. So z. B. der Darmhändler Villon, welcher 1894 in einem Berliner Gasthof gehört haben will, wie zwei höhere Officiere sich französisch erzählten, Dreyfus werde den Plan der Mobilmachung liefern. So der halbirrsinnige Cernuzki, der eine wahre Räubergeschichte nach Hörensagen erzählt. Kurz, es waren immer Aussagen aus zweiter, dritter Hand, die dabei keinerlei Beweise, sondern nur Vermuthungen enthielten.

Der Gerichtssaal in Rennes bot ein ganz merkwürdiges Bild. Da saßen einige Bänke voll Generäle und höhere Kriegsminister und Stabsofficiere, welche anklagten, aber keine Beweise beibrachten, jedoch stets wiederholten, sie seien von der Schuld des Angeklagten unerschütterlich überzeugt. Sie hatten etliche achtzig Zeugen gegen etliche zwanzig von der Vertheidigung geladene Zeugen gestellt. Besonders Mercier und Roget kamen ihren Zeugen fortwährend zu Hülfe, wenn die Vertheidiger dieselben durch Fragen in die Enge trieben. Ueber die Schutzzeugen fielen sie dagegen förmlich her, machten

ihnen Vorwürfe, suchten sie in's Unrecht zu setzen. Der Vorsitzer des Gerichtes, Oberst Jouaust, stand ihnen dabei getreulich zur Seite, überließ ihnen meist die Führung der Verhandlungen, in welche er mitunter nur eingriff, um den fragenden Vertheidigern und den von ihnen geladenen Zeugen das Wort abzuschneiden. Ein peinlicheres Schauspiel kann man sich kaum denken, als diese Truppe erboster Ankläger, welche mit Hülfe des Vorsitzers wie eine Meute hinter einem Angeklagten her waren, der durch die schauderhafte 4½ jährige Gefangenschaft unter den Tropen alle Gesundheit verloren, aus einem 39 jährigen ein gebrochener Greis geworden war, der sein Leben kaum noch einige Jahre wird fristen können. Dabei wurden mehrere dieser erbitterten Ankläger vor Gericht der Unwahrheit, sowie der Anfertigung oder des Gebrauches falscher Schriftstücke überführt. Eine Menge amtlicher Schriften fehlten, waren verschwunden, natürlich waren es Stücke, welche für Dreyfus zeugen konnten.

Selbst der von der Regierung bestellte Commissär (Staatsanwalt), Major Carrière, gestand zweimal im Laufe der Verhandlungen, er wisse nichts von den Urkunden, welche Dreyfus ausgeliefert haben könnte, noch ob sie überhaupt vorhanden: „Die Vertheidiger haben davon gesprochen; da sie über mächtige Mittel gebieten, mögen sie dieselben beischaffen, wenn sie überhaupt vorhanden sind". Also der Staatsanwalt weiß nicht einmal, ob die Stücke vorhanden, glaubt nicht an deren Auslieferung. Und trotzdem beantragt er „schuldig" wegen Auslieferung der Stücke, an deren Dasein er selbst nicht glaubt!

Die „Agence nationale" berichtet hiezu aus guter Quelle: „Von Anbeginn war die Verurtheilung beschlossene Sache, besonders aber, nachdem die fünf früheren Kriegsminister, sowie die Generäle Roget, Gonse und Boisdeffre gleichmäßig für dieselbe eingetreten waren. Bald gewahrten die Vorsitzer des Kriegsgerichtes, die Kriegsminister und Genräle, daß drei Mitglieder die Anklage ungenügend begründet fanden und deßhalb die Schuld verneinten. Von nun an wurden diesen drei von dem Vorsitzer und besonders auch von der Generalbank unablässig zugesetzt. Die Kriegsminister, Generäle und ihre Helfer suchten die drei ‚untreuen' Richter heimlich auf, um sie

zu überreden und umzustimmen. Zwei blieben standhaft, alle Bemühungen prallten an ihnen ab. Der dritte wurde deßhalb um so stärker bearbeitet, gerieth etwas in's Schwanken. Der Vertheidiger Demange wußte darum, richtete daher seine ganze, sehr maßvolle Rede darauf, diesen Schwankenden zu halten, zu befestigen. Die Rede brachte auch großen Eindruck auf Richter und Zuhörer hervor, jedoch der Pariser Anwalt Auffray beeilte sich, Carrière zu sagen, er dürfe die Richter nicht unter diesem Eindrucke lassen, sondern müsse nochmal das Wort ergreifen und den Spruch auf den Abend verschieben. Dies geschah auch. Das Urtheil erforderte eine anderthalbstündige Berathung der sieben Richter. Galt es doch, dem Schwankenden solange zuzusetzen bis er nachgab. Daher das befremdende, allgemeines Kopfschütteln hervorrufende Urtheil, welches mildernde Umstände für Hochverrath gewährt". Von den zwei mit nein stimmenden Officieren war der Eine sicher ein guter Katholik, Klerikaler, der Zweite und Dritte wahrscheinlich.

Ein Oberst erklärte im „Figaro:" das Urtheil befriedigt weder Revisionisten, noch Nationalisten, weil beide nicht wissen, was ein Kriegsgericht ist. „Sie vermuthen wohl niemals, daß das, was man die minorité de faveur (drei gegen vier, was Freisprechung bedingt) nennt, fast immer einstimmig beschlossen wird, weil dies dem Kriegsgericht gestattet, zu sagen, es sei nicht sehr von dessen Unschuld überzeugt, wolle aber trotzdem den Angeklagten nicht verurtheilen. Die Mitglieder eines Kriegsgerichtes sind fast immer einig, derselben Meinung wie der Vorsitzer. Ich habe den Vorsitz öfters geführt, weiß, wie es zugeht. Hier ein Angeklagter, dessen Schuld nicht erwiesen, der aber unmöglich freigesprochen werden kann. Die Freisprechung Dreyfus war unmöglich, denn niemals werden Sie sieben Officiere vermögen, einen ganzen Generalstab zu verurtheilen, wozu fünf Kriegsminister gehörten, wovon der Eine fortwährend schreit: ‚Er oder ich', bald Dreyfus, bald dessen Schutzzeugen Freystätter in's Gesicht. Freispruch war also von vornherein ausgeschlossen, selbst nicht mittelst der minorité de faveur (3—4). Es handelte sich also, die nach dieser günstigste Zifferstellung zu finden, also zwei Stimmen gegen sieben, mit mildernden Umständen, Minderung der

Strafe. Dies bedeutet einfach: Dreyfus ist kein Verräther, denn französische Officiere können für Verrath keine mildernden Umstände zugeben. Aber wir können ihn nicht freisprechen, weil wir dadurch unsere Obern ins Unrecht setzen würden. Wir thun ihm also so wenig weh als es die unerläßliche Sicherheit der Generäle erfordert. Euch Spießern däucht dies dumm, uns Soldaten ist es selbstverständlich".

Was sagen zu den grauenhaften Zuständen, die sich hier enthüllen? Eine Hauptursache liegt freilich in den politischen Verhältnissen. Kriegsminister wird stets ein General aus rein politischen Gründen, deßhalb stehen die Kriegsminister der Republik stets unter Mittel, aber ihre Macht ist um so größer, unbeschränkter. Der Kriegsminister ist Haupt des Heeres, hat dasselbe und seine Offiziere ganz in der Hand, ist jeglicher Oberaufsicht und Verantwortlichkeit enthoben. Deßhalb konnte Mercier den Feldzug nach Madagaskar in solch unerhörter Weise einrichten, daß 7000 Soldaten durch Hunger, Klima, Entbehrung jeglicher Pflege elendiglich umkamen, während keine zwanzig Mann im Felde fielen. Eine Untersuchung der begangenen Fehler wurde nicht angestellt; von wem auch, da der Kriegsminister die damit Beauftragten hätte erneunen müssen. Mercier war also jeder Verantwortung enthoben. Jedoch die Presse, gerade die conservative und antisemitische (jetzt nationalistische) Presse setzte ihm fürchterlich zu, bezichtigte ihn aller Schandthaten, besonders derjenigen, den Feldzug nur im Hinblick auf den Gewinn eingerichtet zu haben, den er ihm einbringen werde. Die Soldaten seien geopfert worden, um Lieferanten zu bereichern, die mit Mercier unter einer Decke spielten. In der That sind mindestens 15 Millionen ohne sichtbare Leistung verschwunden, viele Lieferanten reich geworden, während Mercier nach dem Feldzug sich ein Gut in England kaufte (seine Frau ist Engländerin). Wie oft ist er damals von der „Libre Parole" Schuft, Spitzbube und Dieb genannt worden! Mercier ward dies schließlich überdrüssig. Da er aber Gründe haben mochte, die Angreifer nicht gerichtlich zu verfolgen, ergriff er mit beiden Händen die Gelegenheit, der Meute einen feisten Verräther, dazu Juden, in den Rachen zu werfen. Mercier wird jetzt als Nationalheld gefeiert; der „Gaulois" versichert, die Römer

würden ihm nach solchem Sieg einen Triumph bereitet haben. Denn: „Der (im Gerichtssaal von zwanzig Generälen und Stabsoffizieren über Dreyfus erfochtene) Erfolg sei der größte Sieg, den wir seit 1870 erfochten haben. Sedan und Faschoda sind gerächt". Das Blatt schließt: „Jetzt können wir wiederum den Kopf erheben und unbesorgt in die Zukunft blicken. Eine große Bewegung vaterländischer Wiedergeburt wird aus dem Renner Urtheilspruch hervorgehen. Frankreich hat den Glauben an sein Heer wiedergefunden. Noch eine Anstrengung und es wird Gott wiederfinden". . . . . Dies mag genügen, damit Jeder einsehe, daß sich die Franzosen jetzt in einer ganz besonderen Geistes- und Gemüthsverfassung befinden, der gewöhnliche Maßstab nicht angelegt werden kann. Der unerhörte Parteikampf, die unglaublichen Ereignisse, verbunden mit einer nun Jahre dauernden tollen Hetze, haben sie aus dem Häuschen gebracht.

Das Urtheil befriedigt eigentlich Niemand, theilt das Schicksal aller Halbheiten, verhindert keine der schlimmen Folgen. Man wird Dreyfus begnadigen.[1]) Aber er will die Herstellung seiner Ehre, seine Partei wird ihren Kampf fortsetzen. Zunächst wird wenigstens die ganze Dreyfussache und die damit eng verbundene Sache Picquart-Esterhazy in dem am 23. November vor dem Schwurgericht in Versailles beginnenden neuen Zolaprozeß nochmal aufgerollt werden. Dann auch wieder bei der Klage der Wittwe Henry gegen Josef Reinach, wegen Beleidigung ihres Mannes, des Selbstmörders. Also jedenfalls Aussicht auf Fortdauer der unheilvollen Hetze, des entsetzlichen Parteihaders.

Aber wird dadurch etwa der Generalstab des Gerichtssaales zu Rennes vor Ahndung gefeit sein? Mit nichten. Schon das Ministerium Dupuy hatte sich genöthigt geglaubt, von der Kammer die Ermächtigung zur Strafverfolgung Merciers (da dieser als General nur vom Staatsgerichtshof verurtheilt werden kann) zu verlangen. Die Sache wurde aufgeschoben bis nach Erledigung des Prozesses in Rennes. Bei diesem

1) Die Begnadigung ist inzwischen erfolgt und durch Dekret des Präsidenten Loubet am 21. Sept. publicirt worden. D. Red.

aber hat Mercier eingestehen müssen, daß er 1894 dem Kriegsgericht heimlich Schriftstücke, dazu noch falsche, zugesteckt habe. Außerdem ist er verschiedener Fälschungen, Unterschlagungen mehrerer amtlichen, gerichtlichen Schriftstücke überführt. Kurz, er hat zuviel begangen, die Dinge sind zu offenkundig, als daß sie ungeahndet bleiben könnten. Geht die Regierung nicht selbst vor, dann wird wohl ein bezüglicher Antrag in der Kammer gestellt werden, was, nach den Vorfällen in Rennes, einen furchtbaren Kampf hervorrufen muß.

All diese Folgen hätten vermieden oder gemildert werden können, der Zola- und der Henry-Reinach-Prozeß wären von selbst gefallen, wenn Dreyfus freigesprochen worden wäre. Der Sieg, den die Nationalisten so überschwänglich feiern, kann daher kaum zum Heil Frankreichs ausschlagen. Die Schuld ist, nach allgemeinem Wissen und Ueberzeugung, nicht bewiesen, der Angeklagte folglich unschuldig verurtheilt. Dies kann keinen Nutzen bringen über diejenigen, welche zu dieser Verurtheilung beitragen zu müssen geglaubt. Nachdem mehrere Schriftfälschungen auf Seiten des Generalstabes entdeckt, bezeichnende Selbstmorde vorgekommen, konnte ein gewissenhafter Katholik kaum mehr auf dieser Seite bleiben. Und die meisten haben von da ab mit um so größerer Feindseligkeit die Revision bekämpft. Die „Ehre des Heeres" ist doch eher durch die bedenklichen Manipulationen der Hauptankläger beeinträchtigt, als dadurch, daß ein aus Irrthum Verurtheilter zu seinem Rechte kommt. Es ist doch wahrhaft die schlechteste Staatsraison, um den Preis der Verurtheilung eines Unschuldigen Fälscher, die dabei nicht einmal gute Generale sind, an der Spitze des Heeres halten zu wollen. Die Staatsraison ist nie katholisch, sondern stets gegen die Kirche gerüstet gewesen, die sie von Anbeginn verurtheilt hat.

Der Gegensatz zwischen Republik und Heer ist durch den aufregenden Prozeß verschärft worden. Die Regierung sieht sich in Gefahr, geht aber in anderer Richtung vor. Sie hat die Häupter der Nationalisten, Antisemiten und Royalisten verhaften lassen unter Bezichtigung des Hochverraths, weßhalb der Senat nunmehr als Staatsgerichtshof zu ihrer Verurtheilung zusammengetreten ist. An der Quelle schöpfende Blätter ver-

sichern, die Beweise der Verbündung besagter Parteien zum Sturz der Republik seien zahlreich aufgefunden, die Verschwörung der Parteiführer außer Zweifel. Dieß wäre ein Schlag gegen die Sieger von Rennes, gegen diejenigen, welche die Verurtheilung Dreyfus' zur Nationalsache gemacht, dieselbe nun als das Heil und die Rettung Frankreichs preisen. Aber die Nationalisten, welche die Mehrheit in der Kammer nicht besitzen, sind nichts ohne die Generäle, welche man unbehelligt läßt. Alle besorgen weitere Zusammenstöße, Unruhen, Umwälzungen. Kurz, Niemand hat Vertrauen in die durch den Renner Sieg geschaffene Lage.

Für die Katholiken bietet sie eher trübe Aussichten. Ob die Nationalisten, die Militärpartei oder die Republikaner, (d. h. Radikalen) am Ruder sitzen, für uns wird es ziemlich gleich sein. Man wird uns so schlimm behandeln als es nur eben angeht, schon um nicht als klerikal zu gelten, und um dem Gegner den üblichen Nageknochen vorzuwerfen. Schon mehrfach sind gegen die Katholiken Ausschreitungen begangen worden. Hätten sich die Katholiken und Conservativen nicht an dem Parteikampf betheiligt, so wäre derselbe gewiß nicht so schlimm geworden. Schon aus Nächstenliebe (Gefangene trösten!) hätten sie sich der Revision nicht widersetzen dürfen. Der Vorwand der „Ehre des Heeres" ist gar zu fadenscheinig. Katholische und conservative Blätter haben den höchsten Gerichtshof, die höchsten Behörden, den Präsidenten Loubet schlimmer angegriffen als es die Dreyfusler den Generalen gethan. Wären sie einfach für Recht und Billigkeit, Achtung aller bestehenden Gewalten eingetreten, so hätten sie eine selbständige Partei gebildet, welche das Zünglein an der Wage bildete und deßhalb von beiden Parteien geschont und umworben worden wäre. Doch damit predigt man hier tauben Ohren. Katholiken und Conservative träumen immer davon, sich der Gewalt zu bemächtigen, wähnen beständig, dieselbe in der Hand zu haben, glauben an das Heer, weil in demselben eigentlich die Monarchie steckt. Denn — was man auch im Ausland glauben mag, das Heer ist monarchisch, ist das Werkzeug zur Herstellung der Monarchie.

XLV.

An der istrischen Riviera.

4. Auf dem Monte Maggiore.

Ein klarer, wonniger Maimorgen war über Meer und Land herniedergestiegen, als wir den längst gehegten Plan zur Ausführung brachten, den Monte Maggiore zu besteigen. Der größere Theil des Weges wurde mit Fiaker zurückgelegt; natürlich mußte der Preis vorher genau verabredet werden, sonst hätten wir nachher mindestens das Fünffache bezahlen müssen, da die Vetturini hier unten alle zur Zunft der Gauner gehören. Seine alten, mageren Gäule thaten ihr Möglichstes, um uns in munterem Trab auf der Reichsstraße gen Abbazia zu befördern. Hier war noch wenig Leben zu bemerken, denn die Kurgäste sind meist keine Freunde des Frühaufstehens. Nun führte uns ein von der Reichsstraße abzweigender, schöner Fahrweg durch Gärten und Haine die Höhe hinan. Je weiter er sich hinaufschlängelt, desto mehr verschwindet der Lorbeer, an dessen Stelle Kastanien, Eichen und Wacholdergebüsch treten, abwechselnd mit gänzlich kahlem Gelände. Dafür wird aber auch der Ausblick auf das Meer, die Inseln, das Küstenland und die Berge Kroatiens immer freier und lohnender. In der Höhe von über 500 m erreichten wir das Dorf Veprinaz, dessen Pfarrkirche mit ihrem weißgetünchten Thurme die Gegend weithin beherrscht.

Veprinaz-Eberstein war ehedem eine starke Feste, die kein Feind jemals bezwungen haben soll. Damals hausten hier oben deutsche Geschlechter unter der Lehensherrlichkeit des Hauses Habsburg; tapfer und erfolgreich vertheidigten sie ihr Besitzthum gegen die Venetianer, welche mit Spott und Schande abziehen mußten. Heutzutage ist Veprinaz nur mehr ein unansehnliches Dorf, das übrigens gemeinsam mit dem benachbarten

Castua einen prächtigen Buchenwald mit einem Areal von über 15000 Morgen besitzt. Viele Gemeinden nicht bloß im Gebiet des Karst, sondern auch anderwärts möchten sich wohl einen ähnlichen Reichthum wünschen.

Von Veprinaz steigt die Straße höher und höher bis zum Utschka-Sattel, wo wir den Wagen nach dem Dorfe zurücksandten.

Eine Stunde unterhalb des Berggipfels steht das vom österreichischen Touristenklub errichtete Schutzhaus, in welchem wir den „inneren Menschen" für den letzten, anstrengendsten Theil des Weges stärkten. Wie reichlich wurden wir auf der Höhe oben entschädigt für die im Ganzen nicht bedeutenden Mühen des Aufstiegs! Eine unvergleichlich großartige Fernsicht eröffnet sich hier dem staunenden Auge! Da der Monte Maggiore die höchste Erhebung Istriens (mit 1396 m über dem Meere), so überblicken wir zunächst die ganze meerumspülte Halbinsel. Der nördliche Theil besteht aus langen, auf- und absteigenden Hügelreihen, gewaltigen Steinwällen vergleichbar: dieses ist der armseligste und ödeste Theil des Landes, meist „Tschitschenboden" genannt. Gegen das Meer hin, sowohl in nordwestlicher als in südwestlicher Richtung, senkt sich dieses Hügelgewirre immer mehr. Schön ist dieser Ueberblick eigentlich nicht, aber interessant, insbesondere für einen Geographen oder Geologen. Der Gesichtskreis reicht aber sowohl nach der Land- als nach der Seeseite hin weit hinaus über die Halbinsel. Ueber das Meer hinweg schauen wir im Südosten die weißen Kuppen des Velebit, im Osten den kahlen Fiumaner Karst und das Kapellagebirge. Im fernen Norden heben sich klar und scharf die schneegekrönten Gipfel der Krainer Alpen ab, und im Nordwesten die langen Züge der Kärnthner und Ost-Tiroler Alpen.

Doch, was schweift unser Auge in die Ferne, während das Schönste so nahe liegt? Gerade zu unseren Füßen, dort, von wo wir heraufgestiegen, liegt hingestreckt in üppigstem Laub- und Blüthenschmuck, getaucht in goldene Lichtfluthen, der herrlich cultivirte Küstenstrich von Voloska bis Lovrana, die „Riviera Istriens". Wie Juwelen und kostbares Geschmeide, von Myrthen- und Lorbeerkränzen umwunden, schimmern Abbazia,

die „Villenstadt“, und die übrigen Städtchen und Dörfer zu Höhe herauf. Von ihnen aber gleitet der Blick hinüber zu den quarnerischen Inseln, die sich düster und fahl von der glänzenden Meeresfläche abheben. Die Alten haben ihnen den Namen „absyrtische Inseln“ gegeben, als seien es Glieder des Knaben Absyrtos, den seine Schwester Medea zerstückelte, um den verfolgenden Vater durch das Auflesen der zerstreuten Gebeine aufzuhalten. In der That erinnern, von oben gesehen nicht nur die Farbe und das Relief jener zerstreuten Inseln an gebleichte Gebeine, sondern auch die Umrisse an die Gestalt bestimmter Theile eines Skeletts; wenigstens könnte man unter Aufwendung einiger Phantasie in Cherso einen langen Schenkelknochen, in Lussin einen Armknochen, und in dem breiten Veglia ein Schulterblatt erblicken. Doch glücklicher Weise drängen sich dem empfänglichen Sinne des Beschauers auch freundlichere Vorstellungen auf, so daß wir uns entschließen, auch dem einen oder anderen dieser merkwürdigen Eilande einen Besuch abzustatten.

Bei vollkommen hellem Wetter und besonders günstiger Beleuchtung soll von hier aus sogar ein Stück der italienischen Küste und die Stelle sichtbar werden, wo die ehedem so stolze, heute jedoch tief gebeugte Königin der Adria, Venedig, aus den Fluthen auftaucht. Wäre es uns doch vergönnt, von dieser Bergeshöhe aus auch noch, wie in einer Vision, eine Heerschau zu halten über all' die Völker- und Kriegerschaaren, die nacheinander da unten auf den Abhängen und zu Füßen dieses Gebirgsstockes wohnten und vorüberzogen; die Istrer, Japyden und Liburner, die Ureinwohner der Halbinsel, und die stolzen römischen Legionen, deren überlegener Macht sich jene beugen müssen; sodann die Völkerstämme der wilden Kroaten und Slovenen, die (im 6. und 7. Jahrhundert) über die Karpathen gen Süden wandern und an der Ostküste der Adria sich niederlassen. In glänzender Wehr rauschen heran die Ritter und Reisigen der deutschen Markgrafen, welche lange Zeit das Land beherrschen. Siehe, wie von Norden her die windgeschwellten Segel der venezianischen Galeeren der istrischen Küste sich nähern; die Dogenrepublik landet ihre Kriegsmacht, um das ganze Küstenland zu erobern. Langwierige Kämpfe zwischen

ihr und den Landsknechten Oesterreichs und Genuas Galeeren wogen hin und her. Verödet liegen bald weite Gebiete des unglücklichen Landes, entvölkert sind viele Städte; und abermals sehen wir zahlreiche Schaaren von Einwanderern aus dem Südosten herüberziehen; Kroaten, Serben, Montenegriner u. a., welche jene verödeten Gebiete wieder bevölkern.

Wo sind sie aber alle geblieben, die vorlängst auf den Hochflächen und in den Thälern dieses Landes gehaust? Kaum im Andenken der Nachwelt, auf den Blättern der Weltgeschichte leben sie noch fort, und in den spärlichen, mit anderen Volksstämmen vermischten Urberresten ihrer Nachkommenschaft. Und was ist's nun mit jenen Gewaltigen, die einstens Istriens Beherrscher waren, und mit ihrer Macht? Ihre trotzigen Zwingburgen sind längst in Trümmer gesunken; Todtenstille deckt ihre Leichenhügel; verstummt ist ihrer Heeresmassen drohendes Kriegsgeschrei, ihr weittönendes Waffengeklirr! Nur Einer ist erhaben über allen Wechsel und alle Vergänglichkeit: der ewige Weltenkönig und Völkerrichter! Wie dieses gewaltigen Berges königliches Haupt, auf dem wir stehen, unbewegt herabschaut über die in der Tiefe oftmals ihr Angesicht und ihre Bewohner wechselnden Thalgründe und Meeresküsten, so thront der Herr in unendlich hehrer Majestät, unwandelbar, hoch über all' den vorüberziehenden Menschengeschlechtern! Die Völker alle, die über die Schaubühne der Weltgeschichte dahingegangen, sie waren in der Hand des Ewigen wie Schachfiguren, welche den Plänen des göttlichen Schachmeisters dienten; und auch die Mächtigen dieser Erde, mochten sie gleich manchmal in titanenhaftem Uebermuth keinen Herrn über sich erkennen, mußten und durften nur Vollstrecker seiner ewigen Rathschlüsse sein; hatten sie aber ihre Aufgabe erfüllt, dann wurden sie „zertrümmert wie des Töpfers Geschirr“! (Ps. 2, 9).

Große, weit ausschauende Gedanken hatte in uns die Größe der Natur geweckt, in deren Betrachtung versunken wir lange auf der Scheitelhöhe des Monte Maggiore standen. Wo mag ein Berg sein, der in so eigenartiger Weise die Aussicht auf Meer und Hochgebirge verbindet, wie dieser? Thabor, der hl. Berg der Verklärung, wird sie in noch

imposanterer, farbenprächtigerer Weise bieten. Aber was ist alle Erdenpracht gegenüber dem unendlichen Lichtozean der göttlichen Herrlichkeit, von welcher umfluthet und durchleuchtet die Apostel einstmals den Heiland schauen durften? Was Wunder, daß sie auf Thabor gerne Hütten gebaut hätten, um dort immerdar zu bleiben? Aber sie mußten wieder herabsteigen vom Verklärungsberge, hinab ins dunkle Thal der Mühen, Kämpfe und bitteren Leiden. Gar selten und kurz sind ja überhaupt im Menschenleben die Thaborstunden reinen, ungetrübten Glückes, wo die Seele sich dem Himmel nahe glaubt, vergessend allen Erdenleids, das sie sonst bleischwer niederdrückt. So mußten denn auch wir die sonnige Höhe bald wieder verlassen, wo wir so Schönes und Großes geschaut. Wir schieden von dort mit dem innigen Wunsch im Herzen, einstens ewig ruhen zu dürfen auf Gottes heiligem Berge und wohnen zu dürfen in seinen himmlischen Gezelten.

XLVI.

Der Historiker J. B. von Weiß.

Ein Gedenkblatt.

Schon oft ist in den „gelben Heften“ der Name des Mannes genannt worden, dem wir eine große, monumentale Weltgeschichte verdanken.[1] Nun, da der Tod ihn am 8. März dieses Jahres hinweggerafft hat, sei es einem Freunde und engeren Landsmann des großen katholischen Gelehrten gestattet, ihm in diesen Blättern auf sein noch frisches Grab ein Gedenkblatt niederzulegen.

Weiß war geboren den 22. Juli 1820 in der Stadt Ettenheim in Baden. Ettenheim, eine Gründung des Straß-

---

1) Weiß' Weltgeschichte erscheint jetzt in vierter und fünfter Auflage, die zum großen Theil noch vom Verfasser selbst durchgesehen ist, und zwar lieferungsweise (Graz, Styria). Die gesammten 22 Bände vertheilen sich auf 180 Lieferungen à 85 Pf.
A. d. R.

burger Bischofes Ettícho, von welchem es auch den Namen hat, liegt an einem Ausläufer des Schwarzwaldes im Hügelland, das den Uebergang des Schwarzwaldes zur Rheinebene bildet. Als Stiftung der Straßburger Bischöfe gehörte das Städtchen zu den rechtsrheinischen Besitzungen derselben. Sie hatten daselbst ihre Sommerresidenz; inmitten der ihnen treuergebenen, biederen Bevölkerung suchten sie von ihren Arbeiten Zerstreuung und Erholung. Cardinal Rohan, der in der Vorgeschichte der französischen Revolution eine zweideutige Rolle spielte, hielt sich in den letzten Lebensjahren daselbst auf und liegt vor dem Hochaltar der Stadtkirche beerdigt. Während der französischen Revolution wurde Ettenheim als einer der Hauptsammelpunkte der französischen Emigranten plötzlich berühmt; namentlich wird sein Name immer genannt werden in Verbindung mit dem tragischen Geschick des letzten der Bourbonen, des Prinzen Ludwig Anton Heinrich von Enghien. Enghien, eine Hauptstütze des französischen Emigrantenheeres und der gefürchtete Nebenbuhler Napoleons um den französischen Thron, wurde am 15. März 1803 in Ettenheim verhaftet, über den Rhein gebracht und auf Befehl des Corsen in Vincennes erschossen. Die Erinnerung an diese Frevelthat Napoleons lebte noch frisch in der Erinnerung der Ettenheimer Bevölkerung, als Weiß geboren war; in überaus lebendiger anschaulicher Weise ist ihr Verlauf im 20. Bande seiner Weltgeschichte geschildert, so daß man merkt, daß der Bericht nach den Aussagen der Augen- und Ohrenzeugen jener Gewaltthat verfaßt ist.

Die Wiege des späteren kaiserlichen Hofrathes stand in einem einfachen bürgerlichen Hause, in einer Familie, die wohl mit Kindern aber nicht mit Glücksgütern gesegnet war. Sein Vater Ignaz Weiß war Strumpfstricker und betrieb neben seinem wenig einträglichen Handwerk noch die Landwirthschaft; seine Mutter, die zwölf Kindern das Leben gab, war eine sehr begabte Frau von regem Geist und großer Energie. Wer etwas gibt auf die Behauptung Schopenhauers, daß die geistige Begabung fähiger Köpfe gewöhnlich ein Erbstück von der Mutter ist, könnte sie an Weiß bestätigt finden. Im Hause selbst herrschte christliche Zucht und Ordnung. Die

Bevölkerung von Ettenheim blieb trotz des schlechten Beispieles, das die französischen Emigranten ihr gaben, religiös und conservativ und hing mit ganzem Herzen noch an der milden gütigen Herrschaft der Straßburger Prälaten, die sie im Jahre 1803 mit dem badischen Regiment vertauschen mußten.

Der junge Baptist, das älteste Kind der Familie, wuchs unter frommer christlicher Zucht heran zu einem starken Knaben, bei dem seine geistige Begabung sich bald bemerkbar machte in der Neigung zum Lesen aller möglichen Bücher. Er erzählte mir selbst, daß er schon als kleiner Ministrant aus seinen Ersparnissen ein berühmtes Bilderwerk über die französische Revolution sich verschaffte. Das, was seine Mutter über dieses Ereigniß und namentlich über die Vorgänge in Ettenheim ihm erzählte, hatte ihn in tiefster Seele aufgeregt. Es war darum nicht zu verwundern, daß in dem geweckten Knaben das Verlangen sich regte, studieren zu können. Nach langem wohl begründetem Sträuben des Vaters gelang es ihm endlich mit Hilfe seiner Mutter, die sich auf seine Seite stellte, den Widerstand desselben zu brechen und so durfte er Lateinstunden beim Ettenheimer Stadtkaplan nehmen. Weiß kam von da nach Offenburg an das Gymnasium. Während er aber an der Volksschule in seiner Heimat immer der erste gewesen, war er anfänglich in Offenburg einer der letzten. Das Heimweh, die Eindrücke seiner neuen Umgebung, die völlig veränderten Lebensverhältnisse hatten ihn das Studium der lateinischen Grammatik ganz vergessen lassen. Auf der Heimreise in den ersten Ferien sagte ein Kamerad zu ihm: „Weiß, du mußt am Ende sitzen bleiben". Dieses Wort zündete bei ihm wie ein Feuerfunken. Mit rastlosem Fleiße ging er nun an die Arbeit und bald hatte er alle seine Kameraden überflügelt. Im Jahre 1833 starb plötzlich sein Vater; die Mutter, die ihn nach Hause genommen hatte, ließ ihn aber bald wieder zum Studium nach Offenburg gehen, als er ihr versprach, sich ganz durch eigene Kraft durchzuschlagen, ohne ihre Hülfe in Anspruch nehmen zu wollen. Mit bewundernswerther Energie überwand er die Schwierigkeiten seiner Lage, half sich fort durch Stundengeben, und konnte sogar vom Gymnasium und Lyceum aus seine Mutter noch unterstützen

Nachdem er das Freiburger Lyceum mit glänzendem Erfolg absolvirt hatte, widmete er sich in derselben Stadt dem Universitätsstudium. Er hörte theologische, philosophische und philologische Collegien. Von großem Einfluß auf ihn waren neben Hug und Welte namentlich Hirscher und Staudenmaier. Letzterer war ihm ein sicherer Wegweiser durch die zeitgenössische Philosophie, durch die Werke von Hegel und Schelling, die er am Gymnasium schon gelesen hatte. Das Verständniß der christlichen Philosophie bewahrte ihn vor der Ueberschätzung jener Denker, denen damals an den Hochschulen alles huldigte. In dem Dickicht der Hegelschen Spekulation ist ihm darum auch nicht die Sonne des katholischen Glaubens verschwunden. Doch seine Neigung trieb ihn zum Studium der Geschichte. Er besuchte Tübingen, wo er Hefele und Kuhn hörte. Ein inniges Freundschaftsverhältniß entwickelte sich in dieser Stadt zwischen ihm und Florian Rieß, dem späteren Jesuitenpater, das zum nutzbringenden gegenseitigen Ideenaustausch führte. Nach kurzem Aufenthalt in Heidelberg, wo ihn namentlich Schlosser anzog, der großen Eindruck auf ihn machte, zog er noch ein halbes Jahr nach München, wo er Görres und Döllinger hörte und eifrig die reichen Kunstsammlungen besuchte.

Wiewohl er sich hauptsächlich in den altklassischen Sprachen ausgebildet hatte, war er doch im Stande 1844 eine Lehrstelle für französische und englische Sprache an der höheren Bürgerschule in Freiburg anzunehmen. Im Spätjahr kam dann das Staatsexamen, das 21 Tage dauerte und das er als der erste unter 12 Candidaten bestand. Dasselbe erstreckte sich über das Gesammtgebiet der altklassischen, der hebräischen, englischen und französischen Sprache, sowie über Geschichte. Nach der Mittheilung des Prüfungsresultates erklärte ihm der Vertreter der Regierung, daß man seinen Eintritt in die akademische Laufbahn wünsche; Weiß solle sich als Privatdozent für allgemeine Geschichte an der Freiburger Hochschule habilitiren. Erst nach Ueberwindung der ernstesten Bedenken und nachdem die Regierung eine jährliche Subvention von 600 fl. in Aussicht stellte, gab er dem Wunsche derselben Folge und las im Wintersemester 1845 das erste Colleg über Geschichte des Alter-

thums. Waren ihm seine Collegen darum abgeneigt, daß er ohne ihren Vorschlag in den Lehrkörper der Universität aufgenommen worden, so verband ihn eine um so innigere Freundschaft mit Gfrörer, dem Biographen Gregors VII. Gfrörer war körperlich und geistig ein Riese, den ganzen Tag thätig und übte einen anregenden Einfluß auf den jungen Privatdozenten aus. Der Verkehr mit diesem Manne konnte Weiß nur in jeder Hinsicht förderlich sein; er hat nach dessen Tod von seiner Familie den Auftrag erhalten, seine nachgelassenen Schriften herauszugeben.

Unterdessen war das Jahr 1848 herangenaht. Weiß arbeitete an der Herausgabe eines Buches über Alfred den Großen, als die politischen Kämpfe jenes Jahres ihn in seinem nur der Wissenschaft gewidmeten Leben aufstörten. Das deutsche Parlament in Frankfurt hatte sich für ein deutsches Kaiserthum ausgesprochen. In Deutschland schieden sich dabei die Geister in Kleindeutsche und Großdeutsche. Weiß, der an diesen politischen Fragen einen regen Antheil nahm, konnte sich Deutschland nicht stark und groß denken ohne Oesterreich. Er vertrat darum mit Feuer und Energie den großdeutschen Standpunkt. In Freiburg wurde in einer Versammlung des Museums die Frage aufgeworfen, ob die Freiburger kleindeutsch oder großdeutsch sein wollen. Es kam eine Adresse an das Frankfurter Parlament zu Stande, die merkwürdiger Weise den kleindeutschen Standpunkt vertrat. In Freiburg, das Jahrhunderte lang zu Oesterreich gehört hatte! Der junge Gelehrte Weiß aber verfaßte eine Adresse von entgegengesetztem Inhalt, die in der Breisgaustadt noch viel mehr Unterschriften erlangte als die erste.

1849 brachte in Baden die Revolution. Die badische Republik wurde ausgerufen und die seitherigen großherzoglichen Beamten, auch die Professoren der Universität mußten ihr huldigen. Weiß sah aber die Revolution für ein Unglück an, er kannte zu genau auch die, welche sie in Scene setzten. Im Deutschen Volksblatt, das von Florian Rieß in Stuttgart redigirt wurde, erschienen scharfe Artikel aus seiner Feder gegen das Treiben der Revolutionäre. Es war nur eine Consequenz seines Standpunktes, daß er, obwohl alle anderen Professoren den Eid leisteten, allein sich weigerte, der Republik zu huldigen.

Seine Lage in Freiburg wurde allmählich sehr unbehaglich. Was die Gefahr für ihn vermehrte, war der Umstand, daß seine Correspondenz nach Stuttgart von den Republikanern mit Verletzung des Briefgeheimnisses abgefaßt wurde. Vom Revolutionscomité ging in Folge dessen der Beschluß aus, ihn fest zu nehmen und nach Rastatt abzuführen. Von einem Freunde, der der Sitzung beigewohnt hatte, rechtzeitig gewarnt, entfloh er nach Stuttgart. Merkwürdiger Weise wurde am gleichen Tage, wo er in Stuttgart einzog, in der Stadt Kehl ein in politischer Richtung harmloser Jude Namens Weil gefangen genommen und nach Rastatt transportirt, wo er von den revolutionären Dragonern elend in Stücke gehauen wurde. Offenbar lag da eine Namensverwechslung vor und Weiß konnte der Vorsehung danken, daß er glücklich entronnen war; sein Loos in Rastatt wäre jedenfalls kein besseres gewesen. In Stuttgart trat er neben Rieß in die Redaktion des „Deutschen Volksblattes" ein; seine Artikel gegen den badischen Republikanismus und über badische Zustände wurden damals in Baden viel gelesen.

Als die preußische Armee die Ordnung in Baden wieder hergestellt hatte, kehrte der Flüchtling wieder auf seinen Lehrstuhl nach Freiburg zurück. Allgemein wurde er zu seinem mannhaften Auftreten beglückwünscht und auch von höchster Stelle ihm die Anerkennung nicht verweigert, daß er als der einzige aller Freiburger Professoren im Revolutionswirrwarr der legitimen Obrigkeit treu geblieben war. Aber die Sonne der Gunst konnte unter dem Regiment des Absolutismus und der Reaktion dem charaktervollen Manne nicht lange leuchten Er bekam bald Gelegenheit, eine zweite Probe seines Mannesmuthes abzulegen.

Nach seiner Rückkehr bat ihn der Freiburger Stadtrath die Redaktion der „Freiburger Zeitung", die damals städtisches Organ war, zu übernehmen und in großdeutschem Sinne zu leiten. Obwohl Weiß genug mit seinen wissenschaftlichen Studien beschäftigt war, gab er schließlich doch nach und leitete das Blatt in katholischem Sinn. Da kam in Baden anläßlich des Todes des Großherzogs Leopold der sogenannte „Trauerkonflikt". Die Regierung verlangte, daß man in den katholischen

Kirchen Badens für den protestantischen Landesfürsten ein Seelenamt halten sollte. Der Erzbischof Hermann weigerte sich mit Recht gegen eine solche Zumuthung, die ihn in die peinlichste Lage brachte. Ein wahres Wuthgeheul erhob sich in der liberalen Presse gegen den ehrwürdigen Greis, der nur seinem Gewissen gehorchte. Absolutismus und Revolution hielten getreu zusammen. Da kamen Buß und Andlaw, die Führer der Katholiken zum Redakteur der Freiburger Zeitung und baten ihn, einen Artikel, der das Vorgehen des Erzbischofs vertheidigte, in sein Blatt aufzunehmen. Der Artikel erschien und erregte ungeheures Aufsehen. Er war begleitet mit einigen kurzen schneidigen Sätzen des Redakteurs, in denen er den Nagel auf den Kopf traf. Sofort stellte der Minister, obwohl er kein Recht hatte, an den Stadtrath das Ansinnen, Weiß der Redaktion zu entheben; er trat aber selbst freiwillig zurück. Weiß bekam nun die Eröffnung, daß er in Baden auf eine Anstellung nicht mehr rechnen dürfte; sein Gehalt wurde sistirt und er der Professur enthoben. Gereizt durch dieses ungerechte Verfahren, ließ aber Weiß das Schreiben des Ministers am Kopf des Blattes abdrucken und vertheidigte sich scharf, daß er als Bürger eines constitutionellen Staates, in welchem Preßfreiheit „herrsche“, das Recht der freien Meinungsäußerung habe. Nun kam als Zugabe aber noch ein Prozeß wegen Beleidigung des badischen Beamtenstandes, deren Treiben während der Revolution in einem schneidigen Artikel von einem conservativen Advokaten beleuchtet worden war. Es erfolgte seine Verurtheilung zu 8 Tagen Gefängniß und 50 Gulden Strafe. — Die Appellation an das Obergericht war vergeblich. Um Gnade wollte Weiß nicht bitten, da ihn das ganze Verfahren erbitterte. Er betrat sofort das Gefängniß, um seine Strafe abzubüßen. Das Gefängnißbrod mußte ihm um so bitterer schmecken, als er für die rechtmäßige Obrigkeit einige Jahre zuvor so entschieden eingetreten war und sogar für dieselbe sein Leben riskirt hatte.

Während er noch im Gefängniß saß, kam an ihn die Berufung als Professor der Geschichte an die Universität Graz in Oesterreich. Mittlerweile war sein Buch über Alfred den Großen erschienen, das von der Kritik sehr belobt worden war. Dieß und nicht seine politische Gesinnung hatte die

Aufmerksamkeit der österreichischen Regierung auf ihn geleitet. Er hatte in Graz wöchentlich vier Stunden über allgemeine Geschichte zu lesen, sowie das bei seiner Ernennung ins Leben gerufene historische Seminar zu leiten.

In Oesterreich wurde Weiß in den katholischen Kreisen mit Freude aufgenommen; sein Name war dort als der eines Vorkämpfers für die Rechte der Kirche bereits bestens bekannt worden. Mit Recht konnte er darum an einen Bruder nach Baden schreiben: „Aus Baden bin ich mit Fußtritten hinausgeworfen worden, in Oesterreich nimmt man mich mit offenen Armen auf". Es war eine Fügung der Vorsehung, daß er erst nach herben Erlebnissen in einem fremden Lande eine sichere Heimat fand. In seinem Heimatlande wäre er nie das geworden, wozu er bestimmt war.

Im Jahre 1854 bat ihn Braumüller in Wien, ihm eine Weltgeschichte in drei Bänden zu schreiben. Weiß gab dieser Anregung Folge und gab den 1. Band heraus; das Buch fand aber anfänglich keinen Anklang; der Verleger wollte schon seinen Auftrag zurücknehmen und mit dem 1. Band das Werk beschlossen wissen. Weiß hatte den Auftrag eigentlich auch nicht so recht gerne übernommen und willigte ebenfalls ein. Da bekam er plötzlich Nachricht, daß der 1. Band vergriffen sei und daß er sich an die Herstellung des 2. machen möge. So ging die Arbeit langsam aber stetig vorwärts, bis aus dem „Lehrbuch der Weltgeschichte", das in drei Bänden erscheinen sollte, nach 45jähriger ununterbrochener Anstrengung die große „Weltgeschichte" in 22 Bänden herangereift war. Dieses Buch, dem er seine Universitätsvorlesungen zu Grunde legen konnte, ist das eigentliche Lebenswerk des Verschiedenen, in dem er zu seiner Mitwelt gesprochen hat und zur Nachwelt noch geraume Zeit sprechen wird. Durch dieses Werk ist sein Name in die weiteste Oeffentlichkeit gedrungen und hat die ihm gebührende Bedeutung erlangt.

Es würde uns zu weit führen und eine undankbare Aufgabe sein, wenn wir auf so knappem Raum eine vollständige Analyse des Riesenwerkes geben wollten. Einige Worte dürfen wir dem Werke aber doch widmen. Sehen wir vor allem auf den „Standpunkt", welchen das Buch einnimmt. Jeder

Historiker muß ja an seine Aufgabe mit einer bestimmten Ueberzeugung und Weltanschauung herantreten, die sich bei ihm in der Beurtheilung der geschichtlichen Ereignisse geltend machen wird. Eine „objektive Geschichtsschreibung" in dem Sinne, daß sie Verzicht leistet auf religiöse philosophische Grundsätze, wird es darum nie geben. Gilt dies für alle Erscheinungen des menschlichen Gesellschaftslebens, so ganz besonders für die Beurtheilung der Religion, der höchsten Aeußerung des Menschengeistes.

Der Verfasser der Weltgeschichte läßt uns nicht im Unklaren über seinen Standpunkt. In der Vorrede zum 3. Bande sagt er inbezug auf die Zeit der Einführung des Christenthums in die Weltgeschichte: „Die Seele dieser Zeit ist die Religion. .... Jeder Geschichtsschreiber muß hier eine bestimmte Ansicht mitbringen über Religion, denn je nach dem Standpunkte der Betrachtung werden die größten Gestalten dieser Zeit zu Schwärmern, Heuchlern und Fanatikern, oder zu gottgesegneten Kämpen für unsterbliche Wahrheiten. Manche helfen sich hier mit geschraubten Redensarten, so daß die entgegengesetzten Parteien meinen können, der Schriftsteller sei ihr Mann. Andere gehen schweigend um die Schwierigkeiten herum. ... Mein Standpunkt ist der positiv christliche. Mancher, der diesen für einen längst überwundenen hält, wird ein Kreuz über das Buch machen und es vornehm beiseite legen. Mag er es thun! Mein Standpunkt hat mich nie verhindert, unbefangen die Dinge anzusehen und mich freimüthig darüber auszusprechen. Ich schäme mich nicht einer Religion, die da lehrt, daß Gott ein Geist sei und im Geiste und in der Wahrheit verehrt werden müsse, einer Religion, welche den Geist der Wissenschaft entbunden, das Menschenrecht verwirklicht, bürgerliche Freiheit geschaffen und die größten Charaktere gebildet, die so recht eigentlich eine Religion des Fortschrittes ist".

Christus ist ihm der Mittelpunkt der Weltgeschichte, zu dem die ganze Menschheit hinstrebt; der Verlauf der Geschichte nichts anderes als die Verwirklichung der großen göttlichen Pläne. Er legt für die Beurtheilung der historischen Gestalten als Maßstab die ewigen Lehren der christlichen Religion an. Ist so das ganze Werk von katholischer Gesinnung getragen,

befleißigt sich Weiß doch einer vornehmen Zurückhaltung,
bei ihm hervorgeht aus dem Geiste christlicher Liebe und
ilde. Nirgends im ganzen Werke wird man ein gehässiges
loses Urtheil finden, durch das ein Nichtkatholik irgendwie
letzt werden könnte. Er könnte da für viele protestantische
storiker, die an den Gehässigkeiten oft sich nicht genug zu
sten glauben, ein Vorbild sein.

Wie Wenige versteht Weiß zu erzählen; im alemannischen
lksstamm findet man heute noch unter dem gewöhnlichen
lk viele Leute, die erzählen und schildern können wie ein
chter. Diese natürliche Fähigkeit und Erbstück seiner Heimat
der Verfasser in sich zur hohen Kunst ausgebildet. Wie
einem Drama erscheinen die Gestalten der Geschichte figürlich
unserem geistigen Auge, fesseln unser Interesse, zwingen
s förmlich, ihre Geschicke und ihre Entwicklung mitzuerleben,
e Gedanken mitzudenken und Stellung zu nehmen für oder
gen ihre Pläne. Dies gilt namentlich für die Geschichte
französischen Revolution, die er mit besonderer Vorliebe
breiter behandelt hat wie die übrigen Partien des
ches. Man hat ihm öfters daraus einen Vorwurf gemacht
gemeint, er ginge zu sehr ins Breite. Man wird aber
e ausführliche Schilderung dieses weltgeschichtlichen Er-
nisses begreifen, wenn man hinblickt einmal auf die Be-
tung desselben für unsere Zeit und dann bedenkt, daß die
zählung seiner Eltern über dieselbe in der frühesten Jugend
on den tiefsten Eindruck auf seinen Geist machte und sein
nzes Leben lang seinen Kopf beschäftigte.

Im ganzen Werke zeigt sich „eine immense Belesenheit
Gelehrsamkeit", wie die Frankfurter Zeitung in einer
censіon sagte. Die Benützung der neuesten Erscheinungen
Literatur ist geradezu staunenswerth beim gewaltigen Um-
g des Werkes. Der 1. Band ist fünfmal vollständig um-
rbeitet worden. Ohne große philologische und philosophische
nntnisse, die er sich schon in den Universitätsjahren erwarb,
re dies nicht möglich gewesen. Er kannte sich, wie er dem
hreiber dieser Zeilen mittheilte, aus in zwölf Sprachen.
inen Stil hat er gefeilt und geschult an der Lektüre der
ssischen Schriftsteller des Alterthums, die er wie die antike

Cultur überhaupt sehr hoch schätzte und in welchen er die unerreichten Vorbilder der Darstellung sah.

Wir dürfen hinzufügen, daß er wohl bewandert ist in theologischen Fragen. Nicht jeder Historiker macht solch ausgedehnte theologische Studien, wie er sie gemacht hat. Und doch kann keiner die Geschichte verstehen, der nicht einen gründlichen Einblick in die theologischen Disciplinen gethan hat, der sich nicht vertraut gemacht hat mit der wissenschaftlichen Rechtfertigung der Lehren der christlichen Religion. Weiß hat diese Voraussetzung erfüllt. Daher seine klassische Schilderung der Person und des Werkes Jesu Christi, sein Lob der Kirchenväter, seine großartige Charakteristik der großen Heiligen des Mittelalters, eines hl. Bernhard, Franziskus und Dominikus, sein Verständniß für die Stellung des Papstthums in der Geschichte, wie für die Aufgaben und Leistungen der katholischen Orden. Was wir ihm aber als ganz besonderes Verdienst anrechnen müssen, ist sein Urtheil über die mittelalterliche Scholastik und Mystik. Er hat zu einer Zeit theologische Studien gemacht, wo auch in katholischen Kreisen die Scholastik gering geschätzt, ja verächtlich behandelt wurde. Sein Lehrer Hirscher hat in dem letzten Colleg, das er gelesen, seinen Schülern noch zugerufen: „Meine Herren, ich warne Sie vor der Scholastik". Durch selbständige Studien der großen mittelalterlichen Theologen hat der Grazer Historiker die Vorurtheile, die er gegen die Theologie des Mittelalters eingesogen, überwunden. Wie er nach dem Vorbilde seines Lehrers Schlosser nicht bloß eine politische Staatengeschichte uns gibt, sondern in die Gedankensphäre einer jeden Zeit, in den geistigen Horizont, der sie umfaßt, durch Vorführung der hauptsächlichen Literatur einer jeden Periode, uns einführt, so hat er mit ganz besonderer Ausführlichkeit auch die Denker des Mittelalters in den Kreis seiner historischen Betrachtung gezogen und ihnen Worte der höchsten Anerkennung gewidmet.

Wir wollen hiemit unsere Betrachtung über dieses Buch abbrechen. Man könnte noch vieles über dasselbe sagen. Es mag auch seine Schwächen und Mängel haben, wie jedes Produkt des menschlichen Geistes. Gesteht doch der Autor mehr wie einmal, daß es weit hinter dem Ideal zurückgeblieben, das er sich selbst vorgehalten. Jedenfalls dürfen wir dann zu seiner Ehre sagen, daß er sein Ideal hochgesteckt hat. Es ist, wie Freiherr von Helfert in einer Recension des letzten Bandes mit Recht sagt, ein „Kolossalwerk, das groß im Plan, groß in der Ausführung, groß in der geistigen Durchführung, groß im räumlichen Umfang ist". Es trägt den Stempel eines Geistes, ist einheitlich in sich abgeschlossen und doch reich und

vielfältig gegliedert. Jedenfalls kann es dem Katholicismus des 19. Jahrhunderts nur zur Ehre gereichen und wird ein Beweis sein für die Leistungsfähigkeit desselben auch in wissenschaftlicher Beziehung.

Außer der Weltgeschichte gab Weiß noch heraus die Geschichte Alfreds des Großen (1852), dann „Maria Theresia und der österreichische Erbfolgekrieg" (1863); aus dem Nachlasse Gfrörers die Geschichte des 18. Jahrhunderts (1860), „Geschichte der deutschen Volkstrachten im Mittelalter" 1865 und „Byzantinische Geschichten" 1872.

In Graz gestalteten sich die Verhältnisse für ihn viel angenehmer als in seiner alten Heimat. Er sollte nicht hineingezogen sein in das aufregende politische Treiben unserer Zeit, wo die Parteigegensätze so zugespitzt sind. Seine innerste Neigung zog ihn zu einem weltabgeschiedenen, beinahe einsiedlerischen Gelehrtenleben, wo er ferne vom großen Weltgetriebe nur seinen wissenschaftlichen Problemen leben konnte. Daß er aber die Zeitverhältnisse genau kannte, weiß Jeder, der mit ihm in Berührung kam. Er hatte sich bei Graz ein wundervoll gelegenes Landgut, den Rosenhof, gekauft. dort weilte er mit großer Vorliebe bei seiner Familie, in der er allein seine Erholung fand. Weiß hat Graz nicht mehr verlassen, um eine anderweitige Stellung zu erlangen; an Anerkennung für seine Wirksamkeit und seine Bedeutung hat es ihm jedoch in Oesterreich nicht gefehlt. Er hielt Erzherzog Karl Ludwig, dem verstorbenen Bruder des Kaisers Franz Joseph, Vorträge über Geschichte und machte mit ihm größere Reisen nach Kleinasien und Aegypten. Der Kaiser ernannte ihn zum lebenslänglichen Mitgliede des Herrenhauses, erhob ihn in den persönlichen Adelsstand und verlieh ihm mehrere Orden. Auch der hl. Vater Pius IX. schmückte ihn mit dem Gregoriusorden.

Die Persönlichkeit von Weiß spiegelt sich wieder in seinem Werke. Irgend ein Recensent nennt seine Art der Geschichtsschreibung „warmherzig". Gewiß, er konnte nicht schreiben, ohne seinen Geistesprodukten gewissermaßen auch einen Tropfen seines Blutes einzuimpfen. Die Gabe der „Warmherzigkeit" ist eine Mitgift des süddeutschen, besonders des alemannischen Volksstammes; bei unserm Grazer Professor findet sie sich aber ganz besonders ausgeprägt. Sie offenbart sich in seinem ganzen Auftreten. Sein Aeußeres war schlicht und einfach; sein Wesen offen, liebenswürdig und edel. Den Eindruck, daß eine bedeutende Persönlichkeit vor ihm stehe, konnte Niemand ablehnen, der mit ihm verkehrte. Auf dem festen Grunde der katholischen Weltanschauung hat er sein ganzes Leben aufgebaut.

Er kannte kein größeres Vergnügen als die Arbeit. In

seinem 70. Lebensjahre schrieb er an einen Bruder in Baden: „Ich gönne Dir die Erholung und Ruhe, deren Du Dich jetzt erfreuen kannst. Ich aber bin in einer ständigen Aufregung wegen meiner Weltgeschichte. Morgens fange ich um 4 Uhr an zu schreiben und arbeite bis Abends 7 Uhr mit kurzen Unterbrechungen.“ Gott hatte ihm einen kraftvollen Körper gegeben, der diesen großen Anstrengungen gewachsen war; er hätte sonst nicht das 79. Lebensjahr erreicht. Bei seiner großen Gelehrsamkeit blieb er ein einfach demüthiger Christ, der seine Pflichten gegen Gott nicht vernachlässigte.

Trotzdem man ihn aus Baden mit Schimpf und Schande hinausgejagt hatte, hing er doch mit großer Anhänglichkeit noch an seiner alten Heimat. Die letzte Freude, die er sich gönnte, war 1898 eine Reise nach Baden zu seinen Brüdern, von denen jetzt nur noch einer lebt — nämlich der um die katholische Sache in Baden hochverdiente Geistliche Rath Weiß, Pfarrer in Urlossen. Nach der Rückkehr fing er an zu kränkeln. Die Aerzte befahlen ihm jede Anstrengung seiner Kräfte zu meiden; er aber konnte die ihm liebgewordene Arbeit nicht entbehren und hörte nicht auf sie. So kam es, daß seine Kräfte sich bald erschöpften. Als er den Tod herannahen merkte, bereitete er sich wie ein frommer Christ auf denselben vor. Er starb den 8. März 1899. Die Theilnahme bei seinem Tode war eine große; auch die kaiserliche Familie ließ durch die Wittwe des Erzherzogs Karl Ludwig in einem schönen Telegramm, in dem seine Verdienste hervorgehoben waren, seinen Angehörigen ihr Beileid ausdrücken. Welch' hohen Ansehens er sich in der Stadt Graz erfreute, bewies die großartige Theilnahme an seinem Leichenbegängnisse, an welchem die Universität, der Klerus, die städtischen und staatlichen Behörden sich betheiligten.

Zum Schlusse dürfen wir sagen, daß Weiß zu jenen seltenen Naturen gehörte, die allseitige reiche Begabung mit ebenso viel Energie und Willenskraft verbinden, die bis in das hohe Alter die Spannkraft des Körpers und Geistes beibehalten und so wahrhaft Großes leisten. Er hat nicht umsonst gelebt. Wir können nur wünschen, daß sein Buch noch viele Früchte zeitigen und beitragen möge, daß in unserer so vielfach gespaltenen Zeit, wo man, um mit Augustinus zu reden, grandes passus extra viam macht, die göttlichen Ideen des Christenthums, der philosophia perennis, in den Geistern und Herzen wieder ihre Wirksamkeit ausüben. Wir könnten ebenso der göttlichen Vorsehung nicht genug dankbar sein, wenn sie uns noch recht viel solcher Männer aus dem Laienstande geben würde.

XLVII.

Caspar Franck.

Ein Convertit des 16. Jahrhunderts.

Unter den zahlreichen Gelehrten, die in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts in München und Ingolstadt schriftstellerisch thätig waren, nimmt Caspar Franck wohl eine der ersten Stellen ein. Auch Prantl stellt ihm das Zeugniß aus, daß „er sich durch eine reiche literarische Thätigkeit hervorthat und als angesehener Lehrer [an der Ingolstädter Hochschule] äußerst anregend wirkte".[1] „C. Franck", so schreibt seinerseits Bischof Andreas Räß, „war eine der ausgezeichnetsten confessionellen Eroberungen in Bayern und der Universität Ingolstadt in der letzten Hälfte des 16. Jahrhunderts. Die Aufmerksamkeit, die man ihm allgemein schenkte, die Theilnahme vieler vornehmen Personen an der Feierlichkeit seines Uebertrittes, die Schnelligkeit, womit er zu den geistlichen Weihen befördert wurde, die Ehrenstellen, womit man ihn sogleich überhäufte, die Belobungsschreiben, die er von den höchsten Stellen erhielt, beweisen, welchen großen Werth man katholischerseits auf seine Bekehrung legte. Auch hat der würdige Mann dem in ihn gesetzten Vertrauen vollkommen entsprochen, sowohl durch

1) Prantl, Geschichte der Universität in Ingolstadt. München 1872. I, 307.



im Spätsommer 1564 war derselbe nach
um einige seiner Söhne — er hatte deren
acht[1]) — die im Kirchen- und Schuldienst
sollten, dem Grafen vorzustellen. Bei
hatte er einige Predigten gehalten, die er
Jahre auf Ansuchen des Grafen drucken

1) J. Mathesius, Vom Ehestandt und Ha
1563. Widmung an Franck, vom 28. Janu
1566 wird ein Jonas Franck als Pfarre
Haag erwähnt. Vgl. W. Geyer, Graf Lad
berg und die Einführung der Reformation
Haag, in den Beiträgen zur bayer. Kirche
Erlangen 1895. S. 207.

2) Drey predigten. I. Von Christi warhafftigen
des Teuffels betrieglichen Zeichen bei den
man Christliche jartage begehen soll. III. V
lichen buß. Gepredigt in der Graffschaft H
Caspar Francken Predicanten der kirchen Gott
thal. Nürnberg 1565. 135 Bl. 12°. In
Graf Ladislaus, dd. Joachimsthal, Auffahrt
Franck, der Graf habe oft begehrt, „ich woll
Ew. Gnaden verfertigen, so ich das vergan
Gnaden Grafschaft-Kirchen auf derselben Be
Ew. Gnaden meine Kinder zu diensten üb
C. Franck dem Aeltern († 1578), der 1565,
Mathesius, Superintendent in Joachimstha
die Münchener Staatsbibliothek noch mehrer

ien Künste[1]) wurde er nach dreijährigem Universitäts-
tdium, am 6. Januar 1565, zum Predigtamte ordinirt und
lgte nun dem Rufe des Grafen Ladislaus von Haag
Oberbayern, der ihm in seiner Grafschaft die Stelle eines
redigers angeboten hatte.[2])

Graf Ladislaus war 1557 öffentlich zur neuen Lehre
ergetreten und hatte zugleich bestimmt, daß fortan nur
therische Prediger die Pfarrstellen in seiner Grafschaft ein-
hmen dürften. „Daß dies offene Eintreten für die luther-
he Lehre“, bemerkt ein protestantischer Forscher, „einzig
d allein eine That innerer Ueberzeugung gewesen sei, wage
nicht zu behaupten, der Hauptgrund scheint unzweifelhaft
Hoffnung gewesen zu sein, durch einen Uebertritt um so
er eine Scheidung von seiner Gattin erreichen zu können“.[3])
dislaus, ein „seltsamer Kopf“, hatte nämlich im Jahre
55 eine Italienerin geheirathet, mit deren Verwandten er
h gleich nach der Hochzeit überworfen hatte; infolgedessen
tte die neuvermählte Gräfin erklärt, sie wolle mit dem
utherischen Ketzer“ nichts zu thun haben. Da der Papst
Ehescheidung verweigerte, so hoffte Ladislaus, daß die

Vitebergensis. Vol. II. Halis 1894. p. 16: „Iohannes Francus Ortraudus. Christophorus Francus Vallensis“. Hier liegt wohl ein Schreibfehler vor. Statt Johann ist Caspar zu lesen, da letzterer in der Matrikel sonst nicht erwähnt wird.

1) Exequiae 44.

2) G. Buchwald, Wittenberger Ordiniertbuch. Bd. II. Leipzig 1895 Nr. 464: „M. Caspar Francus iunior Ortrandus ac alumnus scholae vallis Ioachimicae, versatus integrum triennium in Academia Witebergensi, vocatus est ab illustri domino D. Ladislao comite in Hag ad munus docendi Evangelium in illo comitatu et ritu ordinationis publicae confirmatus Witebergae an. 1565 die Epiphaniorum“.

3) Walter Goetz, Ladislaus von Fraunberg, der letzte Graf von Haag, im Oberbayerischen Archiv. Bd. 46. München 1890. S. 148.

protestantischen Prediger in diesem Punkte leichter nachgeben werden.

Die Bewohner der Grafschaft scheinen für die neue Lehre nicht gerade begeistert gewesen zu sein, wie man aus einer Predigt C. Francks des älteren schließen darf. Schon im Spätsommer 1564 war derselbe nach Haag gekommen, um einige seiner Söhne — er hatte deren nicht weniger als acht[1]) — die im Kirchen- und Schuldienst verwendet werden sollten, dem Grafen vorzustellen. Bei dieser Gelegenheit hatte er einige Predigten gehalten, die er dann im folgenden Jahre auf Ansuchen des Grafen drucken ließ.[2]) In einer

1) J. Mathesius, Vom Ehestandt und Haußwesen. Nürnberg 1563. Widmung an Franck, vom 28. Januar 1563. Im Jahre 1566 wird ein Jonas Franck als Pfarrer in der Grafschaft Haag erwähnt. Vgl. W. Geyer, Graf Ladislaus von Fraunberg und die Einführung der Reformation in seiner Grafschaft Haag, in den Beiträgen zur bayer. Kirchengeschichte. Bd. I. Erlangen 1895. S. 207.

2) Drey predigten. I. Von Christi warhafftigen wunderwercken, und des Teuffels betrieglichen Zeichen bei den walfarten. II. Wie man Christliche jartage begehen soll. III. Von der waren Christlichen buß. Gepredigt in der Graffschaft Hag in Beiern, durch Caspar Francken Predicanten der kirchen Gottes im S. Joachimsthal. Nürnberg 1565. 135 Bl. 12°. In der Widmung an Graf Ladislaus, dd. Joachimsthal, Auffahrt Christi 1565, sagt Franck, der Graf habe oft begehrt, „ich wolle die Predigten an Ew. Gnaden verfertigen, so ich das vergangene Jahr in Ew. Gnaden Grafschaft-Kirchen auf derselben Befehl gethan, da ich Ew. Gnaden meine Kinder zu diensten überantwortet". Von C. Franck dem Aeltern († 1578), der 1565, nach dem Tode des Mathesius, Superintendent in Joachimsthal wurde, verwahrt die Münchener Staatsbibliothek noch mehrere andere Schriften, die hier und da irrig C. Franck dem jüngeren zugeschrieben werden. R. Wolkan (Böhmens Antheil an der deutschen Litteratur des 16. Jahrhunderts. Prag 1890), der einige Schriften Francks anführt, kennt die soeben erwähnten Predigten nicht, ebenso wie er auch folgende Schrift Francks nicht kennt: Ein Gebet der christlichen Kirchen im Sanct Joachims Thal, inn dem jetzigen Türkenzug. Nürnberg 1566. 8 Bl. 4°.

dieser Predigten, die er am 24. September zu St. Wolfgang hielt, erwähnt er die Klagen mancher Leute, die da sagen, seit der Einführung der neuen Lehre „sei kein Glück mehr, es zerrinne alles, sie müssen darben und Mangel leiden; es sei nichts denn Krieg, Zwiespalt, Theurung, Hunger und Kummer in der Welt. Dieser Gedanke steckt noch in vieler Leute Herzen, so an die alte Zeit gedenken. Es sei [sagen sie] beim Evangelio nimmer so gut als es bei der alten Religion in der Welt gestanden; je länger man bete, je ärger es wird; man will von Christo nicht gern mehr hören, es wolle kein rechter Jahrgang mehr sein, die Nahrung gehe zu Boden, es gewinne alles den Krebsgang, die Herrschaft beim Evangelio sei geschwinder, beschwere die Unterthanen heftiger. Vor Zeiten, da sich einer in Nöthen zu St. Wolfgang oder zu U. L. Frau zu Tuntenhausen oder Oettingen gelobet und ging Kirchfahrt und brachte sein Opfer, dem ward bald geholfen und ging wohl zu; da war gut leben". — „Wahr ist es", erwiderte Franck auf solche Klagen, „Gott verhängt über die gottlose ungläubige Welt, daß es ihr eine Zeitlang bei ihrer Abgötterei gut geht". Aber wehe diesen ungläubigen Menschen in der andern Welt! Daher, „liebe Freunde, nehmet kein Aergerniß an dem gegenwärtigen Unglück, an den theuren, schweren Zeiten und an der harten Dienstbarkeit, so mit dem Evangelio über die undankbare Welt kommt".[1]) Daß in der Wallfahrtskirche von St. Wolfgang, die früher viel besucht worden war, Gebetserhörungen stattgefunden hatten, will der Prediger nicht in Abrede stellen; doch meint er, daß der Teufel die Wunderzeichen gewirkt

1) Obschon Franck in einer andern Predigt, die er im Spital zu Haag hielt, die katholische Vergangenheit in den düstersten Farben schildert, so muß er doch bekennen: „Wenn es ohne der Alten milde Hand und reiche Stiftungen und Almosen wäre, die Jetzigen ließen viele rechtschaffene Leute wohl Hungers sterben, und sollten Schulen und Kirchen und Predigtstuhl zu Boden gehen."

habe, um die Leute zu verführen. Man dürfe sich deßhalb „nicht darüber wundern, daß manchen möchte geholfen worden sein, so sich hieher oder zu andern Heiligen gelobet". Zum Schlusse mahnte er noch die Zuhörer, sich nicht verführen zu lassen, „wie bereits an etlichen durch unnöthiges Gezänk geschehen ist".[1])

In der Widmung zu diesen Predigten hatte Franck an den Grafen die Bitte gerichtet: „Ew. Gnaden wollen meiner lieben Kinder Vater sein, wie ich mich auch zu ihnen versehe, sie werden ihrem Herrn Christo, Ew. Gnaden und deren Unterthanen, so lange es Gottes Wille ist, mit ihrem Pfündlein, so ihnen von Gott verliehen, in Kirchen und Schulen treulich und fleißig dienen". Franck der jüngere sollte indessen als lutherischer Prediger nur ganz kurze Zeit thätig sein. Schon am 31. August 1566 ging Graf Ladislaus mit Tod ab, „von fast Niemand betrauert."[2]) Da er keine Erben hinterließ, so fiel die Grafschaft dem Herzog Albrecht von Bayern zu, der nun vor allem dafür Sorge trug, die katholische Religion wieder einzuführen. Zu diesem Zwecke sandte er nach Haag einige katholische Prediger, unter andern den Ingolstädter Pfarrer und Professor Martin Eisengrein.

Letzterer, der selber einige Jahre vorher in Wien der lutherischen Lehre entsagt hatte, verstand es vortrefflich, Andersgläubige zur katholischen Kirche zurückzuführen. Man müsse dieselben, bemerkt er in einer seiner Predigten, „so anders einige Hoffnung ihrer Bekehrung vorhanden ist, nicht grob anfahren, nicht von Stund an nöthigen oder zwingen, denn das Ding will ungenöthigt sein, sondern fein freundlich, gütlich und holdseliglich mit ihnen handeln, schier als wie einer mit einem neugelegten Ei umgeht; die Sache auch

---

1) Daß die damaligen kirchlichen Verhältnisse in der Grafschaft Haag keine erfreulichen waren, ergibt sich auch aus den Ausführungen Geyers, S. 208.

2) Goetz 158.

nicht übereilen und vermeinen, es müsse der Baum alsobald von einem Streich fallen, sondern in Geduld die Zeit abwarten und für und für, es sei gelegen oder ungelegen, anhalten. Siehe! mit solchem sanftmüthigen, recht christlichen Proceß gewinnt man oft einen, der uns sonst durch einen Zaun nicht ansähe; denn mit gemach gehen kommt man auch weit, und wer sich heute nicht bekehrt, der bekehrt sich morgen. . . . Wie ich denn selbst, ohne Ruhm zu melden, wohl etliche zum Gehorsam der katholischen Kirche vermittelst göttlicher Gnade mit solchem langmüthigen und bescheidenen Proceß gebracht habe, die sonst, wo man ihnen anfänglich nicht etwas nachgesehen hätte, wohl tausendmal eher im Wust der Ketzerei gestorben und verdorben wären, denn daß sie sich eines andern hätten bereden lassen".[1])

Dank seiner „Bescheidenheit" gelang es dem gelehrten Controversisten, auch den Prediger von Haag für die katholische Kirche zu gewinnen. Nach Gott und Herzog Albrecht, bezeugt Franck selber in seiner Conversionsschrift, ist Eisengrein „meiner Bekehrung getreulichster Beförderer gewesen". „Von Jugend auf unter den neuen Secten erzogen", erzählt er in derselben Schrift, habe er durch fleißiges Studium zum Predigtamte sich vorbereitet und eine Zeitlang die neue Lehre „aus Unwissenheit, wie ich von meinen Lehrern in meiner unschuldigen Jugend unterwiesen und beredet worden, für das pure lautere Wort Gottes verkündigt; denn ich gänzlich gemeint, es sei kein neues Evangelium, sondern also sei es zu der Apostelzeit und nachfolgend drei oder vier Jahrhunderte in Schwang gegangen. . . . Nachdem aber Eisengrein in die Grafschaft Haag abgefertigt worden, um das Wort Gottes nach dem allgemeinen Verstand der katholischen Kirche zu predigen, und ich mit ihm täglich von den vornehmsten jetziger Zeit strittigen Artikeln unserer aller-

1) M. Eisengrein, Christliche Außlegung der Sontäglichen Evangelien. Ingolstadt 1583. Bl. 84 a.

sich im Mai 1567 in die Universitätsmatrikel eintrag
den Vorlesungen beiwohnen zu können. Nach grü
Vorbereitung und reiflicher Ueberlegung glaubte er n
anfangs 1568 den entscheidenden Schritt thun zu k
Am 25. Januar, am Feste Pauli Bekehrung, entsag
öffentlich in der Liebfrauenkirche vor einer zahlreiche
sammlung dem Protestantismus und legte dann das k
lische Glaubensbekenntniß ab. Nach dem Empfang
Sakraments der Firmung, das ihm vom Eichstädter B
bischof Leonhard Haller gespendet wurde, bestieg er die K
um in einer lateinischen Rede die Gründe seines Uebertr
kurz darzulegen.[1])

Daß er bei diesem Schritte durch innere Ueberzeu
sich leiten ließ, kann im Ernste nicht bezweifelt we
Wohl wurde er sofort gegnerischerseits verdächtigt, als h
er nur äußerer Vortheile halber den Glauben gewech
Allein der unermüdliche Eifer, mit dem er bis zu sein
Lebensende für die katholische Kirche eintrat, die Uneig
nützigkeit, die er an den Tag legte, der Ernst der Ueb
zeugung, der aus seinen Schriften hervorleuchtet, dies al
zeigt zur Genüge, wie grundlos die gegnerischen Verdächt
ungen waren. Um diesen Verdächtigungen entgegenzutre
hatte er schon Ende 1567 eine längere Schrift verf
worin er auseinandersetzte, warum er den katholischen Glau
als den allein wahren angenommen habe.[2]) „Gott sei

1) Rotmar 143 ff. Exequiae 28. 75.

2) Klare und Gründtliche ursachen, Warumb M. Caspar Fr
Von der Sect zu der allgemainen Christlichen und Römi
Kirchen getretten, Und Alle andere, so nit Ewig wollen ver
sein, seinem Exempel nachfolgen sollen. Sampt erklärung der
nembsten jetziger zeit strittigen articklen. Durch M. Caspa
Franck, gewesnen Hoffprediger in der Graffschaft Hag. Ingols
Weißenhorn, 1568. XXIV, 215 Bl. 8°. Die Schrift w
noch 1567 fertig gedruckt, wie der Vermerk am Ende bew
„Gedruckt zu Ingolstadt 1567". Franck schrieb die Vorrede

abzubringen. Wiederholt kam es zwischen Vater und Sohn zu theologischen Discussionen. Als nun einmal von dem Gebete für die Abgestorbenen die Rede war, erinnerte der Sohn daran, daß die alten Väter in dieser Frage mit der katholischen Kirche übereinstimmten. Was gehen uns die Väter an? erwiderte der Superintendent; wir müssen uns an die Bibel halten. Die Katholiken, bemerkte Franck, berufen sich ebenfalls auf die heilige Schrift; was aber deren Auslegung betrifft, so wollen sie lieber den Vätern als Luther folgen. Da antwortete der Vater: Ich sehe, mein Sohn, daß du dich von den Papisten hast verblenden lassen; wenn dir meine Antwort nicht gefällt, so sei mir nicht weiter zur Last. Von seinem Vater schroff abgewiesen, kehrte der junge Mann nach Bayern zurück.[1])

„Eltern verlassen thut weh“, schrieb er ein Jahr später in seiner Conversionsschrift, „denn es ist wahrlich nicht eine geringe und schlechte Versuchung und Kampf, Vater, Mutter und alle seine Blutsfreunde zu verlassen, sie zu betrüben, zu bekümmern und zu erzürnen. Ja solches thut noch viel mehr frommen und gottesfürchtigen Kindern schmerzlich und bitterlich weh, so daß ihnen ein Blutstropfen vom Herz fallen möchte. Aber in solcher Anfechtung soll weit übertreffen das Wort unsers Herrn Jesu Christi: Wer Vater und Mutter lieber hat als mich, ist meiner nicht werth“. Und indem er im allgemeinen einen Vorwurf zurückwies, den er selber ohne Zweifel während seines letzten Aufenthaltes im väterlichen Hause mehr als einmal hatte hören müssen, glaubte er bemerken zu dürfen: „Sie klagen unbilligerweise über den Ungehorsam der Kinder, jene, welche selbst von ihrer christlichen Voreltern Glauben und Kirche abgefallen sind“.

Nach Ingolstadt zurückgekehrt, verlegte sich Franck mit neuem Eifer auf das Studium der Theologie; auch ließ er

1) Exequiae 46 ff.

sich im Mai 1567 in die Universitätsmatrikel eintragen, um den Vorlesungen beiwohnen zu können. Nach gründlicher Vorbereitung und reiflicher Ueberlegung glaubte er endlich anfangs 1568 den entscheidenden Schritt thun zu können. Am 25. Januar, am Feste Pauli Bekehrung, entsagte er öffentlich in der Liebfrauenkirche vor einer zahlreichen Versammlung dem Protestantismus und legte dann das katholische Glaubensbekenntniß ab. Nach dem Empfange des Sakraments der Firmung, das ihm vom Eichstädter Weihbischof Leonhard Haller gespendet wurde, bestieg er die Kanzel, um in einer lateinischen Rede die Gründe seines Uebertrittes kurz darzulegen.[1])

Daß er bei diesem Schritte durch innere Ueberzeugung sich leiten ließ, kann im Ernste nicht bezweifelt werden. Wohl wurde er sofort gegnerischerseits verdächtigt, als hätte er nur äußerer Vortheile halber den Glauben gewechselt. Allein der unermüdliche Eifer, mit dem er bis zu seinem Lebensende für die katholische Kirche eintrat, die Uneigennützigkeit, die er an den Tag legte, der Ernst der Ueberzeugung, der aus seinen Schriften hervorleuchtet, dies alles zeigt zur Genüge, wie grundlos die gegnerischen Verdächtigungen waren. Um diesen Verdächtigungen entgegenzutreten, hatte er schon Ende 1567 eine längere Schrift verfaßt, worin er auseinandersetzte, warum er den katholischen Glauben als den allein wahren angenommen habe.[2]) „Gott sei mein

1) Rotmar 143 ff. Exequiae 28. 75.

2) Klare und Gründtliche ursachen, Warumb M. Caspar Franck Von der Sect zu der allgemainen Christlichen und Römischen Kirchen getretten, Und Alle andere, so nit Ewig wollen verloren sein, seinem Exempel nachfolgen sollen. Sampt erklärung der fürnembsten jetziger zeit strittigen artickeln. Durch M. Casparum Franck, gewesnen Hoffprediger in der Graffschaft Hag. Ingolstadt, Weißenhorn, 1568. XXIV, 215 Bl. 8°. Die Schrift wurde noch 1567 fertig gedruckt, wie der Vermerk am Ende beweist: „Gedruckt zu Ingolstadt 1567“. Franck schrieb die Vorrede „am

Zeuge", erklärt er hier, „vor dessen Richterstuhl ich werde müssen erscheinen und Rechenschaft geben, daß ich in dieser hochwichtigen Sache weder zeitliche Ehre noch Nutzen gesucht". Als er zwölf Jahre später von dieser Schrift eine neue, sehr vermehrte Ausgabe veranstaltete, konnte er in der Widmung an den Freisinger Bischof, Herzog Ernst von Bayern, freudig schreiben: „Gott zu Lob und zu Ehren soll ich nicht verschweigen, daß solche meine Arbeit in der christlichen Kirche ohne sonderliche Frucht nicht abgegangen, also daß viele ansehnliche Leute, auch etliche Prädikanten in ihrem betagten bestandenen Alter zur Erkenntniß ihres Irrthums gelangt und mit herzlicher Begierde und andächtiger Dankbarkeit zur allersüßesten Mutter der katholischen Kirche eingekehrt sind, wie durch briefliche Urkunden zu bewähren, so daß solches Buch die Papisten, wie Schmiedel in seiner Widerlegung bekennt, nicht vergeblich für ein Heiligthum andern zugeschickt haben".[1])

Die soeben erwähnte Gegenschrift des streitfertigen Kanzlers der Tübinger Universität Jacob Andreä[2]) war

---

hl. Christtag des jetzt angehenden Jahres 1568". In der zweiten Auflage, Ingolstadt 1568, sind bloß einige Druckfehler berichtigt. Einige Autoren nehmen irrig an, daß diese Schrift auch lateinisch erschienen sei. Rotmar 148 ff. hat die Titel der deutschen Schriften Francks latinisirt. Rotmars lateinisches und unvollständiges Verzeichniß wurde dann später von Mederer, Annales Ingolstadiensis Academiae II, 90 ff., Kobold, Bayer. Gelehrten-Lexikon, 227 ff., und Räß II, 18 ff. einfach abgeschrieben.

1) Grundt des Catholischen Glaubens, darinnen drey unnd sechtzig Ursachen begriffen, warumb alle rechtglaubige Christen bey der allgemainen, Christlichen und Römischen Kirchen biß an ihr endt zu verharren schuldig seyn: Auch andere, so noch in Irrthumb stecken und nit verloren seyn wollen, jhrem Exempel nachfolgen sollen. Durch Caspar Francken. Ingolstadt, Sartorius, 1580. XXXII, 336 Bl. 8°. Widmung an Bischof Ernst von Freising, Ingolstadt, 12. März 1580.

2) Andreä wurde häufig Schmiedel oder Schmiedlein genannt, weil sein Vater ein Schmied war.

1568 erschienen.[1]) Eine andere Gegenschrift veröffentlichte 1569 Johann Friedrich Cölestinus, der früher kurze Zeit Prediger in Haag gewesen war.[2]) Auf beide Streitschriften, die nach der damaligen Sitte stellenweise recht grob sind, entgegnete Franck im Jahre 1570 mit einer nicht minder groben Replik.[3]) Er hätte schon früher geantwortet, bemerkt er in der Widmung an Cardinal Otto von Augsburg, „wenn ich nicht mit vielen und mancherlei Reisen, mit Predigen, Bekehrung der armen verführten Personen und mit andern nothwendigen Geschäften wäre beladen gewesen“.

Bald nach seiner Conversion, am 21. März 1568, war nämlich Franck in Eichstädt zum Priester geweiht

---

1) Grundtliche Widerlegung der vermeindten Ursachen, darumb etlich von der Christlichen und in Gottes Wort gegründter Augspurgischen Confession zum verdampten Bapstumb abgefallen . . . Wider Ein Schrift durch die Jesuiter zu Dilingen in öffentlichen Truck außgebreitet, Auch Caspar Francken Lugen unnd Lösterbuch. Tübingen 1568. XXXVIII, 164 S. 4°. — Gegen den ersten Theil dieser Streitschrift, der sich mit den 17 Bekehrungsgründen des Grafen Ulrich von Helfenstein beschäftigt (vgl Räß II, 522 ff.), ist folgendes Buch des Straubinger Pfarrers Michael Benz gerichtet: Rettung der wolgegründten ursachen des abtrettens von den Secten zu der alten wahren, recht Evangelischen Catholischen Kirchen. München, Ad. Berg, 1569. 223 Bl. 4°

2) Widerlegung der vermeinten Ursachen, darumb der abtrünnig M. Caspar Franck vom Evangelio zum Bapsthumb gefallen, sampt Erklärung der jetzigen Zeit streitigen Artickel. 1569. 4°.

3) Kurtzer und beständiger bericht Vom pur lautern Wort Gottes, . . . Sampt Notwendiger Widerlegung der zwo Schriften D. Jacob Andre Schmidlein und Johan Celestin wider die wol gegründten ursachen des abtrettens von den Secten zu der alten, wahren, recht Evangelischen, Catholischen Kirchen, in offnen Truck außgebraytet. Gestelt durch M. Caspar Franck, Ortrandum, Fürstlicher Hofprediger zu München. Ingolstadt, Al. Weißenhorn, 1580. VIII, 136 Bl. 8°. Widmung an Cardinal Otto Truchseß, München, 14. Februar 1570. Zweite Ausgabe: Ingolstadt 1571.

worden. Herzog Albrecht, der in ihm den Mann sah, der das begonnene Bekehrungswerk in Haag am glücklichsten zu Ende führen könne, hatte ihn dann sofort an den Ort seiner früheren Wirksamkeit gesandt. Zur großen Freude des Herzogs gelang es Franck, durch seine Klugheit in wenigen Monaten alle Bewohner der Grafschaft zur Kirche zurückzuführen.[1]) Der Herzog übertrug ihm nun die Administration des in der Grafschaft Haag gelegenen Augustinerklosters Ramsau und ernannte ihn zugleich zum Hofprediger in München und zum Mitgliede des neuerrichteten geistlichen Rathes.[2]) Als Hofprediger und herzoglicher Rath betheiligte sich Franck mit großem Eifer an der Religionsvisitation, die Herzog Albrecht in seinem Lande abhalten ließ.[3]) Seine belehrenden Predigten trugen nicht wenig dazu bei, manche irregeführte Personen wieder für den katholischen Glauben zu gewinnen.[4])

N. Paulus.

(Schluß folgt.)

1) Rotmar 145 a. Exequiae 51. 77.

2) Rotmar 145 b. Ueber den geistlichen Rath vgl. Knöpfler, Die Kelchbewegung in Bayern unter Herzog Albrecht V. München 1891. S. 193 ff.

3) Ueber diese Visitation vgl. Knöpfler 201 ff.

4) Rotmar 145 b. Exequiae 52. 78.

XLVIII.

Die Jansenisten während der französischen Revolution.

II.

Ueber das Verhalten der Jansenisten während der großen Revolution gibt uns das anerkannte Organ der Sekte, die Nouvelles ecclésiastiques, die wichtigsten Aufschlüsse. Dieses Journal — mit dem vollen Titel Nouvelles ecclésiastiques ou mémoires pour servir à l'histoire de la Bulle Unigenitus — erschien seit 1729 zu Paris und wurde in einer geheimen Druckerei — man sagt, anfänglich auf einem Schiff der Seine — hergestellt. Später veranstaltete man in Utrecht am Sitze des jansenistischen Erzbischofs eine zweite gleichlautende Ausgabe, welche auch in Oesterreich Eingang fand, wo sie von den unter Maria Theresia eingenisteten Jansenisten gehalten und bedient wurde.[1]) Das Blatt führte den Namen der „Utrechter Zeitung"; es versah den Dienst eines altkatholischen Merkur, wenn man das Wort „altkatholisch" auf frühere analoge Verhältnisse anwenden darf. Es verdient wegen seiner Berichte über die

---

1) Nach Walch, Neueste Religionsgeschichte. Lemgo 1772. VI. 531, erschien noch eine dritte in Amsterdam gedruckte Ausgabe des Journals, in welcher gerade die heftigsten Artikel der Appellanten Aufnahme fanden.

Beziehungen, welche die Jansenisten dorthin unterhielten,
uch heutzutage noch in der Geschichte Beachtung.[1])

Um diese Zeit nahm natürlich die kirchliche Umwälzung
Frankreich, die fast gleichzeitig mit der politischen Revo-
ution ihren Anfang nahm, die Aufmerksamkeit des Blattes
orherrschend in Anspruch. Das Journal erblickt in der
ivilconstitution die Morgenröthe einer besseren Zukunft für
ie Kirche Frankreichs, in dem Untergang der alten Hierarchie
in verdientes Strafgericht für die Annahme der Bulle
nigenitus und für die Verfolgung der Appellanten. Dem
ertriebenen Erzbischof von Paris, Msgr. de Juigné, der in
nem Hirtenbriefe an seine Gläubigen die hereinbrechende
Verwüstung der Kirche Frankreichs beklagt, wird dies mit
itteren Worten entgegengehalten: „Msgr. de Juigné“,[2])

1) Artikel der Utrechter Zeitung konnten selbst in höheren Kreisen Wiens Aufmerksamkeit erregen. Im Jahre 1777 schreibt Hofrath Greiner, ein vertrauter Rathgeber Maria Theresia's, an diese seine Souveränin: „Haben Ew. Majestät den Artikel der Utrechter Zeitung vom 5. Juni gelesen oder von ihm gehört? Er enthält das allerbeißendste Pasquill über den Cardinal (Migazzi), das ganze vier Seiten groß Quart lang ist“ (s. Arneth, Maria Theresia und Hofrath Greiner, in den Sitzungsberichten der Akademie der Wissenschaften, Wien 1859, Bd. 30, S. 345). Van Swieten, dessen College und Nachfolger de Haen, der Prälat Stock, Wittola, Schanzer, Domherr de Terme — sind einige der bekannteren Namen aus dem Jansenistenkreise in Wien. Der Jansenismus hat dem Josephinismus die Wege gebahnt und zwei wesentliche Stücke des jansenistischen Inventars auf ihn vererbt, nämlich das jansenistische Kirchenrecht und die jansenistischen Grundsätze über den Cultus. Die strenge Gnadenlehre verlor sich allmählig in dem hereinbrechenden Strome der Aufklärung. Vgl. „Wanderungen des Jansenismus durch die katholischen Länder Europas“ in den Histor.-polit. Blättern (1880) Bd. 86, S. 637, 717, 822, 881.

2) Dieser große Wohlthäter der Armen, der im Hungerjahr 1788 sogar sein Silbergeschirr verkauft hatte, um den Armen zu helfen,

sagt das Journal, „sieht das Schisma über ganz Frankreich sich ausbreiten, während er doch selbst und seine Parteigänger ein solches herbeizuführen sich anstrengen.[1]) Er sieht die gallikanische Kirche an allen Enden zusammenstürzen, während sie doch am Vorabend der Wiederherstellung ihrer Ruinen und am Ende ihrer langen Unglücksfälle steht. Er sieht voraus, daß die katholische Religion daran sei, aus diesem Königreich zu verschwinden. Wenn er diejenige Religion meint, welche er in seinen Seminarien lehren ließ und welche in seinem Pastorale (Rituale) niedergelegt ist, so mag in Wahrheit diese aus der Diöcese Paris, sowie ganz Frankreich schwinden. Dies wäre das größte Glück, welches Frankreich widerfahren könnte. Erst dann wird die wahre katholische Religion, welche durch die Apostel und durch die Tradition uns zukam, in diesem großen Königreiche triumphiren. Mfgr. de Juigné kann sein Staunen darüber nicht genugsam ausdrücken, daß fast alle Bischöfe — vier ausgenommen — und der größte Theil der Pfarrer ihrer Stellen beraubt sind. In den Augen des fleischlichen Menschen muß eine solche Katastrophe erstaunlich sein. Was aber in den Augen des Glaubens noch erstaunlicher war, ist die Thatsache, daß alle Bischöfe und fast alle Pfarrer ein so antichristliches Werk annahmen, wie die Bulle Unigenitus, daß sie einen so ungerechten und frevelhaften Eid leisteten, wie denjenigen auf das formulaire Alexanders VII. Das war in Wahrheit der Gräuel der Verwüstung an hl. Stätte,

---

war durch die revolutionäre Meute, die sein Leben bedrohte, aus seinem Sitze vertrieben. Er weilte damals in Chambery auf savoyischem Boden, später in Constanz, Kreuzlingen, Augsburg.

1) Dieser pharisäische Versuch, die Schuld an dem hereinbrechenden Schisma auf die alten rechtmäßigen Bischöfe, welche sich von ihren Sitzen nicht vertreiben lassen wollten, und auf die ihnen anhängigen Gläubigen abzuladen, bleibt den Jansenisten durch die ganze Revolutionszeit hindurch geläufig.

dies das mysterium iniquitatis, das die Kirche mit der dicksten Wolke bedeckte. Daß solche Bischöfe und solche Pfarrer, welche auch sonst so schlecht ihre Pflichten erfüllt haben, wie dieses der Stand der Religion unter den Völkern nur zu gut beweist, ihrer Stellung beraubt sind, kann man darin nicht ein gerechtes Gericht Gottes erblicken?" (Nouvelles eccl. 21. Juni 1791.)

Ein Gegner der Civilconstitution, der Verfasser der auch in den Nouvelles besprochenen Schrift „Idée du schisme" meint, in den Provinzen könnte das Dekret der Nationalversammlung über Absetzung der (ungeschworenen) Pfarrer gar nicht ausgeführt werden, wenn nicht die Clubs dafür agitirten. Dürften die Einwohner der Provinzen sich ohne Gefahr aussprechen, so würde man sehen, ob es der allgemeine Wille der Nation sei, daß Pfarrer und Bischöfe abgesetzt werden. Unser Jansenist ist anderer Meinung. „Das heißt", entgegnet er, „die Feinde der neuen Constitution möchten gerne ihrer Widersacher entledigt sein, um nach ihrem Gutdünken zu intriguiren und jene Constitution umzustürzen, ohne sich zu compromittiren. Und wenn jener Schriftsteller den Wunsch ausspricht: möchte man doch befreit sein von diesen Clubs, die auf ihrem Wege überall Schrecken und Tod im Gefolge haben, so ist ihm darauf zu erwiedern: jedenfalls ist es nicht Paris, wo die Clubs so unheilvoll wirken (hört!), wie sollen sie erst in der Provinz so unheilbringend sein! Es ist dies eine Calumnie, aber man muß sie der Einbildungskraft des Autors zu gute halten". (Nouvelles eccl. 13. Dezember 1791.)

Am 13. März 1791 wurde der neue constitutionelle Bischof von Paris, oder, wie es jetzt nach Ausmerzung des erzbischöflichen Titels hieß, der évêque métropolitain von Paris gewählt. Mit 500 von 664 Stimmen wurde Gobel, Bischof von Lydda und Weihbischof des Bischofs von Basel, mit dem Sitze in Thann (Elsaß), durch die Departementalversammlung zum Bischof der Hauptstadt erhoben. Was

mag da für eine Elite von frommen, kirchentreuen Männern sich zusammengefunden haben, um der ersten Gemeinde des Königreiches einen Hirten zu geben. Am Abend des Wahltages begab sich Gobel in den Jakobinerklub, der nicht wenig zu seiner Erhebung beigetragen, um, wie er sich ausdrückte, dort die Gesinnungen der Weisheit, der Mäßigung und der Bürgertugend (civisme) zu schöpfen.[1]) Am 27. März 1791 fand die feierliche Installation des neuen Bischofs in der Notre-Dame-Kathedrale statt. Deputationen von der Nationalversammlung und von der Municipalität waren zugegen, Grenadiere der Nationalgarde paradirten in dem Gotteshause. In dem Moment, wo Gobel am Altare den Eid auf die Civilconstitution ablegte, widerhallten die Hallen des ehrwürdigen Tempels von den Beifallsrufen der Menge, die wohl schwerlich den kirchentreuen Theil der Pariser Bürgerschaft vorstellte. Eine Salve der Artillerie verkündete den Moment der Installation. Spötter meinten, das bedeute die kanonische Einsetzung des neuen Bischofs. Die Beifallsrufe der Menge wiederholten sich, als nach beendigter Feier eine Procession den Gewählten durch die Straßen der Stadt zu seiner Wohnung geleitete. Tiefer Blickende mögen schon damals sich gesagt haben, daß ein solcher Beifall der Welt, namentlich wenn er einem Kirchenmanne gelte, in der Regel nichts Gutes bedeute. Aber wer mochte ahnen, daß der also Gefeierte nach wenigen Jahren von denselben Männern der Revolution, die ihn auf den bischöflichen Stuhl erhoben hatten, werde zum Blutgerüst geschickt werden?

1) Msgr. de Juigné, der rechtmäßige Erzbischof, hatte von seinem Exile aus den Eindringling auf's Ernstlichste verwarnt, mit Hinweisung auf die schweren Kirchenstrafen, welche vom Concil von Nicäa an über Jeden verhängt worden, welcher sich in die Stelle rechtmäßiger Bischöfe einzudrängen versuchte. Gobel hatte die Stirne, dieses pflichtmäßige Warnungsschreiben des würdigen Oberhirten dem procureur général syndic zu übergeben, damit dieser eine gerichtliche Verfolgung gegen denselben einleite.

Was konnte dem Nouvellisten näher liegen, als die ersten Kundgebungen des neuen Bischofs mit seinen begeisterten Empfehlungen in die Welt einzuführen! Diese Kundgebungen sind ihm glückverheißende Zeichen eines über der Kirche Frankreichs aufgehenden schöneren Tages. Zum Schluß der Constituante (20. September 1791) erließ Gobel ein Mandement, worin er verkündete, die neue Constitution sei nichts anderes, als der Codex des Evangeliums zum Glücke Frankreichs auf seine bürgerliche Verfassung angewandt. Die Nouvelles sind ganz seiner Meinung, denn die Gleichheit aller Rechte, diese Basis der Constitution und der Stein des Anstoßes für die Gegner, sei nirgends so solid begründet als im Evangelium durch den Herrn selber. Dieses Mandement scheint ihm würdig des ersten Hirten der Hauptstadt; es ist viel mehr angefüllt mit guten Unterweisungen als diejenigen seines Vorgängers, Msgr. de Juigné, der nur fruchtbar war in Complimenten. Als Christ wie als Bürger wird Gobel in seinen Instruktionen die Wohlthaten der neuen Constitution mit der Moral des Evangeliums verknüpfen, er wird sich beeilen, das Beispiel der Unterwerfung unter die Gesetze des Staates und der Religion zu geben (Nouvelles eccl. 15. November 1791). Ja wohl, Gobel wird alle Befehle der Gewalthaber des Tages getreulich vollziehen und nach wenigen Jahren wird er sogar den Jakobinern zu Gefallen seine bischöflichen Insignien auf den sogenannten Altar des Vaterlandes niederlegen und sein Priesterthum förmlich abschwören.

Das Journal fühlt sich übrigens auch verpflichtet, den Bischöfen der neu gegründeten Staatskirche Muth und Vertrauen in die Wirksamkeit ihres natürlich aller gesetzmäßigen Jurisdiktion entblößten Ministeriums zuzusprechen. In einer Betrachtung über die Lage der neuen Kirche von Frankreich dem hl. Stuhle gegenüber bemerkt es, diese Kirche wäre wohl in der Lage, sich selbst zu vertheidigen, wenn der römische Hof sich gegen sie die nämlichen Excesse erlauben

würde, wie gegen die Kirche von Holland (Utrecht). Er könnte es zu bereuen haben. Der römische Hof weiß, daß die französischen Schriften in allen Ländern gelesen werden, und daß sie früher oder später einen Einfluß auf die öffentliche Meinung ausüben müssen. „Die Hauptsache ist, daß die constitutionellen Hirten, die Bischöfe voran, sich mit Eifer und Muth waffnen, um ihre Pflichten zu erfüllen, daß sie wohl unterrichtete Christen heranziehen, daß sie diesen begreiflich machen, wie man unterscheiden müsse zwischen dem hl. Stuhl, gegen den man die aufrichtigste Anhänglichkeit haben solle, und zwischen dem römischen Hof, gegen den man nicht genug auf der Hut sein könne, endlich daß sie im vollen Vertrauen in die Wirksamkeit ihres Ministeriums sprechen, wie dieses der Bischof von der Eure in seinem Mandement an seine Mitarbeiter thut" (Nouvelles eccl. 30. April 1792). Dieser Bischof von der Eure,[1]) Herr Lindet, hatte ein Jahr darauf den Einfall, in den Stand der Ehe treten zu wollen, und er setzte ihn in der That in's Werk. Darüber geräth der Nouvelliste, im Punkte des Cölibates correkt, wie fast alle Jansenisten, in eine tragisch-komische Situation. „Als wir die guten Schriften ankündigten, bemerkt er, welche Herr Lindet zur Unterweisung seiner Diöcesanen veröffentlichte, waren wir weit davon entfernt, zu denken, daß wir an ihm eines jener Scandale zu beweinen hätten, welche die religiös gesinnten Personen in Bestürzung setzen" (27. Februar 1793). Was halfen jetzt alle gutgemeinten, zum Theil wirklich gelehrten Abhandlungen über den Cölibat, die der Journalist entgegensetzte? Des Heirathens unter dem constitutionellen Klerus wollte kein Ende werden. Der schismatische Bischof Torné von Bourges, der in seiner eigenen Kathedrale einen Priester

1) Die neuen Bischöfe durften sich nicht mehr nach ihrer bischöflichen Stadt, sondern nach ihrem Departement d. h. nach Bergen und Flüssen benennen.

nit einer Nonne copulirte, sagte in seiner Trauungsrede
jeradezu, durch eine solche Priesterehe werde bewirkt, daß
die moeurs antiques wieder aufleben, welche die Kirche so
ange Zeit in einem blühenden Stand erhalten hätten
(Nouvelles 6. November 1793). Besonders mißlich für
den Journalisten war, daß er Aehnliches über den kurz
vorher noch von ihm gefeierten Bischof Gobel von Paris
berichten mußte. Gobel ließ sich nach anfänglicher Weigerung
endlich auf Andringen der Municipalität herbei, dem be-
weibten Priester Aubert, gegen dessen Heirat sein eigener
(constitutioneller) Pfarrer und die ganze Gemeinde prote-
stirt hatten, die kanonische Institution auf die Pfarrei
St. Augustin zu geben. Am bestimmten Tage sah man den
premier pasteur von Paris, der aus feiger Furcht vor
den Revolutionären von seinem anfänglichen Widerstand
zurückgegangen war, in eigener Person den neuen Ehemann
in der Kirche installiren, während seine Angetraute en grande
toilette einen Ehrenplatz im Chorgestühle einnahm. Welch
eine Wandlung! Die Nouvelles, vor kurzem noch so be-
geistert für Gobel, können jetzt schon nicht mehr umhin,
ihn mit Heli zu vergleichen. Doch für den Gerechten gibt
es allezeit einen Trost. In seiner Betrachtung über die
sich mehrenden Uebertretungen des Cölibatsgebotes sagt der
Journalist: „Gott hat solche Scandale zugelassen, offenbar
nur zu dem Zweck, um zu zeigen, welcher Ausschreitungen
ein molinistischer und constitutionärer[1]) Klerus fähig sei“
Nouvelles eccl. 25. Juni 1792). Der vortrefflichen Civil-
onstitution darf natürlich nichts geschehen, und wir werden
och sehen, wie dieser nämliche Journalist die scandalöse
Apostasie seines geschworenen Bischofs Gobel auf dessen

1) Unter „constitutionärem“ Klerus verstehen die Jansenisten den
der dogmatischen Constitution Unigenitus anhängigen Klerus.
Dieser war natürlich der reine Gegensatz zu dem sogen. con-
stitutionellen Klerus, der die Civilconstitution beschworen hatte.

Gerne folgt man der in den letzten Zeilen en
Aufforderung, denn man wird selten am Grabe eines
stehen, der mit solch edler Begeisterung und solchem
wie Achtermann die echt christliche Kunst zu seiner
aufgabe machte. Achtermann ist im Dienste der
zur Künstlerlaufbahn gelangt; er hat im Dienste der
ausschließlich den Künstlerberuf ausgeübt, und er
Dienste der Religion die höchsten Erfolge erzielt.

1. Von armen Eltern in Münster geboren wurde
Achtermann schon sehr bald von seinem Oheim
Lande aus Mitleid aufgenommen und mußte
Schweine hüten. Da aber der Oheim mit der Zei
daß Wilhelm infolge seiner unwiderstehlichen Leiden
„schnitzeln" ein sehr unzuverlässiger Hüter der Bor
sei, nahm er ihm diese Beschäftigung ab und ma
zum Ackerknecht. Als der Oheim starb und Achterman
demselben, da er kein Testament gemacht hatte, ga
erbte, sah er sich genöthigt wieder als Ackerknecht
verdingen, wobei er „wie ein Sklave arbeiten mußte".
paar Jahre hielt er es so aus, dann beschloß er —
achtzehn Jahre alt — zu seinem Vater in die Stadt
zukehren und womöglich jetzt noch Schreiner zu
Alles staunte über den wunderlichen Einfall, aber
ließ sich nicht irre machen: er arbeitete, betete und
und noch war er kein Jahr in der Lehre, so kam er
dem besten Gesellen gleich; im Schnitzen übertraf er
und leistete seinem Vater, der viel mit Ausbessern und
ahmen von alten Möbeln und Geräthen zu thun
treffliche Dienste. Eines Tages nun wurde aus dem
des Oberpräsidenten von Vincke eine reichgeschnitzte, alte
Kommode in die Werkstätte des Schreinermeisters Acht
gebracht, damit er dieselbe ein wenig aufpolire.
der Politur aber wurde einer der beiden ausdru
Engelsköpfe zu Seiten des „Alterthümchens" abgestoß
die Theile höchst wurmstichig waren, so konnten

XLIX.

Römische Jubiläumswanderungen.

II. Ein Künstlerleben im Dienste der Religion.

Wie gewöhnlich, so galt auch dieses Jahr mein erster Besuch in Rom dem Petersdom. Von da weg begab ich mich zu dem gleich in der Nähe befindlichen deutschen Campo santo, das Grab eines weltberühmten Landsmannes zu besuchen, der vor gerade 100 Jahren auf dem Boden der rothen Erde das Licht der Welt erblickt, in Rom für sein geliebtes deutsches Vaterland unablässig gearbeitet und sich unsterblichen Ruhm erworben hat. Mitten in dem genannten Friedhof steht auf zierlich schlankem Steinsockel ein schönes Broncecrucifix, von himmelragenden, in stiller Einsamkeit wehmüthig rauschenden Cypressen beschattet. Gleich jenseits der Mauer taucht die gewaltige Kuppel von St. Peter auf, wie wenn sie als Riesenglocke den hier schlummernden deutschen Landsleuten das Auferstehungsgeläute hereinläuten wollte. An diesem einzigartigen Plätzchen befindet sich am Boden ein Grab mit einer großen viereckigen Platte bedeckt und las ich darauf die Inschrift eingemeißelt:

A ☧ Ω
Vor dem Bildniß
seines gekreuzigten Erlösers
an den er geglaubt auf den er gehofft
für den seine Künstlerhand geschaffen hat
Ruht hier in Frieden
Meister Th. Wilhelm Achtermann
geb. Mariä Himmelfahrt 1799 zu Münster
gest. 26. Mai 1884 zu Rom.
Leser, gedenke sein im Gebete
Daß am jüngsten Tag er glorreich auferstehe.

Gerne folgt man der in den letzten Zeilen enthaltenen Aufforderung, denn man wird selten am Grabe eines Künstlers stehen, der mit solch edler Begeisterung und solchem Erfolge wie Achtermann die echt christliche Kunst zu seiner Lebensaufgabe machte. Achtermann ist im Dienste der Religion zur Künstlerlaufbahn gelangt; er hat im Dienste der Religion ausschließlich den Künstlerberuf ausgeübt, und er hat im Dienste der Religion die höchsten Erfolge erzielt.

1. Von armen Eltern in Münster geboren wurde Wilhelm Achtermann schon sehr bald von seinem Oheim auf dem Lande aus Mitleid aufgenommen und mußte er dessen Schweine hüten. Da aber der Oheim mit der Zeit merkte, daß Wilhelm infolge seiner unwiderstehlichen Leidenschaft zu „schnitzeln" ein sehr unzuverlässiger Hüter der Borstenthiere sei, nahm er ihm diese Beschäftigung ab und machte ihn zum Ackerknecht. Als der Oheim starb und Achtermann von demselben, da er kein Testament gemacht hatte, gar nichts erbte, sah er sich genöthigt wieder als Ackerknecht sich zu verdingen, wobei er „wie ein Sklave arbeiten mußte". Ein paar Jahre hielt er es so aus, dann beschloß er — schon achtzehn Jahre alt — zu seinem Vater in die Stadt zurückzukehren und womöglich jetzt noch Schreiner zu werden. Alles staunte über den wunderlichen Einfall, aber Wilhelm ließ sich nicht irre machen: er arbeitete, betete und hoffte und noch war er kein Jahr in der Lehre, so kam er schon dem besten Gesellen gleich; im Schnitzen übertraf er sie alle und leistete seinem Vater, der viel mit Ausbessern und Nachahmen von alten Möbeln und Geräthen zu thun hatte, treffliche Dienste. Eines Tages nun wurde aus dem Hause des Oberpräsidenten von Vincke eine reichgeschnitzte, altmodische Kommode in die Werkstätte des Schreinermeisters Achtermann gebracht, damit er dieselbe ein wenig aufpolire. Während der Politur aber wurde einer der beiden ausdrucksvollen Engelsköpfe zu Seiten des „Alterthümchens" abgestoßen; da die Theile höchst wurmstichig waren, so konnten sie nicht

aneinandergeleimt werden. Was nun anfangen, um dem wohlverdienten Verweise des hohen Auftraggebers zu entgehen? Wilhelm sagte kein Wort, um so mehr redete er, der immer eine kindliche Frömmigkeit bewahrt hatte, während des langen Abendgebetes, das er kniend vor dem Bette verrichtete, zu Gott. Kaum weiß er die Seinen im Schlafe, so schleicht er behutsam aus dem Hause und unternimmt nächtlicherweile und barfuß eine Wallfahrt zu dem wunderthätigen Gnadenbild von Telgte, zwei Stunden von Münster. Andern Tags begibt er sich freudig an die Arbeit, mit der er bald den Vater überrascht. Es war ein Engelskopf, dem ganz gebliebenen ähnlich wie ein Ei dem andern, welchen er während seiner geringen Mußestunden im Laufe der Woche und zwar mit seinem Taschenmesser geschnitzt hatte. Die Freude des Vaters läßt sich denken und doch litt seine Gewissenhaftigkeit nicht, daß er reinen Mund halte. Darum entschuldigte er sich bei Ablieferung des Möbels bei dem Oberpräsidenten; dadurch aber wurde die besondere Aufmerksamkeit des letzteren auf Wilhelm gelenkt, in dessen Arbeiten der Beamte sofort das verborgene Talent eines noch ungeschulten Künstlers erkannte und deßhalb hochherzig dazu half, ihm zur Künstlerlaufbahn zu verhelfen. Er trug also Wilhelm auf, ihm eine Probearbeit zu machen, die nach Berlin in die Akademie eingeschickt werden könnte. „Obgleich nur Bauernknecht“, so erzählt Achtermann selbst, „erkannte ich dennoch sofort, daß der mir vom Oberpräsidenten gewordene Auftrag über meine ganze Zukunft entscheiden werde und daß vom Gelingen oder Mißlingen der Ausführung des Auftrages mein fernerer Beruf abhinge. Darum glaubte ich auf besondere Weise mich der Hilfe Gottes und der Fürbitte seiner Heiligen versichern zu müssen und entschloß mich, das Gelübde der Keuschheit abzulegen, damit ich, wenn Gott mich zum Künstlerberuf bestimme, in Ehelosigkeit einzig der christlichen Kunst meine Zeit widmen könne“. Seine Arbeiten fanden den Beifall des Ober-

präsidenten, welcher dieselben mit einem Empfehlungsschreiben an den berühmten Bildhauer Rauch in Berlin sandte, der sich bereit erklärte, „den jungen Herrn, dessen vorgelegte Arbeiten zu guten Hoffnungen berechtigten“, in sein Atelier aufzunehmen. Aber wie verdrießlich war Rauch überrascht, als sich statt des, wie er aus den eingeschickten Arbeiten schloß, jungen, vorgebildeten Herrn, ein plattdeutsch sprechender, stämmiger Bauernbursche von 32 Jahren vorstellte. Er wollte ihn fast wieder fortschicken, aber der spätere Dresdener Professor Rietschel, zu welchem er den Achtermann führte und welcher ähnliche Schicksale durchgemacht hatte, blickte tiefer und veranlaßte das Verbleiben Achtermanns. Er führte ihn auch zum Direktor Schadow, welcher anfangs laut auflachte, daß dieser 32jährige, ohne jegliche Vorbildung gebliebene Westfale noch Bildhauer werden wolle, aber bald anderer Ansicht wurde, nachdem er Arbeiten Achtermanns gesehen hatte. Auch fand Wilhelm in seinem Landsmann, dem Staatsrath Schmedding, einen freundlichen Gönner, der sich seiner in wahrhaft väterlicher Weise annahm. Zudem erweckten seine merkwürdigen Schicksale Aufmerksamkeit und Theilnahme, so daß er zuweilen Einladungen in vornehme und reiche Familien erhielt. Im Ganzen aber hatte er mit der größten Noth zu kämpfen, mußte viel frieren und hatte oft wochenlang kaum ein trockenes Stückchen Brod zur Nahrung. Aber er betete und blieb standhaft. Und es kamen auch wieder bessere Tage. Ein von ihm ausgestelltes, lebensgroßes Crucifix erregte großes Aufsehen, wurde auch von Schadow sehr gelobt, brachte ihm allmählich Ruf und sogar verschiedene Aufträge ein. So ersparte er sich nach und nach doch soviel, daß er seinen lang gehegten Wunsch im Jahre 1838 ausführen konnte, nach Italien überzusiedeln. Achtermann stand jetzt so mitten im Künstlerberuf, daß ein Zurückgehen ausgeschlossen war. Mit eiserner Willensenergie war er im Dienste der Religion dahin gelangt.

2. Obwohl Achtermann in Rom durch seine Arbeiten

bald europäischen Ruf erlangte, obwohl der König von Preußen ihn mit hohen Orden auszeichnete, der Kaiser von Oesterreich ihn adelte, die Kaiserin von Rußland und andere fürstliche Personen ihn in seinem Atelier aufsuchten, voll Bewunderung für seine Werke waren und dieselben zu erwerben suchten, und obwohl gerade die auf religiösem Gebiete sich bethätigenden Künstler mit hemmenden Vorurtheilen und großen Schwierigkeiten zu kämpfen hatten, somit für unsern Meister der Versuch sehr nahe liegen mußte, den Erfolg seines Schaffens und seinen Ruhm mehr durch profane Werke zu sichern: so hat er doch treu sein gemachtes Gelübde gehalten. Seine Hand hat nur religiöse Gegenstände geschaffen, nie hat sein Meißel profanen Zwecken gedient. Christus am Oelberg, Christus am Kreuz, die Abnahme Christi vom Kreuze, Maria mit dem hl. Leichnam Christi, Maria mit dem Jesukind, der Auferstandene, ein Altarwerk, Ecce homo u. a., das waren hauptsächlich die Gegenstände, welche mit imponirender Einfachheit, aber zugleich mit dem Hauche ergreifender Innigkeit und Zartheit, sowie mit wahrhaftem Adel der Formen ausgestattet von Achtermann aus dem kalten Marmor herausgearbeitet wurden. Er betrachtete eben die Kunst als Gottesdienst, um die Herzen zu erbauen und zum Himmel zu erheben. Darum nahm er auch die Mittel des Gottesdienstes in seine ganze Berufsthätigkeit auf. Wenn er anfangs in Rom bei seiner gänzlichen Mittellosigkeit die größte Entbehrung litt, wie hilft er sich? Er selbst erzählt einmal von dieser Zeit: „Es war eben der dritte Tag, daß ich wieder nichts gegessen. Ich saß trostlos in meiner offenen Werkstatt und starrte meinen Christus an, denn zum Arbeiten hatte ich keine Kraft mehr. Ich betete just leise vor mich hin . . . .“ Wenn er Monate lang seine kostbare Zeit in Carrara nur mit vergeblichem Suchen eines entsprechenden Marmorblockes trauernd verlebt hatte, und nachdem nun doch einer gefunden, unter unsäglichen Mühen herausgelöst, vom Berge heruntertransportirt und

von Sand und Erdmassen befreit ist, sich herausstellt, daß der Riesenblock doch nicht zu gebrauchen ist, was thut er wieder? „Meine Betrübniß war groß", sagt er, „aber ich betete desto eifriger zu Gott, daß er mir einen guten Marmorblock bescheeren wolle, wenn es für mich gut und nützlich sei". Wenn er ein Werk vollendet hatte und das Lob darüber in aller Munde war: dem Gebet und der Hilfe Gottes schrieb er das Meiste davon zu. So schrieb er gelegentlich der Vollendung der bekannten Kreuzabnahme: „Die größte Freude, welche mir der liebe Gott in meinem Leben geschenkt hat, ist die, daß er mich unverdienter Weise bis zur Vollendung der Gruppe als Werkzeug benützt hat. Ich habe dieses Glück wohl am meisten meinen lieben Landsleuten zu verdanken, welche . . . vom Anfang bis zur Vollendung mit dem schärfsten und sichersten Meißel fortwährend mit mir gearbeitet haben, ich meine die Arbeit des Gebetes, welches unser hochwürdigster Herr Bischof . . . den Gläubigen so warm und nachdrücklich empfohlen hat. . . ." Wenn er endlich durch seine Arbeiten nach und nach auch materiell besser gestellt war und bei seiner einfachen Lebensweise sich Mittel erübrigte, im schönsten Dienste der Religion, im Dienste der Gottes- und Nächstenliebe wurden sie angewendet: in Rocca di Papa, wo er die heißen Sommermonate zuzubringen pflegte und wo er merkte, daß ein Theil der Bewohner in Folge weiter Entfernung von der Pfarrkirche nicht zum Gottesdienste kam, baute er denselben eine alte ganz zerfallene Kapelle wieder auf, fügte an dieselbe eine Wohnung für einen Geistlichen und machte eine Stiftung zum Unterhalte desselben mit der Verpflichtung, den Gottesdienst in der Kapelle zu besorgen und den armen Kindern unentgeltlich Unterricht in der Religion und in den Elementarfächern zu ertheilen. Auch vermachte er ein Legat, aus welchem jährlich zwei Mädchen eine bestimmte Summe als Aussteuer für die Heirath erhalten sollten u. a. m. Kurz: Wilhelm Achtermann wurde seine Thätigkeit wirklich zum

Gebet, sein Kunstschaffen thatsächlich zum Dienste der Religion.

3. Man kann öfters Künstler finden, welche zwar für sich die ernste Absicht haben, den Zwecken der Religion in ihren Werken zu dienen; objektiv aber dieses Ziel doch nicht erreichen. Wer beispielsweise das Leben und den Charakter Michelangelos kennt, wird ihm das nicht absprechen können, daß er mit seinen Arbeiten, welche größtentheils auf religiösem Gebiete entstanden sind, auch wirklich der Religion dienen wollte. Aber wir müssen doch sagen: in den meisten Werken gelingt ihm das nicht, oder nur höchst einseitig; wir stehen bewundernd und wie gebannt vor diesen lebensvollen Statuen, vor diesen unvergleichlichen Malereien, welche dem gewaltigen Geiste des Florentiners ihr Entstehen verdanken, und müssen dieselben immer und immer wieder betrachten und studiren, aber eigentlich religiöses Denken und Fühlen ist nicht das Erste und nicht das Hauptsächliche, was in uns hervorgerufen wird. Anders bei Achtermann. Der Erfolg seiner Künstlerthätigkeit war und ist ein Dienst der Religion und wird es sein, so lange für ihren Glauben begeisterte Christen in die ergreifenden Todeszüge seiner Crucifixe und Christusleichen schauen, das edle Antlitz seiner Madonnen betrachten. Als Achtermann seine berühmte Pietà für den Dom in Münster fertig hatte, die er selbst 13 mal in Marmor ausführen mußte und die in Holz und Stein oftmals nachgebildet, in Photographien und Stichen tausendfach verbreitet wurde, kam der Maler Ahlborn zu ihm und fertigte Zeichnungen von sieben verschiedenen Seiten der schönen Gruppe an. „Ich habe sie, schreibt derselbe, zu meiner Freude und Erbauung gezeichnet. Die Gestalten und ihr Ausdruck sind . . . zarter und würdiger empfunden, als des gewaltigen Meisters Michelangelo Gruppe in St. Peters Dom. Was bei jenem Größe ist, ist bei Achtermann Liebe und Andacht in der Größe. Es ist ein Werk zur Ehre Gottes und zur Erbauung der

Gläubigen und wird als solches Jahrhunderte hinaus reichen und gelten, es wird zu Gebet, zur Betrachtung der Erlösung, zu gottgefälligem Leben erwecken". Und der Maler Overbeck äußerte sich darüber: „Ich hege die Ueberzeugung, daß gewiß das christliche Gemüth vollkommen mit mir übereinstimmen wird, daß Achtermann in diesem ausgezeichneten Werke nur den Ausdruck dessen gegeben hat, was in jeder gläubigen Seele lebt, was denn auch zugleich das höchste und schönste Lob ist, das einem christlichen Kunstwerke zu Theil werden kann". Wie selbst auf Andersgläubige solche und ähnliche Arbeiten unseres Künstlers von unwiderstehlichem religiösem Eindruck waren, zeigt ein Vorkommniß, das P. Hertkens in seiner Biographie Achtermanns[1]) anführt. Eines Tages trat ein vornehmer Engländer in die Arbeitsstätte des Meisters und sagte in gebrochenem Deutsch: „Sind Sie Herr Achtermann?" Der Künstler, der eben in Thon formte, sah nicht sonderlich aus, er machte schüchtern sein Compliment. Da griff der Engländer hastig nach den unsauberen Händen, die sich vergebens zurückzogen, er drückte sie heftig und sprach unter Thränen: „Ich habe zu Münster Ihre Pietà gesehen, ich mußte Ihrer Muttergottes versprechen, Katholik zu werden. Ich bin nun wirklich Katholik, aber ich will jetzt noch die hl. Firmung, und da bitte ich Sie, mein Firmpathe zu werden. Ich bin N. N. Nicht wahr, Sie machen mir die Freude?" Achtermann vermochte vor Rührung nicht mehr zu sprechen, er nickte und weinte. Ein ander Mal hatte Achtermann gerade seine große, fünf Figuren umfassende Gruppe der Kreuzabnahme vollendet, zu deren Besichtigung sich auch Papst Pius IX. mit einem zahlreichen Gefolge einfand; da empfing der Künstler in seinem Atelier den Besuch des Attaché der

---

1) Wilhelm Achtermann, ein westphälisches Künstlerleben. Trier, Paulinusdr. 1895. Dieser Biographie sind die vorgeführten Notizen hauptsächlich entnommen.

russischen Gesandtschaft, des Professors der schönen Künste, Baron von Jousard. Es war gerade eine größere Gesellschaft um das berühmte Werk dort versammelt; indeß wußte sich der genannte Herr in seiner Begeisterung so wenig zu beherrschen, daß er die den Künstler umgebenden Fremden bei Seite drängte, die Hand Achtermanns ergriff und laut ausrief: „Ich danke nicht Ihnen, sondern Gott, der durch Sie ein solches Meisterwerk entstehen ließ". Solchen Erfolg hatten Achtermanns Werke, solchen Einfluß hinterlassen sie. Der westfälische Künstler war in der That weit voran gekommen auf dem Wege zu dem schönen Ziele echt christlicher Kunst, wahrhaft religiöses Denken und Fühlen in der Seele zu erwecken.

Nach diesen drei vorgeführten Gesichtspunkten ist die Thätigkeit Achtermanns wirklich ein Künstlerleben im Dienste der Religion und konnten mit vollem Recht in die Widmungsurkunde vom 4. Juli 1850, welche in das Postament seiner Pietà im Münsterer Dom gelegt wurde, die ihn ehrenden Worte eingefügt werden: „. . . Zu der sehr kleinen Zahl derjenigen, welche Gott durch seinen Hauch angeregt, nicht ohne offenkundige Zeichen seiner Fürsehung auf den höchsten Gipfel der Kunst emporgehoben hat, gehört der in jeglicher Tugend höchst ausgezeichnete Mann, Wilhelm Achtermann aus Münster, geb. d. 15. August im Jahre des Herrn 1799. Derselbe hat, nachdem er die größten Hindernisse, welche ihn niederdrückten, und die mühseligsten Sorgen durch Fleiß, Seelenstärke und Gottvertrauen endlich glücklich überwunden, eine so große Berühmtheit seines Namens erlangt, daß aus der Hauptstadt der christlichen Welt, aus Rom selbst, welches mit den Künsten am meisten vertraut ist, sein Lob fast über alle Völker verbreitet worden ist, welche Europa bewohnen . . ."

A. Zottmann.

leitungen voraus, welche über den Inhalt und die
der Urkunden vielfach neues Licht werfen. Will
wahrheitsdurstiger Leser sich mit der Lektüre der
beg ugen, sondern, auf sein Urtheil ebenfalls
sich in das Studium der lateinischen, italienischen
lischen Urkunden versenken, so gewähren die
reden doch neben vortrefflichen Uebersichten auch
kommene Fingerzeige für das Verständniß der
Daneben war der Herausgeber bemüht, die letztern
einen seltenen Reichthum geschichtlicher Literatur zu
Der einzigartige Vorzug des Verfassers, in Rom
zu dürfen, setzte ihn in den Stand, neben äußerst
Druckwerken, auch unbekannte Schätze der römischen
deutschen Archive zu verwerthen. Ausnehmend
gestattet erscheinen unter diesem Gesichtspunkte der
der dritte der unten genannten Bände. Die beiden
Bände sind außerdem mit ausgezeichneten Registern
gestattet, während der erste Band eines solchen
licher Weise entbehrt. Selbstverständlich kann es
als unsere Aufgabe uns vorschweben, den Leser
Detail einzuführen, welches der emsige rheinische
in jahrelangem Ringen mit spröden Aktenfascikeln,
blichenen Urkunden und staubbedeckten Büchern hier
einem anmuthenden Mosaik vereinigt hat; unser
bescheidener. Wir wünschen die Bedeutung der
kationen des Dr. Ehses zu betonen und damit jener
Pflicht zu genügen, die uns gemahnt, den Werth
eigenen Leute nicht zu verkennen, auf daß für deren
achtung und Zurückstellung in gewissen Kreisen je
von Vorwand schwinden möge.

1. Die römischen Dokumente zur Geschichte der
scheidung Heinrichs VIII. von England 1527–

1) Quellen und Forschungen auf dem Gebiete der Geschi
Verbindung mit ihrem historischen Institut in Rom

Msgr. Ehses hat sich aber auch durch drei selbständige große wissenschaftliche Arbeiten einen Namen gemacht. Im verhältnißmäßig enge umschriebenen Zeitraum von sechs Jahren an's Licht getreten, auf den umfassendsten kanonistischen, dogmatischen und geschichtlichen Studien beruhend, das Ergebniß emsiger Forschungen in den verschiedensten italienischen und deutschen Archiven darbietend, bilden diese drei hier kurz zu erläuternden Werke Ehses' einen neuen Beweis dafür, was deutscher Fleiß und deutsche Treue, wenn sie im Bunde mit katholischer Weltanschauung sich bethätigen, zu leisten vermögen. Die letztere wünsche ich namentlich zu betonen. Oeffentlich-rechtliche Verhältnisse der Kirche und der europäischen Staaten, welche in der Periode, zu welcher die Urkunden dieser Bände gehören, eine maßgebende Rolle spielten, heute aber in Folge der stets wachsenden Siege des Protestantismus und der Säcularisation verschwunden sind, müssen aus dem Geiste der damaligen Zeit verstanden und erklärt werden. Und was die schier zahllosen Fragen dogmatischer, liturgischer, kirchenrechtlicher Natur, die in päpstlichen Urkunden sich uns darbieten, anlangt, so genügen zu deren vorurtheilsfreier und allseitiger Würdigung noch lange nicht blos geschichtliche Kenntnisse nebst sogenannter historischer Methode. Hier muß der Dogmatiker und Canonist dem Geschichtsbeflissenen als Lehrer und Leiter zur Seite gehen. Nach all diesen Richtungen befriedigt Msgr. Ehses auch die strengsten Anforderungen. Von seiner sicheren Hand geleitet, lernt der vorurtheilsfreie Leser aus den vielen hochwichtigen Urkunden in den drei Bänden auch noch etwas anderes als Kirchenpolitik. Das Walten des hl. Stuhles zum Wohl der Gesammtkirche leuchtet ihm auf Schritt und Tritt entgegen. Das ist der unwiderstehliche Reiz, mit welchem diese päpstlichen Urkunden auf den Leser eindringen.

Was die Art der Behandlung betrifft, so hat der gelehrte Herausgeber alle gerechten Wünsche vollauf befriedigt. Den einzelnen Sammlungen gehen gediegene Ein-

leitungen voraus, welche über den Inhalt und die Bedeutung der Urkunden vielfach neues Licht werfen. Wird auch kein wahrheitsdurstiger Leser sich mit der Lektüre der Einleitungen begnügen, sondern, auf sein Urtheil ebenfalls Werth legend, sich in das Studium der lateinischen, italienischen und englischen Urkunden versenken, so gewähren die geistvollen Vorreden doch neben vortrefflichen Uebersichten auch höchst willkommene Fingerzeige für das Verständniß der Dokumente. Daneben war der Herausgeber bemüht, die letzteren durch einen seltenen Reichthum geschichtlicher Literatur zu beleuchten. Der einzigartige Vorzug des Verfassers, in Rom arbeiten zu dürfen, setzte ihn in den Stand, neben äußerst seltenen Druckwerken, auch unbekannte Schätze der römischen und deutschen Archive zu verwerthen. Ausnehmend reich ausgestattet erscheinen unter diesem Gesichtspunkte der erste und der dritte der unten genannten Bände. Die beiden letzten Bände sind außerdem mit ausgezeichneten Registern ausgestattet, während der erste Band eines solchen unbegreiflicher Weise entbehrt. Selbstverständlich kann es unmöglich als unsere Aufgabe uns vorschweben, den Leser in alles Detail einzuführen, welches der emsige rheinische Landsmann in jahrelangem Ringen mit spröden Aktenfascikeln, halb verblichenen Urkunden und staubbedeckten Büchern hier wie in einem anmuthenden Mosaik vereinigt hat; unser Ziel war bescheidener. Wir wünschen die Bedeutung der Publikationen des Dr. Ehses zu betonen und damit jener hohen Pflicht zu genügen, die uns gemahnt, den Werth unserer eigenen Leute nicht zu verkennen, auf daß für deren Mißachtung und Zurückstellung in gewissen Kreisen jede Art von Vorwand schwinden möge.

1. Die römischen Dokumente zur Geschichte der Ehescheidung Heinrichs VIII. von England 1527—1534[1])

---

1) Quellen und Forschungen auf dem Gebiete der Geschichte. In Verbindung mit ihrem historischen Institut in Rom heraus-

gehörten zu den werthvollsten Publikationen auf diesem Gebiete, welche in unseren Tagen in England oder Deutschland in unserem Jahrhundert ans Licht getreten sind. Das hat die erste Autorität auf diesem Gebiete, der gelehrte Herausgeber der gewaltigen Sammlung der Letters and Papers of Henry VIII., Mr. James Gairdner, bereitwillig anerkannt.[1]) Der ausnehmend große Werth liegt erstens in den dankenswerthen Mittheilungen über die Dispens bulle und das Dispens breve Julius II., beide datirt am 26. Dezember 1503, wodurch zu Gunsten des Prinzen von Wales (Heinrich VIII.) und der Wittwe seines verlebten Bruders Arthur das Hinderniß des ersten gleichen Grades der Schwägerschaft zum Zweck der Eingehung einer giltigen Ehe behoben wurde. Ehses bewährte sich hier als gediegenen Canonisten, welcher die Echtheit der Dispensbulle insbesondere gegen die Einwendungen des Cardinals Wolsey wie mit einem ehernen Wall von Gründen sicherstellt. In der That: ganz und voll besteht der Satz zu Recht: „Text und Giltigkeit der Dispensbulle vom 26. Dezember 1503 sind gegen alle Exceptionen sichergestellt" (XXXIII).

Mit der Dispensbulle steht im engsten Zusammenhang das an dem nämlichen 26. Dezember 1503 erlassene Dispensbreve. Dieses für die Königin Katharina in ihren Eheproceß so bedeutende Aktenstück stimmt in seinen wesentlichen

---

gegeben von der Görresgesellschaft. II. Band. Römische Dokumente zur Geschichte der Ehescheidung Heinrichs VIII. von England 1527—1534. Mit Erläuterungen herausgegeben von Dr. Stephan Ehses. Paderborn. Schöningh. 1893. Lex.-8°. XLIV, 284 S. M. 9.80.

1) The English Historical Review 11 (1896) 674: New Lights on the Divorce of Henry VIII. By far the most satisfactory treatment which it has yet received is from the pen of Dr. Stephan Ehses, who has not only illustrated it by a volume of documents from the Archives of the Vatican, in which he has been a most laborious worker etc.

Punkten mit der Dispensbulle überein. Während aber die Bulle den Vollzug der Ehe zwischen Arthur und Katharina mit einem „vielleicht" begleitet (forsan consummaveritis), ermangelt das Breve des einschränkenden Wortes „forsan". Aus diesem Grunde das Breve als eine Fälschung der Spanier zu bezeichnen, ist ein Verfahren, welches die Engländer im Eheprocesse unbegreiflicher Weise sich erlaubten. „Denn", bemerkt Ehses treffend, „wenn sie (die Spanier) durch ein gefälschtes Breve den Vollzug der Ehe Arthurs mit Katharina außer Zweifel zu setzen versuchten, so würden sie in höchst thörichter Weise die Geschäfte der Engländer besorgt haben, die alles daransetzten, eben diesen Vollzug zu beweisen; sie würden ganz gegen das Gewissen der Königin Katharina selbst gehandelt haben, die immer und überall feierlich, eidlich, selbst in Form der sakramentalen Beichte, auch vor König Heinrich VIII., ohne daß dieser zu widersprechen wagte, die Versicherung gab, daß sie beim Tode Arthurs Jungfrau gewesen" (XXXV).

Wie Ehses in einem gelehrten Excurs darthut, besitzt das Wegbleiben des Wortes „forsan" im Zusatzbreve einen andern Grund. Nach dem Abschluß des Ehevertrags zwischen Prinz Heinrich und Katharina am 23. Juni 1503 ließ Ferdinand der Katholische die Erwerbung der Dispense durch seinen Gesandten in Rom mit folgendem Bemerken beantragen: „In dem Vertragsartikel, welcher von der Dispense handelt, ist der Vollzug der Ehe Arthurs mit Katharina behauptet. Thatsache ist aber, daß die Ehe nie vollzogen wurde. Auch in England ist wohl bekannt, daß die Prinzessin Katharina eine Jungfrau ist, da aber die Engländer sehr zu Spitzfindigkeiten geneigt sind, schien es klüger, den Vollzug der Ehe zur Grundlage zu nehmen, und daher muß die Dispense vollständig mit dem Wortlaut des Ehevertrags übereinstimmen. Das Recht der Nachfolge hängt von der unbezweifelten Gültigkeit der Ehe ab". Ungeachtet dieses dringenden Wunsches war es den Bemühungen des span-

ischen Gesandten in Rom nicht gelungen, die beantragte Fassung der Bulle im Sinne seines Königs bei der Curie zu erwirken. Entweder widerstrebten die Vertreter Englands, oder aber, was vielleicht der Wahrheit näher kommt, der hl. Stuhl erachtete die Beifügung des „forsan" als entsprechender. Daher sein Antrag auf Gewährung des Zusatzbreves, in welchem „forsan" fehlen solle. Mit Recht entsprach Julius II. dieser Bitte. In der Sache selbst, und für jeden, der mit dem Stil der Curie bekannt ist, besteht zwischen der Bulle und dem Breve kein Unterschied. Denn in jedem Falle ist das Hinderniß der Schwägerschaft beseitigt und die Möglichkeit einer gültigen Consenserklärung eröffnet. Zur Schonung des von den Engländern behaupteten Standpunktes wünschte Julius II. mit Recht Geheimhaltung des Zusatzbreves. Das letztere befand sich anfänglich unter den Papieren des Ruez Gonsalez de Puebla, spanischen Gesandten am englischen Hofe 1494—1509 wurde von dessen Söhnen dem Kaiser Karl V. zu Burgos 1528 eingehändigt, dann von Königin Katharina im Eheproceß abschriftlich vorgelegt und befindet sich heute in Wien.

Der Kern und Stern dieses Bandes liegt in den von Ehses zum ersten Mal genau und vollständig herausgegebenen Depeschen des Cardinals Lorenzo Campeggio über seine Thätigkeit im Eheprocesse Heinrich's VIII. vom Oktober 1528 bis September 1529. Die Publikation Ehses' dürfte an Wichtigkeit für die Beurtheilung des Cardinals Wolsey von keiner andern, die in unsern Tagen an's Licht getreten, überragt werden. Dem kundigen Diplomatiker ist es gelungen, die Geheimschrift des Cardinals in befriedigender Weise aufzulösen und so jene sonst unerklärlichen Lücken auszufüllen, mit denen Theiner in den Vetera monumenta Hibernorum atque Scotorum einige der hier in Betracht kommenden Urkunden herausgegeben hat. Fast dreihundert Jahre hat Cardinal Wolsey's Andenken als Staatsmann unter dem Einfluß religiöser

Vorurtheile schwer gelitten. Erst die Herausgabe der State Papers und der Letters and Papers of Henry VIII. seit den dreißiger Jahren hat allmählig einen Umschwung hervorgebracht. Der modernsten Geschichtschreibung gilt Wolsey als der Begründer der Weltmacht Englands im neunzehnten Jahrhundert. Das ist das Lob, in welches die gehaltvolle Biographie des Cardinals vom anglikanischen Bischof Creighton von London ausklingt.[1]) Dagegen scheint der Ruf Wolsey's als Diener der Kirche um so schwerere Einbuße zu erleiden, je reichlicher die Forscher aus dem Schatze kirchengeschichtlichen Materials schöpfen. Campeggio's Depeschen bedecken den allmächtigen Minister des englischen Königs mit schwarzen Schatten. Bei der Ausarbeitung des Lebensbildes des Cardinal-Erzbischofs von York für die zweite Auflage des katholischen Kirchenlexikons, dessen zwölfter und letzter Band im Jahre 1900 erscheinen wird, hat Ehses' bedeutende Publikation mir namhafte Dienste geleistet, die ich hier dankbar anzuerkennen wünsche.

2. Der vierte Band der Quellen und Forschungen auf dem Gebiete der Geschichte befaßt sich in seiner ersten Abtheilung mit dem Nuntius Bonomi in Köln, dem Nuntius Santonio in der Schweiz und den Straßburger Wirren.[2]) Die Theilung der Arbeit erfolgte in der Weise, daß Ehses die beiden Nuntiaturen sammt zwei Anhängen bearbeitete,

---

1) Twelve English Statesmen. Cardinal Wolsey by Mandell Creighton, Bishop of London. London 1898. pag. 220: Wolsey was the creator of the forces which worked the great change in England in the sixteenth century.

2) Quellen und Forschungen. IV. Bd. Nuntiaturberichte aus Deutschland nebst ergänzenden Aktenstücken 1584–1590. Erste Abtheilung: Die Kölner Nuntiatur. Erste Hälfte: Bonomi in Köln. Santonio in der Schweiz, Die Straßburger Wirren. Herausgegeben und bearbeitet von Dr. Stephan Ehses und Dr. Alois Meister. Paderborn, Schöningh 1895. Lex. 8°. LXXXV und 400 S. M. 15.

während Meister den auf Straßburg entfallenden Theil und den dritten Anhang kritisch behandelt hat. Das Lob, welches oben Msgr. Ehses gespendet wurde, gebührt für den ersten Theil der Kölner Nuntiatur seinem treuen Mitarbeiter Dr. Meister, welcher gegenwärtig als Privatdocent der Geschichte an der Universität Bonn eine ersprießliche Thätigkeit entfaltet. Die Gesammtzahl der Aktenstücke, welche deutschen und italienischen Archiven entlehnt wurden, beträgt 267, welche die Herausgeber durch einen seltenen Reichthum gelehrter Anmerkungen erläutert haben. Den Texten geht eine 85 Seiten zählende Einleitung voraus, welche die Urkunden im Zusammenhang mit den religiösen und politischen Verhältnissen würdigt.

Geboren 1536 zu Cremona in Oberitalien, seit 1573 Bischof von Vercelli, gehört Bonomi zum Kreise jener Männer, die im Geiste eines hl. Karl Borromäus eine Erneuerung der Kirche anstrebten. Nuntius in der Schweiz, dann Nuntius am Kaiserhofe, hatte er 1583 jene wichtige Sitzung des Kölner Domkapitels geleitet, in welcher die Wahl des Prinzen Ernst von Bayern als Nachfolger des abgefallenen und gebannten Erzbischofs Truchseß von Köln sich vollzog. Im Jahre 1585 wurde er dauernd als Nuntius in Köln angestellt und bekleidete dieses Amt bis zu seinem am 25. Februar 1587 in Lüttich erfolgten Tode. Zu seiner Nuntiatur gehören 169 Urkunden, die zumeist aus der Nuntiatura di Colonia des Vatikanischen Archivs stammen. In erster Linie kommt in Betracht der Briefwechsel des Nuntius mit den Cardinalstaatssekretären Como und Rusticucci, dann Papstbriefe an hervorragende Männer und die Correspondenz Bonomi's mit den leitenden Personen seines weitausgedehnten Bezirks. Daran reihen sich drei Anhänge, von denen der dritte und umfangreichste auch der wichtigste die Ueberschrift führt: Die Curie und die Straßburger Wirren.

Am 9. April 1585 nach ebenso beschwerlicher wie ge-

fährlicher Reise in Köln angelangt, hat Bonomi, wenngleich mit fortwährender Kränklichkeit kämpfend, eine Thätigkeit entfaltet, welche die Bewunderung der Mit- und Nachwelt erzwingt. Das Kölner Domkapitel reinigte er von unlauteren Elementen und erließ scharfe Anordnungen zur Wiedereinführung der täglichen feierlichen Conventualmesse und zur Vertheilung der Distributionen an die anwesenden und dienstthuenden Domherren. Sein Schreiben aus Lüttich 17. Oktober 1585 an die Domgeistlichkeit ließ an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig (169). Seiner Thätigkeit in Westfalen verdankte die Kirche die Wahl katholischer Bischöfe in Münster, Paderborn, Osnabrück und Minden; Bremen und Lübeck gingen an die Protestanten verloren. Ein anschauliches Bild von den trostlosen Zuständen im Domkapitel in Lübeck zeichnet der von neun dortigen Domherren am 9. Mai 1585 an den Nuntius gerichtete Brief, welcher die Schwierigkeiten darlegt, die sich der Ablegung des tridentinischen Glaubensbekenntnisses entgegenstellen (70).

Die Nachrichten, welche die Urkunden über nicht wenig deutsche Bischöfe enthalten, sind geeignet, den Leser mit tiefer Trauer zu erfüllen. Daß der neue Kurfürst Ernst von Köln, den man an die Stelle des Truchseß zur Aufrechterhaltung des katholischen Glaubens berufen, ein sehr ungeistliches Leben führte, bildete den Gegenstand fortgesetzter Klagen (203). Sixtus V., ein einsichtsvoller Finanzmann, hatte zur Wiedereroberung der durch den Grafen Neuenar eingenommenen Stadt Neuß hunderttausend Scudi (1 Scudo = M. 4.30) bewilligt (197). Weitere Geldgesuche lehnte er ab. Ernst von Köln hätte sich, statt kostspielige Hofhaltung zur führen, die bischöfliche Consecration sollen ertheilen lassen, um in den Sprengeln Köln, Münster, Freising und Lüttich, die er in seiner Hand vereinigte, das Sakrament der Firmung zu spenden. In Aachen, so meldet Bonomi aus dieser Stadt am 17. September 1585 nach Rom (144), ist vor 28 Jahren das Sakrament der Firmun[g]

zum letzten Mal gespendet worden. Deßhalb hat Bonomi an zwei Tagen im Aachener Münster gefirmt und zweimal eine lateinische Ansprache gehalten, welche der „gute Dechant" des Münsters ins Deutsche übertragen hat. Aachen gehörte bis 1801 zur Diöcese Lüttich, dessen Bischof Ernst von Köln war. Kein Wunder, wenn die Lage der Aachener Katholiken sich von Jahr zu Jahr verschlimmerte. Mit dem Bischof von Chur war es nicht viel besser bestellt als mit Ernst von Köln (63) und an die Bischöfe von Speyer und Straßburg richtete Sixtus V. scharfe Mahnschreiben zur Abstellung von Mißbräuchen in ihren Häusern, wie in ihren Sprengeln. Nicht einmal auf die Vorstellungen frommer Laien hätten sie gehört und doch, bemerkt der Papst: Expectare episcopum, ut ab homine laico sui officii commoneatur, grave est, admonitum negligere, intolerandum (82).

Bei alledem besaß das Volk noch lebendigen katholischen Sinn. Bonomi's Berichte über den Eifer, mit dem man in Koblenz, Köln und Lüttich das vom neuen Papste Sixtus V. ausgeschriebene Jubiläum gefeiert, erheben das Herz. Im Dom zu Lüttich leitete der Nuntius selbst die Feier „con grandissimo concorso di popolo" (107). Ueberhaupt ist er in den spanischen Niederlanden sehr thätig gewesen. Seine Berichte über Vorbereitung, Abhaltung und Durchführung der Diöcesansynode in Lüttich (153, 161) legen für seine Einsicht, Geduld und Eifer das beste Zeugniß ab. In der Stadt Lüttich selbst, wie auf dem platten Lande griff er wider schwere Mißbräuche ein. Als besonders lehrreich stellen sich dar seine Berichte über die geistigen Strömungen an der Universität Löwen. Bajus habe sich zwar dem hl. Stuhl unterworfen, dennoch fahre er fort, neue Irrthümer auszustreuen. Sonst wegen seiner irrigen Sätze bezüglich der heiligmachenden Gnade bekannt, hat Bajus nach Bonomi's Bericht vom 9. November 1585 auch die Vollgewalt des hl. Stuhles angegriffen und gelehrt: episcopos habere potestatem immediate a Deo, non a

summo pontifice, romanumque pontificem non esse universalem episcopum (184), lauter Aufstellungen, die kein exakter Dogmatiker annehmen kann. Wer die Hochschätzung kennen lernen will, welcher sich der im Februar 1587 heimgegangene Nuntius Bonomi bei Sixtus V. erfreute, der lese des Papstes Schreiben an Herzog Wilhelm von Bayern vom 12. Mai 1587 (219).

Für die kurze Sendung Santonio's als Nuntius in die Schweiz und die reichlichen Urkunden über die Straßburger Wirren verweisen wir auf den Band selbst. Man könnte der Ansicht zuneigen, Rom hätte die fortgesetzten Bitten des Straßburger Bischofs Johann von Manderscheid um materielle Unterstützung zur Entfernung der protestantischen Mitglieder des Domkapitels ausgiebiger berücksichtigen sollen. Indeß lag der Grund des Uebels anderswo. Anhang III mit den „Intercessionen protestantischer Reichsfürsten beim Kaiser zu Gunsten der Straßburger evangelischen Kapitulare" (320—386) läßt die den Anhängern des neuen Glaubens günstigen Strömungen am Kaiserhofe erkennen, die stärker waren als noch so ansehnliche päpstliche Hülfsgelder.

3. Kaum vier Jahre nach dem Erscheinen der Akten über die Nuntiatur des edlen Bischofs Bonomi in Köln erfreut Msgr. Ehses mit einem neuen Bande über dessen Nachfolger Ottavio Mirto Frangipani.[1] Den Urkunden selbst, deren Höhe sich auf 393 beläuft, hat der Herausgeber eine nach allen Seiten sehr befriedigende Einleitung vorangestellt. Sie schildert den Lebensgang Frangipani's, welcher um 1542 aus vornehmer neapolitanischer Familie geboren, am 19. Nov. 1572 Bischof von Cajazzo wurde, dann zeitweilig seinen

1) Quellen und Forschungen. Die Kölner Nuntiatur. Zweite Hälfte: Ottavio Mirto Frangipani in Köln 1587—1590. Herausgegeben und bearbeitet von Dr. Stephan Ehses. Paderborn. Schöningh 1899. Lex.-8°. LXI u. 528 S. M. 22.

Oheim in der Verwaltung von Bologna unterstützte, nach Beendigung der Kölner Nuntiatur Bischof von Tricarico und 1605 Erzbischof von Tarent wurde, als welcher er am 24. Juli 1612 in die Ewigkeit gegangen ist. Sodann gibt Ehses sein Urtheil ab über den Inhalt der von ihm gesammelten Urkunden, welche in ihrer überwiegenden Mehrzahl der Nationalbibliothek in Neapel, sowie der der Nunziatura di Colonia im Vatikanischen Geheimarchiv angehören. Um diese Haupturkunden lagern sich dann zahllose ungedruckte Notizen aus einer langen Reihe anderer Archive, Bibliotheken und Dikasterien Roms. Den emsigen Bemühungen Ehses' ist es nicht selten gelungen, Einblattdrucke zu verwerthen, so den Erlaß des Nuntius vom Dezember 1587 mit der Ankündigung einer allgemeinen kirchlichen Visitation (77); hierhin beziehen wir auch seine Hinweise auf weitere ungedruckte Materialien zur Kenntniß des in Löwen zwischen der Universität und den Jesuiten über die Gnadenlehre ausgebrochenen Streites (112). Die Natur und Bedeutung des letztern hat Ehses wie in der Einleitung, so auch an mehr denn einer Stelle beim Abdruck bedeutender Papsturkunden in Sachen dieses Streites vorurtheilslos dargelegt. Solche Dokumente allseitig zu würdigen, dazu reichen bloße Geschichtskenntnisse nicht aus, man muß inmitten der theologischen Strömungen stehen und sich gründlicher dogmatischer Kenntnisse, wie das bei Ehses der Fall ist, erfreuen.

Am 25. August 1587 in Köln angelangt, hat Frangipani gegen dreieinhalb Jahr die Nuntiatur verwaltet und mit Ausnahme der Zeit von Juni bis Dezember 1588, wo er in Löwen sich aufhielt, ständig in Köln residirt. Prüft man die von Ehses gesammelten Dokumente, insbesondere den Briefwechsel des Nuntius mit dem Cardinalstaatssekretär Montalto, dann gewinnt man einen Begriff von der geradezu erstaunlichen Thätigkeit desselben, wirft aber auch zugleich einen Blick in die vielfach trüben Verhältnisse nicht etwa bloß des Erzbisthums Köln, sondern auch der westfälischen

und sächsischen Sprengel. Hier lassen sich nur die hauptsächlichsten Gesichtspunkte hervorheben, unter denen sich die Thätigkeit Frangipani's zusammenfaßt. Es handelt sich um sein Verhältniß zum Kurfürsten Ernst von Köln in kirchlicher und staatlicher Hinsicht, zum Klerus der Stadt Köln und der Erzdiöcese, zum Herzog Wilhelm von Cleve, sowie zu dessen Sohn, dem Jungherzog Johann Wilhelm, zu den übrigen Diöcesen in West- und Niederdeutschland, endlich zur Hochschule von Löwen. Aber auch bedeutende Angelegenheiten in Sprengeln, die nicht zum Nuntiaturbezirk von Köln gehörten, wie der Streit zwischen dem Bischof Echter von Mespelbronn von Würzburg und dem Fürstabt von Fulda Balthasar von Dermbach, sowie der Streit um die Abtei Hersfeld werden durch viele neue Urkunden beleuchtet und zeigen uns, wie katholisches Kirchengut durch den Streit im eigenen Lager in die Hände der Gegner gebracht wurde.

Der Kurfürst Ernst von Köln aus dem Hause Bayern war das Gegentheil seines frommen und ernsten Bruders, des Herzogs Wilhelm von Bayern. Wenn man die Berichte Frangipani's an Cardinal Montalto über das ausgeschämte Treiben des Prälaten liest, traut man seinen Augen kaum. Eckel erfüllt den Forscher, der solchen Leidenschaften bei einem Manne begegnet, den man nach den furchtbaren Wirren des abtrünnigen Truchseß nach Köln berufen. Aus den Unterredungen Frangipani's mit Ernst in Brühl und anderwärts ergibt sich, daß der Erzbischof den katholischen Glauben zu schützen Willens war und auch der kanonischen Visitation seines Sprengels durch Frangipani keine Hindernisse entgegenstellte. Widerlich ist, daß er mit der katholischen Moral beständig im Kampfe lag, trotz aller Versprechungen, die er Rom in diesem Punkte gemacht. In keiner einzigen Urkunde des ganzen Bandes konnte ich auch nur einen einzigen Satz mit einem Hinweis darauf entdecken, daß der Kurfürst pontifikale Funktionen, wie es sich für ihn gebührte, ausgeübt hätte.

Dafür waren damals die Weihbischöfe gut genug, vorausgesetzt, daß man sie am Leben erhielt. Denn der unter Frangipani zum Weihbischof ernannte Laurentius Fabritius aus Uerdingen am Niederrhein hat im besten Sinne des Wortes gedarbt (40) und befand sich außer Stande, in Rom die üblichen Taxen zu erlegen (136). In Rom hätte man gerne gesehen, wenn Ernst seiner Pflicht des Besuches der Apostelschwellen nachgekommen. Dem ersten Schreiben der Entschuldigung [Lüttich, 26. November 1587 (47)] sind viele andere nachgefolgt. Der Bitte Montalto's, wenigstens einen Domherrn als Stellvertreter an Sixtus V. zu entbieten (67), ist er erst gegen Ende 1590 nachgekommen.

Auch als weltlicher Regent hat Ernst den Erwartungen des Domkapitels nicht entsprochen. Zum großen Theile sind Frangipani's Berichte mit seinen Bemühungen zur Tilgung der Staatsschulden befaßt. Auf den Glanz seiner eigenen Hofhaltung bedacht, hat der Kurfürst den einsichtigen Rathschlägen Frangipani's zähen Widerstand lange entgegengesetzt. Wenn auch die Frage der Schuldentilgung nicht völlig gelöst in die folgende Periode überging, dann hat doch Nuntius Frangipani Klarheit in dieselbe gebracht und den Kurfürsten den Gläubigern gegenüber zu Einräumungen vermocht, welche einer friedlichen Auseinandersetzung der zahlreichen Interessenten die Wege bahnten. Auch an die Wiedereroberung der kurfürstlichen Residenzstadt Bonn am 29. September 1588 aus der Gewalt des Schenk von Nideggen, der sie am 22. Dezember 1587 nächtlicherweile erobert, hat Frangipani erheblichen Antheil.

Einen breiten Raum unter den Urkunden des Jahres 1588 behaupten diejenigen, welche sich auf den Aufenthalt Frangipani's in den spanischen Niederlanden beziehen. Von dem diplomatischen Talent des Nuntius empfängt man einen klaren Begriff durch seinen Bericht an Cardinal Santa Severina aus Löwen am 4. Juli 1588 über die Stellung der beiden Parteien, der Universität und der Jesuiten, welch

letztere er gegen einen Kunstgriff der Professoren in Schutz nahm (165). Weit über Löwen hinaus hat Frangipani seine Thätigkeit ausgedehnt. In Antwerpen schlichtete er einen Streit zwischen Bischof und Domkapitel, in Brüssel besprach er sich über die Wiedereroberung von Bonn mit Alessandro Farnese von Parma, und aus Löwen richtete er am 23. Nov. 1588 an Cardinal Montalto eine bedeutende Denkschrift über die Lage der Katholiken in den gesammten Niederlanden. Eingehende Betrachtung verdient der mit den Worten „Ma ben persuasi et animai li ecclesiastici" anhebende Absatz, in dem er sagt, den Geistlichen habe er die Wiedervereinigung der Irrgläubigen mit der Kirche durch die „Kraft des göttlichen Wortes und durch erbauliches Beispiel eingeschärft" (198).

Mit lebendigem Interesse liest man die Bemühungen des Nuntius um Stadt und Erzsprengel von Köln auf dem Gebiete der Kirchenzucht. Im Dom hatte der feierliche Gottesdienst in Folge des Ausfalls der Einkünfte, sowie des Abgangs der adeligen Domherren aufgehört. Frangipani gelang es, hier Wandel zu schaffen, und eben um dieses Ziel zu erreichen, trat er dem Kurfürsten gegenüber für pünktliche Befriedigung der Staatsgläubiger ein, unter welchen das Domkapitel in erster Linie stand. Das von Frangipani vorgeschlagene energische Mittel, den Zutritt zu den adeligen Canonikaten auch den Mitgliedern des ritterbürtigen Adels zu eröffnen, hat Sixtus V. abgelehnt. Die von Frangipani geplante Visitation der Erzdiöcese kam leider nicht zur Ausführung. Anfangs wurde sie durch den Abenteurer Schenk von Nideggen und nachher durch die Beamten des Herzogs von Cleve verhindert. Dafür schuf der Nuntius Ersatz durch die Schöpfung von drei in jeder Woche tagenden Congregationen, von denen die eine mit der Pfarr-, die zweite mit der Stifts-, die dritte mit der Klostergeistlichkeit sich zu befassen hatte. Und außerdem hat er die uralte Sitte wieder belebt, nach welcher zu Beginn der Fastenzeit

und Anfangs Oktober die Vorsteher der Stifts- und Klosterkirchen sammt den Archidiakonen und Landdechanten zu Berathungen zu Köln zusammentraten (234). Im Collegiatstift Kerpen bei Köln nahm Frangipani eine strenge Untersuchung vor und ließ einen ebenso verkommenen wie widerspenstigen Stiftsherrn ins Gefängniß werfen. Im Uebrigen stellt der Nuntius im Bericht vom 15. Oktober dem Collegium der stadtkölnischen Pfarrer mit Bezug auf „Gelehrsamkeit und Seeleneifer" (31) und im Bericht vom 27. April 1589 den Dignitären hinsichtlich ihrer Geneigtheit zur Durchführung der Reformation (275) das vortheilhafteste Zeugniß aus.

Der Hebung der Pfarrschulen durch Verbindung der Pflicht zur Ertheilung des Unterrichts mit einfachen Beneficien in den kölnischen Stiften, und der Förderung der Universität durch Bestätigung der berühmten päpstlichen tres gratiae, welche verdienten Professoren den Genuß von höher dotirten Pfründen zuwiesen, wandte er besonders seine Fürsorge zu (151). Zum Magistrat der Stadt Köln unterhielt Frangipani freundliche Beziehungen. Seine Bemühungen, den Protestanten öffentliche Religionsübung in Köln vorzuenthalten, fanden nicht stets die gewünschte Unterstützung. Um einer Verstärkung des protestantischen Elements in den rheinischen Städten vorzubeugen, hatte er sich schon während seines Aufenthalts in den Niederlanden gegen die Vertreibung der Bekenner des neuen Glaubens ausgesprochen (193). Schwere Sorge bereitete ihm die stets wachsende Noth der Katholiken in Aachen, die er auch persönlich auf der Heimreise aus den Niederlanden getröstet hat (213). Die Aachen betreffenden Urkunden sind so zahlreich und wichtig, daß sie im nächsten Heft des Aachener Geschichtsvereins zusammengestellt werden sollen.

In seiner unermüdlichen Thätigkeit wandte Frangipani auch der Verbesserung der Zucht in klösterlichen Genossenschaften, sowie ihrer Beschützung wider allerlei Belästigungen seine Aufmerksamkeit zu. Den Observanten der Franzis-

kaner wies er das Kloster ad olivas in Köln zu. In Münsterbilsen (Diöcese Lüttich) und in dem wichtigen Hochstift Essen drang Frangipani auf die Erwählung katholischer Aebtissinen, was er auch erreichte. Dem Erzbischof Johann von Schönenberg von Trier verschaffte er von Rom die Befugniß zur Berufung katholischer Geistlichen auf päpstliche Canonikate in sächsischen Domkirchen, die schon zum Theil der Neuerung verfallen waren (86). Die trostlosen Zustände in Magdeburg, Bremen, Lübeck, Halberstadt, Osnabrück, Paderborn, Minden, Verden führt er zurück auf „una negligenza di Cattolici, anzi una connivenza . . nell' ammetter eretici nelli capitoli" (59). Und nur mit Rührung liest man seinen Bericht an Montalto aus Köln 12. Mai 1588, in welchem er für einen Benediktinerabt aus Hildesheim die Befugniß zur Einkleidung und Profeßabnahme in zwei Frauenklöstern zu Halberstadt und Magdeburg nachsucht.

Er bezweckte damit die Erhaltung dieser beiden Anstalten, „wo, wie ich vernehme, noch strenge Ordenszucht herrscht, obwohl die (Nonnen) in Magdeburg gezwungen werden, einen Prädikanten zuzulassen, der ihnen im Auftrag des Landesherrn Vorträge hält; indeß verstopfen sie sich die Ohren und lesen in frommen Büchern, während er sie belästigt. Das heiligste Sakrament nebst Licht bewahren sie verborgen und halten öfters hier fromme Anbetung, nachdem die fürstlichen Beamten abgezogen sind" (146).

Ueber die ebenso opferbereite wie segensreiche Thätigkeit der Väter der Gesellschaft Jesu hat Frangipani sich mehr als einmal ausgesprochen. Auf seine Veranlassung kamen zwei Jesuiten aus den Niederlanden nach Aachen, um das gesunkene Schulwesen der Katholiken zu heben (212). Aus Köln 16. Februar 1589 meldet er über seine Bemühungen, jedwede Einschränkung der Jesuiten „in der Ertheilung des Religionsunterrichts in den Kirchen, oder an jedem beliebigen andern Orte" zu hindern (238). Dem

Cardinal Montalto berichtet er aus Köln 15. März 1589 über schlimme Folgen, welche das Gerücht von der Veränderung der Ordensverfassung durch Sixtus V. im Publikum hervorgerufen. Schon redeten die Irrgläubigen von einer bevorstehenden „estintione" statt „alteratione". Als Vertreter des apostolischen Stuhles und zum Schutz der höchsten Interessen der Religion erlaube er sich auf die großen Gefahren hinzuweisen, die jede Veränderung der Gesellschaft Jesu mit sich führen würde. Denn „ihren Arbeiten ist ein solcher Eifer im Empfang der Sakramente an allen Sonntagen des Jahres zu verdanken, daß die Katholiken sich daran erbauen, die Irrgläubigen von Bewunderung erfüllt sind" (254). Ueber die Erfolge des von Gregor XIII. in Fulda errichteten und von den Jesuiten geleiteten Seminars in Fulda verbreitet sich ein Brief Rudolf's II. an Sixtus V. aus Prag 2. März 1589. Lesenswerth sind neuere archivalische Notizen aus den päpstlichen Rechnungsbüchern im römischen Staatsarchiv, aus denen erhellt, daß Sixtus V., weit entfernt, Fulda darben zu lassen, es reichlich unterstützt hat (245).

Für die unausgesetzten Bemühungen Frangipani's beim Herzog Wilhelm von Cleve und dessen Sohn dem Jungherzog Johann Wilhelm zum Schutz der kirchlichen Freiheit, zur Abstellung der Spendung des hl. Altarsakraments unter zwei Gestalten, zu engerer Verbindung der katholischen Fürsten und zur Erhaltung einer katholischen Nachfolge im Herzogshause sei auf das Sammelwerk selbst verwiesen. Eine sehr erfreuliche Thatsache fällt in den Ausgang der Nuntiatur Frangipani's, es ist die Rückkehr des Markgrafen von Baden-Hochberg zur katholischen Kirche (490). Sie erregte großes Aufsehen und veranlaßte den Herzog Wilhelm von Bayern, durch Schreiben aus München 3. August 1590 an seinen Vertreter Innocenzo Malvasia in Rom, dem Papst davon Kenntniß zu geben und ihn um Beweise seiner Zuneigung zum Fürsten zu ersuchen. Was Malvasia anlangt,

so gebricht es doch nicht in dem Maße an Notizen über diesen Diplomaten, wie Ehses S. 497 anzunehmen scheint. Der Geschichtsschreiber der katholischen Kirche in Schottland ist den Spuren Malvasia's in der Vatikanischen Bibliothek begegnet und hat dessen „Gutachten über die Mittel zur Wiederherstellung der katholischen Kirche in Schottland" veröffentlicht.[1])

Zwei hochwichtige Schreiben beziehen sich auf Mainz. Es ist die officielle Berichterstattung über die Diöcese, welche Erzbischof Wolfgang von Dalberg durch seinen Stellvertreter, Professor Veit Milet, Sixtus V. überreichen ließ, sowie die Antwort des Papstes vom 20. Dezember 1589. Die letztere ist sehr unerschrocken gehalten und fordert Abhilfe für Mißstände im Hause des Erzbischofs, wie in der Verwaltung des Sprengels.

Die vorstehenden Notizen mögen lediglich als leiser Fingerzeig auf den seltenen Reichthum von geschichtlichen Mittheilungen gelten, welche hier mit unermeßlichem Fleiß zusammengetragen, mit kritischer Hand gesichtet, mit erleuchtetem Urtheil bewerthet sind. Solange in katholischen Kreisen Sinn für Studien von solchem Umfange und derartiger Tragweite sich erhält, ist dem Vorwurf wissenschaftlicher Ungleichheit der Boden entzogen. Wie die Arbeiten des Monsignore Ehses nur im Schatten des Vatikanischen Archivs entstehen konnten, so bezeugen sie auch die Bedeutung des hl. Stuhles, dessen einsichtsvollen Nuntien nicht in letzter Linie die Erhaltung des Katholicismus in den Rheinlanden zu danken ist.

Aachen. A. Bellesheim.

1) A. Bellesheim, Geschichte der katholischen Kirche in Schottland. Mainz 1883. II, 460—468: Discorso circa il modo che si potria tenere per ritornare nel regno di Scotia la religione catholica.

LI.

Zeitläufe.

Gegenüber England wegen Transvaal, die Wendung.[1])

Den 12. Oktober 1899.

Ueber die bekannte Glückwunsch-Depesche des deutschen Kaisers an den Burenpräsidenten in Transvaal zur Niederwerfung des Einbruchs der Engländer-Partei in Johannesburg hatte das conservative Hauptblatt in Berlin geschrieben: „Die Welt weiß, daß wir in Transvaal eine befreundete Macht sehen, deren Rechten wir nicht Gewalt anthun lassen, von wem immer es sei. Und mit einer Einstimmigkeit, die bei uns zu den allerseltensten Erscheinungen gehört, hat die gesammte Presse sich entschlossen gezeigt, diese Politik zu stützen und ihre Folgen auf sich zu nehmen".[2]) Seitdem hat sich der Wind in Berlin wieder gedreht, und man wollte geraume Zeit von dem „unglücklichen Telegramm an Ohm Paul" nichts mehr wissen. Eben als der Kriegsausbruch zwischen England und dem Transvaal auf Spitz und Knopf stand, schrieb dasselbe Berliner Hauptblatt:

„Jede aktive Bethätigung der den Buren gehörenden

---

1) S. England wegen Transvaal „Histor.-polit. Blätter". 1896. Bd. 117. S. 218 ff.: „Das Reich wegen Südafrika im Lichte der Weltlage".

2) Berliner „Kreuzzeitung" vom 8. Januar 1896.

Sympathien würde in erster Linie auch für Deutschland eine politische Ungeheuerlichkeit seyn. Diese Ueberzeugung dürfte inzwischen auch dort Boden gewonnen haben, wo das erste Ueberwallen der Gefühle mit der nothwendigen Ruhe und Klarheit im Urtheil nicht im Einklang stand. Die Zeiten, wo rein menschliches Empfinden maßgebend für die große Politik seyn konnte, gehören der Vergessenheit an, haben überhaupt vielleicht niemals bestanden, und gerade heute kommt die Frage der Nützlichkeit in allererster Linie in Betracht. Das britische Vorbild hat Schule gemacht; denn England gebührt die Priorität in der krassen Anwendung des Nützlichkeitsprincips, und die Erfolge, die ihm jetzt in Südafrika vielleicht wieder winken, mögen ebenfalls daraus erwachsen".[1])

Also das Nützlichkeitsprincip! Vorderhand kommt es dort erst später in Betracht. Bezüglich der Rechtsfrage aber kann man sagen, wenn das Kapland, von dem Transvaal vollkommen umklammert ist, den Preußen gehörte, und die Mehrheit der Eingewanderten, die sogenannten „Uitlanders", Deutsche wären, würde dann nicht die Berliner Regierung ebenso wie jetzt England für die Bürgerrechte der Angehörigen ihrer Nationalität gegen die privilegirte Raçe der holländischen Calviner eingetreten seyn, welche dereinst aus dem Kapland ausgewandert sind, weil die Engländer dort die Sklaverei verboten hatten?

„Die Boers haben sich mit conservativer Zähigkeit in ihrem Petrefakten-Zustande behaupten können, so lange sie unter sich ein einsames staatliches Stillleben führen durften; der ungeheure Fortschritt der Colonial-Politik aber und die Expansion der modernen Culturmittel haben vor ihrer Republik nicht Halt gemacht, und ihnen sich zu widersetzen, ist vergebene Mühe. Man muß auch in diesem rückständig gebliebenen Agriculturwesen sich modernisiren, muß mit politischen Rechten bezahlen, was die Einwanderung am ‚Rand' zur Erhöhung des Wohlstandes geleistet hat. Gleichviel, ob England mit

1) Berliner „Kreuzzeitung" vom 20. September d. Js.

oder ohne selbstische Hintergedanken als Anwalt für diese Einwanderer eintritt, es dient der Cultur und dem Fortschritte, indem es die Transvaal-Republik nöthigt, aus ihrer politischen Erstarrung sich aufzuraffen und dem brausenden Athem socialer Regenerirung, der durch die Welt geht, ihre Pforten zu öffnen".[1])

Schon aus Anlaß der Untersuchung über den Jameson'schen Einfall in den Transvaal zu London äußerte ein Bericht von dort: „Präsident Krüger (Ohm Paul) hat es durch bornirten Eigensinn verstanden, sich selbst um die Sympathie eines großen Theils derjenigen Engländer zu bringen, die vor Jahresfrist fast fanatisch für ihn eintraten. Ein noch so gemäßigtes Zugeständniß an das Verlangen nach Erleichterung der Einbürgerung würde seine Position den englischen Jingoe's gegenüber ungemein befestigt haben. Statt dessen überwirft er sich mit seinen eigenen Gerichtshöfen, und sucht auch noch die Rechtsprechung der obersten Gerichtshöfe unter die Botmäßigkeit seines oligarchischen Grundbesitzer-Parlaments zu bringen".[2]) Endlich hatte er noch im verflossenen Frühjahr den unglücklichen Einfall, die Suzeränitäts-Frage in den Streit hineinzuzerren, bezüglich des Verhältnisses der Conventionen mit England von 1881 und 1884. Das kam dem englischen Colonialminister gerade noch nicht ungelegen.

„So berechtigt gewisse englische Forderungen für die Uitlanders und die Einwände gegen die starre Hartköpfigkeit der Boers sein mögen, die Bedingungen Chamberlain's gehen der Unabhängigkeit der Südafrikanischen Republik ganz direkt an's Leben. Die Gefahr liegt nahe, daß, wenn Englands Wünsche erfüllt werden, in wenigen Jahren die Engländer bei der Präsidentenwahl, sowie im Volksraad die Majorität haben, das Englische die holländische Staatssprache verdrängen, das englische Element das boerische überfluthen wird. Das

---

1) Wiener „Neue freie Presse" vom 15. September d. Js.
2) Aus London s. Berliner „Vorwärts" vom 14. März 1897.

transvaal'sche Gold ist das Verhängniß der Boers geworden, welche sich in blutigen Kämpfen während eines Menschenalters ein Vaterland eroberten und ein Staatengebilde schufen, noch ehe man von dem Goldreichthum der ,Rand'-Placeres etwas wußte. Der Deutsche Mauch hat mit der Entdeckung der ersten Goldfelder des Transvaal den Boers einen zweifelhaften Dienst geleistet, denn von jenem Tage kann man die Wendung in der Süd-Afrika-Politik Englands datiren".[1])

Von der Haager Friedens-Conferenz blieb die („Buren-") Boeren-Republik ausgeschlossen. Die Einwendung Englands, daß dieselbe kein souveraines Staatswesen sei, also nicht neben Serbien und Montenegro Platz nehmen dürfe, behielt die Oberhand. Als die Kampflust, trotz des Widerstrebens der Gladstoneaner aus der liberalen Partei gegen den „Imperialismus", mehr und mehr ganz England mit sich fortriß, da bemühte sich das stammverwandte Holland um die Dazwischenkunft anderer Mächte zur Abwendung des schwerwiegenden Ereignisses, namentlich in Berlin. Aber inzwischen hatte der deutsche Kaiser den Besuch des gefährlichsten Gegners des Transvaal, des „südafrikanischen Bismarck", auch „ungekrönten Königs von Rhodesia" genannt, Cecil Rhodes mit Ehren empfangen. Im Jahre zuvor war sogar noch das Gerücht aufgetaucht, Deutschland habe auf einen Einspruch gegen die englische Erwerbung der Delagoa-Bucht verzichtet, wogegen England auf seine angeblichen Oberhoheitsrechte über Transvaal formell Verzicht zu leisten verspreche.[2])

Diese Delagoa-Frage spielt allerdings in den Verwicklungen wegen Transvaal eine besondere Rolle. In demselben Blatte der „Kreuzzeitung", in welchem bestätigt wird, daß von der deutschen Regierung eine Einmischung in den Kampf

---

1) Wiener „Neue freie Presse" vom 14. September d. Js.

2) Aus der „Internationalen Correspondenz" s. Berliner „Vorwärts" vom 7. September 1898.

der Boeren-Republik mit England in keiner Weise zu erwarten sei, wird das vielbesprochene Abkommen Deutschlands und Englands mit Portugal berührt und behauptet, daß wirklich gewisse Gebiete und Stationen im portugiesischen Ostafrika an England verpachtet werden sollen, und ähnliche Vortheile von strategischer Bedeutung für die deutschen Besitzungen in Afrika gesichert seien. Der Vertrag sei abgeschlossen, werde aber immer noch geheim gehalten.

Die Delagoa-Bucht bildet einen der schönsten und größten Häfen der Welt, und hat in Anbetracht der französischen Besitznahme von Madagaskar auch einen hohen strategischen Werth, der sich ebenso auf die Transvaal-Republik erstreckt, die dann ganz von englischem Gebiet umklammert werden würde. Lourenzo-Marquez, die Stadt der Bucht, ist seit drei Jahren mit Prätoria, der Hauptstadt des Transvaal, verbunden, durch eine allerdings noch fragwürdige Eisenbahn, die gleichfalls ausschließlich durch englisches Gebiet führen würde.[1])

Die Delagoa-Bahn ist mit amerikanischem Capital gebaut und 1889 von Portugal wegen Zerwürfnissen mit den Unternehmern mit Beschlag belegt worden. Zu letzteren gehörten auch hauptsächlich englische Capitalisten. So entstand ein Proceß mit Portugal, der nun sieben Jahre lang dauert und schließlich der Schweiz als Schiedsgericht übertragen wurde. Der Spruch ist vorderhand zum Nachtheil Portugals ausgefallen. Da aber dasselbe, am Bankerot stehend, nicht im Stande ist, die schwere Schuld an die Gläubiger abzutragen, so hatte England, das seit einem Vertrag von 1891 ein Vorkaufsrecht auf diese sämmtlichen portugiesischen Besitzungen für sich hat, sich erboten, alle die südlich des Sambesi gelegenen Gebiete Portugals zu erwerben. Das sind die sogenannten „Geheimnisse des Abkommens", und

1) Aus London s. Berliner „Kreuzzeitung" vom 16. Dez. 1898.

der letzte Schlag für das Transvaal wäre dann gefallen. Zur Eröffnung der Delagoa-Bahn las man in inspirirten deutschen Blättern:

„Im Juli 1895 kam die Eröffnung der Delagoa-Eisenbahn von Pretoria nach Lourenço-Marquez, und damit trat das ungeheure Interesse, welches die Südafrikanische Republik an der Offenhaltung dieses ihres einzigen Weges nach dem Meere hat, in ein helles Licht. Bei den Festen, die damals unter Theilnahme deutscher Marineofficiere in Pretoria gefeiert wurden, kam es wiederholt zum Ausdruck, daß diese Verbindung mit dem Meere für Transvaal geradezu eine Lebensfrage bedeute. Daß man aber in Deutschland nicht gesonnen ist, derartige Lebensfragen ohne Rücksicht auf die deutschen Interessen in Südafrika durch England allein entscheiden zu lassen, das hat die Geschichte der jüngsten südafrikanischen Krisis zu deutlich gezeigt, als daß man hierüber ein weiteres Wort zu verlieren brauchte. Es könnte nun freilich sein, daß man in England Grund zu der Annahme zu haben glaubte, die Stimmung in Deutschland habe sich seither geändert, und man sei in Berlin jetzt bereit, der Entwicklung und Erweiterung des englischen Einflusses in Südafrika ihren freien Lauf zu lassen, und es hat an Behauptungen und Andeutungen in dieser Richtung durchaus nicht gefehlt; von maßgebender deutscher Seite sind sie aber stets mit aller Entschiedenheit zurückgewiesen worden, und so ist es auch heute wieder der Fall. Wenn die öffentliche Meinung in England durch einige Liebenswürdigkeiten, zu welchen sich die gutmüthigen deutschen Vettern in letzter Zeit wieder haben bereit finden lassen, vielleicht irre geführt worden ist über den Curs der deutschen Politik, so wird es die Aufgabe der englischen Staatsmänner sein, sie über den wahren Stand der Dinge aufzuklären. Noch ist nicht einmal der Status quo ante zwischen Deutschland und England wiederhergestellt, und wenn neuerdings, angeblich zum Beweise des Gegentheils, versichert wird, Kaiser Wilhelm werde trotz allem und allem im Spätsommer nach Cowes kommen, so können wir dem gegenüber erklären, daß es sich in dieser wie in der Delogoa-Bai-Frage lediglich um

einen englischen Wunsch handelt, den der Monarch sicherlich nicht erfüllen wird, der schon so oft bewiesen hat, wie trefflich er dem Pulsschlag des nationalen Empfindens in seinem Volke zu lauschen und zu folgen versteht". [1])

Allmählich hat aber doch der Wind wieder umgeschlagen und den Curs der kaiserlichen Depesche verblasen. Fast zwei Jahre dauerte die unfreundliche Stimmung im Reich. Aber noch vor dem Antritt der Palästina-Reise soll der Kaiser der Königin von England seinen künftigen Besuch angekündigt und den Wunsch ausgesprochen haben, daß die beiden stammverwandten Völker, Deutsche und Engländer, in herzlicher Freundschaft leben möchten. In Bezug auf die Boeren Frage soll auch das auswärtige Amt eingewirkt haben. Jedenfalls hatte das Großcapital seine Hand mit im Spiel, denn deutsches Capital ist massenhaft bei den südafrikanischen Minen- und Handelsgesellschaften betheiligt. [2]) Im Reich überwiegt ja nun überhaupt alle Begehrlichkeit der Großindustrie über die alten Verhältnisse. Das hätten die verbohrten Beherrscher des reichsten Goldlandes der Welt von vornherein bedenken sollen.

Am Ende des vorigen Jahres machte eine Rede des englischen Colonialministers Chamberlain in Wakefield großes Aufsehen. In Erinnerung an das berühmte Telegramm des deutschen Kaisers an den Präsidenten Krüger im Transvaal wirkte es beinahe verblüffend, mit welcher Inbrunst der Minister dem Verlangen nach einer Einigung mit Deutschland Ausdruck gab, mit dessen Interessen die englischen auf keinem Punkte des Erdballs in einem ernsten Gegensatze sich befänden. Er sprach so von dem Einvernehmen mit Deutschland, als ob dasselbe schon knapp vor der Verwirklichung stünde. Jedermann merkte, daß er das geheimnißvolle Ab-

---

1) Correspondenz der Münchener „Allg. Zeitung" v. 9. Juli 1896.
2) Correspondenz der „Augsburger Postzeitung" vom 14. October 1898.

kommen wegen Delagoa meine.[1]) Kurz vorher hatte in England verlautet, was in dem Handel mit Deutschland der Kern des englischen Gewinnes wäre: vom Kap bis Kairo:

„Mr. Rhodes wünscht, daß wir die Wallfisch-Bai gegen einen Gebietsstreifen vom Tanganika-See nach Uganda an Deutschland abtreten. Deutschland hätte zweifellos die kleine britische Enklave gern, die aus den heute ganz werth- und colonistenlosen, aber kostspieligen Colonien Damaraland und Namaqualand einen werthvollen Besitz machen würde, aber gerade deßhalb müßte man es dafür einen guten Preis bezahlen lassen. Walfisch-Bai ist unsere einzige Kohlenstation zwischen Nigeria und Simonstown, d. h. auf eine Strecke von 2000 englischen Meilen, und würde in Kriegszeiten bedeutenden Werth haben. Natürlich ist auch der Landstreifen zwischen Tanganika-See und Uganda für uns sehr begehrenswerth, damit die Kette unserer Besitzungen vom Kap bis Kairo vervollständigt werden kann, aber vergessen wir nicht, daß Lord Rosebery's Bemühungen, einen Streifen vom Congo-Staat zu erlangen, durch Deutschlands Widerspruch vereitelt wurden".[2])

England hat die gelegene Zeit abgewartet. Namentlich mußte es sich versichern, daß für Deutschland die „Nützlichkeit" einleuchte, und auf dessen Zurückhaltung zu rechnen sei. Von anderen Mächten war nichts zu besorgen. Namentlich Rußland hatte von China über Indien bis nach Persien alle Hände voll zu thun. Aber es war anzunehmen, daß vor allen der großmächtige Schöpfer der Haager Friedensconferenz vor der drohenden Mörderei erschrecken und sich zur Vermittlung anbieten würde. Es bot sich die Gelegenheit, auch Frankreich zur Betheiligung einzuladen und ihm in Erinnerung an Faschoda wieder in Afrika schaffen zu machen. Mögen die Vermittler Glück haben! Wenn sich auch Spanien

1) Wiener „Neue freie Presse" vom 10. December 1898.
2) Aus dem Londoner „Globe" s. Münchener „Allg. Zeitung" vom 20. November 1898.

dem Dazwischentreten anschlöße, wie es heißt, so wäre dieß ein merkwürdiges Memento für die Boeren in Südafrika. Sie würden durch England nicht einmal so Hartes erfahren, wie Spanien durch die neue Welt in Nordamerika und im neuen Europa altchristliche Staatswesen durch Preußen.

„Eine neue Welt wird in Afrika erschlossen, eine Welt von unermeßlichstem wirthschaftlichen Werthe, eine Welt, wirthschaftlich, wie uns scheinen will, beiweitem werthvoller als China. Denn China, das vergesse man nicht, wird wohl ein ausgezeichneter Markt, aber zugleich auch, wenn seine fleißigen, bedürfnißlosen und geschickten Bewohner erst noch Manches gelernt haben werden, ein furchtbarer Concurrent für die europäische Industrie werden, da der Chinese Alles machen kann, was der europäische Industrie-Arbeiter macht. Afrika aber wird die nächsten hundert Jahre hindurch für die europäische Industrie nur Abnehmer sein können. Die Erschließung Afrika's und der Bau der afrikanischen Bahnen sichern der europäischen Industrie für ein halbes Jahrhundert einen unermeßlichen Markt, einen so sichern Markt, daß seine graduelle Erschließung, indem sie die Arbeitsgelegenheit in Europa vermehrt und sicherstellt, sogar auf die sociale Frage zurückwirken und ein zeitweiliges Nachlassen der socialpolitischen Spannung bewirken kann. Deßhalb wirft sich England mit solchem Nachdrucke auf Afrika. Es sichert sich dort das Brod für die Millionen seiner arbeitenden Klassen, und dafür würde es sich eventuell auch schlagen". [1])

---

1) Wiener „Vaterland" vom 21. November 1898.

LII.

An der istrischen Riviera.

5. Voloska und die Bucht von Prelucca.

Ueber den „Kirchengesang“ der Lovranesen hatte
uns bereits genug geärgert. Wir beschlossen daher, das hl.
leichnamsfest in dem etwas entfernteren Voloska zu
und bei dieser Gelegenheit das Städtchen mit Umgebung
zu lernen. Der Küstendampfer „Rehai“ führte uns
Morgenfrühe über Abbazia dorthin. Wie stolz und m
schauen die beiden Thürme der Pfarrkirche auf den Go
nieder! Das Städtchen ist ein richtiges Felsennest, dessen
sich terrassenförmig ans steile Ufer anlehnen. Ehemal
es nichts weiter als ein kroatisches Fischerdorf; durch das
Aufblühen des ganz nahe gelegenen Abbazia aber hat
gewonnen und ist jetzt sogar zum Sitz einer Bezirkshaupt
schaft aufgerückt. Auf einer Reihe von Steintreppen un
enge Gäßchen stiegen wir zur Reichsstraße empor, welche ei
die einzige Straße des Ortes ist.

Da wir bis zum Beginn des Gottesdienstes noch
Zeit übrig hatten, machten wir vorerst einen Spazierga
der Reichsstraße gegen die kleine Bucht von Prelucc
welche die nordwestliche Ecke des Quarnero bildet. Hier
die Fiumaner große Steinbrüche angelegt, um Materi
die Erweiterung des Hafens zu gewinnen. Heute h
dort allerdings vollkommene Ruhe; sonst aber nimmt
in jener Gegend mit der Heiligung der Sonn- und Fe
gar nicht genau. So wird es z. B. in Fiume ruhig ge

daß an Sonntagen auf Bauplätzen, in Fabriken und im Hafen gearbeitet wird. Ebenso sahen wir in Abbazia an einem Sonntage eine ganze Anzahl Arbeiter mit Herstellung einer Wasserleitung beschäftigt. Die Einheimischen scheinen sich über solche Mißbräuche nicht mehr sonderlich aufzuregen, was aber gewiß keine tröstliche Wahrnehmung ist. Jedenfalls kann eine solche öffentliche Verletzung eines der primärsten natürlichen und göttlichen Gebote nimmermehr zum Heil des Staates und zum Segen des Volkes ausschlagen. Mit der Furcht vor der göttlichen Auktorität schwindet naturnothwendig auch die Achtung vor den menschlichen Gewalten, die auf jene sich gründen und stützen. „Mißachten Eure Majestät Religion und Glauben", so belehrte einst der brave Ziethen seinen König, den ‚großen' Religionsspötter Friedrich II., „so untergraben Sie damit auch die Staatswohlfahrt."

Als wir ins Städtchen zurückkehrten, strömten die Gläubigen bereits schaarenweise zur Pfarrkirche hinauf, theilweise noch mit der alten Nationaltracht bekleidet; sie besteht bei den Männern zumeist aus breiten Hosen, kurzer, wollener Joppe, rother Kappe und mächtigen Ohrringen. Viele grüßten uns freundlich mit dem schönen Lobspruche: „Hvalen Isus i Marija!" = „Gelobt sei Jesus und Maria!" Die Antwort lautet: „U vieke!" = „In Ewigkeit!" Wie freuten wir uns, an der fernen Meeresküste diesen herrlichen, wahrhaft katholischen Gruß zu hören, wie er ganz ähnlich in vielen katholischen Gegenden unserer deutschen Heimat bei dem gläubigen Volke gebräuchlich ist! Selbst Lenau hat über ihn gesungen:

„Mir kam ein armes Bauernweib entgegen;
‚Gelobt sei Jesus Christus!' sprach sie mir;
‚In Ewigkeit!' so dankt' ich freundlich ihr;
Es ist der beste Gruß auf dunklen Wegen."

Auch wir steigen nun mit den anderen hinauf zur Pfarrkirche, welche, erst 1850 erbaut, im Aeußeren und Inneren einen sehr würdigen Eindruck macht; doch ist sie für die Gemeinde viel zu klein, so daß viele Andächtige — worunter auch wir — sich mit Stehplätzen begnügen mußten. Im Hochamt wurde eine vierstimmige Messe mit kroatischem Text in erbau-

licher Weise aufgeführt. Ein richtiger Cäcilianer hätte es freilich kaum ausgehalten, im feierlichen Amt, zumal an so hohem Feste, die Meßgesänge in der Landessprache ausführen zu hören. Solches ist in der That gegen die Vorschriften der Kirche; noch weniger correkt aber scheint es mir, wenn hier auch der Priester die Lektionen und Gesänge nicht lateinisch, sondern kroatisch vorträgt. So ist es nämlich überall in der Diöcese Triest, wie auch in den Diöcesen Kroatiens eingeführt. Der hl. Vater hat den Kroaten allerdings erlaubt, sich beim Gottesdienst der altslavischen Sprache zu bedienen. Die heutigen Geistlichen können aber die altslavische, mit sogen. glagolitischen Lettern hergestellte Schrift gar nicht mehr lesen; und andererseits will man doch auf das Slavische in der Meßliturgie nicht ganz verzichten. So verfielen mehrere Diöcesen auf den oben berührten Mischmasch, indem die hl. Messe vom Priester zwar lateinisch gelesen, was aber im Amt zu singen bezw. laut zu recitiren ist, kroatisch vorgetragen wird. Der Grund, warum die südslavischen Länder so zäh an der altslavischen Liturgie und Sprache hängen, ist hauptsächlich ein politischer: sie erstreben damit die Einigung der verschiedenen Slavenstämme. Manche hoffen sogar, dadurch ihre schismatischen Stammesbrüder wieder mit Rom zu vereinigen. Die eine wie die andere Hoffnung dürfte höchst wahrscheinlich fehlschlagen.

Der äußere Glanz des Festes ward erhöht durch die Anwesenheit vieler Beamten und Angestellten in Uniform. Gar manchem von ihnen war es leider nur allzu deutlich anzusehen, daß er weniger aus religiösem Bedürfniß, als in Rücksicht auf „höheren Befehl“ erschienen war. Höchst erbaulich war hingegen das Betragen der Männer aus dem Volke, von welchen viele während eines großen Theils des Hochamtes auf den Steinplatten knieten und ihre Andacht aus dem Gebetbuch verrichteten. Am weitesten verbreitet ist in Istrien das Andachtsbuch: „Otie budi volja tvoja.“ — „Vater, Dein Wille geschehe!“ —, herausgegeben von Bischof Georg Dobrila, welcher sich um die kroatische Literatur überhaupt sehr verdient gemacht hat. Die jetzige Jugend würde sich schämen, dieses Gebetbuch nicht zu haben. In manchen Gegenden, wo die Volksbildung noch sehr darnieder liegt, ist es zugleich das einzige Lehrmittel für

den Leseunterricht, welchen oft ein lesekundiges Mädchen ihren Altersgenossinen an den Sonntagen ertheilt.

Weniger als das Hochamt gefiel uns die Prozession. Was wir besonders vermißten, das war der frische, grüne Straßenschmuck, sowie die Fahnen und Standarten, welche den kirchlichen Umzügen, zumal am Fronleichnamsfest, in unserer deutschen Heimat ein so malerisch-imposantes Gepräge verleihen. Die Kurkapelle von Abbazia spielte Märsche auf, welche ebensogut, ja noch besser zu einer Fahnenweihe oder Regatta gepaßt hätten. In den Zwischenpausen sangen die Schulkinder, geleitet von ihren Schulschwestern (Vinzentinerinen), kroatische Sakramentslieder. Sehr auffallend erschien uns das rein passive Verhalten der Männer, welche zuvor in der Kirche so eifrig gebetet hatten. Die äußere Ordnung bei der Prozession war eine gute, soweit eine solche in den engen Gassen und Gäßchen des alten Fischerdorfes aufrecht erhalten werden konnte. Mehrmals verloren wir die vorderen Abtheilungen völlig aus dem Gesicht und Contakt, welche Gelegenheit manche benützten, um über einige Steintreppen hinab zu verschwinden. Fast wären wir in Versuchung gekommen, ein gleiches zu thun und kühlenden Schatten aufzusuchen; denn „die Sonne versandte glühenden Brand“. Allein wir hielten tapfer Stand, im Hinblick auf den theophorischen Charakter der Prozession und die Pflicht des guten Beispiels.

In einer Osteria unten am Molo suchten wir unsere erschöpften Kräfte wieder etwas aufzurichten. Die sehr billigen Preise entsprachen nur allzu sehr der Qualität des Dargebotenen und dem Grade der herrschenden Reinlichkeit. Wir wollten daher die Gelegenheit, das Volksleben in den Osterien zu studiren, nicht weiter benützen, und erwarteten draußen auf dem Hafenplatz die Ankunft unseres Küstendampfers, die verschiedenen im Hafen liegenden Fahrzeuge betrachtend. Da sahen wir leichte Gondeln, große und kleine Fischerbarken, theilweise mit starken Segeln ausgerüstet, besonders aber viele „Trabakeln“, d. i. bauchige Küstenfahrzeuge mit rund aufsteigendem Bug und breiten lateinischen Segeln. Meist werden dieselben zum Weintransport nach Westistrien und Dalmatien verwendet, da von hier aus ein starker Weinhandel betrieben

wird. Auch eine Werft befindet sich in Voloska; doch geht die Bauthätigkeit hier wie auf den übrigen Werften Istriens immer mehr zurück, da seit 1875 die österreichische Handelssegelmarine überhaupt in stetem Rückgang begriffen ist, — jedenfalls wegen der immer ausgedehnteren Verwendung von Dampfschiffen auch im Handelsverkehr.

LIII.

Des Kirchenlexikons elfter Band.[1]

Der zehnte Band wurde 1897 in dieser Zeitschrift, Bd. 120, S. 553 ff., zur Anzeige gebracht. Heute liegt der elfte und vorletzte Band vollendet vor, mit der Druckerlaubniß des Erzbischofs von Freiburg vom 31. Mai 1899 versehen. Unaufhaltsam nähern wir uns dem Abschluß des neunzehnten Jahrhunderts, aber auch die Redaktion des Kirchenlexikons sputet sich mit löblichem Eifer und wird Sorge tragen, daß der zwölfte und abschließende Band des großen Unternehmens im Laufe des Jahres 1900 in die Hände des Publikums gelangen wird. Diese neue Auflage unseres Kirchenlexikons verdient in der That den Namen eines „großen Unternehmens". Die besten und zuverlässigsten Kräfte für alle hier einschlagenden Gebiete wurden angeworben und durch den bei allen Gelehrten eines uneingeschränkten Ansehens sich erfreuenden Redakteur dem einen Ziele entgegengelenkt.

---

1) Wetzer und Welte's Kirchenlexikon. Zweite Auflage, begonnen von Cardinal Hergenröther, fortgesetzt von Prälat Professor Dr. Franz Kaulen. Elfter Band. Sculptur bis Trient. Freiburg, Herder 1899. Lex.-8. 2116 Col.

Was wissenschaftlichen Inhalt anlangt, so verdient die Neuauflage den Namen eines ganz anderen, neuen, höheren Werkes, als die erste Auflage es darstellte. Auch der elfte Band mit dem seltenen Reichthum seines Inhaltes, der edlen Volksthümlichkeit der Darstellung und der unerschütterlichen Glaubenstreue seiner Mitarbeiter, wie sie nur eine mit Unfehlbarkeit lehrende Autorität zu erzeugen vermag, kann getrost einen Vergleich aushalten mit den Leistungen aus dem gegnerischen Lager.

Aus dem Gebiet der Dogmatik verzeichnen wir eine Reihe gelehrter Artikel aus der Feder von Professor Paul Schanz in Tübingen über Sintoismus, Theismus und Theologie. Professor Pohle in Breslau lieferte: Symbolische Bücher, Tod, Toleranz und Tradition. Thomas von Aquin, nebst Thomismus und Scotismus entstammen der Feder von Professor Mausbach in Münster, sie gehören zu den vollendetsten dieses Bandes. Ein Veteran auf dem Gebiete der Dogmatik, Professor Al. Schmid in München, schrieb: Transsubstantiation.

In das innerste Heiligthum des Christenthums führt der Artikel Seligkeit vom Jesuiten Hontheim. Sein Ordensbruder Frins behandelt den Syllabus von 1864. Ohne eine Bethätigung des unfehlbaren päpstlichen Lehramtes darin zu erkennen, ist es ihm doch anderseits „unbestreitbar, daß dem Syllabus durch die allgemeine Annahme von Seiten des Episkopates nachträglich dasselbe Ansehen zu Theil geworden ist, welches einer Entscheidung ex cathedra zukommt" (1021). P. Hagen S. J. ist durch den Artikel Teufel vertreten. Von Professor Einig in Trier stammen Subdiakon und Thesaurus ecclesiae.

Die Abtheilung Philosophie enthält die geistvollen Artikel Secchi und Seele von Professor Pohle, Sensualismus von H. Schaaf, Sociale Frage, Staat, Staatsgewalt und Stahl (Rechtslehrer) von P. Cathrein S. J., Substanz von Professor Braig in Freiburg, Seelenschlaf und Seelenwanderung, David Strauß, Theodicee, Thierdienst und Traumdeuterei von Professor Schanz, Skepticismus von Professor Otten in Paderborn. Dr. Geyser schrieb Theosophie. Von Biographien

nennen wir noch Spinoza von Kleffner und das Lebensbild des Altmeisters Stöckl in Eichstätt vom Domdekan Morgott.

Von hervorragender linguistischer und philosophischer Bedeutung ist der Artikel Sprache von Kaulen. Die Sätze: „Die Sprache ist nicht Darstellung der äußeren Objekte, wie oft behauptet worden ist, sondern Darstellung der im Menschen vorhandenen Gedanken über die Objekte", und ferner: „die seiner (des Menschen) Natur wesentliche Sprache kann nicht einzig auf dieses Bedürfniß (des Verkehrs) berechnet sein; . . . ehe ein Verkehr möglich war, trat für den Menschen das Bedürfniß zu sprechen hervor, sobald er in der Nothwendigkeit war, über sich selbst, sein Wesen und seine Bestimmung nachzudenken" — geben den Schlüssel zum Verständniß des Ganzen. Die Sprachfähigkeit stammt von Gott her, der Gebrauch dieser Fähigkeit ist eine freie That des Menschen, ihre erste Bethätigung war das Gebet. Der geistvolle Artikel empfiehlt sich nicht bloß dem Linguisten und Philosophen, sondern auch namentlich dem Kanzelredner am hl. Pfingsttage.

Dem Gebiete der Moral gehören an die Artikel Seelsorge, Selbstmord, Selbstsucht, Selbstverleugnung und Tapferkeit. Sie wurden beigesteuert vom Dompropst Pruner in Eichstätt, welcher den großen Reichthum seiner Erfahrungen mit der Verwerthung der einschlägigen Principien des heil. Thomas verbunden hat. Spiritualismus (Spiritismus) stammt von Professor Schanz, Somnambulismus von Dompropst Schneider in Paderborn. Professor Esser schrieb über Spiel, Kleffner über stoische Moral, Professor Kirschkamp über Theater vom Standpunkt der Moral.

Im weiten Gebiete der Kirchengeschichte steht in erster Linie Professor von Funk in Tübingen mit den Artikeln Servet, Päpste Sixtus und Stephan, Abt Suger, über welchen Otto Cartellieri (Berlin 1898) eine neue Studie veröffentlichte, Talleyrand, Tanchelm, Templer, Theophilanthropen und Torquemada. Funk's College an der Universität München, Professor Knöpfler, behandelte Socinianer und Concil von Trient, dem fleißigen und fruchtbaren Benützer der Hof- und Staatsbibliothek in München, Dr. Nikolaus Paulus, verdanken wir

Sittardus, Slotanus, Staphylus, Tetzel. Professor Bardenhewer in München schrieb über die beiden Serapion, die Severi und sibyllinische Bücher. Von Professor Ehrhard in Wien kommen die Artikel Styliten und Symeon. Pfarrer Wurm handelt über Sigismund, Päpste Sylvester, Tholuck; Bibliothekar Grupp über Sklaverei. Professor Kihn in Würzburg über Theodor von Mopsuestia und Theodoret von Cyrus, Privatdocent Ranichen in Bonn über die beiden Kaiser Theodosius, Dr. Zeck über Päpste Sergius und Siricius, sowie über Theodulf von Orleans. Aus der englischen Kirchengeschichte verzeichnen wir die Artikel über Seton, Stapleton, Testakte, Thomas von Canterbury und Traktarianismus von Canonikus Bellesheim, sowie über die beiden Shaftesbury von P. Zimmermann. Hofrath Onno Klopp schrieb über Spinola und Tilly, Bischof Rosentreter von Kulm über Skarga, Domkapitular Pingsmann über die hl. Theresia u. A. Die Gesellschaft Jesu ist ferner vertreten durch Pfülf, Blötzer, Kneller, Hillig, Duhr u. a. Dem Herausgeber der kritischen Neuausgabe der Bonaventura-Werke P. Jeiler verdanken wir den Artikel Thomas de Celano.

In den Bereich des kirchlichen Rechtes gehören die Artikel Titularbischof, Thronassistent und Todeserklärung vom sel. Weihbischof Schmitz, Spolienklage, Spolienrecht, Suspension und Titel von Professor Sägmüller in Tübingen, Strafen vom Benediktiner Hansen, Staatskirche und Todesstrafe von Laurentius S. J., Seminar von Siebengartner, Simonie von Dr. Esser, Simultaneum von Professor Diendorfer, Stift von Professor Schneider, Tortur vom Culturhistoriker Dr. Grupp. All diese Artikel sind in echt kirchlichem Geiste verfaßt. Ein Kirchenrecht, wie es der Regalismus, die Aufklärungsperiode oder der Altkatholicismus sich denken, ist für uns unannehmbar.

Im Hinblick auf die Bedeutung, welche Leo XIII. durch das Rundschreiben Providentissimus Deus vom 18. November 1893 dem Studium der heiligen Schrift beigelegt, fesseln die hieher gehörenden Artikel in erhöhtem Maße unsere Aufmerksamkeit. Dem alten Testamente gehören an die Artikel Septuaginta von Professor Hoberg in Freiburg, Sion und Synedrium von Professor Rückert, Stiftshütte und Tempel

nennen wir noch Spinoza von Kleffner und die
des Altmeisters Stöckl in Eichstätt vom Domde
Von hervorragender linguistischer und philo
deutung ist der Artikel **Sprache** von Kaulen.
„Die Sprache ist nicht Darstellung der äußeren
oft behauptet worden ist, sondern Darstellung der
vorhandenen Gedanken über die Objekte", und
seiner (des Menschen) Natur wesentliche Sprache
einzig auf dieses Bedürfniß (des Verkehrs) berech
ehe ein Verkehr möglich war, trat für den Mensch
dürfniß zu sprechen hervor, sobald er in der
war, über sich selbst, sein Wesen und seine Bestimm
zudenken" — geben den Schlüssel zum Verständniß des
Die Sprachfähigkeit stammt von Gott her, der Gebr
Fähigkeit ist eine freie That des Menschen, ihre
thätigung war das Gebet. Der geistvolle Artikel
sich nicht bloß dem Linguisten und Philosophen, son
namentlich dem Kanzelredner am hl. Pfingsttage.

Dem Gebiete der **Moral** gehören an die Art
sorge, Selbstmord, Selbstsucht, Selbstverleugnung und
keit. Sie wurden beigesteuert vom Dompropst
Eichstätt, welcher den großen Reichthum seiner
mit der Verwerthung der einschlägigen Principien
Thomas verbunden hat. Spiritualismus (Spiritismus)
von Professor Schanz, Somnambulismus von
Schneider in Paderborn. Professor Esser schrieb über
Kleffner über stoische Moral, Professor Kirschkamp über
vom Standpunkt der Moral.

Im weiten Gebiete der **Kirchengeschichte**
erster Linie Professor von Funk in Tübingen mit den
Servet, Päpste Sixtus und Stephan, Abt Suger, über
Otto Cartellieri (Berlin 1898) eine neue Studie verö
Talleyrand, Tanchelm, Templer, Theophilanthropen
quemada. Funk's College an der Universität Münch
fessor Knöpfler, behandelte Socinianer und Concil
dem fleißigen und fruchtbaren Benützer der Hof- und
bibliothek in München, Dr. Nikolaus Paulus, verd

und Thürme an Kirchen lieferte Domkapitular Jakob, Symbol hat Beissel, und Todtentanz Bäumker zum Verfasser.

Orden und Klöster sind ebenfalls reichlich vertreten. Zeiler schrieb über Spiritualen, Kienle über Solesmes und Somasker, Professor Heimbucher über Sylvestriner, Tertiarier und Theatiner, Zeck über Siegburg und Stablo-Malmedy, Müller über Trappisten, Falk über Sponheim. In der Hagiographie haben sich hervorgethan die Benediktiner Stocker, Helmling und Molitor.

Was endlich die kirchliche Geographie anlangt, so besitzt Neher hier den Hauptantheil. Daneben sind noch zu nennen die Artikel Sicilien von Knöpfler, Straßburg von Professor Müller daselbst, sowie Tirol und Trient vom Benediktiner Schatz. All diese Arbeiten fußen auf ebenso reichem wie zuverläßigem Material und gestatten einen Blick in die Entwicklung und den gegenwärtigen Bestand der Kirche.

LIV.

L. Tiecks romantische Dichtung Genoveva.[1]

Das Interesse für die Romantiker ist seit einigen Jahren wieder im Steigen begriffen. Man bringt den Stimmführern der eine Zeitlang so geschmähten literarischen Bewegung heute ein willigeres Verständniß entgegen, indem man ihre Leistungen von dem einzig richtigen Standpunkt, aus ihrer Zeit heraus zu erklären und zu beurtheilen beginnt. Die Schriften mehren sich, die mit hervorragenden Dichtern der romantischen Schule

---

1) Ludwig Tiecks Genoveva. Als romantische Dichtung betrachtet von Dr. Johann Ranftl. Graz, Styria 1899, XII u. 258 S.

sich beschäftigen, durch Specialuntersuchungen die Erkenntniß solcher Schöpfungen, die einen repräsentativen Charakter haben, zu vertiefen und damit eine gerechtere Würdigung der romantischen Bestrebungen zu fördern sich bemühen. So hat neuerdings Novalis wiederholt die Aufmerksamkeit der Forscher auf sich gezogen, Zacharias Werner einem jungen Literator Anreiz zu einer Studie über „die Söhne des Thals“ gegeben; Brentano's „Godwi“ hat durch A. Kerr eine einläßliche Untersuchung erfahren.[1]) Von der Schrift über den „jungen Eichendorff“ war erst kürzlich in diesen Blättern die Rede. (Bd. 123, S. 735—749.)

In diese Reihe gehört die jüngst erschienene Arbeit von Dr. Ranftl über Tiecks Genoveva.

Die gerade vor hundert Jahren entstandene dramatische Dichtung des berühmten Sohnes der Spreestadt, der zu den bahnbrechenden Geistern unserer Literatur zählt, gilt als Typus ihrer Art, sie will inhaltlich eine „romantische Universalpoesie im Kleinen“ sein. In Tiecks geistigem Entwicklungsgange bildet sie eine wichtige Stufe, er nannte sie selbst ein „Erlebniß,“ eine „Epoche“ in seinem Leben. Im ganzen Kreise der Romantiker erregte das Drama Begeisterung, man sprach davon als einer Musterleistung. Namentlich Friedr. Schlegels Urtheil lautete durchwegs voll lebhafter Anerkennung; Genoveva war und blieb diesem kritischen Chorführer der romantischen Schule das liebste von Tiecks Werken.

Als „Sammelpunkt des romantischen Geistes“ erweckt diese ebenso vielgetadelte wie vielgerühmte romantische Blüthe heute noch das Interesse des Literarhistorikers, und dieser Gesichtspunkt war es, der Herrn Dr. Ranftl bestimmte, dem Werke und seinem genialen Schöpfer eine monographische Studie zu widmen. Er will an diesem typischen Beispiele zeigen, „wie damals ein romantisches Kunstwerk entstand, mit welchen künstlerischen Mitteln der Romantiker seine Theorie dichterisch

1) Godwi. Ein Kapitel deutscher Romantik. Von Alfred Kerr. Berlin, G. Bondi 1898. XI u. 136 S.

verwirklichte, und welche Stellung ein solches Werk in unserer Literaturentwicklung einnimmt". Dies führt der Verfasser, ein in A. Schönbachs und Bernhard Seufferts Schule gebildeter Grazer Gelehrter, in seiner fleißigen und gründlich eindringenden literarhistorischen Untersuchung, die sich über den Stoff und die Vorlagen, die Anregungen und literarischen Einflüsse, die Composition, die Charakteristik, die metrischen Eigenheiten verbreitet, scharfsinnig und anregend aus.

Im Einleitungskapitel wird das Erwachen des Sinnes für Religion und deutsches Alterthum in dem jungen, in Diensten des Erzaufklärers Nicolai aufgewachsenen Tieck dargelegt. Die Freundschaft mit Wackenroder, der Umgang mit Novalis und Fr. Schlegel, Schleiermachers Reden über die Religion, die Lektüre von Schriften Jakob Böhme's, dessen mystisches Büchlein „Morgenröthe" einen förmlichen Aufruhr in seinem inneren Leben erregte: all das half zusammen, Tieck aus der flachen Sandwüste Berlinischer Aufklärung in die poetische Welt des Religiösen, Wunderbaren, Gefühlsinnigen und zur katholischen Legende hinüberzuführen.

In wie weit diese Einflüsse speciell bei der Conception und Ausführung des 1799 vollendeten Dramas „Genoveva" mitwirkten und sich im Einzelnen geltend machten, weist der Verfasser im dritten Kapitel ausführlich nach, wobei besonders auch die großen Vorbilder der Romantik, Shakespeare und Calderon, mit denen Tieck schon in den Jugendtagen vertraut geworden, in Betracht gezogen werden. Was das Verhältniß von Tiecks Dichtung zu dem alten Volksbuch, der Legende von der Pfalzgräfin Genoveva betrifft, so ergibt eine fortschreitende Vergleichung, wie der Dichter sich meistens eng an das Schema der Vorlage anschließt, aber dieses zu feinerer poetischer Gestaltung emporhebt. „Was im Volksbuch nur wie eine äußerliche Maschinerie erscheint, wird vom Dichter seelisch vertieft und verinnerlicht, und so zugleich menschlich erklärt".

Drei Elemente vornehmlich bestimmen die Physiognomie der Dichtung: das Religiöse, das den Geist zum Wunderbaren, Unendlichen hinführt, das Alterthümliche, das in der Phantasie

eine idealisirende Weihe empfängt, und ein eigenartiges Naturgefühl, die romantische Naturandacht. Sie bilden den einigenden Grundton, der außer dem umschließenden Prolog und Epilog die verschiedenen Theile zusammenfaßt. Diese Grundströmungen lassen sich auch in der Stilisirung verfolgen, in der Sprachfärbung, in der Eigenart der Bilder, der Wort- und Reimspiele. Tieck ist auch in der Sprache zugleich Stimmungsidealist und künstelnder Virtuose. Stimmung, Licht und Luft sind ihm wichtiger, als fest gegliederte Handlung und scharfe Charakteristik. Dazu paßt die reichlich verwerthete metrische Mannigfaltigkeit, die Vorliebe für die romanischen Strophenformen, die von den Romantikern grundsätzlich bevorzugt wurden. Ganz bezeichnend für die neue Richtung ist das ahnungsvoll Schleierhafte, das dämmernde Helldunkel der Darstellung, die in einer fast musikalisch anklingenden Sprache immer stimmungsvoll wirkt, dafür aber gar oft die klaren Umrisse verwischt. Die „mondbeglänzte Zaubernacht" sollte aufsteigen in der alten Pracht.

In der Schlußbetrachtung bietet der Verfasser einen kurzen Ueberblick über die Aufnahme des Werkes, das ein Kritiker die Wetterscheide der Romantik genannt hat, bei den Zeitgenossen, sowie über die Nachwirkung, welche die romantische Dichtung überhaupt auf den Geist der nachwachsenden Generation, auf die Schaffensweise in allen Gebieten der bildenden und darstellenden Kunst langehin ausgeübt hat

Die Arbeit Dr. Ranftls ist, wie man auch aus den wenigen flüchtigen Strichen erkennen dürfte, ein ganz werthvoller Beitrag zur Geschichte der Romantik in ihrer Frühzeit und zugleich ein tüchtiger Baustein zu einer künftigen Tieck-Biographie

LV.

Caspar Franck.

Ein Convertit des 16. Jahrhunderts.

(Schluß.)

Der vielbeschäftigte Hofprediger fuhr inzwischen fort, literarisch thätig zu sein. Nebst der bereits erwähnten Schrift gegen Andreä und Cölestinus, ließ er 1570 eine „Tafel der evangelischen und unevangelischen Lehre" erscheinen.[1]) Im folgenden Jahre veröffentlichte er eine „treuherzige Warnung", worin er die Katholiken Bayerns über die Angriffe und Schmähungen, die sie wegen ihres Glaubens zu erleiden hatten, zu trösten suchte.[2]) In einer andern Schrift lieferte

---

1) Tafel der Evangelischen und Unevangelischen lehr, In welcher warhafftig angezaigt, was für alte, verdampte irrthumbe under dem Schein des H. Evangelii zu unser Zeit widerumb eingerissen und von vilen angenommen: auch was dargegen die uralte Apostolische Kirchen und Christenheit allzeit bestendiglich durch jre H. Lehrer und Seelsorger auß Gottes wort gelehrt, geschriben, wider die irrigen Geister verthädigt und ritterlich biß an jr end verfochten. Großes Plakat. Ohne Ort und Jahr (München 1570). Unten steht der Vermerk: „Caspar Franck Aulae Bavariae concionator conscrib. et R. D. Georgio Abbati in Scheuern gratitudinis ergo dedit. Mense Iulio 1570. Spätere Ausgabe: Ein kurtze Taffel u. s. w. Neisse 1575. 8 Bl. 12°. Nach Exequiae 86 ist eine dritte Ausgabe in Ingolstadt erschienen.

2) Trewhertzige Warnung, lehr und trost an die betrübten unnd von Gottes worts unnd gotseliger ainigkait wegen geplagte Christen der Fürstenthumb Obern und Nidern Bayrn. Ohne Ort (München) 1571. 56 Bl. 8°. Vorrede von Franck, München, 15. Juli 1571.

eine idealisirende Weihe empfängt, und ein eige...
gefühl, die romantische Naturandacht. Sie bild...
Grundton, der außer dem umschließenden Ra...
die verschiedenen Theile zusammenfaßt. Diese ...
lassen sich auch in der Stilisirung verfolgen, ...
färbung, in der Eigenart der Bilder, der Wor...
spiele. Tieck ist auch in der Sprache zugleich ...
idealist und künstelnder Virtuose. Stimmung ...
sind ihm wichtiger, als fest gegliederte Handlung ...
Charakteristik. Dazu paßt die reichlich verwendete
Mannigfaltigkeit, die Vorliebe für die romanischen ...
formen, die von den Romantikern grundsätzlich ...
wurden. Ganz bezeichnend für die neue Rich...
ahnungsvoll Schleierhafte, das dämmernde Hal...
Darstellung, die in einer fast musikalisch anklingenden ...
immer stimmungsvoll wirkt, dafür aber gar oft die ...
risse verwischt. Die „mondbeglänzte Zaubernacht" ...
steigen in der alten Pracht.

In der Schlußbetrachtung bietet der Verfasser einen
Ueberblick über die Aufnahme des Werkes, das ein ...
Wetterscheide der Romantik genannt hat, bei den Ze...
sowie über die Nachwirkung, welche die romantische ...
überhaupt auf den Geist der nachwachsenden Genera...
die Schaffensweise in allen Gebieten der bildenden ...
stellenden Kunst langehin ausgeübt hat.

Die Arbeit Dr. Ranftls ist, wie man auch aus der
flüchtigen Strichen erkennen dürfte, ein ganz werthvolle...
zur Geschichte der Romantik in ihrer Frühzeit und ...
tüchtiger Baustein zu einer künftigen Tieck-Biographie

der Universität erwählt. Als er dann anläßlich des allgemeinen Jubiläums im Jahre 1575 eine Reise nach Rom unternahm, erwarb er sich in Siena am 19. März mit glänzendem Erfolg den theologischen Doktorgrad und erhielt von Papst Gregor XIII. den Titel eines apostolischen Protonotars und eines Comes palatinus lateranensis.[1]) In einem Schreiben vom 16. April 1575 beglückwünschte Cardinal Hosius den Herzog von Bayern, daß er solche verdienstvolle Männer zu begünstigen suche.[2])

Diese Gunstbezeugungen wurden nicht an einen Unwürdigen verschwendet. Seit seiner Uebersiedelung nach Ingolstadt hatte Franck den Kampf für den katholischen Glauben unentwegt fortgesetzt. Gegen die Schrift, die er noch in München zur Vertheidigung des katholischen Priesterthums verfaßt hatte, war von dem Gießener Prediger Georg Nigrinus eine leidenschaftliche Antwort erschienen.[3]) „Dieser schöne, saubere katholische Priester“, bemerkt Nigrinus in seinem Vorwort, „ist mir nicht unbekannt, als der in seinen Kindstagen vor 24 Jahren mein Schulgesell gewesen da er noch von seinen frommen Eltern in dem hl. Catechismo und in der reinen Lehre auferzogen wurde. O welche Wunden müssen dieses Cains Mordstiche seinem frommen Vater ins Herz machen, wenn er hört, daß er nicht allein für sich zu dem Teufel fahret, sondern auch mit allem Fleiß darnach trachtet, daß er viele andere mit sich in die ewige Ver-

1) Rotmar 146. Exequiae 78. 81.

2) Abgedruckt bei Rotmar 147. Hier auch (Bl. 151 f.) ein Schreiben des Cardinals Otto Truchseß an Franck, Dillingen, 6 Febr. 1568.

3) Von rechter ordentlicher Wahl und dem Beruff der Evangelischen Prediger, Und woher jr Ampt krefftig sey. . . . Darinnen ein bestendige antwort und gründliche Widerlegung ist der jetzigen Papistischen Clamanten, sonderlich M. Caspari Francken, Hoffprediger zu München, Lesterung, das die Evangelische Prediger nicht Macht haben zu predigen und die Sacramenta außzutheilen, und das jr Ampt gantz krafftloß sey. Ursel 1573. 120 Bl. 4°.

dammung stürze". Er schreibe übrigens so „liederlich und sophistisch, daß mich übel verdreußt, daß er ein Wittenbergischer Magister ist und von Jugend auf in der Theologie soll studirt haben". Der lutherische Polemiker muß indessen anerkennen, daß Franck ein „gelehrter Pfaff" sei; „denn er hat etwas bei den Unsern studirt. Aber, ach Gott! wie übel hat er's angelegt, daß er damit dem greulichsten Greuel, dem Papstthum das Wort redet". „Du bist ein meineidiger ehrloser Tropf", ruft der Zelot seinem Gegner zu, „du hast den Bund deiner hl. Taufe verlassen, bist von der wahren Kirche Christi zur antichristischen getreten, nicht um des Gewissens willen, das du nicht gehabt, sondern um Ehre und Guts willen, das dir vielfältig angeboten ward, bis man dich zum Fall brachte, der Hoffnung, wenn sie dich hätten, könntest du ihr Käutzlein sein und viele auf den Kloben bringen".

Franck, der in dem „Lumpenbuch" des Gießener Predigers „schändlich angetastet" worden, blieb dem Gegner die Antwort nicht schuldig. Zunächst veröffentlichte er bloß einen „Vortrab", eine ausführliche Widerlegung auf später verschiebend.[1]) Noch bevor aber die angekündigte Schrift erscheinen konnte, hatte Nigrinus bereits eine „Musterung" des Vortrabs vorgenommen,[2]) so daß nun Franck sich ver-

---

1) Prodromus oder Vortrab der rettung deß büchleins von rechter ordentlicher wahl und beruff der Catholischen und Evangelischen Priester und Prediger. Darinnen durch unparteysche Richter erklert und gründlich dargethan wirdt, wie felschlich und betrieglich Georg Nigrinus Lutherischer Predicant unnd andere seine Ridgenossen sich der lehr, glauben und Confession der uralten Apostolischen lehrer rhümen Ingolstadt, Al. Weißenhorn, 1573. VIII, 59 Bl. 8°. Widmung an Georg Neupeck, Abt von Scheyern Ingolstadt, 28. August 1573.

2) Stratologia et Velitatio: Das ist: Musterung des Vortrabs Caspar Francken, Und Scharmützel mit demselben. Ursel 1574. 166 Bl. 4°.

anlaßt sah, nebst dem in Aussicht gestellten „Nachtrab",[1]) eine „Ausmusterung" der Replik des Nigrinus herauszugeben.[2]) Zur selben Zeit veröffentlichte er auch eine lateinische Schrift, die ebenfalls der Vertheidigung des katholischen Priesterthums gewidmet ist.[3])

Einen mehr historischen, allerdings wenig kritischen Charakter hat der „Ketzercatalog", den Franck ein Jahr später der Oeffentlichkeit übergab und worin er die Irrlehrer aller Zeiten in alphabetischer Ordnung aufzählt.[4])

Nebst der Bekämpfung der Irrlehrer hatte sich Franck auch die Erbauung des katholischen Volkes zur Aufgabe gemacht. Um diesen Zweck zu erreichen, suchte er den Gläubigen besonders die Betrachtung des Leidens Christi ans Herz zu legen. Wie oben bemerkt worden, hatte er bereits in München ein Passionsbüchlein herausgegeben. In

---

1) Nachdruck Von dem aller nötigsten, wie man Priester, Prediger und Seelsorger der Kirchen ordenlich wehlen, beruffen und einsetzen soll. Ingolstadt, David Sartorius, 1575. IV, 158 Bl. 4°, Widmung an Bischof Julius von Würzburg, Ingolstadt, 25. Januar 1575.

2) Außmusterung der vermainten, elenden und grundtlosen einreden Georg Nigrini, wider M. Caspar Francken Ortrandi Vortrab. Ingolstadt, Dav. Sartorius, 1575. IV, 38 Bl. 4°. Widmung an Abt Paul von Niederaltach, Ingolstadt, 19. Februar 1575.

3) De externo, visibili et hyerarchico Ecclesiae Catholicae sacerdotio, adversus haereticorum figmenta, ex Sacra Scriptura et orthodoxis Patribus Assertio. Coloniae, Mat. Cholinus, 1575. 377 S. 12°. Widmung an J. Egolf von Knöringen, Bischof von Augsburg, Ingolstadt, 25. November 1574.

4) Catalogus Haereticorum: Das ist: Warhafftige Erzelung der namhafften Irrlehrer und Ketzer, welche von Anfang der Welt biß auff unsere Zeiten entstanden. Ingolstadt, Dav. Sartorius, 1576. XVI, 624 S. 8°. Widmung an Heinrich von Bobenhausen, Hochmeister des deutschen Ordens, Ingolstadt, 20. Mai 1576. Dies Werk bespricht Christian Sepp, Kerkhistorische Studiën. Leiden 1885. S. 180 ff.

der Fastenzeit 1573 veröffentlichte er mit verschiedenen Gebeten eine längere Predigt über die „nützliche, andächtige und hochwichtige Materie von der heilsamen Betrachtung des bittern Leidens Christi“.[1]) Vier Jahre später kam er nochmals auf den nämlichen Gegenstand zurück, um denselben viel ausführlicher zu behandeln.[2]) In einer weitern Schrift, die er anläßlich des Jubiläums verfaßte, wies er nach, daß die Verdienste Christi durch die Lehre vom Ablaß nicht geschmälert werden.[3])

Nach dem Tode seines väterlichen Freundes M. Eisengrein[4]) übernahm Franck die erledigte Professur der Theologie, ohne jedoch die Pfarrstelle aufzugeben.[5]) Auch als Pfarrer verlor er übrigens die theologischen Controversen nicht aus dem Auge. Einige Tage nach Eisengreins Tod veröffentlichte

---

1) Ein Christliche Predig, von heilsamer bedrachtung des bittern leidens und sterbens Christi. Ingolstadt, Al. Weißenhorn, 1573. XVI, 115 S. 8°. Widmung an Bischof Martin von Eichstädt. Ingolstadt, 18. Februar 1573.

2) Passion. Das Leyden unnd Sterben unsers Herrn Jesu Christi auß den H. vier Evangelisten zusammen gezogen. Neben Gründlicher ablainung allerlay bei dieser Materien errägten Newen unnd Alten irrthumben, auch beständiger underrichtung der fürnämsten Articul des Catholischen Glaubens: Mit nutzlichen Betrachtungen, Lehren und Gebeten. Ingolstadt, Dav. Sartorius, 1577. VIII, 275 Bl. 8°. Vorrede an den Leser, 24. Aug. 1577.

3) Ein Christliche Predig und bestendiger bericht, ob ain gutherziger Christ mit guten Gewissen und one verletzung der ehr und leiden Christi die Indulgenz und Ablas, welche hin und wider von den Bischoffen angestelt und in ihren Iurisdictionen verkündigt, besuchen könne oder solle. Darinnen erklärt, was der Ablaß sey. Ingolstadt, Dav. Sartorius, ohne Jahr (1576). IV, 60 S. 8°. Vorrede an die Gläubigen des Bisthums Eichstädt.

4) Franck hielt eine der Trauerreden. Abgedruckt in: Orationes funebres quatuor. In obitum . . . M. Eisengreinii. Ingolstadii, Dav. Sartorius, 1578.

5) Rotmar 146.

er eine Predigt gegen die lutherische Ubiquitätslehre.[1]) In einer andern Predigt, die er ebenfalls drucken ließ, bewies er die Wahrheit der katholischen Kirche aus der ununterbrochenen Reihenfolge der Päpste und Bischöfe.[2])

Im Jahre 1580 hatte Conrad Wolfgang Platz, Prediger in Biberach, ein Schriftchen veröffentlicht, worin er nachzuweisen suchte, daß die wahre alte katholische Kirche bei den Protestanten zu finden sei und daher die Lutheraner, nicht die Papisten, das Recht hätten, sich Katholiken zu zu nennen.[3]) Franck trat sofort dem württembergischen Polemiker auf der Kanzel entgegen und veröffentlichte nachher die Predigten, die er über die Berechtigung des Namens Katholik gehalten hatte.[4]) Platz erwiderte nun mit vier

1) Ein Christlich Predig Von der herrlichen, triumphierenden Himmelfart Jesu Christi unnd sitzen zu der Rechten Gottes . . . Wider ein Sermon Jacob Andre Schmidleins, welchen er zu Witteberg am auffarts ſtag von der Gothait, Allmächtigkait, Ubiquitet des leibs Christi gehalten und nachmals in offenen truck verfertigt. Ingolstadt, Dav. Sartorius, 1578. IV, 36 Bl. 4°. Die Widmung an den Stadtrath von Ingolstadt, 24. Mai 1578, enthält eine ausführliche Schilderung des frommen Hinscheidens Eisengreins.

2) Ein Catholische Predig Uber das Evangelium an unser lieben Frawen Geburts Tag. I. Daß Christus sey der rechte, wahre und verheißene Messias und Heyland der Welt. II. Was von der ordenlichen Succession und Erzehlung der nachfolgenden Bischoff zu halten und zu glauben sey. Ingolstadt, Dav. Sartorius, 1581. IV, 38 Bl. 4°. Vorrede an den Leser, Ingolstadt, 24. August 1581.

3) Bericht, was und welche im Grunde eigentlich catholisch seien, samt einem Gruß an Petrum Canisium. 1580. Ich kenne diese Schrift nur aus L. M. Fischlin, Memoria Theologorum Wirtembergensium resuscitata. Ulmae 1710. I, 140.

4) Vom Catholischen namen und wesen zwo Christliche Predigen. I. Was, unnd welche im grundt der warheit Catholisch seind und genent sollen werden. II. Ob das Catholisch dem Papsthumb

„Schirmpredigten“ und einem erdichteten Dialog zwischen Petrus Canisius und Franck.[1]) Letzterer ging auf diesen Ton ein und ließ 1582 zwei „Gespräche“ erscheinen, worin er den Biberacher Prediger disputiren läßt mit dem lutherischen Streittheologen Jakob Andreä, „der da aus ihren eigenen neu ausgegangenen Schriften dem Platz die Wahrheit eröffne und ihn öffentlich zu Schanden mache“.[2]) Diese Gespräche, die nicht ohne Witz und Humor geschrieben sind, gehören zu den interessantesten Schriften des Ingolstädter Polemikers. Daß der Name „katholisch“ nur der römisch-katholischen Kirche zugehöre, suchte Franck auch nach-

---

oder dem Lutherthumb den Boden außstoß. Zur rettung der wahren Catholischen Kirchen und des allainseligmachenden Glaubens wider ain ungegründte Schmachpredig aines newen Concordisten in Truck verfertigt. Ingolstadt, D. Sartorius, 1581. VII, 58 Bl. 4°. Vorrede an den Leser, Ingolstadt, 1. Januar 1581.

1) Apologia Catholica. Das ist, Vier Christliche Catholische Schutz oder Schirmpredigten, von erleuterung des Christlichen Namens und wesens, auch der fünff angedichten Bäpstischen eigenschafften der Catholischen wider die Uncatholischen Predigen Doctoris Caspari Franckens. Ein Dialogus Doctoris Petri Canisii und D. Caspar Francken vom Catholico, Cacholico per. i, und Cacholyco per. y. Auch Bruder Nassen Schmachschrifft wider das Christlich Concordibuch gehalten. Tübingen 1581. 54 Bl. 3°.

2) Duo Dialogi apologetici. Zwey nutzliche Gesprech Doctoris Andree Schmidleins und D. Conrad Wolf Platzens von nachfolgenden Stucken. I. Ob durch den Catholischen Namen der Christlich verringert und verkleinert. II. Ob durchs Christlich oder Catholisch die rechtglaubige Christen erkannt und angezeigt. III. Ob ein Christliche oder ein Catholische allgemeine Kirchen im Symbolo zubekennen. IV. Ob die Bäbstische oder die Lutherische Catholische Christen zunennen. V. Durch was Practicken und Griff jhrer vil in Irrthumb gestärkt und erhalten werden. Zur erörterung der vier Platzianischen Schirmpredigen und angehengkten Gesprech. Ingolstadt. Wolfg. Eder, 1582. VIII, 103 S. 4°. Widmung an Herzog Ferdinand von Bayern. Ingolstadt, 7. Juli 1582.

zuweisen in einer lateinischen Rede, die er am Schlusse des Sommersemesters 1583 als abgehender Rektor zu halten hatte.[1]) Eine ähnliche akademische Rede hatte er 1581 gehalten, um gegen Martin Chemnitz das Dekret des Trienter Concils über die kirchlichen Ueberlieferungen in Schutz zu nehmen.[2]) Gegen denselben Chemnitz veröffentlichte er auch ein deutsches Werk, worin das Tridentinische Dekret über die Bücher der heiligen Schrift erläutert wird.[3])

Der Vollständigkeit halber seien noch zwei Schriften Eisengreins erwähnt,[4]) die Franck übersehen und heraus-

---

1) De Catholico nomine, sanctae Christi Ecclesiae insigni et nota verissima, Oratio. Ingolstadii, D. Sartorius. 1584. VIII, 54 S. 4°. Widmung an den bayerischen Kanzler Christophor Elsenheimer, Ingolstadt, 21. Dezember 1583.

2) Oratio apologetica pro defensione professionis orthodoxae fidei iuxta decretum Concilii Tridentini editae, de divinis Apostolicis et Ecclesiasticis Traditionibus, deque earum sacrosancta vi et authoritate Adversus detestabiles et putidos Haereticorum, praesertim Martini Chemnitii errores atque calumnias. Ingolstadii, D Sartorius, 1581. 18 Bl. 4°. Widmung an den Nuntius Felician Ninguarda. Ingolstadt, 20. Januar 1581.

3) Rettung Unnd Erklärung deß heyligen allgemeinen Tridentinischen Concilii. I. Von den Canonischen, regulierten und bewerten Büchern deß alten und newen Testaments. II. Wie auch dieselbige eigentlich und warhafftig sollen verstanden, erklärt und außgelegt werden. . . . Wider Martin Chemnitz . . . Examen des Decret deß Tridentinischen Concilii, so von Georg Nigrino verteutscht. Ingolstadt, Wolfg. Eder, 1583. XXIV, 222 S. 4°. Widmung an Herzog Wilhelm von Bayern, Ingolstadt, 12. März 1583.

4) A. Mayer (Wiens Buchdrucker-Gesch. Bd. I. Wien 1883. S. 129) schreibt Franck irrig folgende Schrift zu: Chronologia ecclesiastica seriem temporum continens, quibus Pontifices Maximi, Caesares, Catholici Scriptores ac Haeresiarchae vixerunt. Nunc recognita multisque locis illustrata, ac Libelli forma in lucem edita. Ingolstadii, D. Sartorius, 1579. Franck hat, als Decan der theologischen Fakultät, dieser Schrift bloß die Approbation ertheilt.

gegeben hat; zuerst ein Beichtbuch,[1]) dann eine Sammlung von Predigten.[2]) Er ließ ebenfalls eine Predigt des schon längst verstorbenen Leipziger Pfarrers Johann Koß neu auflegen.[3])

Die segensreiche Thätigkeit, die Franck als Pfarrer, Professor und Schriftsteller im Dienste der Kirche mit dem größten Eifer entfaltete, sollte den unermüdlichen Mann vor der Zeit ins Grab bringen. Er starb, erst 41 Jahre alt, am 12. März 1584.[4]) Da er stets sehr mildthätig gegen die Armen gewesen, so hinterließ er nur ein geringes Vermögen,[5]) das zum Theil seinen zwei Brüdern Christophor

---

1) Beichtbuch ... durch Weyland Herrn M. Eisengrein. Ingolstadt, D. Sartorius, 1579. VIII, 756 S. 12°. Vorrede von Franck, Ingolstadt, 23. Januar 1579.

2) Christliche, Catholische Außlegung der Sontäglichen auch etlich anderer Fest Evangelien vom Advent biß auff den ersten Sontag nach dem H. drey König tag. Von M. Eisengrein. . . . Auff Eisengreins seligen Erben bittlichs Ersuchen in Truck verfertigt durch C Francken. Ingolstadt, Dav. Sartorius, 1583. VIII, 435 Bl. 4°. Vorrede von Franck, Ingolstadt, 28. August 1583.

3) Ein Christlich Predig und beständiger Bericht, was von der viertzigtägigen Fasten zuhalten und zuglauben sey. Ingolstadt, Dav. Sartorius, 1582. 22 Bl. 4°. Vorwort: Ingolstadt, 16. Februar 1582. Am Schlusse der Schrift heißt es: „Concionem hanc de Ieiunio utiliter recudi posse censeo. Ego Caspar Francus Th. Doctor et Professor ordinarius Ingolstadii". Daß er aber die Schrift nicht bloß approbirt, sondern auch herausgegeben hat, bezeugt der Ingolstädter Professor J. Engerd in den Exequiae 93: „Opera ac studio illius in lucem edita."

4) Exequiae: Rev. . . . Casparo Franco, SS. Th. Doctori ac Professori in alma Ingolstadiensi Academia ordinario, Protonatorio Apostolico, Parocho et Ecclesiaste ad D. Mauritii, magnanimo Catholicae Religionis Propugnatori: Tum Orationibus, tum Carminibus funebribus celebratae. Ingolstadii, Wolfg. Eder, 1585. XVI, 127 S. 8°. Widmung des Herausgebers Johann Engerd an Christophor Franck, Ingolstadt 7. Mai 1585.

5) Exequiae 56.

und Anastasius, die katholisch geworden, zufiel.[1]) Anastasius war damals Advokat in Salzburg, während Christophor der Stadt Leoben in Steiermark als Pfarrer vorstand.

Es ist bekannt, wie sehr im 16. Jahrhundert, sowohl auf protestantischer als auf katholischer Seite, die Unsitte grassirte, über das Hinscheiden hervorragender Gegner allerlei schlimme Gerüchte zu verbreiten. Namentlich wurden über den Tod der Convertiten nicht selten die abenteuerlichsten Dinge erzählt; entweder ließ man solche Männer in der Verzweiflung sterben oder man sprengte aus, daß sie auf dem Todesbette wieder protestantisch geworden seien. Um bei seinem eigenen Hinscheiden ähnlichem Gerede nach Kräften vorzubeugen, hatte es Franck für angebracht gehalten, vor seinem Ende in Gegenwart von Zeugen mit aller nur möglichen Schärfe und Deutlichkeit das katholische Glaubensbekenntniß abzulegen.[2]) Er starb dann eines frommen, christlichen Todes.[3]) Trotzdem wurde ihm protestantischerseits nachgesagt, er hätte ein schlimmes Ende genommen; hierfür berief man sich sogar auf die angebliche Aussage seines eigenen Dieners.[4]) Aehnliche Verunglimpfungen hatte Franck noch bei seinen Lebzeiten mehr als einmal erdulden müssen; er hatte sich indessen wenig darum gekümmert. Der Seelenfrieden, den er im Schooße der katholischen Kirche gefunden, hatte ihn reichlich entschädigt für die Unbilden, die ihm gegnerischerseits zugefügt worden waren. Die alte Religion, wie es treffend in seiner Grabschrift heißt, stand ihm höher als alles andere:

Ille patrem et patriam consanguineosque relinquens,
Prae veteri duxit relligione nihil.

N. Paulus.

1) Die Bibliothek erhielten die Franziskaner in Ingolstadt.

2) Exequiae 15.

3) Exequiae 15. 37 ff 54 ff.

4) E. Hasenmuller, Historia Iesuitici ordinis. Francofurti ad M. 1593. S. 319. Vgl. die Antwort von J. Gretser, Opera omnia. Tom. XI. Ratisbonae 1738. S. 134.

LVI.

Steht Lindemann's Geschichte der deutschen Literatur in ihrer neuesten Bearbeitung auf der Höhe der Zeit?

Als vor 33 Jahren die Literaturgeschichte Lindemann's zum erstenmal erschien, wurde das „wackere Werk" in diesen Blättern[1]) freudigst begrüßt und ihm als wohlwollender Segensspruch für die literarische Wanderfahrt „eine rasche Verbreitung und das Glück seines protestantischen Vorgängers, die eilf Auflagen der Vilmar'schen Vorlesungen" gewünscht. Der hoffnungsfrohe Wunsch geht allmählich seiner Erfüllung entgegen: fünf Auflagen hat der hochwürdige Verfasser selbst besorgen können, die 6. Ausgabe war die gemeinschaftliche Arbeit zweier Gelehrten, die sich dadurch den Dank des katholischen Volkes verdienten, und nunmehr liegt das stattlich gewordene Buch in seiner 7. Neubearbeitung vor.[2])

Ein flüchtig vergleichender Blick auf das schöne Werk in seiner äußeren Erscheinung bei der 1. Auflage und in seiner jetzigen Gestalt zeigt zur freudigen Ueberraschung, daß die Literaturgeschichte gut um das Dreifache an Umfang

---

1) 58. Bd. S. 603—613.

2) W. Lindemann's Geschichte der deutschen Litteratur, 7. Aufl., herausgegeben und theilweise neu bearbeitet von Dr. P. Anselm Salzer. Freiburg i. B. 1898. X, 1115 S.

gewachsen ist. Hat mit der Vergrößerung der Form und der Vermehrung der Seitenzahl auch der innere Werth des Buches gewonnen, oder muß etwa das alte Prophetenwort in seiner gewöhnlichen Ueberlieferung angewandt werden: „Multiplicasti gentem, et non magnificasti laetitiam?“

Ein Jahr nach dem ersten Erscheinen des Lindemann'schen Werkes schrieb sein Hauptvorbild, Vilmar, das Vorwort zur 12. Auflage seiner „Vorlesungen über die Geschichte der deutschen National-Literatur“, die er bei ihrer 3. Ausgabe „Geschichte der deutschen National-Literatur“ betitelt hatte. Diese kleine Umwandlung des Titels und die seit der 2. Auflage beigefügten Anmerkungen, die sich dann immer mehrten, sind die einzige Aenderung, die Vilmar's Buch erfahren hat. Der Grund dieser auffallenden Beharrung liegt zumeist in der Eigenart des Werkes selbst: es ist Vilmar's Literaturgeschichte ein voll abgeschlossenes Kunstwerk und somit ein „Noli me tangere“ unserer Literatur. Dazu hatte der Verfasser es sich für sein Buch verbeten, daß nach seinem Tode (1868) etwas davon genommen, etwas hinzugethan werden dürfe, und diese letztwillige Bestimmung ist von den späteren Herausgebern in zarter Rücksicht beobachtet worden; selbst Männer wie Phil. Wackernagel und K. Goedeke wagten es nicht, „durch Auslassungen, Zusätze oder Umgestaltungen das Kunstwerk zu erschüttern oder zu zerstören“.[1]) Sogar bei den Anmerkungen sollte „die Hand des Begründers von der des Nacharbeiters kenntlich werden“,[2]) dadurch daß die ursprünglichen, von Vilmar selbst herrührenden Anmerkungen zwischen Anführungszeichen gesetzt werden mußten. Von der 22. Auflage ab hat, wie bekannt, Adolf Stern zur Ergänzung der Neuzeit einen „Anhang“ beigefügt: „Die deutsche Nationalliteratur vom Tode Goethe's bis zur Gegenwart“. Ob

1) K. Goedeke, im Vorwort zur 21. Aufl.

2) Ebendaselbst.

diese Fortführung im Geiste Vilmar's gehalten sei, braucht nicht näher untersucht werden. A. Stern's und Vilmar's Auffassungsweise und Sprache gleichen einander wie Nacht und Tag, und wenn je etwas imstande sein könnte, der altberühmten Literaturgeschichte im Mitbewerb die fest gewonnene Stellung streitig zu machen, so möchte Stern's „Anhang" dazu die erste Veranlassung bieten. Mit jeder andern, auch noch so geistreich gehaltenen Darstellung unserer Literatur wird Vilmar siegreich den Wettkampf bestehen, wie es selbst bei einem W. Scherer klar zutage trat. W. Scherer's Buch scheint zu geistreich und vielleicht nur geistreich zu sein, um Vilmar, der in seiner Darstellung „die Gabe des poetischen Empfindens" zum Ausdruck gebracht hat, zu überflügeln, geschweige denn verdrängen zu können.[1]) Der Gymnasial-Direktor von Marburg besaß das Geheimniß, die Geschichte unserer Literatur zu einem vollendeten Kunstwerk dieser Literatur selbst zu gestalten, und somit muß ein jeder Versuch, die Schöpfung eines so begabten Mannes der modernen Forschung anzupassen, als ein Angriff auf ein einziges Vorrecht angesehen werden: der Vorzug des Vilmar'schen Buches beruht in seiner Unveränderlichkeit.

Ganz anders liegt die Sache bei Lindemann's Geschichte der deutschen Literatur sowohl in ihrem Entstehen, als auch ihrem Zwecke nach. Es war schon vor 1866 längst allgemein als dringendes Bedürfniß katholischerseits erkannt und verlangt, ein Handbuch der Nationalliteratur zu bekommen, „das den Anforderungen der Neuzeit entsprechen und sich mit Ehren dem beliebten Vilmar'schen Buche an die Seite stellen könne". So wenigstens schrieben damals diese Blätter.[2]) Die „Geschichte der poetischen Literatur

1) Bekanntlich lag diese Absicht mit im Zwecke der Scherer'schen Litteraturgeschichte.

2) A. a. O. S. 603.

Deutschlands" von Eichendorff konnte trotz ihres katholischen Standpunktes und ungeachtet des Zaubers dichterischer Darstellungskunst und unerschöpflichen Ideenreichthums die empfundene Lücke nicht ausfüllen. Der Versuch, ein Literaturhandbuch auf katholischem Boden zu schaffen, mußte also endlich gewagt werden, und er ist dem katholischen Priester Lindemann im großen Ganzen schon beim ersten Wurfe gut geglückt. Zwar wird in der allerneuesten Zeit auffallenderweise im eigenen Lager eine Stimme laut,[1]) die es geradezu bedauert, „daß das katholische Laienthum die Literaturgeschichtschreibung bisher gänzlich dem Klerus überlassen habe", und Lindemann, sowie die beiden Bearbeiter der Neuauflagen seines Werkes, Seeber und Salzer, werden unter anderen als Priester namentlich erwähnt. Die beigegebene Begründung dieses Bedauerns, zusammengehalten mit der abschätzigen Fußnote über Dr. K. Stork's Literaturgeschichte,[2]) hört sich noch sonderbarer an, als der Wunsch

1) Veremundus, Steht die katholische Belletristik auf der Höhe der Zeit? S. 44 ff. Vgl. desselben Verfassers 2. Broschüre S. 93.

2) Es sei hier noch auf eine andere neue katholische Laienliteraturgeschichte hingewiesen: auf das „Kurze Repetitorium der deutschen Literaturgeschichte für Lehrer und Lernende" von Fr. Lemmermayer. Da steht (3. Th.) zur Einleitung in die Dichtung des 17. Jahrhunderts u. a. folgende Schilderung: „Wieder, wie im Mittelalter, wurde alles von der Theologie mit ihren sterilen Haarspaltereien durchsetzt. Deutschland war in katholische und protestantische Theile zerrissen, aus denen religiöser Haß aufflammte. Die Protestanten stützten sich ausschließlich auf die Bibel, die zu einem Babel wurde; im eigenen Lager hörte der kleinliche Streit nicht mehr auf, die Vernunft wurde durch die Theologie in spanische Stiefel gepreßt. In der katholischen Welt hinwieder machte der Jesuitismus, jede freie geistige Regung unterdrückend, seinen unheilvollen Einfluß geltend; durch die tief sinkenden Schulen wirkte er auf die Jugend, durch die Beichte bemächtigte er sich der Ohren der Großen. So gestaltete sich im 17. Jahrhundert infolge der einseitigen, in sich erstarrten,

einer Aenderung auf diesem Gebiete. Statt die literarische Verdächtigung von „Einseitigkeit und Unduldsamkeit“ des katholischen Priesters beispielsweise in der Erotik durch klarere Beleuchtung richtig zu stellen, sei dem Verfasser zur weiteren Geduldung versichert, daß es gegenwärtig schon eine kleine Zahl, bescheiden ausgedrückt, von katholischen Priestern gibt, die wie Seeber und Salzer sogar staatsgeprüfte Germanisten von Fach sind, und daß sich diese Zahl erfreulicherweise immer noch mehrt, und daß endlich — der schrecklichste der Schrecken — diese geistlichen Herren ihren Wirkungskreis über die vier Wände der Schule erweitern, indem sie auch mit der Feder in ihrem Fache thätig zu sein gewillt sind. Uebrigens scheint das Glas, wodurch der sonst für die Hebung der katholischen Schriftstellerei so warm eifernde Verfasser der viel genannten Fortschrittsbroschüre die Literatur betrachtet, nur auf das Ideal des Romans eingestellt; so erklärt sich auch am einfachsten der Vorwurf, den Lindemann, Seeber und Salzer sich mit ihrer Beurtheilung des religiösen Romans der Gräfin Hahn-Hahn gefallen lassen müssen.[1]) Es wird wohl, kurz gesagt, im ganzen literarischen Betrieb sonst kaum bedauert werden,[2])

lebensfeindlichen und doch das gesammte deutsche Geistesleben beherrschenden Theologie die Wissenschaft zu todten Formen“. Daß sich die Einzelausführung nach diesen Grundlinien gestaltet, versteht sich von selbst, richtet sich aber auch selbst.

1) 1. Broschüre S. 24. Das schmückende Beiwort „kompilirt“ zur Kennzeichnung der Brugier'schen Literaturgeschichte dürfte doch schwerlich dem sonst vielfach anerkannten Buche ganz gerecht werden; noch bedenklicher wäre das große, gelassen ausgesprochene Wort, wenn im Einzelnen der Beweis für ein so scharfes, ja eigentlich vernichtendes Urtheil erbracht werden müßte, was doch der Verfasser nach Recht und Billigkeit verlangen dürfte.

2) Unter den 32 Mitarbeitern der neuen „Deutsch-österreichischen Literaturgeschichte“, herausgegeben von Nagl und Zeidler, werden 9 geistliche Herren aufgezählt, lauter Namen von gutem Klang auf diesem Gebiete, und das scheint dem gediegenen Werke in keinerlei Weise abträglich geworden zu sein.

daß katholische Priester ihre Mitarbeit nicht versagen. Was aber im besonderen Lindemann's Literaturgeschichte, auch in ihren älteren Auflagen betrifft, so genügt es, auf das Urtheil des berufensten Kenners unserer Literatur hinzuweisen. Schönbach versichert,[1]) „daß er das Werk schon in seinen älteren Auflagen geschätzt habe". Und warum? „Dazu bewog mich", erklärt der Grazer Professor, „die übersichtliche Eintheilung des Stoffes, die zweckmäßige Unterscheidung des Wichtigen vom Unbedeutenden, die klaren Inhaltsangaben und Berichte, der ruhige Standpunkt der Betrachtung, und nicht zuletzt die anheimelnde Schlichtheit der Schreibweise". Ein schöneres Lob war bisher den Verdiensten des anspruchslosen Oberpfarrers von Niederkrüchten noch nicht gespendet worden, und es thut herzlich wohl, diese überzeugungsvolle Anerkennung nachschreiben zu dürfen. Sonach hatte der geistliche Herr Lindemann von Anfang an den eigentlichen Zweck eines Handbuches der Literaturgeschichte richtig ins Auge gefaßt und im allgemeinen auch recht gut erreicht.

Allein ein Handbuch muß stets auf der Höhe wissenschaftlicher Forschung erhalten werden, soll es seinen Werth nicht einbüßen, und das ist bei dem heutigen literarischen Betrieb „kein kleines Kunststück", um wieder mit Schönbach auf Salzer überzuleiten. Das „nicht kleine Kunststück" wird im vorliegenden Falle noch größer, weil die alten Linien und Farben des Lindemann'schen Originals geschont werden sollten; beide Forderungen, Wahrung der früheren Vorzüge des Buches und Erhebung desselben zur Höhe der neuesten Wissenschaft, hat P. Anselm Salzer mit dem glücklichen Geschick eines Mannes gelöst, der eine umfassende Gelehrsamkeit mit bescheidener Unterordnung in seltener Weise zu vereinigen versteht. Im Einzelnen Salzer's Verdienst nach-

1) Oesterreichisches Litteraturblatt, VI. S. 683 und VIII. (Allgemeines Litteraturblatt) S. 560 f.

zuweisen, ist hier weder angängig, noch nöthig. Nur sei das Eine nochmals hervorgehoben, daß die dem alten Werke eigenthümliche religiöse und sittliche Haltung strenge bewahrt wurde. Die feinsinnige Beurtheilung Schönbachs steht daher nicht an, das Buch Lindemanns in seiner neuesten Gestalt dem festen Leserkreise der früheren nachdrücklich zu empfehlen, ja wagt es, die frohe Hoffnung auszusprechen, daß „ein weiteres Publikum hinzugewonnen werde".

Selbst der unerbittlich strenge „Euphorion",[1]) dessen Auge für katholische Leistungen mehr als gewöhnlich geschärft scheint, muß in Salzer's Neubearbeitung „trotz einer anderen Weltanschauung" anerkennen, daß „die wirklich schöpferischen Geister neben dem Troß katholischer Belletristen und Nachahmer nicht zu kurz kommen", muß zugeben, „daß trotz aller sittlichen Bedenken die poetischen Schönheiten unserer großen Dichter Anerkennung und Beifall finden", muß dem Verfasser das Lob spenden, daß „wir überall eine gründliche Kenntniß der Dichterwerke selbst, sowie der neueren und neuesten Forschungsergebnisse nachweisen können". Solche Anerkennung aus einem hierbei in aller Beziehung so unverdächtigen Munde wiegt schwer, ja entscheidend in Beantwortung der Frage, ob diese Neubearbeitung auf der Höhe der Zeit stehe. Freilich wird dann in Rücksicht auf die nächste Auflage des Buches die leichte Kunst geübt, eine Reihe von kleineren Versehen zu verzeichnen. In Größerem kann nur am letzten Buche — „von der Juli-Revolution bis zur Gegenwart" — getadelt werden, „daß die einzelnen Charakteristiken in einem Schwall von bloßen Namen verschwänden"; eine feste und sichere Gruppirung der wenigen Edlen sei vorzuziehen. Die letzte Bemerkung mag zugleich einen Wunsch derer aussprechen, die mit dem Lindemann-Salzer'schen Buche noch einen besonderen Zweck verknüpfen wollen, die Rücksicht auf die Schule.

---

1) „Euphorion" VI, S. 380 ff. (Prof. A. Sauer.)

Es ist doch wohl mehr als zufällig, daß die beiden geistlichen Bearbeiter Lindemanns es dankbar bekannt haben,[1]) die erste und nachhaltigste Anregung für ihre bevorzugende Beschäftigung mit unserer Literatur gerade aus dem Buche geschöpft zu haben, zu dessen größerer Vollendung sie später so viel beitragen sollten. Prof. Salzer verräth weiter, daß er dieselbe Lindemann'sche Literaturgeschichte seinen Schülern stets bestens empfohlen habe. Damit hat sich der gelehrte Fachmann, ohne es zu beabsichtigen, auch das Zeugniß eines guten Schulmannes für den deutschen Unterricht ausgestellt und deßhalb sicherlich sein neubearbeitetes Werk in drei Abtheilungen erscheinen lassen. Wer mit der Art und Weise vertraut ist, wie die Literaturgeschichte, insbesondere am österreichischen Gymnasium, behandelt werden muß, begreift Salzers Absicht vollkommen.

Unsere deutschen Lesebücher für die obersten Klassen geben alle mehr oder weniger ausreichende Abrisse der Literaturgeschichte, die den Bedürfnissen der Schule Rechnung tragen; in Oesterreich wenigstens ist das fast ausnahmslos der Fall. Es thun uns daher weniger solche „Leitfäden" oder „Grundzüge" oder „Abrisse" noth, wie sie jetzt, man müßte sagen dürfen, pilzartig emporschießen,[2]) als vielmehr etwas erweiterte schöne

---

1) Im beiderseitigen Vorwort zur 6. und 7. Auflage.

2) Es muß leider auf eine eingehendere Besprechung dieser Schulliteratur im engeren Sinne des Wortes verzichtet werden, weil bei der ungeheuren Masse eine Vollständigkeit auch nicht annähernd erzielt werden kann. Nur eines dieser Büchlein verdient es, durch eine besondere Hervorhebung ausgezeichnet zu werden: G. Klee's „Grundzüge der deutschen Literaturgeschichte", in kürzester Zeit bereits in 3. Auflage erschienen. Das ist nicht ein „billiger und bequemer Helfer für die Reifeprüfung", wie es bedauerlicherweise zumeist nur in der Absicht solcher Literaturbüchlein liegt, Klee's Grundzüge vermitteln wirklich eine Entwicklung unserer Literatur, wecken dadurch Verständniß und Liebe und befruchten somit den Fleiß des Schülers.

Darstellungen Unter diesen wird aber unsere „verbreitetste“[1]) katholische Literaturgeschichte neben Vilmar den nächsten Platz einnehmen, ja in manchem Betracht ihr erstes Vorbild an Brauchbarkeit für die Schule übertreffen. Während z. B. Vilmar im Reformationszeitalter in seiner Beurtheilung sehr stark den protestantischen Standpunkt vertritt und von da aus Licht und Schatten vertheilt, kann es der Salzer'schen Neubearbeitung nachgerühmt werden, „daß sie einentheils den in der Geschichte der deutschen Poesie nach der Kirchenspaltung lange über Gebühr vernachlässigten Dichtern des alten Glaubens zu ihrem Rechte verhelfe, anderntheils die überwiegende Masse protestantischer Schöpfungen objektiv einschätze“.[2]) W. Scherer's Buch liegt trotz oder vielleicht gerade wegen seiner geistvollen Auffassung und Darstellungsweise im Ganzen weit über dem Gesichtskreise des Gymnasiums, W. Wackernagels Literaturgeschichte empfiehlt sich nur in einzelnen Theilen den Schulzwecken,[3]) und die beiden Bände der Literaturkunde, die der bekannten Kürschner'schen Sammlung als Begleitwort mitgegeben sind, wollen wohl kaum für die Schule geschrieben sein.[4]) Ebenso selbstverständlich wenden sich auch die eigentlichen Fachwerke nicht an die Schüler des Gymnasiums, und so bleibt für diese an brauchbaren Gesammtdarstellungen unserer Literaturgeschichte keine allzugroße Auswahl. Von dem Gesichtspunkte der Schule aus gewinnt daher Lindemann-Salzer's hübsches Buch einen ganz neuen Werth.

Dieser Vortheil wird nicht beeinträchtigt, vielmehr

---

1) „Euphorion“ a. a. O.

2) Allgemeines Litteraturblatt a. a O.

3) Ob das Buch des verdienten Germanisten in seiner von E. Martin verbesserten Neuauflage viel gewonnen hat, läßt sich nicht leicht sagen.

4) W. Golther hat die altdeutsche Zeit bearbeitet und K. Borinski den 2. Theil „seit dem Ausgange des Mittelalters“ verfaßt.

dadurch nur erhöht, daß die Herder'sche Verlagshandlung darauf verzichtet hat, durch Bilderschmuck das Buch „salonfähig" zu machen. Rob. Königs „Erbbuch des deutschen Hauses"[1]) — so nennt der Verfasser seine Literaturgeschichte — hätte ja mit seinem glänzenden Buchhändlererfolg verlockend auf den Verleger [Herder] wirken können, wie das populär gewordene Prachtwerk thatsächlich vielfach als Muster und Vorbild genommen wurde; man denke beispielsweise an O. v. Leixners Werk, an E. Breunings Geschichte der deutschen Literatur und andere. Es soll jedoch damit nicht gegen allen und jeden Bilderschmuck ablehnend gesprochen, vor allem nicht Könnecke's berühmter „Bilderatlas"[2]) für die Zwecke der Schule abgewiesen sein; im Gegentheil kann dieses schöne und zugleich wissenschaftliche Kunstwerk als „einführendes Lehrmittel" aufrichtig empfohlen werden. Daraus läßt sich unter kundiger Anleitung recht Vieles und Nützliches den Schülern beibringen, was auf anderem Wege kaum oder gar nicht zu erreichen wäre. Das Belehrende des herrlichen Werkes liegt aber durchaus nicht in der bunten Masse, sondern vor allem in der geschickten planmäßigen Anordnung der Darstellungen, die überall den Fortschritt und die stetige Entwicklung zeigen. In einem Buche nur gelegentlich, gleichsam zur Abwechslung und Abspannung ein Bild als Veranschaulichung anbringen, dient meistentheils weniger der Wissenschaft als vielmehr dem Verlagsvortheil. Am allerwenigsten aber wird die Schule aus der neuen Buchhändlermode sogen. illustrirter Werke Nutzen ziehen können.[3]) Der Hauptgewinn fällt hiebei stets für die Verlagshandlung ab, und so gefällt Lindemanns Literaturgeschichte in ihrer ein-

---

1) Vergl. „Jahresberichte für neuere deutsche Literaturgeschichte", [illegible]

2) [illegible] Aufl., [illegible], mit [illegible] Abbildungen u. [illegible] Beilagen.

3) [illegible] Könnecke's „Bilderatlas" in der „Zeitschrift für [illegible]" [illegible]

fachen, edlen Ausstattung am besten durch den gediegenen Inhalt, ohne den prunkvollen Schmuck glänzender, aber vertheuernder Darstellungen, und sie steht auch nach dieser Anforderung hin, ihrem Zwecke entsprechend, auf der Höhe der Zeit.

Somit ließe sich an dem bisherigen Werdegang des Lindemann'schen Buches die wahrhaft großartige Entwickelung unserer Literaturgeschichte in den letzten 30 Jahren auf der ganzen Linie recht anschaulich zeigen. Doch könnte nur der fachmännisch gebildete Leser an einem solchen Nachweis Gefallen finden, müßte ihn aber, weil leicht bekannt, für überflüssig erklären; ein weiterer Leserkreis erfreut sich gerne am Vorliegenden, um es zu genießen, unbekümmert darum, wie es gewonnen wurde. Diese ungetrübte Freude des mühelosen Genusses vermittelt der Text der Salzer'schen Neubearbeitung, während die gelehrten Anmerkungen in den zahlreichen Fußnoten die Fundgruben des reichen Schatzes angeben: der Fachmann und der einfache Literaturfreund finden auf diese Weise ihre Befriedigung. Nur ein Bedauern läßt sich nicht unterdrücken, daß nämlich der reiche Stoff, den schon der 1. Band der oben erwähnten neuen „Deutsch-österreichischen Literaturgeschichte“ zu Tage gefördert hat, für die Neubearbeitung des „alten Lindemann“, wie das Buch kurz genannt wird, noch nicht hatte benutzt werden können. Das Bedauern verwandelt sich in einen Wunsch für eine hoffentlich recht baldige Wiederbearbeitung bezw. zweckentsprechende Erweiterung. Am meisten wird dann die neue Ausbeute dem 16. und 17. Jahrhundert zu gute kommen. Durch eine solche Benützung der österreichischen Literaturgeschichte zu einer größeren Gesammtdarstellung wird dann weiter auch der scheinbar berechtigte Vorwurf zurückgewiesen, als ob die österreichischen Gelehrten in ihrer Vaterlandsbegeisterung zu viel des Guten auf dem Gebiete der Einzelforschung gethan und dadurch ihr sonst so herr-

liches Werk zu sehr mit unnöthigem Ballast belastet hätten. Unterdessen wollen wir uns des „treuen und verläßlichen Rathgebers"[1]) für die „Wanderung durch das Feld der deutschen Literatur", wie Dr. P. Anselm Salzer seine Neubearbeitung genannt hat,[2]) mit aller Dankbarkeit erfreuen.

Feldkirch. N. Scheid S. J.

LVII.

Die Jansenisten während der französischen Revolution.

III.

Es gab auch ernstere Jansenisten, welche den gänzlichen Umsturz der Hierarchie in ihrem Vaterlande mit anderen Augen ansahen, als die Nouvelles ecclésiastiques, und welche von der Haltung des bisher anerkannten Organs ihrer Partei Nachtheil und Unehre für die Sache des Appells fürchteten. Sie vereinigten sich zur Herausgabe eines neuen Journals, das den Titel führte: Nouvelles ecclésiastiques ou Mémoires pour servir à l'histoire de la constitution prétendue civile du Clergé. Man nennt die Zeitschrift zum Unterschiede von der alten die Nouvelles anticonstitutionelles; letztere selbst belegen sie mit dem Ehrentitel der fausses Nouvelles, haben indeß die Aufmerksamkeit, uns sehr dankenswerthe Auszüge aus den Spalten ihrer Gegnerin zu übermitteln und uns so in den Stand zu setzen, über deren

1) Allgemeines Litteraturblatt a. a. O.
2) S. 1092.

Haltung ein Urtheil zu bilden. An der Spitze des neuen Unternehmens stand Jabineau, ein alter jansenistischer Priester, der, schon hoch in Jahren, noch die Rechte studirt hatte, um bei dem Parlament als Advokat einzutreten, wahrscheinlich, weil er sich als Jansenist in der seelsorglichen Laufbahn gehemmt fühlte. Nach seinem Tode soll Blonde und — wer sollte es glauben! — Maultrot das Journal fortgeführt haben. Maultrot galt vor der Revolution als avocat du second ordre und als eifriger Vertheidiger des Presbyterianismus im jansenistischen Sinne. Nachdem aber die „Ganzen“ über die „Halben“ in der Revolution den Sieg davon getragen, trat er einen Schritt zurück und schloß sich der Richtung der Nouvelles anticonstitutionelles an.

Die Redakteure der neuen Zeitschrift erklären sich aufs entschiedenste gegen die blinde Parteinahme der alten Nouvelles für die Revolution. „In dieser Zeitschrift“, erklären sie, „welche einst bestimmt war, die Religion in ihrer ganzen Reinheit aufrecht zu erhalten, machen diese Leute gemeinsame Sache mit denjenigen, welche ganz augenscheinlich sie zerstören wollen. Sie glauben für die Uebel, unter denen die Kirche seufzt, ein Heilmittel in dem gänzlichen Umsturz ihrer Hierarchie und ihrer Disciplin zu finden. In ihrer Begeisterung für die Nationalversammlung haben sie sich, soviel an ihnen ist, zu Mitschuldigen an all dem Unheil gemacht, welches diese angerichtet. Weit entfernt, das Organ der Schule von Port-Royal zu sein, hat dieser unüberlegte Zeitungsschreiber Gesinnungen geäußert, die nur ihm allein angehören. Mit empörender Parteilichkeit hat er inmitten einer Revolution, welche Staat und Kirche umgestürzt, einen Standpunkt eingenommen, welcher demjenigen des erleuchtetsten Theiles der Appellanten geradezu entgegengesetzt ist. Dieser Schriftsteller wagt es, sich mit dem Namen und den Farben der Vertheidiger der Wahrheit zu decken, nur allein, um diese ihren Feinden zu überliefern“ (s. die Stelle in den alten Nouvelles eccl. 22. November 1791).

Jabineau und seine Freunde machen hiezu noch die gewiß zutreffende Bemerkung, daß es gar nicht möglich gewesen wäre, die Civilconstitution aufrecht zu erhalten, wenn sich nicht Räuber (voleurs) gefunden hätten, bereit, in die Plätze der abgesetzten Priester einzudringen. Annoch hätten ein paar tausend Pfarreien ihre rechtmäßigen Hirten, weil man keinen Ersatz für sie finde. Entrüstet nennt deßwegen Jabineau jene Eindringlinge „Schismatiker, welche in den Abgrund des Verderbens gefallen seien". Aber der Jansenismus hatte eben nicht am wenigsten dazu beigetragen, solche Räuber und Schismatiker heranzuzügeln.

Man kann es nur mit Genugthuung constatiren, daß sich auch unter den Jansenisten Männer gefunden haben, welche sich nicht durch Parteihaß verblenden ließen, die schreienden Ungerechtigkeiten und das Verderben zu übersehen, welches die Civilconstitution über die Kirche Frankreichs gebracht hatte. Man sollte meinen, daß die Sprache der Besonnenen aus der eigenen Partei wenigstens das Gros der Jansenisten abgehalten hätte, dem Werke der Revolution ihren Beifall und ihre Unterstützung zu leihen. Aber leider erfahren wir aus dem Munde eines andern und zwar sehr entschiedenen Jansenisten, daß die grande multitude des appellans sich der Revolution zur Verfügung gestellt hatte. Die merkwürdige Schrift, welche dieses freimüthige Zeugniß gegen die eigenen Parteigenossen ablegt, führt den Titel: „Examen de conscience des ecclésiastiques, soit de ceux, qui souffrent actuellement persécution pour la justice, soit de ceux, qui pour un attachement aveugle à la révolution donnent la main aux impies" (s. die Anzeige der Schrift in den alten Nouvelles 10. April 1793). Wie ernst es der Mann mit seinem Jansenismus nimmt, zeigt die Bemerkung, für den alten Klerus werde es einer siebenzigjährigen Gefangenschaft bedürfen, um ihn von seinen molinistischen Irrlehren zu befreien. Aber sein Jansenismus hinderte ihn nicht, ein vernichtendes Urtheil über seine Partei-

genossen zu fällen. Dieses Urtheil verdient als ein wichtiges Dokument der Zeitgeschichte, trotz der langathmigen Periode, in die es gekleidet ist, wörtlich angeführt zu werden:

„Für einen Mann, der für die Interessen der Kirche besorgt ist, und der sich gedrängt fühlt, über die Uebel zu seufzen, von denen sie bedrückt ist, gibt es einen Umstand, welcher der Größe der Charakterzüge dieser Zeit noch einen außerordentlichen Zug hinzufügte: das ist die Haltung eines nur zu großen Theils der Appellanten. Wer in der That die Wichtigkeit des Appells kennt, den Rang, den seine Vertheidiger einnahmen, die hervorragende Prärogative, deren sie sich erfreuten, indem sie berufen waren, das Werk von Port-Royal fortzusetzen, die Sache Gottes zu führen, die Kette der Tradition über alle Wahrheiten des Glaubens, der Moral und der hierarchischen Disciplin zu bewahren, wer immer über diese ausgleichende Mission nachdenkt, die sie so glorreich erfüllt haben; wer insbesondere nachdenkt über die Gleichförmigkeit mit der für unser Heil gekreuzigten Wahrheit, die sich in dem Zustand des Leidens und der Unterdrückung darstellte, unter der sie seit mehr als hundert Jahren duldeten — und wer heutzutage die Rolle betrachtet, welche diese nämlichen Männer oder vielmehr ihre Schüler auf der tragischen Scene spielen, welche die Kirche in Trauer und Thränen einhüllt, wer die große Menge dieser nämlichen Appellanten zum Spielball des Irrthums und der Verführung geworden sieht, ganz getränkt mit dem Strome der neuen Meinungen, der muß sich sagen: ein solcher Abfall ist ein schreckliches Zeichen. Für mich selbst ist er der allerschrecklichste der Unglücksfälle, von denen wir nur das Vorspiel erblicken". (Nouvelles 10. April 1793.)

Die Civilconstitution des Klerus hatte die Verfolgung der eidweigernden Priester eingeleitet. Die Clubs maßten sich an, das Gesetz an seinen Verächtern zu rächen, die Verfassung gegen die Reaktion zu beschützen, die Feinde des

Staates — denn als solche waren die Ungeschworenen verschrien — unschädlich zu machen. So kam es zu den Septembermorden in der Karmelitenkirche und in der Abbaye 1792. Ueber zweihundert Geistliche fielen unter den Streichen gedungener Mörder. Alle diese Gräuel hatten die jansenistischen Anhänger der Revolution noch nicht ernüchtert: was Wunder, wenn ein heiliger Zorn dem Verfasser des Examen ein vernichtendes Urtheil über seine Parteigenossen diktirt!

„Ist es nicht eine erstaunenswerthe, beinahe unglaubliche Sache, ruft er aus, zu gewahren, wie dieselben Männer, die nach dem Beispiele des hl. Paulus und unseres göttlichen Meisters sich aus ihren Leiden, ihrer Gefangenschaft, ihrer Verbannung einen Ruhm gemacht haben, jetzt unter dem Schatten der herrschenden Partei und der Systeme des Tages sich vor jeder Verfolgung sicherstellen, sich selbst unter die Reihen der Verfolger einreihen und mit kaltem Blute die Grausamkeiten mit ansehen, die gegen den Klerus verübt werden, der nun zur äußersten Armuth herabgebracht, mit Deportation, Torturen und allgemeiner Metzelei gequält ist! Was sage ich? Mit kaltem Blute? Wohlan wer versichert mich, daß man nicht in frommen Worten zu all diesen Schrecken applaudirt unter dem Vorgeben, daß Gott schon in diesem Leben Gerechtigkeit übe? Wer versichert mich, daß man sich hiebei nicht die geheime Satisfaktion der Wiedervergeltung gestatte? Wenn ich Leute sehe, welche die Wiedervergeltung auf das Haupt ihrer Gegner herabrufen, sie in ihren Schriften als Feinde des Staates, als Rebellen gegen die souveräne Autorität herabziehen, in niedriger Weise der abscheulichsten aller Institutionen, derjenigen der Clubs, der Urheber so vieler Uebel, in niedriger Weise den Hof machen (faire bassement la cour): wer will mir dann dafür bürgen, daß solche Menschen nicht auch ihre Hände in das Blut der Gerechten eintauchen? Die Juden, welche den von ihren Vätern er-

mordeten Propheten kostbare Grabmäler errichteten — waren sie vielleicht mehr schuldbar? ... Jesus Christus gewahrte im Grunde der Herzen, zu denen er sprach, eine stillschweigende Approbation aller dieser Mordthaten" (a. a. O.).

Der ernste, unerbittliche Gewissenserforscher sagt offen und frei: der alte Klerus leidet für eine gute Sache und betrachtet sich mit Recht als Martyrer der Wahrheit. Die Nouvelles meinen, das seien Martyrer von einer besonderen Sorte. Denn nach der eigenen Meinung des Verfassers des Examen stehe ja dieser Klerus in Opposition gegen die Wahrheit und zwar in Dingen, welche das Herz und die Seele der Religion betreffen, er habe sich erst noch loszumachen von seinem Götzendienst für molinistische und laxe Ansichten. Man möge nun sagen, ob die Kirche jemals Martyrer geehrt habe, die so wenig christlich waren, und ob diese mit Recht eines so ruhmvollen Titels sich rühmen dürften?

Wir wissen nicht, ob der Verfasser des Examen noch einmal zur Feder griff, um dem neuen Thersites zu antworten. Während der Schreckenszeit nach Utrecht übergesiedelt, holt der Nouvelliste noch im Jahre 1796 den bisher unterlassenen Bericht über die Gräuelscenen in der Karmeliterkirche und in der Abbaye (September 1792) nach. Wir wollen über den Aufschub nicht mit ihm rechten; der Terrorismus, welcher in der Hauptstadt herrschte, mag ihn einigermaßen entschuldigen. Wer aber zwang ihn, jetzt nach den beweinenswerthen Opfern einen Fußtritt zu versetzen? Und das thut der Nouvelliste. Unter den Gemordeten befand sich auch der Abbé de Boisgelin, früher Agent des Klerus. „Dieser Mann, heißt es in dem Berichte der Nouvelles, war bekannt nicht durch seine Tugenden, sondern durch seine Scandale. Ohne Zweifel ließ ihn Gott durch seine Gnade dieselben noch hier abbüßen. Dasselbe gilt noch von vielen andern dieser Martyrer und Bekenner, wenn man erwägt, auf welchen Wegen sie zu geistlichen Würden

gekommen oder wie sie die Wahrheit und ihre Vertheidiger (natürlich die Appellanten) verfolgt, oder wie sie das Schisma angebahnt haben". Der Nouvelliste kann nicht umhin, nebenher sein Staunen darüber auszudrücken, daß mehrere der nach Italien geflüchteten Geistlichen, die lieber Alles verlassen hatten, als daß sie durch den Eid auf die Civilconstitution ihr Gewissen befleckt hätten, beim Eintritt in den Kirchenstaat „den falschen Eid über die vorgeblichen Irrthümer des Jansenius" geschworen hätten. Doch das Aergste kommt nach. „Unter diesen (im September 1792) gemordeten Geistlichen befanden sich 21 Jesuiten (natürlich Exjesuiten); man sah sie freudig ihr Leben für die Religion hingeben und gewahrte bei keinem von ihnen eine Reue darüber, daß er einer Gesellschaft angehört hatte, welche der Religion mehr Schaden zugefügt als alle Gottlosen von ganz Frankreich" (Nouvelles eccl. 23. September 1796). Jedoch, meint er, wäre es frevelhaft zu sagen, alle diese Männer könnten weder Geduld noch Liebe in ihren Herzen getragen haben. Das ist sehr gnädig gesprochen. Aber wo waren denn die jansenistischen Martyrer?

M. K.

LVIII.

Zeitphrasen.

Vor einigen Jahren erregte ein Buch „Rembrandt als Erzieher“ großes Aufsehen und fand zum Theil begeisterten Anklang. Es war eine Gewissenserforschung für unsere Zeit, der Verfasser trat wie ein Bußprediger auf und hielt der Zeit einen Spiegel vor. In mancher Hinsicht erinnert er an Nietzsche. Denn auch dieser ging mit unserer Zeit scharf ins Gericht. Weder dem einen noch dem andern schadete das; nur hat der Rembrandtdeutsche viel mehr Gemüth, mehr Liebe. Beide gaben ihren Empfindungen in Aphorismen Ausdruck, strenge Logik darf man bei ihnen nicht suchen.

Bei beiden ist es leicht, Einseitigkeiten, Uebertreibungen, Widersprüche festzustellen. In ausgiebigem Maße thut das der Philolog Otto Seeck in dem Buche: „Die Entwicklung der antiken Geschichtsschreibung und andere populäre Schriften“, Berlin 1898.

Gegenüber der Klage des Rembrandtdeutschen über den Verfall unserer Bildung, gegenüber einer pessimistischen Anschauung von unserer Cultur vertritt Seeck eine optimistische Auffassung, er vertheidigt unsere Cultur und unsere Bildung und vertritt die Fortschrittsidee. Dabei geht er von modernen evolutionistischen Gedanken aus, er ist einer der vielen Gelehrten, die darwinistische Grundsätze auf die Ge-

schichte übertragen, aber selten geschieht das mit so viel Geist, Frische und Klarheit und dabei mit vergleichsweiser Mäßigung wie bei Seeck; man entzieht sich schwer dem Zauber seiner packenden Entwicklungen, er erinnert manchmal an Taine.

Der Fortschritt der menschlichen Gattung, das Ueberleben des Passendsten im Kampf ums Dasein ist wohl sein leitender Grundsatz, aber er macht selbst viele Einschränkungen. Wenn im Kampf ums Dasein der Passendste, Tüchtigste siegt, so entscheidet nach ihm nicht bloß die körperliche Tüchtigkeit, sondern vor allem die geistige Gewandtheit. Er macht darauf aufmerksam, daß im Thierreich nicht die Tiger und Löwen, sondern kleine furchtsame, aber kluge Thierchen, wie die Mäuse, die besten Lebensbedingungen haben. Dieser Hinweis wäre gegen Nietzsche gut zu gebrauchen, nur vergißt Seeck noch beizufügen, daß das Eingreifen der Menschen daran schuld ist, daß die Lebensbedingungen der Thiere so verschieden sind, deßhalb trifft der Vergleich für die Menschenwelt nicht ganz zu. Im menschlichen Daseinskampf spielt die Gewaltthat, die Rohheit eine allzu große Rolle; auf der andern Seite aber greift die List und Verschlagenheit zu unehrlichen Mitteln. Nun sind freilich die Menschen nicht alle entweder gewaltthätig oder verschlagen. Gewalt und List sind nicht die einzigen Mittel in dem Kampf ums Dasein. Ehrlichkeit, Sittlichkeit sind auch eine nicht zu unterschätzende Macht, und Seeck erkennt es auch an, ja er meint geradezu, die Sittlichkeit und Rechtlichkeit habe die meiste Aussicht im Kampfe ums Dasein. Wir wollen nicht weiter untersuchen, wie Seeck diese Eigenschaften auf darwinistischer Grundlage entstehen läßt; sicher ist, daß die Tugend nicht immer siegt. Im Gegentheil, es gehört zu den großen und vielen Räthseln der Weltgeschichte, daß die Tugend so häufig unterliegt. Nicht die tugendhaften, die besten Menschen haben am meisten Erfolg. Die preußischen Erfolge der Jahre 1866 und 1870 dürfen darüber nicht täuschen, obwohl sie

viele verblenden. Es ist nicht einmal wahr, was Seeck voraussetzt (S. 255), daß dem Gescheitesten oder wenigstens den Kindern der Gescheitesten das meiste Geld zufällt; man kann im Gegentheil beobachten, daß oft die Dümmsten am meisten Glück in Geldsachen haben. Es ist nicht wahr, daß nur schöne Mädchen von schönen Jünglingen geheirathet werden und daß durch solche Auslese immer schönere Kinder entstehen.

Man sollte nicht glauben, daß solche Thatsachen noch hervorgehoben werden müssen, nachdem schon der Prediger und griechische Weise Klagen über die Launen des Glückes angestellt haben. Im 12. Jahrhundert schreibt Theodor Prodromus: „Wo ist die Vorsehung, wenn der Sohn eines Krämers oder Fischweibes, ein roher Tölpel, später auf der Straße daher stolzirt, mit Pferden und Maulthieren und einer glänzenden Wohnung prahlen kann". Oder wie er an einer andern Stelle sagt: Abkömmlinge von Steinklopfern, Tuchwalkern, Gerbern und der übrigen Schaar der Banausen bauen sich Häuser, halten sich thessalische und arabische Pferde und stolzieren von einer Schaar Begleitern umringt, wie Götter in den Straßen einher. Ein anderer aber, und leite er sein Geschlecht von Codrus her und wäre er bei Plato in die Schule gegangen, darf nicht einmal den Luxus eines Maulthieres sich gestatten. Ein häßlicher rußiger Kerl bekommt ein hübsches Weibchen, Hephäst eine Aphrodite und ein Adonis eine triefäugige Alte!

Diese Worte sind viel richtiger, als Seecks Ausführungen, diese sind einseitig und müssen es sein, da sie von Gott und der Sünde ganz absehen.

Seeck gesteht wohl ein, daß es mit dem Fortschritte oft hapert. Die Geschichte lehrt zu deutlich und zu aufdringlich, daß oft gerade die Besten untergehen. Das schlagendste Beispiel bietet, wie Seeck zugibt, die Geschichte Roms, wo die Proscriptionen und der Kaiserdespotismus gerade die Tüchtigsten aus dem Wege schafften. Diese That-

sache konnte Seeck um so weniger übersehen, als er gerade aus solchen und anderen Ursachen den Untergang des römischen Reiches erklärte in seinem bekannten, schon in zweiter Auflage erschienenen Buche: „Geschichte des Untergangs der antiken Welt“.

Ueber das Verhältniß von Fortschritt und Rückschritt in der Geschichte hat Seeck keine ganz klaren Anschauungen. Darüber ist schon viel nachgedacht und geschrieben worden, die darwinische Weisheit ist noch lange nicht der Weisheit Schluß.

Seeck bestreitet gegenüber dem Rembrandtdeutschen, daß wir Epigonen sind; beweisen läßt sich natürlich weder das eine noch das andere, nur die Nachwelt kann beurtheilen, ob Wissenschaft, Kunst und Dichtung des 19. Jahrhunderts Selbständiges schuf oder bloß von der Nachahmung lebte. Je nachdem man die Sache auffaßt, werden beide Recht haben, es kommt eben auf den Standpunkt an.

Das Gleiche gilt von den weiteren Differenzen Seecks und des Rembrandtdeutschen. Der letztere verlangte statt der trockenen byzantinischen Gelehrsamkeit mehr Kunst, statt des Specialbetriebes der Wissenschaft mehr universelle Gesichtspunkte, statt des kalten Positivismus mehr individuelles, subjektives Empfinden. Er ist ein Feind des heutigen Rationalismus und der exakt sein wollenden steifen ledernen Gelehrsamkeit. Ohne Zweifel hat er mit seinen Anschauungen und Wünschen im allgemeinen Recht. Die Stimmung der gebildeten Gesellschaft kommt ihm auch entgegen: man weiß ja, wie unwiderstehlich der Drang nach Kunst und künstlerischer Darstellung und wie allgemein er verbreitet ist. Die Kunst, besonders die Malerei und die Reproduktionskunst, ist wirklich volksthümlich geworden. Das Publikum kauft nächstens bloß noch illustrirte Werke und die Wissenschaft muß sich wohl oder übel dazu bequemen, diesem Verlangen Rechnung zu tragen.

Im Zusammenhang damit steht die Vorliebe für subjektive individuelle Geisteswerke und Geschichtsdarstellungen. Die kalten sogenannten objektiven Darstellungen sind nicht mehr recht Mode, man liest heutzutag lieber Treitschke als Ranke, oder, um ein bei der Hand liegendes Beispiel zu wählen, man hört lieber Seeck über den Untergang der alten Welt reden, als Gibbon oder Burckhardt. Die Tendenz schadet nichts.

Endlich man will eine universelle Auffassung, man begehrt allgemeine Darstellungen, man hat den Kleinkram satt. Seeck thut alle diese Wünsche und Tendenzen mit dem Wort „Zeitphrasen" ab und verfährt dabei ziemlich schroff, schroffer als man sonst bei seiner praktischen Haltung denken sollte. Seeck ist selbst kein trockener Gelehrter, er ist durch und durch modern, er hat universelle Gesichtspunkte und philosophirt auch. Freilich, wenn es sich um Philosophie handelt, erlaubt man sich und erlaubt sich auch Seeck alles Mögliche: so begeistert der Specialismus gepriesen wird, wenn man philosophirt, wird er auf einmal verleugnet und wird fest darauf los behauptet.

Was Seeck über den Specialismus sagt, ist alles ganz richtig; es ist richtig, was er über den Werth der Wissenschaft und Kunst sagt, aber er bleibt dabei leider sehr einseitig, ja leidenschaftlich und ungerecht; man könnte meinen, es handle sich um einen Kampf auf Leben und Tod gegen solche, die dem wissenschaftlichen Specialbetrieb ein Ende machen wollten. Ich sagte, er werde ungerecht, denn das Bild der Universalisten ist bei ihm offenbar verzerrt. Derjenige, der die Zeittafeln von Plötz oder die Naturgeschichte von Brehm auswendig kann, soll ein Vertreter des Universalismus sein! Das ist offenbar eine Verzerrung. Der Referent hält es nicht für nothwendig, seine Anschauung von einer wahrhaft allseitigen Forschung darzulegen, nur ein paar Worte mögen genügen.

Es liegt in der Natur der menschlichen Geistesgaben,

daß die einen Köpfe mehr analytisch, die andern mehr synthetisch angelegt sind. In der Geschichte der Wissenschaften haben beide Richtungen sich bewährt, sie müssen sich gegenseitig ergänzen. Einseitigkeiten gibt es auf beiden Seiten. Der synthetische Geist, der vom Allgemeinen ausgeht, wird leicht in den Einzelheiten unzuverlässig, der analytische Geist verliert sich zu leicht in Einzelheiten. Keiner hat dem andern etwas vorzuwerfen.

Heutzutage besteht ganz offenbar die Gefahr, daß der Specialbetrieb alles überwuchert; ganz hervorragende Männer haben dies schon anerkannt, ich nenne nur Rümelin und Schmoller, deren Autorität Seeck gewiß anerkennt. Es ist wirklich wunderbar, daß er selbst nichts davon empfindet und nichts anerkennt. Hat er noch nie etwas davon gehört, daß auf Historikerversammlungen von praktischen Schulmännern immer wieder Klagen erhoben werden, daß es so wenig brauchbare Lehrbücher der allgemeinen Geschichte gibt, daß kein hervorragender Gelehrter sich zu allgemeinen Darstellungen versteht? Die Ursache ist leicht erkennbar: niemand wagt eine allgemeine Darstellung zu schreiben, weil er die böse Kritik fürchtet. Wenn einer es wagt, so kommt die große Schaar der Detailisten und jeder versetzt ihm einen Rippenstoß. Allgemeine Werke gehen ziemlich sicher, jämmerlich zerzaust zu werden. Und so unterläßt man es lieber!

Im übrigen verdient das, was Seeck ausführt, größtes Lob. Die Widerlegung der Zeitphrasen bildet überhaupt den kleineren Theil des obengenannten Buches. Sonst werden eine Reihe geschichtlicher Themate behandelt, worunter besonders hervorzuheben ist: „die Frau im römischen Recht" und „der erste Barbar auf dem römischen Kaiserthron" (Maximin). In den meisten Aufsätzen kehrt die evolutionistische Liebhaberei des Verfassers wieder, besonders auffallend bei der Frage der „Entstehung der homerischen Gedichte". Hier verfährt der Verfasser sehr radikal: der homerische Sagenstoff ist eine Sammlung lokaler Natur- und Geschichts-

mythen. Menelaus war ein Gott von Sparta, Diomedes ist ein anderer Achill, ebenso Odysseus. Es gab ein Diomedeslied, wie ein Achilleslied. Die wandernden Sänger, die Rhapsoden, trugen die Lokalsagen vor und bedienten sich gleicher Wendungen. In Athen wurden die verschiedenen Lieder gesammelt, Solon und Peisistratus haben dabei das Hauptverdienst. Der ursprüngliche Homer umfaßte die ganze griechische Urgeschichte, wie sie nachher durch die Logographen in nüchterner prosaischer Weise behandelt wurde. Der heutige Homer ist nur ein Ausschnitt und so fort.

G.

LIX.

Politisches und Religiöses aus Cairo.

I.

In dem Augenblick, wo Alles gespannt der Entwicklung der Transvaalfrage entgegensieht und man, nicht mit Unrecht, das mächtige Albion unersättlicher Beutegier beschuldigt, welche ein friedliebendes, ruhiges Volk zum Kriege drängt, ist es vielleicht von Interesse, die Stellung zu beleuchten, die England auf dem Schauplatze seiner letzten Kriegsthätigkeit, sowie in dem schon früher occupirten Lande, Egypten nämlich, sowohl den Einheimischen als auch den Europäern anderer Nationen und zwar besonders den Deutschen gegenüber, einnimmt. Zunächst ist da wohl ein Faktum klar zu stellen, welches eben England zu vergessen scheint: daß nämlich Egypten occupirt, aber keineswegs erobert ist. Diejenigen Europäer, welche sich der Zeit Arabi

Pascha's erinnern, wissen, was ihnen droht, sobald eine Niederlage in Transvaal das noch in Egypten omnipotente englische Ansehen schwächt, und Jene, welche die durch England in Egypten geschaffene Ordnung freudig begrüßt und die ehrlicher Arbeit günstige Sicherheit des Friedens genossen haben, erheben sich jetzt zürnend, gegen jene brittische Partei sowohl, welche England in den gefährlichen Kampf drängt, wie gegen die Schreier verschiedener Nationalitäten in Egypten, welche seit lange, bis jetzt glücklicherweise erfolglos, aus thörichter blinder Eifersucht daran arbeiten, den englischen Einfluß zu schwächen.

In Europa arbeitet eine Anzahl auserwählter Staatsmänner daran, das Jahrhundert in seinen letzten Tagen, nach viel Kampf und Noth, mit dem schönen Friedenswerke zu krönen, das den Bruderkrieg christlicher Nationen aufheben soll, und wenn auch dies nicht ganz gelingt, wird es doch immerhin Gesetze schaffen, welche die gegenseitigen Mißverständnisse und Feindseligkeiten beherrschen und den willkürlich beschworenen Casus belli in vielen Fällen, vor dem Austrag in blutigem Kampfe, durch ein weises Schiedsgericht schlichten. Je mehr dieses Werk gelingt, je dringender dürfte sich die dadurch brach gelegte Kraft dann hinauswenden, um gleichsam in modernen Kreuzzügen die Pionirarbeit der Civilisation nichtchristlichen Völkern zuzuwenden.

Wenn ich von Kreuzzügen rede, so liegt mir trotzdem jede Illusion ferne über die Motive, welche zu denselben einst, außer wenig Auserwählten, die Massen bewegten, wie über jene, welche die heutige Politik dazu treibt, aber trotzdem bleibt der Ausdruck „Kreuzzug" richtig, und eben im Verhältniß zu diesem Begriffe will ich die Stellung der Engländer in Egypten beleuchten.

Nachdem die Franzosen durch lange Zeit die herrschende europäische Nation in Egypten gewesen und in emsiger, treuer, auch heute noch ununterbrochener Culturarbeit, besonders durch katholische Priester, dort gewirkt, aber es nie

vermocht, sich eine Machtstellung zu erwerben, welche die Früchte ihrer Arbeit in kritischen Momenten vor der entfesselten Wuth mohamedanischen Fanatismus sicherstellte, riefen in eben solch einem Momente politische Constellationen eine christliche Großmacht herbei, welcher es zum Heile der Ordnung in Kurzem gelang, Herrscherin über alle verschiedenen Elemente zu werden. So ist England nach Egypten gekommen, berufen durch den Nothschrei der bedrohten mohamedanischen Dynastie und den Hilferuf der bedrängten Europäer zugleich. Wie willkommen der brittischen Nation diese Gelegenheit war, wie geschickt sie dieselbe ausgebeutet, kümmert den Europäer in Egypten viel weniger, als das Faktum, daß es endlich einem Culturstaate gelang, dort Machtstellung zu erringen und zu erhalten. Ist auch die Hauptsorge des Engländers immer zunächst dem Engländer zugewendet, so kann doch Niemand leugnen daß die Occupation für Egypten eine Aera der Ordnung und Sicherheit bedeutet, welche das Heer der Abenteurer, die früher das Land gebrandschatzt, eingeschränkt und dem ehrlichen Arbeiter ein günstiges Feld geschaffen. Die oft geführte Klage, daß das Geld nicht mehr, wie einst, auf der Gasse liege, kann man leicht dahin beantworten, daß eine rationelle Finanzwirthschaft dasselbe übernommen und dauernden Culturzwecken dienstbar gemacht hat Daß die englische Nation dabei den Löwenantheil nimmt, ist eine jener natürlichen Consequenzen der Verhältnisse, welchen wir in allen Lebenslagen begegnen und die der Weise gewöhnt ist als unabänderlich hinzunehmen. Das große Heer Jener aber, welche früher auf eigene Faust Beute gemacht, faßt diese Thatsache, wie jede zu erspähende Unvollkommenheit der englischen Herrschaft gierig auf, um mit strafbarem Wüthen und Schreien ein großes Culturwerk, wenn auch nicht ernstlich zu gefährden, doch immerhin zu erschweren und vor der Welt in Mißkredit zu setzen.

Daß die mohamedanischen Eingeborenen, besonders die

Kreise der Paschas, deren Macht beschränkt wurde, den Engländern feindlich gegenüber stehen, ist natürlich; daß sie solche Feindseligkeiten, trotz scheinbaren Zusammenwirkens, sogar im gemeinsamen Kampfe bethätigen und, wie sie einstens durch schauderhafte Mißwirthschaft das Volk dem Mahdi zutrieben, die Befreiung desselben heute durch Eifersucht gegen den mächtigen Bundesgenossen erschweren, darf uns nicht Wunder nehmen. Wir haben es hier nicht mit einem Culturvolke zu thun, sondern mit einer Rasse, vor welcher man wie vor einem wilden Thiere auf der Hut sein muß, daß es den Bändiger nicht überwältige. Mit diesem Bilde wäre wohl das Urtheil gefällt über jene Europäer, welche es sich angelegen sein lassen, Englands Standpunkt in Egypten zu erschweren. Es ist hier ganz nutzlos, dem Vorwurf zu begegnen, daß die Arabi-Bewegung von englischen Agenten geschürt worden sei; Jeder, welcher die Verhälnisse kennt, weiß, daß täglich neue Arabi aufstehen und Anhang finden würden unter den Mohamedanern, ohne jede europäische Hilfe, sobald in der kräftigen brittischen Faust der Zügel gelockert würde. Die meisten Europäer erkennen dies auch, selbst die französische Colonie, welche am meisten durch die englische Occupirung verlor, nachdem der „Franchi" bisheran dem Egypter als europäischer Culturträger par excellence gegolten, hat sich zu stummer Resignation beruhigt, und eben die katholischen Priester wirken hier mit vielem Takt, ganz im Gegensatze zu der ihnen sonst manchmal vorgeworfenen Hetzthätigkeit. Den letzten Aufschwung nahm der französische Groll vor einigen Jahren, bei Gelegenheit der Anwesenheit Deloncle's, und diese Zeit brachte jene seltsame Blüthe deutscher Lokalpolitik hervor: die Verbindung der deutschen und französischen Schreier. Solche waren damals noch reiflich vorhanden und die Opposition lohte in hellen Flammen auf, zum Heil und Gedeihen — der deutschen Bierhäuser, wo diese Art Begeisterung die ihr förderliche Nahrung fand. Diese Bierhäuser werden denn auch von deutschen

Erzählern erwähnt, als ob es sich um die ersten Lokale der Großstadt Cairo handele, so etwa, wie dies dort der Turf-Club und Club Khedivial in Wahrheit sind. Ich erwähne diese Kleinigkeit nur, um das Mosaik falscher Steine zu kennzeichnen, durch welche das trügerische Bild der deutschen Colonie in Egypten geschaffen wurde, welches heute die heimatlichen Kreise beherrscht. Als der Kutscher des Generalconsuls Baron Heyking mit einem Polizisten, der ihm einen Verweis ertheilte, in Streit gerieth, griffen mehrere große deutsche Zeitungen dies Faktum auf wie einen Casus belli und ergingen sich in seitenlangen Berichten und Erörterungen darüber. Baron Heyking wurde abberufen. Sein Nachfolger Graf Metternich brachte den Verhältnissen Takt und Einsicht entgegen. Er bemühte sich nicht um Popularität in der Colonie und besaß solche auch keineswegs, sondern begnügte sich damit, seinen Staat würdig zu vertreten. Dasselbe gilt von dem jetzigen Generalconsul Herrn von Müller und sämmtlichen Diplomaten.

Die in Egypten ansäßigen Deutschen sind unbedeutend in Anzahl, Rang und Besitz, wenn auch im Handel von gewissem Einfluß, doch durch kein Geldinstitut oder größeres industrielles Unternehmen vertreten. Die reichen Leute sind fast ausnahmslos Schweizer, durch die Sprache scheinbar der deutschen Colonie angehörig, in Wahrheit aber sehr ausgesprochene Sonderinteressen vertretend. Zu welchem Zwecke aus gewissen Kreisen in Deutschland andere Ansichten verbreitet und das Schreierthum in Egypten unterstützt wurde, mag dahin gestellt bleiben. Touristen wie Colonisten, welche von Deutschland herüber gekommen, mögen die Enttäuschung bald genug zu ihrem Schaden empfunden haben. Damit soll aber keineswegs der Deutsche vor Egypten gewarnt werden, im Gegentheil, ich hoffe bewiesen zu haben, daß es sich zur Zeit gut dort lebt, nur vor falschen Begriffen und der unseligen Hetze möchte ich gewarnt haben.

Die englische Nation ist in Egypten die Vertreterin christlicher Oberherrschaft und muß als solche geachtet werden. Die deutsche Colonie dort als groß und wichtig, sowie um ihre vitalsten Interessen in fortwährendem Kampfe mit den Engländern begriffen zu schildern, ist eine unwahre Darstellung. Die kleine deutsche Colonie entbehrt nicht tüchtiger Elemente, die in der Gründung einer behaglichen Existenz und der Ausübung deutscher Sitte und Tugend durch niemand gestört werden, als höchstens durch die vorerwähnten Schreier.

II.

Dem religiösen Bekenntnisse nach sind die Deutschen Protestanten. Die Katholiken sind so vereinzelt, daß man es seit Jahren nicht der Mühe werth erachtete, den Cairiner Pfarren einen deutschen Beichtvater zu geben. Augenblicklich versieht dies Amt ein Irländer, welcher zufälligerweise deutsch spricht. Wenn man aber daraus schließen würde, daß die kirchlichen Verhältnisse in Cairo und Alexandrien, wo der Sitz des Bischofs ist, für Katholiken schlecht bestellt wären, würde man sehr irren, sie sind im Gegentheil sehr gut. Cairo hat drei katholische Parrkirchen und eine Menge Klosterkirchen, und überall wird der Dienst eifrig und gut versehen. In der Woche von 5 bis 9 und 10 und Sonntags von 5 bis 11 1/2 Uhr sind so viel Messen, daß Jeder dazu kommen kann, und am bezeichnendsten für das kirchliche Leben ist wohl der in Europa wenig bekannte Umstand, daß am Fronleichnamstage, bezw. den Sonntagen vor und nachher, aus verschiedenen Kirchen öffentliche Umgänge mit dem Hochwürdigsten stattfinden, wobei die Ordnung von egyptischer und englischer Polizei aufrecht erhalten wird. Am schönsten gestaltet sich dieser Umgang in Heluan, einem kleinen Badeorte in der Nähe Cairos, wie denn auch überhaupt außer den genannten Hauptstädten in allen größeren Orten Unteregyptens das kirchliche Leben gepflegt wird. Zwei

Pfarrkirchen in Cairo gehören den Franziskanern, welche fast durchweg Italiener sind. Es sind einige Engländer dort, aber es hat Mühe gekostet einen französischen Beichtvater dort zu erhalten. Der englische Militärgeistliche liest überdies die Messe in der einen dieser Kirchen, St. Joseph in Ismailia, einem der vornehmen Stadtviertel, und die englischen Soldaten, von welchen ein großer Theil Katholiken sind, werden dorthin geführt. Nach der Messe wird denselben auch eine englische Predigt gehalten. Sonst sind in beiden Kirchen nur italienische Predigten, ausgenommen am ersten Freitag, wo in St. Joseph der französische Priester das Herz Jesu-Amt celebrirt und dabei auch eine französische Ansprache hält.

Die dritte Pfarrkirche in Shoubrah, einem Stadtviertel wo meistens Syrianer wohnen, gehört den französischen Patres „de la mission de Lyon", welche ein Pensionat und Priesterseminar haben. Danach die größte und besuchteste Kirche haben die Jesuiten, welche ein College, in Alexandrien auch ein Pensionat haben. Die Kirche und Schule ist viel besucht, auch hier ist ein englischer Geistlicher, die übrigen sind Franzosen. Sehr segensreich wirken ferner mit ihrer Knabenschule, in welcher neben allen christlichen Bekenntnissen auch Juden und Mohamedaner Aufnahme finden, die frères de l'école chrétienne, und für Mädchen Soeurs de la mère de Dieu, Bon Pasteur und Franziskanerinen, fast alle Franzosen. In sämmtlichen Mädchenschulen werden ebenfalls Mohamedanerinen erzogen, die Franzikanerinen, darunter auch Italienerinen, haben Waisenhaus und Krippe, und es geht ein großer Segensstrom von all' diesen Häusern aus, so beschränkt auch, besonders bei den Letztern, die Mittel sind. Kräftig unterstützt wurden die armen Franziskanerinen durch den populären englischen Militärgeistlichen Father Brindle, jetzt Weihbischof von Westminster. Ueberhaupt sendet England auf diesen Posten stets sehr tüchtige Leute.

Direkt der Missionsarbeit und zwar eigentlich den Schwarzen gewidmet ist die Mission de l'Afrique centrale, welche in Cairo und Gesireh bei Cairo Häuser hat, seit sie durch den Mahdi aus Khartum vertrieben worden. Das Mutterhaus ist in Verona, die Priester sind meist Italiener, aber die Mission steht unter österreichischem Schutz. Bis vor Kurzem eine Gesellschaft von Weltpriestern, haben sie sich jetzt in eine Congregation umgestaltet und einige der letzten Weltpriester, welche derselben nicht beitraten, blieben als Pfarrgeistliche in Heluan, wo sie eine hübsche Kirche gebaut und durch eine Schule nach dem Muster der frères de l'école sehr segensreich wirken. Die Mission verfügt über sehr tüchtige Kräfte, auch der Bischof Msgr. Roveggio, welcher seinen Sitz jetzt in Assuan hat, ist ein edler, seiner guten Sache von ganzem Herzen ergebener Priester, aber es scheint ein Fehler irgendwo in der Oberleitung zu sein, denn die Mission leistet wenig und weist große Schäden auf. Die Schwarzen in Gesireh sind trotz hinreichender Mittel, worüber das Haus verfügt, schlecht gehalten, sie leben in elenden, schmutzigen Hütten in Armuth und Krankheit. Auch den Schulknaben im Missionshause fehlt es an Pflege und Ordnung. Kost und Kleidung sind mangelhaft und die Erziehung entspricht nicht den Bedürfnissen dieser armen Menschen. Es ist denn auch gar keine Seltenheit, daß sie in Schaaren ausreißen. Sie werden in Arabisch und Italienisch unterrichtet, und trotzdem mehrere deutschsprechende Priester dort sind, ist die deutsche Sprache im Umgang verboten, was um so weniger gerechtfertigt erscheint, als der Mission reiche Mittel aus Deutschland zufließen. Sie haben in der letzten Zeit in Brixen in Südtirol eine Niederlassung mit Seminar gegründet. Die Station in Suakim haben sie aufgelassen, dagegen in Assuan eine schöne Kirche mit Missionshaus erbaut.

Exercitien und Fastenpredigten werden von den Jesuiten gehalten in Cairo, Alexandrien und Damanhour, da sie auch in letzterem Orte eine große Niederlassung besitzen.

Pfarrkirchen in Cairo gehören den Franziskanern, welche fast durchweg Italiener sind. Es sind einige Engländer dort, aber es hat Mühe gekostet einen französischen Beichtvater dort zu erhalten. Der englische Militärgeistliche liest überdies die Messe in der einen dieser Kirchen, St. Joseph in Ismailia, einem der vornehmen Stadtviertel, und die englischen Soldaten, von welchen ein großer Theil Katholiken sind, werden dorthin geführt. Nach der Messe wird denselben auch eine englische Predigt gehalten. Sonst sind in beiden Kirchen nur italienische Predigten, ausgenommen am ersten Freitag, wo in St. Joseph der französische Priester das Herz Jesu-Amt celebrirt und dabei auch eine französische Ansprache hält.

Die dritte Pfarrkirche in Shoubrah, einem Stadtviertel wo meistens Syrianer wohnen, gehört den französischen Patres „de la mission de Lyon", welche ein Pensionat und Priesterseminar haben. Danach die größte und besuchteste Kirche haben die Jesuiten, welche ein College, in Alexandrien auch ein Pensionat haben. Die Kirche und Schule ist viel besucht, auch hier ist ein englischer Geistlicher, die übrigen sind Franzosen. Sehr segensreich wirken ferner mit ihrer Knabenschule, in welcher neben allen christlichen Bekenntnissen auch Juden und Mohamedaner Aufnahme finden, die frères de l'école chrétienne, und für Mädchen Soeurs de la mère de Dieu, Bon Pasteur und Franziskanerinen, fast alle Franzosen. In sämmtlichen Mädchenschulen werden ebenfalls Mohamedanerinen erzogen, die Franzikanerinen, darunter auch Italienerinen, haben Waisenhaus und Krippe, und es geht ein großer Segensstrom von all' diesen Häusern aus, so beschränkt auch, besonders bei den Letztern, die Mittel sind. Kräftig unterstützt wurden die armen Franziskanerinen durch den populären englischen Militärgeistlichen Father Brindle, jetzt Weihbischof von Westminster. Ueberhaupt sendet England auf diesen Posten stets sehr tüchtige Leute.

Direkt der Missionsarbeit und zwar eigentlich den Schwarzen gewidmet ist die Mission de l'Afrique centrale, welche in Cairo und Gesireh bei Cairo Häuser hat, seit sie durch den Mahdi aus Khartum vertrieben worden. Das Mutterhaus ist in Verona, die Priester sind meist Italiener, aber die Mission steht unter österreichischem Schutz. Bis vor Kurzem eine Gesellschaft von Weltpriestern, haben sie sich jetzt in eine Congregation umgestaltet und einige der letzten Weltpriester, welche derselben nicht beitraten, blieben als Pfarrgeistliche in Heluan, wo sie eine hübsche Kirche gebaut und durch eine Schule nach dem Muster der frères de l'école sehr segensreich wirken. Die Mission verfügt über sehr tüchtige Kräfte, auch der Bischof Msgr. Roveggio, welcher seinen Sitz jetzt in Assuan hat, ist ein edler, seiner guten Sache von ganzem Herzen ergebener Priester, aber es scheint ein Fehler irgendwo in der Oberleitung zu sein, denn die Mission leistet wenig und weist große Schäden auf. Die Schwarzen in Gesireh sind trotz hinreichender Mittel, worüber das Haus verfügt, schlecht gehalten, sie leben in elenden, schmutzigen Hütten in Armuth und Krankheit. Auch den Schulknaben im Missionshause fehlt es an Pflege und Ordnung. Kost und Kleidung sind mangelhaft und die Erziehung entspricht nicht den Bedürfnissen dieser armen Menschen. Es ist denn auch gar keine Seltenheit, daß sie in Schaaren ausreißen. Sie werden in Arabisch und Italienisch unterrichtet, und trotzdem mehrere deutschsprechende Priester dort sind, ist die deutsche Sprache im Umgang verboten, was um so weniger gerechtfertigt erscheint, als der Mission reiche Mittel aus Deutschland zufließen. Sie haben in der letzten Zeit in Brixen in Südtirol eine Niederlassung mit Seminar gegründet. Die Station in Suakim haben sie aufgelassen, dagegen in Assuan eine schöne Kirche mit Missionshaus erbaut.

Exercitien und Fastenpredigten werden von den Jesuiten gehalten in Cairo, Alexandrien und Damanhour, da sie auch in letzterem Orte eine große Niederlassung besitzen.

In Tanta haben die Pères de la mission de Lyon eine große Niederlassung mit College. Von orientalischen Katholiken sind Chaldäer, Armenier, Griechen, Maroniten und Kopten zu nennen, welche alle redlich arbeiten. Besonders die letztern, welche von Oesterreich unterstützt werden, haben neuerdings, unter der Leitung ihres tüchtigen Bischofs Msgr. Cyrillus Macaire, einen Aufschwung genommen. Man hofft, nicht mit Unrecht, von ihnen viel für das Heil des Landes, wo ihnen durch genaue Kenntniß der Verhältnisse ein sicherer Wirkungskreis geboten. Leider ist diese Gemeinde arm, während die schismatischen Kopten sehr reich sind; die Rückkehr derselben zur Kirche scheint indessen nicht so unmöglich, falls nur die europäischen Katholiken fortfahren, die katholischen Kopten kräftig zu unterstützen.

Outsider.

LX.

An der istrischen Riviera.

6. Pola.

„Wenn die Priester mitfahren, so werden wir heute natürlich Sturm bekommen": so rief uns scherzend der Kapitän der „Liburnia" entgegen, deren Verdeck wir eben betraten, um nach Pola, dem Centralkriegshafen Oesterreich-Ungarns, zu fahren. Der wackere, erfahrene Seemann wußte natürlich genau, daß die heutige Fahrt stürmisch ausfallen werde, auch ohne unsere Betheiligung; denn schon machte sich der gefürchtete Scirocco bemerklich. Doch vorerst fuhr das elegante Schiff noch ruhig dahin zwischen der steilen Ostküste Istriens und der langgestreckten Insel Cherso. Kaum liegt Lovrana hinter uns,

so schwindet die bis hieher so herrliche Vegetation immer mehr, da auf dem meist kahlen Gestein der Ufergehänge nichts weiter als wildes Gestrüpp gedeihen kann. Nur in der Nähe der Uferorte, die meist auf hohen Felsen thronen, erfreuen wohlgepflegte Oliven- und Feigengärten, sowie uralte, breitästige Zürgelbäume mit ihrem Grün das Auge.

Welch' wirkungsvollen Contrast bilden die altersgrauen Mauern des Felsennestes Moščenice zu den hellgetünchten Häusern des zugehörigen Hafenortes Draga St. Marina! Welch' groteske Formen zeigen die zerklüfteten Felsen der Uferpartie bei Berſec, an denen sich mit großer Wucht die Wogenbrandung bricht. Von hohem Bergkegel schauen Fiannona und Albona kühn herab. Letzteres Städtchen ist zu einiger Berühmtheit gelangt durch den dort geborenen Mathias Francovic, genannt „Mathias Flacius Illyricus", einen der „Reformatoren" Istriens und Lieblingsschüler Luthers, der im Jahre 1575 zu Frankfurt a. M. fast unbekannt und unbetrauert sein Grab fand.

Doch nun entfaltete der Scirocco immer mehr seine ungestüme Kraft; aus vollen Backen blies er uns entgegen und unserer „Liburnia" in den Bug und in die Flanken, so daß sie die bedenklichsten Tanzübungen anstellte. Jetzt war es aus mit ästhetischen Betrachtungen und historischen Reminiscenzen, jedenfalls bei meiner Wenigkeit, welche damals die „Annehmlichkeiten" der Seekrankheit zum ersten male durchkosten sollte. Erst als ich, einem innersten Herzensdrang nachgebend, divo Neptuno das schuldige Opfer dargebracht, ließen die quälenden Meeresgeister von mir ab. Längst waren Cherso und die übrigen Inseln unseren Blicken entschwunden. Die istrianische Küste wechselt ihre Gestalt: die Felsen sind nicht mehr so hoch und steil, und auch das Hinterland wird flacher; in größerer Zahl beleben kleine Städte und Dörfer die Ansicht der Küste. Weithin über das Meer wird der Scoglio Porer sichtbar, eine einsame, kahle Felseninsel ohne Baum und Strauch mit einem schlanken, hohen Leuchtthurm. Welch' trostloses Daheim müssen hier die Wächter des Leuchtfeuers führen, welche zur Winterszeit oftmals von jeglichem Verkehr mit der übrigen Welt abgeschnitten sind! Auch die Einsamkeit hat

ihre Gefahren, wie das Leben in der großen Welt. Was einstens den Einsiedlern in den Felsschluchten der Thebais als Mittel zur Heiligkeit diente, wird anderen oftmals zum Verderben, wenn es ihnen am moralischen Halt und an ernster Beschäftigung fehlt.

Wir nähern uns dem Kap Promontore, der Südspitze Istriens, nach deren Umschiffung nun die flache Westküste der Halbinsel sichtbar wird, jedoch vorerst nur ein kleines Stück derselben; scheinbar endlos dehnt sich vor uns das Meer mit seinen schaumgekrönten Wellenbergen aus.

Bald kommt eine Reihe von Festungswerken in Sicht, dem Reisenden die Nähe des Kriegshafens Pola ankündigend. Die niederen Hügel, welche die Hafenbucht umziehen, wie auch die innerhalb letzterer gelegenen Inseln, sind sämmtlich von Befestigungsanlagen gekrönt, deren Geschütze drohend auf uns herniederschauen. Weiß schimmert uns im blendenden Schein der Mittagssonne die Häusermasse der amphitheatralisch auf mehreren Hügeln ansteigenden Stadt entgegen, und endlich fahren wir am Kriegshafen vorbei mit seinem Gewirr von Schiffen und Masten in den weiter nördlich gelegenen Handelshafen ein. Wir sind am Ziele.

Die Stadt Pola blickt auf eine mehr als 2000jährige, äußerst wechselvolle Geschichte zurück, da ihre Gründung als römische Colonie mit dem Namen Pietas Julia wohl schon im 2. Jahrhundert v. Chr. erfolgt sein dürfte. Ihre höchste Blüthe erreichte sie unter Kaiser Augustus und seinen Nachfolgern. Wie reich war damals Pola an prächtigen Gebäuden: an Tempeln, Denkmälern und Statuen! Es hatte wie Tergeste (Triest) seine Aquädukte, Thermen und Villen. Das milde Klima, die kühle Frische der Seeküste, die bezaubernd schöne, von Felsklippen und lachenden Hügeln umsäumte Bucht machten es zur beliebten Erholungsstätte der reichsten Familien Roms und Italiens. In der Römerzeit hatte die Stadt eine Bevölkerung von 36000 Einwohnern, nicht gerechnet die große Zahl von außerhalb der Mauern wohnenden Sklaven, Handwerkern, See- und Handelsleuten. So war Pietas Julia die reichste und glänzendste Stadt Istriens, zugleich längere Zeit hindurch Flottenstation und Kriegshafen. 1148 wurde Pola

den Venezianern tributpflichtig und später in den langen Kämpfen zwischen Venedig und Genua um die Seeherrschaft mehrmals zerstört, und zwar zuletzt (1379) so gründlich, daß es seither kaum mehr als eine Ruine blieb. Erst als Oesterreich Pola 1848 zu seinem Centralkriegshafen erwählte, nahm es einen neuen, ungeahnten Aufschwung, ohne jedoch bis heute die alte Blüthe der Römerzeit wieder erreicht zu haben.

Unter allen seinen stolzen Baudenkmälern aus dem Alterthum ragt aber das Amphitheater besonders hervor, dieses gewaltige Monument, das den Wechselfällen so vieler Jahrhunderte getrotzt hat. Nahe am Meere gelegen, ist es mit seinen riesigen Dimensionen schon von weitem sichtbar, wenn man zur See nach Pola kommt. Ihm galt daher unser erster Besuch. Staunend schauten wir an dem fast ganz erhaltenen äußeren Mauerwerk empor, welches zwar an Größe hinter dem Amphitheater zu Verona und dem Kolosseum in Rom zurücksteht, beide aber an Eleganz der Formen übertrifft. Erbaut wurde es vermuthlich im 2. Jahrhundert n. Chr., und zwar in dorischem Stil in Form einer Ellipse, deren große Axe 137 m, und die kleine 110 m mißt. Durch eines der vier Thore, je mit erkerartigem Vorbau, traten wir in das Innere ein, welches im Gegensatz zu der imposanten Außenansicht das Bild eines wüsten Trümmerhaufens bildet. Von der inneren Einrichtung ist kaum mehr etwas zu erkennen: von dem Fürstenpodium mit Ballustrade, den Galerien mit schlanken Säulen, und den Sitzbänken ist das meiste im Laufe der Zeit ausgebrochen worden, indem die guten Polenser damit ihre Häuser bauten — gewiß ein ebenso bequemes als billiges Verfahren! Uebrigens befinden sich unweit von hier sehr bedeutende und schöne Marmorbrüche, aus denen schon die Römer das Material zu ihren Tempeln, Theatern und Triumphbögen holten. In unserer Zeit werden diese Steine vorzugsweise nach Wien, Venedig und Triest verkauft, wie auch nach Konstantinopel, wo man mit ihnen u. a. besonders jene Paläste, Moscheen ꝛc. baut, durch welche sich der jeweilige Sultan zu verewigen sucht. Diese Absicht dürfte er indeß schwerlich erreichen, während er dabei, ohne es zu beabsichtigen, seine Finanzen vollends ruinirt.

ihre Gefahren, wie das Leben in der großen Welt. Was einstens den Einsiedlern in den Felsschluchten der Thebais als Mittel zur Heiligkeit diente, wird anderen oftmals zum Verderben, wenn es ihnen am moralischen Halt und an ernster Beschäftigung fehlt.

Wir nähern uns dem Kap Promontore, der Südspitze Istriens, nach deren Umschiffung nun die flache Westküste der Halbinsel sichtbar wird, jedoch vorerst nur ein kleines Stück derselben; scheinbar endlos dehnt sich vor uns das Meer mit seinen schaumgekrönten Wellenbergen aus.

Bald kommt eine Reihe von Festungswerken in Sicht, dem Reisenden die Nähe des Kriegshafens Pola ankündigend. Die niederen Hügel, welche die Hafenbucht umziehen, wie auch die innerhalb letzterer gelegenen Inseln, sind sämmtlich von Befestigungsanlagen gekrönt, deren Geschütze drohend auf uns herniederschauen. Weiß schimmert uns im blendenden Schein der Mittagssonne die Häusermasse der amphitheatralisch auf mehreren Hügeln ansteigenden Stadt entgegen, und endlich fahren wir am Kriegshafen vorbei mit seinem Gewirr von Schiffen und Masten in den weiter nördlich gelegenen Handelshafen ein. Wir sind am Ziele.

Die Stadt Pola blickt auf eine mehr als 2000 jährige, äußerst wechselvolle Geschichte zurück, da ihre Gründung als römische Colonie mit dem Namen Pietas Julia wohl schon im 2. Jahrhundert v. Chr. erfolgt sein dürfte. Ihre höchste Blüthe erreichte sie unter Kaiser Augustus und seinen Nachfolgern. Wie reich war damals Pola an prächtigen Gebäuden: an Tempeln, Denkmälern und Statuen! Es hatte wie Tergeste (Triest) seine Aquädukte, Thermen und Villen. Das milde Klima, die kühle Frische der Seeküste, die bezaubernd schöne, von Felsklippen und lachenden Hügeln umsäumte Bucht machten es zur beliebten Erholungsstätte der reichsten Familien Roms und Italiens. In der Römerzeit hatte die Stadt eine Bevölkerung von 36000 Einwohnern, nicht gerechnet die große Zahl von außerhalb der Mauern wohnenden Sklaven, Handwerkern, See- und Handelsleuten. So war Pietas Julia die reichste und glänzendste Stadt Istriens, zugleich längere Zeit hindurch Flottenstation und Kriegshafen. 1148 wurde Pola

den Venezianern tributpflichtig und später in den langen Kämpfen zwischen Venedig und Genua um die Seeherrschaft mehrmals zerstört, und zwar zuletzt (1379) so gründlich, daß es seither kaum mehr als eine Ruine blieb. Erst als Oesterreich Pola 1848 zu seinem Centralkriegshafen erwählte, nahm es einen neuen, ungeahnten Aufschwung, ohne jedoch bis heute die alte Blüthe der Römerzeit wieder erreicht zu haben.

Unter allen seinen stolzen Baudenkmälern aus dem Alterthum ragt aber das Amphitheater besonders hervor, dieses gewaltige Monument, das den Wechselfällen so vieler Jahrhunderte getrotzt hat. Nahe am Meere gelegen, ist es mit seinen riesigen Dimensionen schon von weitem sichtbar, wenn man zur See nach Pola kommt. Ihm galt daher unser erster Besuch. Staunend schauten wir an dem fast ganz erhaltenen äußeren Mauerwerk empor, welches zwar an Größe hinter dem Amphitheater zu Verona und dem Kolosseum in Rom zurücksteht, beide aber an Eleganz der Formen übertrifft. Erbaut wurde es vermuthlich im 2. Jahrhundert n. Chr., und zwar in dorischem Stil in Form einer Ellipse, deren große Axe 137 m, und die kleine 110 m mißt. Durch eines der vier Thore, je mit erkerartigem Vorbau, traten wir in das Innere ein, welches im Gegensatz zu der imposanten Außenansicht das Bild eines wüsten Trümmerhaufens bildet. Von der inneren Einrichtung ist kaum mehr etwas zu erkennen: von dem Fürstenpodium mit Ballustrade, den Galerien mit schlanken Säulen, und den Sitzbänken ist das meiste im Laufe der Zeit ausgebrochen worden, indem die guten Polenser damit ihre Häuser bauten — gewiß ein ebenso bequemes als billiges Verfahren! Uebrigens befinden sich unweit von hier sehr bedeutende und schöne Marmorbrüche, aus denen schon die Römer das Material zu ihren Tempeln, Theatern und Triumphbögen holten. In unserer Zeit werden diese Steine vorzugsweise nach Wien, Venedig und Triest verkauft, wie auch nach Konstantinopel, wo man mit ihnen u. a. besonders jene Paläste, Moscheen &c. baut, durch welche sich der jeweilige Sultan zu verewigen sucht. Diese Absicht dürfte er indeß schwerlich erreichen, während er dabei, ohne es zu beabsichtigen, seine Finanzen vollends ruinirt.

Der halbverwitterte Boden im Innern des gewaltigen Bauwerks ist mit Schlingpflanzen, Disteln und Gestrüpp bedeckt. Wahrscheinlich konnten hier auch Seegefechte geliefert werden; thurmähnliche Ausbauten in der Mitte der Umfassungsmauern sollen für die Pumpwerke bestimmt gewesen sein, mittels deren das Wasser vom Meere in die Arena hereingeleitet wurde. Welch' schauerliche Orgien feierte einstens hier die Blutgier einer entmenschten Volksmenge, als in den weiten Räumen die armen Kriegsgefangenen von wilden Thieren zerfleischt wurden und die Gladiatoren einander niedermetzelten, unter dem Beifall so vieler Tausende! Ich dachte mir: wenn solche „Cultur" längst vom Erdboden weggefegt worden, so ist es nicht schade darum, einen wie hohen Begriff antiker Kunstentwicklung dieser imposante Ueberrest aus jener Zeit auch geben mag. Aber auch erhebende Erinnerungen erwachen in unserer Seele, während wir über die weite Arena hin blicken: Dieser Boden hat ehedem das Blut der Heiligen getrunken! Frühe schon hatte sich nämlich gerade in Istrien die Lehre Jesu verbreitet: der hl. Hermagoras und der hl. Aelius verkündeten sie bereits um die Wende des 1. Jahrhunderts, und das Blut des hl. Primus, des Zeno, des Sergius, der Justina und hundert anderer Martyrer ward hier im Amphitheater zu Pola und in der Arena von Triest vergossen, als ruhmvolles Zeugniß ihres Glaubens und als befruchtender Same der christlichen Civilisation.

Vom Amphitheater aus nahmen wir oder vielmehr unser Vetturino den Weg durch die Via Giulia zu dem berühmten Triumphbogen der Sergier. Derselbe wurde zu Trajans Zeiten im korinthischen Stil errichtet, zu Ehren der Sergier, einer Familie aus Pola, die sich im Kriegsdienst und in bürgerlichen Stellungen ausgezeichnet hatte. Dieser Triumphbogen wird als Muster attischer Eleganz und als eines der kunstvollsten Denkmäler des Alterthums gepriesen. In der That macht der zierliche, 8,5 m hohe Bau mit seinen verwitterten, aber in ihrer edlen Schönheit noch deutlich erkennbaren Säulen, Kapitälen, Blätter-, Kranz- und Wappenornamenten einen wahrhaft vornehmen Eindruck.

Unweit von diesem ehrwürdigen Ueberbleibsel altrömischer Architektur steht der zierliche, moderne Bau des Marine-Kasinos

inmitten eines Gartens voll der herrlichsten Tropengewächse. Auch der nahe gelegene Monte Zaro, mit dem hydrographischen Amt und der Sternwarte, ist umgeben von ausgedehnten, wunderschönen Anlagen. Wir stiegen den Hügel hinan; oben steht auf einer Terrasse das in edlen Formen gehaltene Standbild des Admirals Tegethoff, mit der Front gegen das Meer hin, das einst Zeuge seiner großen Thaten gewesen. Auf dem Sockel lesen wir die Inschrift:

„Dem Viceadmiral Wilhelm von Tegethoff Kaiser Franz Joseph I. 1877 — Tapfer kämpfend bei Helgoland — Glorreich siegend bei Lissa — Erwarb er unsterblichen Ruhm sich und Oesterreichs Seemacht".

Ein prächtiger Rundblick eröffnete sich uns auf der Plattform des Observatoriums: wir überschauten die ganze Stadt, die vielen Forts und die beiden Häfen mit den zahlreichen Masten und Dampfschloten der vor Anker liegenden Schiffe. Auch die verschiedenen Marine-Etablissements am Ufer und besonders auf der Oliveninsel wurden uns von oben gezeigt und einigermaßen erklärt. Dächer, von luftiger Eisenkonstruktion getragen, schützen die zwei großen Werftstapel, auf denen die riesigen Panzerschiffe erbaut werden. Zwei ungeheuere Trockendocks und ein Balancedock sind zur Aufnahme defekter Schiffe, das eigenartige Werkstättenschiff „Cyklop" aber dazu bestimmt, die einer operirenden Flotte durch Gefecht oder Sturm zugefügten Schäden sogleich auszubessern. Aber noch weiter schweifen unsere Blicke: hinaus über die ganze Meeresbucht von Pola bis zu den Brionischen Inseln hin. Leider konnten wir von der inneren Einrichtung der Sternwarte nichts besichtigen, da der betreffende Beamte nicht zugegen war; er hatte wohl sein Mittagsschläfchen noch nicht beendigt.

Der Stadttheil südlich vom Monte Zaro, S. Policarpo, ist fast ganz von Angehörigen des Heeres und der Marine bewohnt — ein großes Heer- und Waffenlager, daher auch „Militärpola" genannt.

Der Weg führte uns durch prächtige Anlagen, welche diesem Stadttheil einen großen Reiz verleihen, zu dem Denkmal des unglücklichen Kaisers Maximilian von Mexiko. Es steht in-

mitten eines reizenden Rondells, errichtet in Form einer Säule mit Schiffsschnäbeln und der geflügelten Siegesgöttin; der Sockel trägt das Reliefbildniß des einstigen Erzherzogs und Viceadmirals der österreichischen Flotte. Tiefste Wehmuth erfaßt unser Herz, da wir des edlen, unvergeßlichen Fürsten und seines tragischen Schicksals gedenken. O Maximilian! warum folgtest du doch den Lockungen einer wälschen Politik und den Trugbildern von unsterblichem Ruhm, welche dich hinüberzogen über den Ocean! Welch' segensreicher Wirkungskreis wäre dir offen gestanden in der Heimat, als Führer der österreichischen Seemacht, als Beförderer aller edlen Bestrebungen! Immerhin wird Pola, so hoffen wir, dein Andenken allzeit festhalten in dankbarster Verehrung; denn dir im Verein mit Tegethoff verdankt es großentheils seine Verschönerung durch diese herrlichen Parkanlagen!

Endlich gelangten wir unten am Kriegshafen beim k. k. Seearsenal an. Die unzählbaren Reihen von Gewehren und Geschützen und die neuesten technischen Erfindungen auf dem Gebiete des Massenmords zu besichtigen verspürten wir wenig Lust. Auch wäre hiezu für mich als Ausländer die Erlaubniß des k. k. Kriegsministeriums in Wien nöthig gewesen. Weniger Schwierigkeit hatte der Besuch des im Artilleriedirektionsgebäude befindlichen Marinemuseums. Wir konnten dort eine ganze Menge höchst interessanter Gegenstände bewundern, die natürlich zumeist mit der Geschichte und Entwicklung der österreichischen Kriegsmarine im Zusammenhange stehen, z. B. die verschiedensten Arten von Torpedos in natura und in Modellen, ferner Siegestrophäen aus berühmten Seeschlachten, wie: türkische Fahnen bei Lepanto (1571) erbeutet, den gewaltigen Mastbaum des italienischen Admiralsschiffs „Rè d'Italia“ in der Schlacht bei Lissa (1866) u. a. Auch fanden wir hier die verschiedenartigsten Waffen, Geräthschaften und Kleidungsstücke der Südsee-Insulaner und anderer wilder Völkerschaften.

Wie Ungethüme aus alten Sagen und Märchen erschienen uns die großen, eisengepanzerten Schiffe, welche da in dem geräumigen Kriegshafen verankert und angekettet neben-

einander lagen. Da unsere ehrlichen Gesichter den Verdacht etwaiger Spionage völlig ferne hielten, wurde uns gestattet, eines der älteren Panzerschiffe, den „Tegethoff", näher in Augenschein zu nehmen. Ganze Reihen von Schnellfeuergeschützen blitzten unserer Reisegesellschaft durch die Lucken der Schiffswandung drohend entgegen, als wir über die Falltreppe an Bord stiegen. Ein sehr intelligenter Obermatrose, Slovene von Geburt, machte den Führer und erklärte uns alles Wissenswerthe in vorzüglichem Deutsch. Da das Schiff ca. 12 m Tiefgang hat, befinden sich mehrere Stockwerke unter dem Wasser. Auch in diese „unterirdischen" Regionen wagten wir einzudringen. Ich dachte dabei an Dante, wie er mit seinem Führer Vergil die Unterwelt betritt, und an Jonas im Bauche des Meerungeheuers. Ringsum finstere Nacht; nur der Schein der Laterne, mit der jeweils ein Matrose voranleuchtete, flackerte gespenstisch in den Gängen und Kammern umher. Zuletzt kamen wir in die Maschinenräume, wo zwei stählerne Ungeheuer, Maschinen genannt, an der Fortbewegung dieser schwimmenden Feste zu arbeiten pflegen. Es läßt sich denken, welche Menge von Kohlen täglich ihr Riesenleib verschlingen mag.

Der „Tegethoff" ist übrigens durchaus nicht das modernste, noch auch das stärkste und größte Kriegsschiff. Auch die österreichische Marine verfügt jetzt über eine Anzahl von Panzerthurmschiffen, die ganz „auf der Höhe der Zeit" stehen. Es sind aber gewiß keine Fortschritte, auf welche die heutige Welt stolz sein darf, wenn fast jede Woche an jenen Mordwerkzeugen etwas verbessert wird, welche nur darauf berechnet sind, Tausende von Menschenleben und mühsam geschaffene Werke des Friedens zu zerstören. Es ist in der That wunderbar: während die Häupter der Großmächte bei jeder Gelegenheit ihre Lippen von Freundschaft und Friedensliebe überfließen lassen, ja während ihre Vertreter im Haag über „Abrüstung" berathen, wird in Wirklichkeit Tag für Tag darauf losgerüstet: „Sie sagen Friede, wo doch kein Friede ist".

Nochmals betraten wir jetzt altklassischen Boden: wir kamen zum Tempel des Augustus und der Roma, einem auffallend gut erhaltenen Baudenkmale. Sechs glatte korinthische

Säulen bilden die überaus zierliche Vorhalle. Der schön ornamentirte Fries trägt die Inschrift:

„Romae et Augusto Caesari Divi F(ilio)
Patri Patriae".

Als diese Inschrift hingesetzt wurde (c. 8 n. Chr.), war aber jenes Kind schon geboren, dessen strahlendes Kreuz bald über all' die heidnischen Tempel und über die „göttlichen" Cäsaren triumphiren sollte. Das Tempelchen, dessen Innenraum beschränkt und finster, mußte schon den verschiedensten Zwecken dienen: zeitweilig als christliche Kirche, später, in venezianischer Zeit, als Kornkammer, jetzt als Museum für römische Alterthümer.

Zuletzt, indeß nicht durch unsere Schuld, konnten wir noch dem Dom einen Besuch abstatten. Schön ist er nicht, aber interessant, insofern hier alle möglichen Stilformen vertreten sind. Es wurden nämlich die Trümmer des alten Domes, einer Basilika, die im Jahre 1379 zerstört worden, beim Neubau im 15. Jahrhundert möglichst wieder in den Bauplan einbezogen und verwerthet; so finden sich nun römische, byzantinische und gothische Formen miteinander vermengt, und durch moderne Zuthaten glaubte man das Ganze noch mehr verunzieren zu müssen. Der lächerliche Unfug, die Säulen mit rothen Tüchern zu verhüllen, den ich in Dalmatien oft antreffen mußte, ärgert den Besucher auch hier.

Während der Heimfahrt war die See weit weniger bewegt, als am Vormittag, so daß sie ganz glücklich von statten ging. Unter solchen Umständen fühlten wir, d. h. ein Pfarrherr aus Kärnthen und meine Wenigkeit, uns sogar zu fröhlichem Gesang disponirt, wozu ersterer mit seinem schönen Tenor weitaus das meiste beitrug. Ob jedoch die Mitreisenden über unsere Leistungen sehr entzückt waren, mag dahingestellt sein. Leise senkten sich die Schatten der Nacht hernieder, und schon erglänzte weithin durch den Canale di Farasina das Licht des elektrischen Scheinwerfers im Hafen von Fiume. Wie träumend stand ich oben auf dem Ponte und schaute hinaus in den stillen Abend, der schönen Dichterworte gedenkend:

„Der Leuchtthurm glänzt; nur leise rauscht
Die Woge an dem Kiele.
Die Nacht im Sternenkleide lauscht
Dem muntern Wellenspiele.

Hier wachen sie bei Scherz und Sang,
Dort ruhen sie und schlafen;
Das Schiff geht seinen stillen Gang,
Bringt alle nach dem Hafen.

So treibt des Lebens Schiff dahin,
Und ach, wieviele landen,
Die träumend all' ihr Leben drin
Das Leben nie verstanden!" (A. Schupp.)

LXI.

Zeitläufe.

Der „Zukunftsstaat" auf dem socialdemokratischen Parteitag zu Hannover.

Den 24. Oktober 1899.

Von den Hochwasserfluthen, mit denen die dießjährige Presse durch die maßlosen Redereien in den manifaltigsten Vereinsversammlungen und Congressen überschwemmt worden ist, hat keine die Aufmerksamkeit so allgemein auf sich gezogen, wie der socialdemokratische Parteitag in Hannover. Eine ganze Woche lang hat er gedauert, und unter den Rednern aus den der Partei übrigens immer mehr zuwachsenden Intelligenzen hat der ehemalige Drechslergeselle Bebel allein eine sechsstündige Rede gehalten. Der Parteivorstand in Berlin konnte sich rühmen, daß die Partei über 73 polit-

ische Zeitungen verfüge, fünf mehr als im Vorjahre, das Berliner Hauptblatt bei einer Auflage von 53,000 Exemplaren einen Ueberschuß von nahezu 65,000 Mark erzielt habe, und die Parteikasse neuerdings ihren Reservefond um 100,000 Mark vermehrt habe.

Aber alle Welt war gespannt, ob es mit gewissen Anzeichen einer inneren Veränderung in der künftigen Entwicklung der Partei seine Richtigkeit habe. Heftige Conflikte zwischen leitenden Größen der Partei wiederholten sich allerdings mehr und mehr seit Jahr und Tag. Schon vor dem Parteitag des vorigen Jahres schrieb das sächsische Arbeiter-Blatt unter dem Beifall anderer Organe: „Ist doch der ‚Vorwärts' schon längst zu einem öffentlichen Uebel geworden; die Redaktion arbeitet systematisch auf eine socialreformatorische Richtung hin, und läßt in ihren Spalten niemand zu Wort kommen, der es wagt, sich dagegen aufzulehnen".[1]) Kurz nachher konnte man in denselben Blättern lesen: „Fast kein einziger Grundsatz des proletarischen Kampfes bleibt von der Auflösung seitens einzelner Vertreter der Partei verschont. Gut beglaubigte Schlagwörter stürzen zusammen, ehrwürdige Theorien werden in Frage gestellt, es gährt an allen Enden im Parteileben".[2]) Einen Monat darauf hat selbst Hr. Bebel in einer Versammlung zu Jena tiefgehende Meinungsverschiedenheiten in der Partei zugegeben: es würde eine Spaltung kommen, in Folge derselben eine viel radikalere Partei entstehen würde".[3]) Schon der Stuttgarter Parteitag bot ein Bild der Verwirrung:

„Daß wir auch in Deutschland den Sieg des Possibilismus über den Marxismus erleben würden, war dem unbefangenen Beobachter der socialdemokratischen Bewegung schon lange kein

---

1) Aus Berlin „Kölnische Volkszeitung" v. 19. April 1898.
2) Aus Berlin „Kölnische Volkszeitung" v. 28 Februar d. Js.
3) „Kölnische Volkszeitung" vom 28. März d. Js.

Geheimniß mehr; man hatte aber diesen Sieg vielleicht noch nicht so frühzeitig erwartet. So oft die entgegengesetzten Meinungen über die Parteitactik auch aufeinander platzten: stets fanden die Führer wieder irgend einen Ausweg. Es würde zu weit führen, die Genesis dieses Kampfes um Gegenwartspolitik oder Zukunftsstaatlerei im Einzelnen darzulegen. Der in Stuttgart anwesende Genosse von Vollmar hat mit zäher Beharrlichkeit seit Jahren seine Ideen verfochten und so oft er auch scheiterte, diesmal ist er über die Klippe hinweggekommen. Er hat Namen wie Bernstein, Auer, Frohme, Schippel, Dr. Gradnauer, Peus und Heine auf seiner Seite. Bebel schweigt sich aus. Der kluge Singer findet Alles in Ordnung und nur der alternde Liebknecht mit dem nervösen Schönlank, dem doctrinären Kautsky und den beiden ‚Parzen' Clara Zetkin und Rosa Luxemburger halten ‚unentwegt' das Banner des Zukunftsstaates hoch".

„In der That: die Gesammtlage in der socialdemokratischen Partei hat sich gewaltig geändert. Vor noch nicht zehn Jahren vollführten die ‚Jungen' einen Heidenlärm und versuchten die Partei noch weiter nach links zu drängen. Heute stehen die ‚Alten' auf der äußersten Linken ziemlich isolirt, und die ‚Gemäßigteren' haben mit der heranwachsenden Generation, die nicht für den Zukunftstaat, sondern für die Gegenwart Politik treiben will, eine geschlossene Phalanx gebildet, deren die früheren Parteidiktatoren nicht mehr Herr werden".[1])

Im Frühling des Jahres trat noch ein neuer Streitfall in die Parteiverhältnisse ein: das Dresdener Urtheil zu schweren Zuchthausstrafen gegen die Streikmacher von Löbtau. Der Parteivorstand hatte sich geweigert, die Verurtheilten in der monatlichen Märtyrertafel des „Vorwärts" aufzuführen. Einstimmig mit einer einzigen Ausnahme empörten sich darüber alle Tagesblätter der Partei. Aus diesen Zerwürfnissen wurden nun günstige Schlüsse auf liberaler Seite gezogen. „Es unterliegt kaum einem Zweifel, daß die

---

1) Berliner „Germania" vom 8. Oktober 1898.

Gährung in der Socialdemokratie wächst; die Theoretiker sind in heftigster Fehde über die bekannte Bernstein'sche Schrift, die schonungslos die Hauptglaubensartikel der Partei über den Haufen geworfen. Die Austritte aus der Partei mehren sich; von Tag zu Tag wiederholen sich die Fälle, daß sich unter schweren Anklagen gegen den Terrorismus und den Egoismus der Parteibureaukratie bislang kampffreudige Genossen von der Partei abkehren. Die Reichstagsreden der Führer haben sichtlich an Wirkung verloren; die alten Schlagworte ziehen nicht mehr".[1]) Das conservative Hauptblatt in Berlin betrachtete die Stellungen freilich weniger sanguinisch: „Daß die jüngeren Führer unserer Socialdemokratie stellenweise eine gewisse Neigung zum Praktischen durchblicken lassen, braucht man nicht zu läugnen; über bloße Velleitäten ist bis jetzt aber keiner hinausgekommen. Dem Terrorismus der älteren Herren gegenüber fehlt es ihnen insgesammt an dem nöthigen Muth, oder sie trauen ihrer Gefolgschaft diesen Muth nicht zu".[2]) Auf dem Parteitag ist es denn auch zwischen hüben und drüben mitunter sehr unfreundlich zugegangen. Als die Militärfrage zur Sprache kam, in der Schippel den Gegner des Milizsystems und den „Kanonenfreund" spielt, mußte er sich von Kautsky einen „Bubenstreich" vorwerfen und von Bebel „Gemeiner Kerl" zurufen lassen. Mit Recht feierte aber zum Schlusse das Parteiblatt Herrn Bebel als den Sieger des Tages:

„Eine tiefe Erregung durchzuckte die Versammlung, als Bebel mit leidenschaftlich glühendem Ton ausrief, daß das Proletariat schon jetzt an politischer Bildung und Fähigkeit dem Bürgerthum weit überlegen sei. Eine Partei, die siegen will, bedarf der Begeisterung. Was sollen uns da Mahn-

---

1) Aus Berlin in der Münchener „Allgem. Zeitung" vom 6. April d. Js.

2) Berliner „Kreuzzeitung" vom 18. März d. Js.

ungen, artige Kinder zu seyn und die ethischen Empfindsamkeiten der Bourgeoisie nicht zu verletzen! Wir danken für eine Bewegung, die darüber philosophirt, was für Kleinkram noch zu überwinden ist. Haben wir die politische Macht, so expropriiren wir mit derselben Ruhe, wie es der revolutionäre Adel und das revolutionäre Bürgerthum gethan hat. Und da wir keine blutige Revolution wünschen — nicht die Revolutionäre, sondern die Reaktionäre waren es stets, die Gewalt anwendeten — so können unsere überwundenen Gegner sich ganz lebendig mitansehen, wie hübsch wir die Sache einrichten werden. Als Bebel erklärte, daß wir uns die Expropriation als Mittel zum Endziel nicht nehmen lassen würden, brach ein stürmisches Händeklatschen los".

Mit anderen Worten: es bleibt bei der von Marx und Engels überlieferten Grundanschauung vom Zukunftsstaat auf der Basis der gesellschaftlichen Expropriation, was die Gegner „Freßlegende" heißen. Die alten Führer der Partei leiden bei diesem Festhalten freilich an der Schwäche, daß sie nicht zu sagen vermögen, wann und wie der verheißene Zukunftsstaat kommen und aussehen wird. Die Jungen, an ihrer Spitze insbesondere jüdische Intelligenz, vor allen der jetzt so vielgenannte Bernstein, bereiten den getreuen Trägern der dogmatischen Tradition immer bittere Verlegenheit mit der Frage nach der Zeit, Form und Inhalt des Zukunftsstaats. Wagte doch der jetzt sehr offenherzige Bernstein seine Ueberzeugung nicht zu veröffentlichen, solange Engels, sein Genosse im Exil in England, noch lebte. Auf dem Parteitag in Hannover bezeugte auch Redakteur Peus aus Dessau:

„Kautsky hat gestern gesagt, Engels müßte ein Idiot sein, wenn er den Kladderadatsch für 1898 prophezeit hätte. Auf dem Parteitag 1891 sagte Bebel, er freue sich, daß sein Freund Engels den grundlegenden Umschwung der Verhältnisse um das Jahr 1898 vorhersage. Er sagte dann: Vollmar hat darüber gespöttelt, ich habe aber Engels geschrieben: ‚Alter, du und ich, wir beide sind die einzigen Jungen'.

Und er sagte weiter: Es gibt Conservative, welche sagen: ,Gebt acht, die Katastrophe kommt bald'. (Unruhe.) Wenn Bebel den Standpunkt von 1891 heute ablehnt, so zeigt das, daß die Verhältnisse sich geändert haben. Vollmar ließ man 1891 nur so noch durchschlüpfen. Heute hat er gesiegt und seine Taktik beherrscht die Partei".

Allerdings war damals von dem Kladderadatsch viel die Rede. Aber Liebknecht sagte schon behutsam in öffentlicher Rede, der sei ein Dummkopf, der nach dem Zukunftsstaate frage; der heutige Staat wachse eben unmerklich in den socialistischen hinein.[1]) In derselben Zeit gab es in Berlin eine Partei der „Unabhängigen" mit ihrem Organ „Socialist", unter ihrem Führer, dem jetzt unter ganz anderm Namen genannten Schippel. Dieses Blatt sagte: „Wir mußten gründlich Kehraus machen mit den Vorstellungen, welche wir uns früher über die Gesellschaft der Zukunft bildeten, sie erwiesen sich als unhaltbar".[2]) In demselben Jahre hat auch ein belgischer Congreß der Socialisten den Zukunftsstaat behandelt und zwar als „Narrenfrage". Der bekannte Parteiführer Anseele sagte: „Diese Frage ist eine Falle, die sonst nur die Bourgeois uns zu stellen pflegen, in die wir aber nicht gehen. Zweitens wissen wir selber nicht, was kommen wird, denn die Ereignisse sind stärker als wir. Wir bestimmen nicht die socialistische Richtung, in der sich die Revolution und die sociale Neuordnung bewegen wird; das Volk, die Massen werden zunächst die Gewalt an sich reißen, die Bourgeoisie aus Amt und Besitz verjagen, und dann sich zum Diktator der Menschheit machen. Wie? bleibe man uns mit solchen Fragen vom Leibe".[3]) Ueber die prophezeite Katastrophe äußerte sich der Berliner „Socialist" noch besonders:

---

1) „Kölnische Volkszeitung" vom 3. Oktober 1892.
2) Aus Berlin s. „Kölnische Volkszeitung" vom 13. Febr. 1893.
3) Aus Brüssel s. „Kölnische Volkszeitung" vom 27. Dez. 1893.

„Die socialdemokratische Partei hat verschiedentlich durch den Mund ihrer großen Propheten den nahen Anbruch des tausendjährigen socialdemokratischen Reiches verkünden lassen. Im großen Jubeljahre 1898, so hieß es oft, sollte der socialdemokratische Staat — Verzeihung! — die socialdemokratische Gesellschaft begründet werden. Eine kurze Spanne Zeit trennt uns also nur noch von unserm großen zukünftigen Glück. Es ist schon vielfach passirt, daß Leute über ein plötzlich hereinbrechendes Glück gestorben sind. Wir erwarten daher im Interesse unsrer Selbsterhaltung, daß uns endlich einmal unser zukünftiger glückseliger Zustand vor Augen geführt wird. Der ‚Socialist‘ führt dann weiter aus, daß die Gegner der Socialdemokratie durchaus nicht unberechtigt seien, die Frage zu stellen, wie der socialdemokratische Staat aussehen werde“.[1])

Nun ist die Resolution Bebel, einschließlich des Zukunftsstaats, auf dem neuen Parteitag fast einstimmig angenommen worden. Auch Bernstein schickte seine Zustimmung aus England. Der Vorsitzende des Congresses, ein millionenreicher jüdischer Handelsmann, schloß die Versammlung mit dem Spruch: „Wir bleiben, die wir waren?“ Bebel hat in seiner großen Rede gesagt: „Wir sind im innern Wesen eine revolutionäre Partei; das schließt nicht aus, daß wir Reformen annehmen“. So konnte trotz aller Anfechtungen Bernstein einen bedeutenden Anhang gewinnen. Die revolutionäre Kampfpartei wollte er durch eine neue Taktik in bürgerlich-demokratisches Fahrwasser lenken, von der Revolution zur Evolution. Die Arbeiterpartei sei noch nicht zur politischen Herrschaft befähigt, im Klassenkampfe solle sie an die politischen Aufgaben gehen und eine demokratisch-socialistische Reformpartei werden.

Freilich wurde er beschuldigt, durch seine Theorie das ganze Lehrgebäude der Socialdemokratie zu zertrümmern. Auch dem alten Parteiführer Auer, ehemals bayerischer Sattler-

---

1) Aus Berlin s. Münchener „Allg. Zeitung“ v. 14. Febr. 1893.

geselle, wurde im Congreß in's Gesicht gesagt: „er wolle die Partei in's bürgerliche Leben überführen". In Wahrheit vergißt aber Bernstein das programmatische „Endziel" nicht. Wie er behauptet, durch den Klassenkampf sei die Thatsache der „Verelendung" aus der Welt geschafft, so werde, lehrt er, durch die praktische Evolution das Endziel erreicht werden: die staatliche Allmacht, der „Zukunftsstaat". Am Stuttgarter Parteitag hatte von Vollmar den Ungeduldigen zugerufen: „Wenn der immanente selbstwirkende Trieb zum Endziele nicht vorhanden ist, dann können wir uns begraben lassen." [1])

Das wäre also die „Mauserung" der Socialdemokratie, von welcher seit ein paar Jahren so viel geredet wird. Im Frühling vorigen Jahres war der Reichstag gespannt, ob die politische Arbeit der socialpolitischen Partei im Parlament bis zur Bewilligung von Kanonen gehen werde. In einer Berliner Versammlung erinnerte ein „Genosse" wieder an das Wort Bebels auf dem Erfurter Parteitag im Jahre 1891, „wonach nur wenige der Anwesenden nicht den Hereinbruch einer neuen Zeit erleben würden", da nun aber die Hoffnung auf eine gewaltsame Umwälzung zum Zukunftsstaat sich nicht zu erfüllen scheine, so sei eine Opportunitätspolitik grundsätzlich nicht verpönt. Dazu bemerkte das conservative Berliner Hauptblatt: „In gewissen Blättern wird man wieder einmal bemüht seyn, mit Hinweis auf diese Auslassungen die Mauserung der socialdemokratischen Partei aus einer revolutionären in eine radikale, mehr oder minder oppositionelle Opportunitätspartei als eine unvermeidliche und bereits erkennbare Entwickelung hinzustellen. Das ist indessen nur ein Spiel mit Worten. In ihrem Wesen wird die socialdemokratische Partei stets eine revolutionäre bleiben und auf den Umsturz hinarbeiten". [2])

---

1) Wiener „Neue freie Presse" vom 9. Oktober 1898.

2) Berliner „Kreuzzeitung" vom 9. Oktober 1898.

Hr. Bebel hat wiederholt öffentlich geläugnet, daß eine Mauserung in der Partei eingetreten sei. In Berlin hat zwar das Organ der bekannten „Genossinen“ beklagt, daß „die gemauserten Anschauungen über unsere Grundsätze und unsere Taktik dazu beigetragen haben, unter unseren in den vordersten Reihen kämpfenden Parteigenossen vielfach Pessimismus und Skepticismus zu erzeugen“.[1]) Auf unserer Seite ist aber schon damals mit Recht gewarnt worden:

„Je mehr die Socialdemokraten die utopischen Eierschalen abstreifen, je mehr sie, wenn auch nur aus schlauer Berechnung, die öden Schimpfereien über Gott und Religion und Pfaffen beiseite lassen, desto mehr finden sie Sympathien und Beifall oft da, wo man es am wenigsten vermuthen sollte. Darum glauben wir, daß Spott und Schadenfreude über die Gährung im socialdemokratischen Lager die allerungeeignetsten Mittel sind; dadurch werden nur die übrigen Klassen eingeschläfert und in trügerische Sicherheit gewiegt. Den Socialdemokraten aber geschieht der größte Gefallen damit; sie werden desto sicherer ihre Ziele erreichen, die Anderen aber aufwachen — wenn es zu spät ist!“[2])

Allerdings wird es gut seyn, in Beziehungen zur Socialdemokratie jedenfalls die Einbildung von einer Mauserung derselben ein- für allemal fallen zu lassen.

---

1) Aus der Berliner „Gleichheit“ s. „Kölnische Volkszeitung“ vom 29. September 1898.

2) Badische Correspondenz des Wiener „Vaterland“ v. 11. Okt. 1898.

LXII.

Die Sittlichkeit der oberägyptischen Mönche des vierten Jahrhunderts.

Zu den anziehendsten Erscheinungen der Geschichte des Christenthums in den ersten Jahrhunderten gehören unstreitig die ersten Einsiedler der ägyptischen Wüste und die ebendort in gemeinsamen Niederlassungen lebenden Mönche, die der Zeit nach unmittelbar an jene sich anschlossen. Die heil. Väter Epiphanius, Hieronymus, Augustinus werden nicht müde das erhabene Leben dieser Väter der Wüste zu schildern, ihre oft gleichsam übermenschliche Vollkommenheit und Tugend zu preisen. Ein Hauch heiligen Friedens, vor dem die menschlichen Leidenschaften verstummen, umweht die Berichte über das weltabgeschiedene, ganz mit dem Lobe Gottes ausgefüllte Leben dieser ersten Gründer des christlichen Ordenslebens. Wohl können manche dieser Erzählungen von erhabener Poesie vor der Strenge der historischen Kritik nicht bestehen und geben sich bald ganz oder theilweise als Legenden zu erkennen, mit denen heilige Begeisterung diese Helden christlicher Tugend umsponnen hat. Aber immerhin bleibt nach Ausscheidung alles Legendenhaften noch genug übrig, um diesen Männern und den Mitgliedern der von ihnen gegründeten Klostergemeinden den Charakter sittenstrenger, ja zum Theil heiliger Asceten zu sichern. Sie in den Schmutz gemeiner Leidenschaften hinabzuziehen, insbesondere ihnen den Ruhm der

Keuschheit zu rauben, war erst unserer Zeit vorbehalten, wo unter dem Einflusse moderner Anschauungen das Verständniß für das Ideal des christlichen Mönchthums mehr und mehr zu schwinden scheint. Amélineau, ein sonst, namentlich durch Herausgabe koptischer Quellenschriften verdienter Forscher, ist nämlich auf Grund seines Studiums zu dem Resultat gekommen, daß „diese Mönche der Thebais (d. h. die Bewohner der oberägyptischen Klöster, die nach der Regel des heiligen Pachomius lebten) für die große Mehrzahl, wenn nicht lasterhafte Menschen, so doch zum wenigsten sehr von irdischen Dingen eingenommene Menschen waren . . . den Frauen wenig feindlich, sich Verbrechen hingebend, die sie in unserer gegenwärtigen Gesellschaft jeden Augenblick vor die Gerichtshöfe geführt haben würden" (Annales du Musée Guimet, t. XVII p. VII). „Es bleibt für die geschichtliche Forschung erwiesen, daß ihre Sitten schrecklich waren . . . Der Kampf für die Enthaltsamkeit erforderte die meisten Anstrengungen und ich bin keineswegs erstaunt, so schreibt der Pariser Forscher, daß die meisten unterlegen sind" (ib. p. CX).

Betrachten wir, bevor wir auf die einzelnen von Amélineau erhobenen Beschuldigungen eingehen, kurz den geschichtlichen Verlauf an der Hand des Werkes von P. Ladeuze, Etude sur le cénobitisme Pakhomien pendant le IVe siècle et la première moitié du Ve. Nachdem schon im dritten christlichen Jahrhundert die ägyptische Wüste sich mit Schaaren von Einsiedlern, von denen unter andern der heilige Antonius, Paulus und Ammon hervorragten, bevölkert hatte, kam im Anfange des vierten Jahrhunderts der heilige Pachomius auf die fruchtbare Idee, die vielen zerstreut lebenden Einsiedler zu vereinigen und nach einer gemeinsamen Regel an einem Orte zu leben. Das war der Anfang des Klosterlebens. Freilich hatten schon früher viele Anachoreten, obschon getrennt lebend, sich unter die Leitung eines älteren, erfahrenen Einsiedlers begeben, um so rascher über die namentlich im Anfange ihrer neuen Lebensweise ihnen drohenden Gefahren und Versuchungen hinwegzukommen. Pachomius vereinigte zuerst

die zerstreut lebenden in einer gemeinsamen Ansiedelung zu Tabennisi. Bei seinem Tode 346 hinterließ er außerdem noch acht starkbevölkerte Klöster. Da entstanden Streitigkeiten in der blühenden Gemeinschaft in Folge der nothwendig gewordenen Sorge für den Unterhalt so vieler Brüder. Durch die umsichtige Leitung Theodors, des großen Schülers des heiligen Pachomius, wurden diese Schwierigkeiten glücklich überwunden. So blühten diese pachomischen Klostergründungen auch noch im folgenden Jahrhundert fort, ein Gegenstand der Bewunderung für die Christen ihrer Zeit. Ueber die Einzelheiten ihrer Geschichte fließen die Quellen spärlich. Ihre Zahl namentlich wird sehr verschieden angegeben. Hieronymus schätzt sie offenbar viel zu hoch für seine Zeit auf 50000. Cassian, der von 5000 spricht, dürfte der Wahrheit am nächsten kommen.

Neben Pachomius ist für die Geschichte des ägyptischen Mönchthums von hervorragender Bedeutung der Name des Schenudi, der gegen Ende des vierten Jahrhunderts den Versuch machte, das Werk des Pachomius zu reformiren. Er wollte zu größerer Strenge zurückkehren, die Pachomius aus wohlverstandener Rücksicht auf die für die große Genossenschaft nothwendige Gleichheit gemildert hatte. So mißlang die Reform Schenudi's, der von Seiten seiner Untergebenen heftigen Widerstand fand und, da er ein heftiger und leidenschaftlicher Charakter war, die Widerspenstigen nicht zu gewinnen vermochte. Sein Werk nahm lange nicht die Ausdehnung, welche das des Pachomius genommen hatte, und er selbst, der sich auch außerhalb seines Klosters zu Atripe durch Schutz der hilflosen Landbewohner einen Namen gemacht hatte, wurde berühmter als sein Werk. Er starb 118 Jahre alt 452.[1]) Nach seinem Tode zerfiel das ägyptische Mönchthum mehr und mehr.

Gegen die Angehörigen beider klösterlichen Vereinigungen,

---

1) Ladeuze l. c. p. 251.

sowohl gegen die Mönche der Klöster des heiligen Pachomius, wie gegen die des Schenudi erhebt Amélineau die oben angedeuteten Beschuldigungen unmoralischen Lebenswandels. Zu Atripe, der Gründung des Schenudi, behauptet der Pariser Gelehrte, unterhielten die Mönche strafbare Beziehungen zu den Nonnen, die in der Nachbarschaft ein Kloster hatten. Abortus und Kindsmord verbargen die Folgen. Zu Tabennisi ersetzte die Sodomie, das Verbrechen des Orients zu allen Zeiten, die sakrilegische Buhlerei. Glücklicherweise sind die Beweise Amélineau's ebenso schwach, wie die Behauptung in ihrer Allgemeinheit horrende ist. Den Beweis hierfür erbringt Ladeuze in dem interessanten Anhang seiner obengenannten Schrift S. 327 ff.

Amélineau beruft sich zuerst auf den Geschmack der Verfasser von Erzählungen und Romanen des christlichen Aegyptens, die sehr lüstern gewesen seien nach schlüpfrigen Erzählungen. Indeß ist einerseits zu berücksichtigen, daß die Verfasser als Orientalen sich nicht mit der Zurückhaltung auszudrücken pflegen, wie das bei Erzählungen, die das sexuelle Gebiet betreffen, etwa in unserer verfeinerten Culturepoche geschehen würde. Anderseits sind die übrigens durchaus nicht schlüpfrigen Erzählungen über derartige Vorfälle erst zahlreicher in den späteren arabischen Recensionen der Lebensbeschreibungen des heiligen Pachomius und Schenudi und bekunden auch in diesen durchaus nicht den unmoralischen Geschmack der Verfasser, sind vielmehr entstanden aus der Absicht moralischer Belehrung. So läßt sich aus der Tendenz dieser Erzählungen nicht schließen auf den unmoralischen Charakter der oberägyptischen Mönche des vierten und fünften Jahrhunderts.

Zweitens behauptet Amélineau: die oberägyptischen Mönche waren nicht keusch, weil ihre Rasse und das Klima ihres Landes sie derart zu geschlechtlichen Excessen reizte, daß sie nicht keusch bleiben konnten. Nun zeigen aber die Quellen, daß die Mönche selbst es durchaus nicht für unmöglich hielten, keusch zu leben, vielmehr diejenigen aufs äußerste verachteten, welche in diesem Kampfe unterlagen. Auch befolgten sie eine

Lebensweise, die ihnen die Beobachtung der Keuschheit in jeder Weise erleichtern mußte. Wachen und Fasten stählte sie für den Kampf gegen die Sinnlichkeit. Auch glaubten sie keineswegs, wie Amélineau behauptet, durch das Ordenskleid vor der Strafe für diese fleischlichen Vergehen im Jenseits geschützt zu sein. Erblickte doch der heilige Pachomius in seinen Visionen gestorbene Mönche mit dem Ordensgewande bekleidet in den ewigen Flammen.

Nicht besser als mit diesen allgemeinen Gründen für die Unsittlichkeit der pachomischen Mönche, sieht es mit den Beweisen aus, die Amélineau historischen Dokumenten entnommen hat. Es handelt sich um acht Erzählungen der am wenigsten glaubwürdigen arabischen Vita des Pachomius, deren Autor sicher nicht, wie wir aus dem Charakter seiner Erzählung entnehmen können, geschwiegen haben würde, wenn er mehr gewußt hätte. Was sind diese acht Fälle, die sich auf den Zeitraum eines halben Jahrhunderts vertheilen, in einer Communität, die bis zu 5000 Mitgliedern hatte? Sie genügen sicher nicht, um die Mehrzahl der Unsittlichkeit zu beschuldigen. Dann handelt es sich in den meisten Fällen sei es um unreine Versuchungen und Begierden, sei es um den Anfang der Ausführung dieser Begierden. Dazu kommt die besondere Ausdrucksweise, deren sich diese Berichte bedienen. Wenn sie von Begierden des Fleisches, von einer unehrbaren Handlung sprechen, so ist durchaus nicht immer Unkeuschheit, sondern oft Sünde im allgemeinen gemeint. Wir dürfen daher in den Berichten durchaus nicht mehr suchen, als sie wirklich erzählen. Auch werden die Schuldigen selbst nach gethaner Buße meistens sofort entlassen. Aus diesen und anderen Gründen ist zu schließen, wie ungerecht die von Amélineau gegen die Mehrzahl der pachomischen Mönche erhobene Beschuldigung der Unkeuschheit ist.

Ebenso unhaltbar in ihrer Allgemeinheit sind die Anklagen Amélineau's gegen die Mönche und Nonnen Schenudi's zu Atripe, „wo so häufig geschlechtlicher Verkehr unter Männern und Frauen, gefolgt von Abortus und Kindsmordversuchen,

vorgekommen wären, daß es unmöglich gewesen wäre, die Schuldigen zu vertreiben, ohne sein Kloster zu entvölkern und sich lächerlich zu machen". Nun ist es ein einziger Brief unter den zahlreichen Werken Schenudi's, in dem dieser jähzornige, gewaltthätige Reformator denen, zu welchen er spricht, fleischliche Vergehen vorwirft. Aber es ist mehr als zweifelhaft, ob die Adressaten seine ihm untergebenen Ordensleute sind. Die angewendeten Ausdrücke lassen vielmehr auf in der Welt lebende Kleriker schließen. In der Lebensbeschreibung Schenudi's aber, dem Panegyrikus seines Schülers Visa, findet sich nicht die mindeste Spur eines Beweises für die Unsittlichkeit der Mönche Schenudi's. Selbst der arabische Uebersetzer dieses Panegyrikus, der verschiedene Versuchungen und Fehler gegen die Keuschheit beschreibt, erzählt nichts Derartiges von den Mönchen Schenudi's. So mangelt den Behauptungen Amélineau's jegliche Unterlage und vergebens sucht er die überaus lobenden Zeugnisse der Kirchenväter und Schriftsteller über die oberägyptischen Mönche zu entkräften.

Für die moderne unchristliche Auffassung besteht kein wesentlicher Unterschied zwischen dem christlichen Ordensleben und verwandten Erscheinungen auf dem Gebiete anderer Religionen, da sie den übernatürlichen Charakter des Christenthums nicht anerkennt. So nennt Amélineau in seiner Dissertation De historia Lausiaca, Paris 1887, S. 1 die christlichen Mönche mit Fakirs, Bonzen, Brahmanen, Marabuts in einem Athem, als wesentlich gleichwerthig. Daß er von derartigen Anschauungen ausgehend allmählich, wie Ladeuze l. c. S. 327 ff. zeigt, zu seinen horrenden Anklagen gegen die Mönche Aegyptens kommen konnte, ist nicht zu verwundern. Ladeuze gebührt das Verdienst, die ältesten Väter des christlichen Klosterlebens wirksam gegen so ungerechte Beschuldigungen vertheidigt zu haben. Insbesondere hat er den Behauptungen Amélineau's dadurch vollends den Boden entzogen, daß er im ersten Theile seiner Arbeit durch sorgfältige Vergleichung der Quellenschriften die Hypothese Amélineau's widerlegt hat, daß diese Quellen alle ursprünglich in koptischer Sprache abgefaßt seien

und daß insbesondere die arabischen Recensionen derselben der ursprünglichen Form am nächsten kämen und daher am meisten Glauben verdienten. Gleichzeitig hat die genannte Ansicht Amélineau's, der sich auch Grützmacher in seiner Schrift: Pachomius und das älteste Klosterleben [Freiburg i. Br. 1896] angeschlossen hatte, widerlegt der gelehrte Benediktiner Dom Cuthbert Butler in dem Buche: The Lausiac history of Palladius [Texts and studies. Contributions to biblical and patristic literature, ed. by J. Armitage Robinson. Vol. VI, Nr. 1.] London 1898. Die Widerlegung ist dort so vollständig geführt, daß C. Schmidt in seiner Recension der Schrift Butler's in den Göttinger Gelehrten Anzeigen 1899 S. 11 meint, der Hypothese Amélineau's sei von Butler zu viel Ehre angethan. Der Pariser Gelehrte dürfte demnach im Interesse seines wissenschaftlichen Rufes gut thun, in Zukunft nicht mehr diese ehrwürdigen Väter des christlichen Mönchthums zu verunglimpfen. Das übereinstimmende Zeugniß der hl. Väter und Kirchenschriftsteller wird ihnen den Ruhm heiligen Lebens und insbesondere unbefleckter Keuschheit gegen alle Angriffe sichern und bewahren.

Privatdocent Dr. B. Vandenhoff.

LXII.

Die deutsche Kunst des neunzehnten Jahrhunderts.

„Mein Urtheil ist meines, es ist nur soviel werth, als ich selbst werth bin, und nichts liegt mir ferner, als es anderen aufdrängen zu wollen“. Mit diesen Worten Cornelius Gurlitt's charakterisirt sich am besten der Geist, in dem er sein Buch über „die deutsche Kunst des neunzehnten Jahrhunderts“ geschrieben.[1]) Ein starkes persönliches Gefühl beherrscht die ganzen Ausführungen. Gurlitt schildert die Dinge, wie sie ihm erschienen, er bewerthet die Bestrebungen, wie er sie empfunden. Der Unterschied zwischen ihm und den früheren Kunstschreibern ist kein gradueller, sondern ein principieller, er liegt nicht darin, daß er persönlicher ist, als die anderen, sondern daß er sich bewußt persönlich gibt, daß er gar nicht erstrebt, was jene erreichen wollen und zu erreichen meinen: „Gerecht zu sein und über den Parteien zu stehen“. Richard Muther war ihm auf diesem Wege in seinem heißumstrittenen und trotz aller Eigenheiten hochbedeutenden Werke über die moderne Malerei ein gut Stück vorangegangen. Auch bei ihm war ein starkes Temperament überall durch die Zeilen gebrochen und hatte die Darstellung subjektiv beeinflußt. Aber

---

1) C. Gurlitt, Die deutsche Kunst des neunzehnten Jahrhunderts, ihre Ziele und Thaten. (Das 19. Jahrhundert in Deutschlands Entwicklung, herausgegeben von P. Schlenther. Bd. II. Berlin, G. Bondi.) 1899.

noch war wenigstens der Wille bemerkbar, dieselbe Stimmung beizubehalten, die Dinge stets unter dem gleichen Gesichtswinkel zu betrachten. Gurlitt geht weiter. Er kennt keinen für alle giltigen Maßstab, er sucht jede Schöpfung in der ihr eigenthümlichen Beleuchtung zu erfassen, er will erzählen, wie jedwedes Kunstwerk in seiner Zeit werden und wachsen mußte. Neben offenem Sinn für alles Neue hat er tiefes Verständniß für Altgeliebtes behalten.

Dies starke Hervorkehren des subjektiven Momentes hat seine Licht- und Schattenseiten. Mancher ist in Gurlitts Buch zu seinem Rechte oder doch zur Beachtung gekommen, den andere nicht einmal bemerken wollten. Ich nenne beispielsweise den Bildhauer Achtermann, an dem die meisten Kunsthistoriker achselzuckend vorüberschreiten. Aber auch mancher wird in dem Werke seinen Namen vermissen, der nach seinem und der Freunde Urtheil unter den führenden Künstlern unseres Jahrhunderts eine Stellung einzunehmen meinte.

Neben der Tendenz ist auch die ganze Darstellungsweise Gurlitts eine der bisherigen vielfach entgegengesetzte. Schon seine Sprache mit ihren oft schlagenden Bezeichnungen, es wird z. B. von „Goethes Trompetenstoß für das Straßburger Münster“ gesprochen, ist nicht gewöhnlich. Im ganzen Aufbau findet sich fast nichts von biographischem Kleinkram, er zeigt ein nahezu vollständiges Fehlen der Anekdoten, der Schnurren und Streiche, in denen frühere Künstlerleben schwelgten. Auch verliert der Verfasser sich nicht allzusehr in Einzelbeschreibung der Bildwerke, sondern nennt meist nur kurz deren Namen oder künstlerische Merkmale. Er gibt dagegen eine Geschichte des künstlerischen Schaffens und mehr noch des ganzen künstlerischen Fühlens und Denkens. Gurlitt spricht nicht nur von den ausübenden Meistern, sondern auch von der Beurtheilung, die sie in ihrer Zeit gefunden. Zu Nutzen kommt ihm dabei, daß er zum guten Theil Selbsterlebtes schildert, daß er in künstlerischem Hause aufgewachsen, mit seinem feinen vom Vater ererbten Gefühl für ästhetische Werthe Gelegenheit fand, die in Rede stehenden Dinge und Menschen aus nächster Nähe sehen und verstehen zu lernen. Infolgedessen setzt er aber auch

in seiner Darstellung unwillkürlich vieles voraus, was anderen nicht so selbstverständlich erscheint. Sein Buch ist weniger für die Jugend, die daraus lernen möchte, die vielleicht noch der ersten Einführung in die künstlerische Entwickelung bedarf, wie für diejenigen, welche mit warmem Kunstempfinden bereits eine gewisse Kenntniß der geschilderten Verhältnisse verbinden, die die ganze Entwickelung selbstthätig oder antheilnehmend miterlebten.

Gurlitt hat den umfangreichen Stoff in acht Kapitel zerlegt. In den drei ersten wird das Erbe gezeigt, das unser Jahrhundert angetreten, werden die künstlerischen Anschauungen und Bestrebungen, die es weiterführen mußte, Winckelmanns folgenschwere Lehre und der Zug nach Rom in zum Theil neuer Beleuchtung vorgeführt. Dem ist die Entwickelung der Landschaftsmalerei angefügt, die von Geßners Idyllen ihren Ausgang nahm, und mit den Wandlungen der Gartenbaukunst in gewissem Zusammenhang steht. Mit am besten ist die dann folgende Schilderung des Strebens der Romantiker gelungen. Noch Muther hatte namentlich die Nazarener mit einer kühlen Verbeugung abgethan. Anders Gurlitt, der sich bemüht, ihre Anschauungsweise den Heutigen verständlich zu machen und näher zu bringen. Schön sind besonders die Worte über Overbecks Leben und Schaffen, das Franz Binder früher so feinsinnig dargestellt hatte. Sie gipfeln in dem Ausspruch, daß der Meister sich künstlerischer Arbeit mit Anstrengung unterzog, weil sie eine Opferhandlung ist, ein Opfer des Besten, was am Menschen ist, dargebracht am Altar der Kirche. Noch mehr hat es Cornelius dem Verfasser angethan, den er in seiner monumentalen Größe und seinem allumfassenden Streben zu würdigen weiß, ohne sich über seine künstlerischen Schwächen und seine auch heute noch geringe Wirkung auf die breite Masse im Unklaren zu bleiben. Die historische Schule wird in all ihren Verzweigungen beachtet und ihr dann das Streben nach Wahrheit, das in Adolf Menzel seinen ersten unbedingten Ausdruck gefunden, wirksam gegenübergestellt. Die realistische religiöse Malerei, der sich im Unterschied zur romantischen Auffassung hauptsächlich Künstler evangelischer Confession

zuwandten, hat nach des Autors Meinung mit Uhde's Werken ihre schönsten Siege gefeiert. Dem Neuidealismus und seinen Vertretern sind die letzten Seiten des Buches gewidmet.

Der historischen Entwickelung sind vielfach ästhetisch-kritische Ansichten und Auseinandersetzungen eingeflochten, die den Reiz der Abhandlungen wesentlich erhöhen. Ich möchte davon nur beiläufig die Ausführungen über das Wesen der christlichen Kunst erwähnen, die zwar nicht auf allgemeinen Beifall rechnen dürfen, aber des Neuen und Richtigen gar viel enthalten.

So leicht es verhältnißmäßig ist, exakte geschichtliche Forschungen unter die kritische Sonde zu nehmen, so schwer scheint es, für ein derartig geistsprühendes, durchaus subjektives Werk wie Gurlitts Arbeit ein richtiges Urtheil zu finden. Es an dem allgemeinen Maßstab messen zu wollen, wäre vom Uebel. Mir hat das Buch gefallen und ich glaube, es wird allen denen zusagen, die Temperament und die Fähigkeit besitzen, auch in den Ideenkreis eines Andersdenkenden sich einleben zu können. So sehr sie sich an manchen Stellen zum Widerspruch gereizt fühlen, so sehr werden sie vielen Ausführungen vollen Beifall zollen müssen, weil in ihnen Sätze und Gedanken festgehalten sind, die sie bei sich selbst ganz ähnlich sich entwickeln fühlten und deren sie sich in ihrer Unausgesprochenheit nur erst halb dämmernd bewußt waren.

Mainz. Dr. jur. et phil. Chr. Eckert.

LXIV.

Die antwerpenschen van Dyckbilder.

Wie die Rembrandtfeier verwichenen Jahres mit den Krönungsfestlichkeiten der jugendlichen Königin Wilhelmina zusammenfiel, so schloß sich dieses Jahr in nicht minder glücklicher Weise die Feier für van Dyck an eine andere, für die Stadt Antwerpen hochbedeutungsvolle Festlichkeit, das fünfhundertjährige Jubiläum der großartigen Marienprocession; und es ist nicht zu läugnen, daß diese Ceremonie auch einen Theil ihrer Weihe und ihres Glanzes dem Künstlerfest verlieh. Schon deswegen harmonirten beide Centenarien miteinander, weil beide Erinnerungstage einer und derselben Stadt Antwerpen waren, das nicht allein die Geburtsstätte des großen Künstlers ist, sondern auch in Kirchen und Museen noch viele dem Volke wohlbekannte Schöpfungen seines Pinsels aufbewahrt. So verschiedenartig daher beide in sich gewiß waren, so war ihre Verbindung dennoch keine willkürliche, und der Uebergang von dem einen Feste zum andern durch mancherlei äußere Bande vermittelt.

Die vlämische Schule war eine ungemein lebenskräftige und fruchtbare; in der Zeit vom Anfange des fünfzehnten Jahrhunderts bis zur Mitte des siebenzehnten reihen sich, mit wenig Unterbrechung, Meister an Meister, deren Werke für alle Zeiten ihre Bedeutung nicht verlieren werden. Das Historienbild, vor allem das religiöse, ist das eigentliche

Feld ihrer Thätigkeit gewesen: daneben offenbart sich ihr gesunder volksthümlicher Sinn bald auch in frischen lebensderben Genrestücken. Gleichzeitig entwickelte sich die Bildnißmalerei, gewissermaßen als ein Ausfluß der großen historischen Auffassungsweise und der außerordentlichen Begabung für scharfe Charakteristik. Aber diese letztere verblieb kein für sich abgesondertes Fach wie in modernen Zeiten; vielmehr setzten gerade die bedeutendsten Künstler eine Ehre darein, auch als Porträtisten zu glänzen. Antonius van Dyck war der letzte große umfassende Genius der vlämischen Malerei aus ihrer letzten Epoche, der trotz der Nähe des alle Nebenbuhler überflügelnden Rubens auch als Historienmaler eine höchst ehrenvolle Stelle einnimmt und als Porträtmaler unbestritten allen die Palme entwand. In beiden Beziehungen war der Meister auf der antwerpener Ausstellung, im Ganzen genommen, glänzend vertreten, mit 104 Gemälden, von denen ungefähr 30 Historienbilder waren, der Rest Porträte. Erinnert man sich allerdings daran, daß die Rembrandt-Ausstellung letzten Jahres mehr als ein Fünftel sämmtlicher Werke des Meisters vereinigte, dann muß man freilich bekennen, daß es leider trotz aller Mühe nicht gelungen war, van Dyck verhältnißmäßig auch nur annähernd so reichhaltig vorzuführen. Von den Historienbildern gilt dies zunächst weniger, die sowohl an Zahl wie an Umfang bedeutend, aus jeder Periode seines Schaffens erschienen waren; allein um so schmerzlicher empfand man es, daß die italienischen Besitzer so karg gewesen, diese Glanzzeit daher überhaupt so schwach vertreten und namentlich keines der großen Reiterbilder einem zu Gesicht gekommen war. Um so freigebiger waren belgische, französische, englische Eigenthümer verfahren, und es genügte so der erreichte Bestand nichtsdestoweniger, nicht allein als eine imposante Kundgebung zu Ehren des Künstlers und seiner Vaterstadt, sondern auch um einen Ueberblick über die Größe und Bedeutung seiner genialen und rastlosen Thätigkeit zu gewinnen.

Van Dyck begann seine Laufbahn als Historienmaler; in der Schule des Rubens entwickelte sich sein Talent sehr schnell, so daß der erst neunzehnjährige Jüngling bereits als fertiger Meister in die Malergilde aufgenommen wurde, 1618. Diese erste Zeit war in mehreren Stücken, so z. B. (n. 1) „Die eherne Schlange“, (n. 9 u. 10) „Der Judaskuß“, (n. 11) „Christi Fall unter dem Kreuze“, (n. 136) „Der barmherzige Samaritan“, trefflich geschildert. Sie waren deswegen sehr charakteristisch, weil sie den mächtigen Einfluß der rubens-schen Auffassungsweise auf van Dyck deutlich zeigen, zugleich aber auch verrathen, daß sie seinem Geiste nicht entsprach, und er trotz allen Bewußtseins eigner Kraft und Frische, dennoch sich selbst noch nicht gefunden hatte. Es sind keine geistlosen Wiederholungen rubens'scher Motive, sondern sie floßen naiv und mit einer gewissen Originalität aus seinem Pinsel. Die dramatische Beweglichkeit, der Aufwand von Leidenschaft auf den Bildern seines Meisters hatte es ihm angethan; jede freie Stelle der Leinwand wird mit einer Figur bedacht; aber er hatte Rubens noch nicht das Geheimniß abgelauscht, große Massen wirkungsvoll und klar zu gruppiren; dessen außergewöhnliches Compositionstalent war ihm nicht gegeben. Sie sind frisch und lebensvoll in jeder Bewegung, aber unruhig und unübersichtlich im Totaleindruck. Die Malerei ist in diesen frühen Bildern durchgängig eine viel saftigere im Vortrag, tiefer und satter im Ton, als auf den spätern großen Kirchenbildern.

Mit dem Jahre 1621 ging diese große Rubensperiode, wie man sie nennen könnte, zur Neige, und der zweiund-zwanzigjährige Künstler beschloß sie durch ein vollreifes kost-bares Meisterwerk, das berühmte Bild vom hl. Martin, der seinen Mantel unter Bettler theilt. Es ist in seinem grau-silberigen Tone gehalten, aus dem das grelle Ziegelroth des zerschnittenen Mantels glühend hervorbricht. Aber nicht allein die Malerei ist vollkommen fertig und sicher geworden, sondern auch die ganze Anordnung ist ruhig und geschlossen;

Martinus, in Rüstung, mit Barett auf dem Haupte, kommt mit einem Begleiter des Weges fürbaß geritten; am Portal einer Kirche, die mit einem Säulenprofil angedeutet ist, wird er von zwei Unglücklichen angehalten; sein Brabanterschimmel scharrt ungeduldig mit dem Huf, während sein Reiter mit dem Säbel einen Schnitt in den Mantel gethan, dessen eines Ende die Bettler gierig an sich zerren. Er zeigt hier einen Zug von Größe und Freiheit des Wurfes und der Auffassung, die ihm nicht allein als Geschichtsmaler eigen blieb, sondern auch vollends seiner Porträtmalerei zu Gute gekommen ist. Auf diesem Bilde findet sich übrigens die einzige Andeutung von eigentlicher Architektur, welche, mit Ausnahme etwaiger Säulenstaffage bei den Porträts, auf den Ausstellungsbildern vorhanden war. Im Gegensatz zu Rubens, der nach Muster der italienischen Großmeister auch wohl gelegentlich als Baumeister fungiren konnte und Kenner der wissenschaftlichen Perspektive war, ist van Dyck kein Liebhaber von beiden, und liebt im Ganzen nicht die Vertiefung der Ebene und der untern landschaftlichen Pläne bis an den Horizont; er schließt die Bilder früher ab, und den Eindruck von Freiheit und Weite des Raumes erwartet er von dem mitgegebenen Stück Himmel und Luft.

Auf seine Historienmalerei ist die italienische Reisezeit nicht ohne Einfluß geblieben. Allerdings war es ihm nicht vergönnt, während dieser Jahre sich viel mit solchen Darstellungen zu befassen; der Scharfblick italienischer Großen hatte nur zu bald seine eminente Begabung für das Bildniß entdeckt, und sie benutzten die Gelegenheit, sich von diesem größten Meister des Faches, der seit dem Tode Titians auf dem Boden Italiens erschienen war, verewigen zu lassen. Eine Madonna, mit dem schlafenden Jesuskinde und dem hl. Josef, wurde vom Katalog wohl mit Recht in diese Zeit verwiesen. Es erinnert dieses Bild mit seinem feurigen Farbendreiklang aus Carmin, Dunkelgrün und Fleischfarbe, unmittelbar an venetianische und vorzüglich titianische Ein-

drücke; auch die hier mit Geschick verstandene Lasurtechnik, die er freilich auch vor dem italienischen Aufenthalt gelegentlich anwandte, weist auf das eindringende Studium der Kunstwerke aus der Lagunenstadt hin. Diesem Bilde reiht sich gleich ein anderes an, das dem Jahre nach, 1631, freilich mitten in die folgende, die antwerpen'sche Periode fällt, dem Inhalte nach dem vorigen Gemälde aber ganz ähnlich ist. Es ist die Madonna mit dem Kinde und der hl. Katharina (n. 7). Die Farbenscala bewegt sich im Gegensatz zu dem vorhergehenden in ganz schlichten ungesuchten Tönen, ist aber dennoch in der Gesammthaltung von einer seltenen Wärme und Annehmlichkeit. Der Kopf der hl. Katharina ist voll kindlicher Lieblichkeit und Schönheit; die innige Madonna zeigt denselben feinen, dunklen, fast spanischen Typus wie im ersten Gemälde. In diesem Bilde ist der Meister wieder ganz er selbst geworden, sinnig und zart, nur edler und feiner durch die südländischen Reminiscenzen.

Im Jahre 1626 finden wir van Dyck wieder in seiner Vaterstadt, wo er bis zu seiner Uebersiedelung an den Hof Karls I. von England, 1632, verblieb. In dieser Zeit vor allem entstanden die an Ausdehnung so mächtigen religiösen Kirchenbilder, die in stattlicher Anzahl sich aus den flandrischen Kirchen hier eingefunden hatten. Diese Darstellungen gehören fast ausnahmslos einem dreifachen Kreise an, der Kreuzigung, der Grablegung oder der Pietà, und der Marter des hl. Sebastian, welch letztere mit einem dereinst wohl sehr schönen, aber wie es schien schlecht erhaltenen Exemplare vertreten war.

Die großen Kreuzigungsscenen unterscheiden sich darin sehr von ähnlichen Bildern seines Lehrers, daß sie nichts von rubens'schem Ungestüm und Gewaltthätigkeit an sich haben; auch die Körper haben nicht jene bauschige Fülle an Fleisch und Muskeln. Es sind sämmtlich in erster Linie Stimmungsbilder. Er schildert nicht die Leiden Christi als Gegenstand eines bewegten Henkerdramas, sondern bringt

sie uns zu Gemüthe durch die ergreifende Tiefe der Seelenqualen, welchen Maria und die Angehörigen des Heilandes seinetwegen unterworfen sind. In dieser Beziehung verdient das Votivbild aus dem Dominikanerinenkloster, das er zum Gedächtniß seines verstorbenen Vaters malte, besondere Erwähnung (n. 20). Der hl. Dominikus und die hl. Katharina von Siena sind die einzigen, die am Kreuze stehen; es herrscht aber eine Wärme und Innigkeit des Affektes in dem Bilde, die selbst einem Fra Angelico alle Ehre machen würde. Van Dyck hat offenbar in den Klosterzellen von San Marco zu Florenz auch die herzlichen Andachtsbilder des stillen frommen Mönches auf sich wirken lassen. Van Dyck ist ein Künstler von großer Empfindsamkeit: er besitzt ungewöhnliche Gaben des Geistes wie des Herzens; und es ist unläugbar, daß es seiner Mutter, die er allerdings schon mit dem achten Jahre verlor, gelungen sein muß, ihm nicht allein angeblich die Liebe zur Kunst, sondern auch einen soliden Kern gesunder christlicher Frömmigkeit in die Seele zu pflanzen.

Die äußere Anordnung ist eine sehr ruhige: keine großen Menschenmassen drängen sich auf den Planen, die wenigen Figuren stehen einfach links und rechts vom Kreuzesstamm, und auch insoferne treffen diese Bilder genau die Art der italienischen „sacre conversazioni". Darin stimmen sie untereinander stets überein, daß der Himmel des Hintergrundes in immer neuer trefflicher Weise für die Schmerz- und Trauerstimmung der Compositionen gearbeitet ist. Man kann sich aber dabei doch des Eindruckes nicht erwehren, daß er in diesen Werken absichtlich einem coloristischen Effekte aus dem Wege gegangen ist. Sie sind zumeist in einfachem grauen Gesammttone gehalten, die Farbe dünn und flüssig im Auftrag; wenngleich ihre Technik schlichter und flotter ist und nicht das Interesse erweckt wie die übrige Malerei des Meisters, so ist die Wirkung dieser Bilder dennoch wirklich groß, ernst und monumental. Es sind keine Prunk-

stücke für Galerien, aber würdige und bedeutende Leistungen in Anbetracht der Orte, für die sie geschaffen wurden.

Außer der Kreuzigung war „Christus im Grabe mit der wehklagenden Mutter und dem Jünger“ ein wahres Lieblingsthema des Künstlers; und so ist z. B. das große fast drei Meter in's Geviert messende Altarbild vom antwerpener Beguinenhof, in dem zwei Schwestern van Dyck's sich befanden, ein ganz vortreffliches Werk (n. 23, vom Jahre 1629). Uebertroffen wird es freilich durch das etwas später entstandene Bild gleichen Inhaltes (n. 25), welches für den Abt Scaglia gemalt wurde und über dessen Grab in der Franziskanerkirche hing, seit langem aber in das Museum übergesiedelt ist. Es gehört zweifelsohne zu den hervorragendsten Historienbildern, die wir von van Dyck besitzen, und war in Bezug auf Technik, Colorit und Ausdruck die Perle unter allen, die auf dieser Ausstellung zu sehen waren. Im Schooße Mariens ruht der vom Kreuze genommene Leichnam ihres Sohnes; mit den Augen nach oben gerichtet, breitet Maria die Arme weit aus, wie um dem Himmel die Unendlichkeit ihres Grames zu zeigen; ihre Züge sind von Leiden entstellt und sie öffnet ihre zitternden Lippen zu einem leisen Klageruf tiefsten Mutterschmerzes. Vergleicht man diese Arbeit z. B. mit der prunkenden und kalten „Verzückung des hl. Augustinus“ (n. 26), dann erkennt man, wie hoch sein Genius steigen konnte in Stoffen, die seinem Wesen zusagten und es ganz ergriffen.

Van Dyck spielt in der letzten Blütheperiode der vlämischen Malerei als Historienmaler eine sehr bedeutende Rolle, und zwar gerade in religiösen Vorwürfen bewährte er eine ganz seltene Wärme und Tiefe des Gemüthes. Allein sein Ruf als Porträtmaler und die Vortrefflichkeit und erstaunliche Menge dieser Arbeiten — hat er doch z. B. allein während seines englischen Aufenthaltes (1632—1641) mehrere Hunderte geschaffen — drängten seine andere Thätigkeit etwas zurück und begründeten eigentlich seinen Weltruhm.

Van Dyck ist, sofern das Bildniß in Frage kommt, von Anfang an, wo er zum Bewußtsein seiner Kraft gekommen, im Vollbesitze seines Könnens gewesen. Wenngleich nicht geläugnet werden kann, daß die venetianische Kunst von unmittelbarem Einflusse auf ihn gewesen, so kann man dennoch bei ihm nicht im strengen Sinne von Wandlung und Entwicklung seines Stils sprechen, und von einem Ermüden und Nachlassen seiner Kraft noch viel weniger. In keiner Epoche seines Wirkens hat er ausschließlich nach einer Methode gearbeitet, so daß bei van Dyck die Perioden weit mehr eine äußere Eintheilung bleiben, und sich nicht in der interessanten Weise, wie es z. B. bei Rembrandt möglich ist, schon aus dem Wesen seiner Malerei erkennen lassen. Van Dyck hat außerdem nur sehr wenige seiner Bilder mit Namen und Datum bezeichnet, so daß in vielen Fällen die Nationalität des Dargestellten die Hauptstütze bildet für eine ungefähre Zeitbestimmung.

Der Meister hat sich selbst in einem sehr lebensfrischen Bilde (n. 54) geschildert, das noch aus der Zeit vor seiner italienischen Reise (1620) stammt. Kännten wir seine geistige Art nicht bereits aus seinen Werken, in diesem Bilde stünde sie geschrieben. Ueppige blonde Künstlerlocken umgeben eine klare Stirne, unter der die lebendigen scharf blickenden Augen uns anschauen. Der untere Theil des Gesichtes ist rund, etwas sinnlich voll, der Mund nicht fest geschlossen, die Unterlippe voll und hochgeröthet. Der Ellenbogen des rechten Armes ist aufgestützt, das Handgelenk aber sehr charakteristisch weich im rechten Winkel dem Kinne zu gebogen, während die eleganten Finger mit der Hemdkrause spielen. Das ist die Hand, welche diese Meisterwerke geschaffen hat; sie ist schmal, nervös, beweglich, das Blut der Adern zartblau durch die weiße Haut schimmernd. Bei aller Freundlichkeit zeugt der Ausdruck des Gesichtes von Klugheit und Selbstbewußtsein, obgleich er sich noch nicht als vornehmen Kavalier dargestellt hat, wie in dem Bilde des

Herzogs von Westminster (n. 53). Damals stand er auf der Höhe seines Ruhmes in Mitten eines Königshofes; er hält ostentativ eine Sonnenblume vor das Gesicht, als wollte er allegorisch sagen, wie die Blume nach der Sonne sich wende, so das Glück nach ihm. Und auch ihm ist es ja in den letzten Jahren verrätherisch geworden.

Der malerische Stil seiner Porträts zeugt von der höchsten Sorgfalt und Meisterschaft. Er bewährt sich als ein Künstler von echt coloristischer Begabung; er wollte offenbar Prachtstücke liefern für die Ausstattung der Paläste und Schlösser. Er ist unübertroffen in der Tiefe und Saftigkeit des Tones und dabei durchgängig von feinster wohlthuendster Harmonie. So ist z. B. das Bild des Earl of Arundel (n. 41), ganz abgesehen von dem herrlich gemalten Kopfe, von titianischer Wärme und Schönheit der Farbe, wie in goldiges Licht getaucht; ähnlich ist auch das Holford'sche Bild des Abtes Scaglia (n. 73), Dorothea Sidney (n. 79), das unbeschreiblich schöne Bild der Kinder Karls I. (n. 58) u. a. in braungoldigem Tone gehalten. Aber der Meister ist frei von Routine; zur selben Zeit schafft er das Bild von König und Königin in silberigem Glanze, in dem er auch das berühmte Königsbild des Louvre gemalt hat. In wieder anderen Werken faßt er nicht alles in einem einheitlichen Ton zusammen, sondern sucht durch die Gluth und Leuchtkraft der Farbe zu wirken. Bei Bildern wie n. 55 der Doge Ambrosio Doria, oder n. 45 Porträt eines Brignole, begreift man, wie van Dyck auch den durch so viele treffliche Meister verwöhnten Italienern Achtung gebieten konnte. Merkwürdig ist, wie sicher er ein leuchtendes Mennig-Zinnoberroth, das damals als Kleiderfarbe sehr beliebt war, den verschiedensten Combinationen einzuordnen verstand, obgleich immerhin diese Farbe unserem heutigen Gefühle etwas hart und scharf erscheint.

In der Art, die Hintergründe zu entwickeln und zu einem

malerisch reichen Effekt zu verwerthen, ist er unerschöpflich. Er schaltet ziemlich freigebig mit schweren, meist tiefrothen Teppichvorhängen, welche einen Contrast mit der Fleischfarbe des Gesichtes bilden sollen; er bleibt jedoch auch hierin einfach und natürlich, und entfernt sich weit von der pomphaften hohlen Art, in der solche Inventarstücke der Porträtmalerei im folgenden Jahrhundert z. B. von Rigaud gebraucht wurden. Oft genießt man außerdem noch den Ausblick in einen Garten oder die freie Natur, wodurch die Lebhaftigkeit und Freiheit des ganzen Eindrucks erhöht wird. Heutzutage bekommt man auf den Porträts selten mehr ein Stück Himmel zu sehen; soweit geht eben die überaus zarte Gewissenhaftigkeit mancher modernen Maler, daß sie es für eine Lüge halten, freie Luft hinzuzufügen, weil sie das Bild im Atelier malen, während es in sich oft nichts ist als Hilflosigkeit der Phantasie oder Abhängigkeit vom gegebenen Modell und Raum. Läßt aber van Dyck den Hintergrund in einfachen grauen Tönen stehen, wie z. B. auf den beiden della Faille-Porträts (n. 138, n. 51), dann zeigt er uns wenigstens, wie weich und stimmungsvoll er auch Helldunkel und Zimmerluft malen konnte. Dem Stilleben auf seinen Bildern weiht van Dyck nicht die außergewöhnliche Sorgfalt wie z. B. Rembrandt; wenngleich er mit sicherer Hand es wiedergibt, so ist er doch schneller damit fertig, während dem Holländer jede Perle, jedes Medaillon, jeder Fächer eine mit Liebe und kindlicher Freude umfaßte kleine Welt für sich ist. In der Darstellung der Hunde wetteifert er mit der Feinheit eines Veronese; mit wenigen fetten Strichen, fast wie ein Dekorationsmaler, zeichnet er das Thier auf die Leinwand, in Haltung, Blick, Bewegung mit dem scharfen Auge eines Psychologen beobachtet. Wir erinnern nur an das winzige Hündchen der Maria Medici (n. 65), das so zaghaft in den Falten ihrer Seidenrobe sich verbirgt; es ist ein eigenartiger Gegensatz zu der stolzen Fürstin.

Der Grundzug der van Dyckschen Porträtkunst läßt sich im allgemeinen in die Worte fassen: edle Vornehmheit. Hier ist nicht die bunt zusammengewürfelte Gesellschaft, Generale, Admirale, Straßenjungen, Damen, Dirnen und Kavaliere, wie sie in den Porträts von Franz Hals und anderer Niederländer auftreten; die Gestalten, die van Dyck sitzen, gehören ausnahmslos den feinern und gebildeten Kreisen an, denen es schmeichelt, in vornehmer Haltung für die Nachwelt bildlich aufbewahrt zu werden. Als ideales Werk hat das Bild uns überhaupt mehr zu sagen, als eine bloß maschinenmäßige Wiederholung der Lineamente es vermöchte. Es reicht nicht hin für den Künstler, bloß intuitiv zu schauen und zu verstehen, er muß bei treuester Hingabe an den Stoff demselben etwas aus dem eigenen Vorrath an Geist hinzufügen, aus seiner künstlerischen Eigenart befruchten, so daß er auch hier wie überall in der Kunst schaffend, neuschaffend thätig ist. Allerdings ist dies nicht so gemeint, als ob sein Gegenstand bloß Anregung sein dürfte für den Flug seiner Phantasie, — aber als wahrer Künstler kann und wird er nicht seine „That“ in die Welt setzen, ohne ihr das Gepräge seiner Intelligenz und seines Gemüthes zu geben; er kann nichts in seinen Geist aufnehmen, ohne es durch das Ideal zu verklären, das ihm immer vorschwebt. Dabei dürfen wir freilich in der Ausführung jene erhabene Objektivität und Ruhe nicht vermissen, die recht eigentlich das Gefühl ästhetischer Befriedigung hervorruft, die uns das Bild des Meisters zeigt als Werk seiner ganzen Persönlichkeit, und dennoch mit dem ganzen Reiz der Freiheit und Unbefangenheit umgeben.

Van Dyck ist der geborene Darsteller der Aristokratie; er weiß unläugbar diesen Bildern einen großen, fast historischen und monumentalen Charakter zu verleihen. Seine Auffassung hat Verwandtschaft mit derjenigen der venetianischen Bildnißmalerei. Auch sie bildet durchaus würdevolle imponirende Gestalten, ernstere und strengere Charaktere

wohl, als van Dyck; es sind vielmehr selbstbewußte Mitglieder eines freien Staatswesens, als einer Familie oder eines Hofes, während der vlämische Künstler der Noblesse zugleich den Charakter der Liebenswürdigkeit oder gesellschaftlichen Bildung mit auf den Weg gibt. In der ganzen Anordnung der Figur klingen diese Gedanken immer wieder. Zumal spielt dabei die Hand eine große Rolle. Man berichtet freilich, daß er die Hände, wohl vor allem die der Damen, nach einem und demselben schönen Modelle gemalt habe, was auch in der That sehr wahrscheinlich ist; denn sie gleichen einander ausnehmend in der eleganten Form der Finger und des Handrückens. Daß die Hände schöner wurden auf dem Bilde, als sie in Wirklichkeit waren, wird man ihm ja nicht leicht übel genommen haben. Aber in der Feinheit ihrer Haltung, der Eleganz ihrer Bewegung, in ihrer Verwendung gleichsam als einer Parallele, eines Echo zu Haltung und Ausdruck des Hauptes, ist er in allen Fällen unübertroffen, auch wenn sie keine Porträts sind; die Hand wird bei van Dyck zum eigentlichen Motiv.

Es ist übrigens nicht ganz unwahr, wenn man sagt, daß die ganze milde Auffassungsart van Dyck's bei den Frauenbildnissen sich am vollkommensten ausspreche, in diesen ihren natürlichsten Ausdruck finde. Seine Frauen haben einen Hauch gewinnender Güte und Liebenswürdigkeit, der bei ihnen allen sich gleich bleibt. Für ihn hat die weibliche Natur keine schroffen Eigenthümlichkeiten, nur weichere, wechselvollere Stimmungen, die aber, so unstät sie oft aufblitzen und vorüberfliegen, von ihm eben so sicher und ruhig festgehalten werden. Wer schilderte je in einem Porträt inniges Mutterglück herzlicher als van Dyck in dem Bilde (n. 98) der Dame mit ihrem frischen unruhigen Sprößling auf dem Knie? Maria Ruthven, seine Gattin, ist das Bild reizender Jugend; die mythologischen Beigaben stören in diesem Bilde ebensowenig wie in dem Porträt der Lady Southampton (n. 70) den frischen un-

mittelbaren Eindruck der Persönlichkeit. In dem Bilde (n. 74) der Anna de Schodt ist die gütige wohlhabende Hausfrau, in (n. 69) die feingebildete Weltdame, in (n. 65) Maria de Medici zur Abwechslung eine kluge stolze Königin, eine Frau mit Manneskraft, deren Haus ein Reich ist, geschildert, das denkbar größte Gegenstück zur Königin Henrietta von England (n. 49), die voller Milde und Weichheit erscheint. — Es wäre jedoch gänzlich irrig, anzunehmen, als hätte sein Genie jene Einseitigkeit, daß er wie z. B. Goethe unfähig wäre, männliche Charaktere mit gleicher Fertigkeit zu meistern. Freilich sind es gewöhnlich keine Typen mit lodernder, verhaltener Leidenschaft oder einer Willensstärke, die alle Hindernisse niederwirft, die ihm Modell sitzen; aber das feine Porträt des ältlichen Syndicus (n. 90) oder der alte Herr (n. 88) mit energischem Ausdruck und lebhaftem Blick aus kleinen klugen Augen, zeigen, wie er jede Menschenseele in ihrem Kerne zu erfassen und lebensvoll wiederzugeben vermochte. Jeder Person, jedem Geschlecht, jeder Altersstufe weiß er gerecht zu werden. Oder könnte der Unterschied feiner erfaßt werden zwischen dem Herzog von Arenberg (n. 38) der mit sicherer Würde dasteht wie ein König, jeder Zoll ein Edelmann, — und dem guten Monsieur Vinck, dem reichen Kaufherrn? Schon die Stellung der Füße ist charakteristisch; bei dem Kavalier sind sie schmal, elegant gestellt, wie für den Tanz geschaffen, bei jenem dagegen solid, wohlgenährt und breit auseinandergespreizt. Die persönliche Auffassung des Künstlers ist der ideale Boden, auf dem die Gestalten vor seinem Auge leben. Aber er opfert ihr nichts von der äußeren Aehnlichkeit; sie besitzen alle unmittelbar überzeugende Kraft als Wiedergabe bestimmter Individualitäten. In dieser allseitigen Lebenswahrheit, geschaut und dargestellt in dem idealen Lichte seiner künstlerischen Eigenart, liegt der hohe Werth dieser Schöpfungen. Obgleich wir bei den meisten noch ihren Namen kennen, so würden sie uns doch gerade so sehr an-

ziehen und begeistern, wenn sie als „Unbekannte“ etikettirt wären. Es weht ein stiller Zauber aus ihnen zu uns herüber, der uns gefangen nimmt; wir entdecken in der zufälligen Physiognomie eine zweite bleibende, allgemein menschliche, deren Ausdruck erst recht unsere Gedanken anregt, und alle diese großen Unbekannten zu unseren eigenen Verwandten macht.

Van Dyck starb in den Jahren kräftigsten Mannesalters. Als zweiundvierzigjähriger Mann beschloß er eine glänzende Laufbahn, ein thatenreiches, fleißiges Leben. Es sind mehr denn 200 Jahre dahingegangen, seitdem diese Bilder entstanden, und dennoch muthen sie uns gar nicht fremd an; es ist unverkennbar, wie leicht jedermann im Publikum sich unter ihnen zurecht findet, viel leichter und besser als in einer Ausstellung moderner Bilder, wo man so oft die Fragen hört: wie ist das zu verstehen? — ist das schön? — ist das etwas Modernes? Es ist eine durch und durch auf Vernunft und Erfahrung gegründete Kunstweise. Schon in Bezug auf die materielle Dauerhaftigkeit der Technik waren seine Arbeiten bemerkenswerth; man fand keine unter ihnen, welche, abgesehen von der unvermeidlichen regelmäßigen Sprungbildung, solche Schrumpfungen der Farbenschichten zeigten, wie man sie des öftern bis zur Größe von halben Centimetern auf Bildern heutiger gefeierter Meister zu beobachten hat. Die heutige Welt liebt es außerdem oft, ihre Bildung in vollendetem Formalismus zu zeigen, daß nur das „wie es gemacht sei“ sie interessire, sie aber den Gegenstand als absolute Nebensache betrachte. Allein aller Bildung zum Trotz mußte sie empfinden, wie vortrefflich es dem Künstler gelungen, auch einen reichen schönen Inhalt mit der vollendeten Form zu verbinden; auch insofern wirken diese Ausstellungen wegweisend und orientirend. Van Dyck lebte in einer Zeit solider Kunstübung, und entwickelte sein Genie nicht nach täglich wechselnden neuen Systemen, Methoden, Offenbarungen; ruhig und fest auf den gebotenen

Traditionen fußend, strebte er von Anfang an nach nichts anderem, als nach jeder Richtung hin möglichst vollkommenes zu leisten. Die alte Kunst besitzt eine Klarheit der künstlerischen Principien und eine Sicherheit der Anschauungen, die ihren Eindruck nie verfehlen.

Exaeten, Holland. P. Joh. Sörensen, S. J.

LXV.

Die Jansenisten während der französischen Revolution.

(Schluß.)

IV.

Ueber das tragische Ereigniß des Jahres 1793 äußert sich der jansenistische Journalist nicht selber. Er läßt einen Jansenisten aus der Provinz, ci-devant Canonikus von der Yonne, darüber zum Worte kommen. Dieser getreue Jünger Quesnel's und des Diakons Paris spricht sich in einer so gewundenen Weise über die Ereignisse, welche zur Hinrichtung Ludwigs XVI. führten, aus, daß man einen lebhaften Abscheu über den Königsmord daraus jedenfalls nicht entnehmen kann. In einer sehr gesuchten Parallele vergleicht er die Schicksale der französischen Nation mit den Geschicken des Judenvolkes vor dem babylonischen Exil. „Gott“, sagt er, „entreißt allen Häuptern einer großen Nation eine Autorität und Reichthümer, welche sie mißbrauchen; er gibt sie in die Hände des Volkes. Das Volk ist wahrhaftig Nabuchodonosor, dessen sich Gott bedient, um alle Häupter zu strafen. Wie jener, so nimmt es die Schätze des Tempels, wie jener verfolgt es die Emigrirten, die sich mit Aegypten[1]) verbinden,

1) Unter Aegypten sind natürlich die gegen Frankreich verbündeten Mächte Oesterreich und Preußen zu verstehen.

um dem König Joakim zur Hilfe zu kommen und ihm seine Unabhängigkeit zu bewahren. Wie jener so straft es strenge die gegen seine Befehle rebellischen Fürsten, die meineidig werden, nachdem sie ihm den Eid der Treue geschworen (Ludwig XVI.!!!). Hoffen wir, Gott werde in seiner Barmherzigkeit sich erinnern, daß Frankreich laut und beharrlich reklamirt hat gegen die schrecklichen Attentate, welche ein ehrgeiziger Hof, ein Verfolger der Heiligen, sowie die Satelliten seines Despotismus gegen Dogma, Moral und Disciplin der Kirche begangen haben. Warum sollen wir nicht diese Gunst von seiner Güte hoffen, da er ja, nachdem er so viele Priester aus dem Heiligthum, das sie profanirten, verjagt hat, allbereits in Paris und anderwärts anfängt, den Eintritt in dasselbe reinen Herzen und jungfräulichen Händen zu eröffnen. Ich habe das Vertrauen, daß die hl. Männer von Port-Royal, die Priester und Büßer, welche diese Einöde bewohnten, der hl. Diakon (Paris), M. Arnauld, Quesnel u. a. diese Gnade für Frankreich, die Niederlande und andere Länder erflehen werden". (Nouvelles eccl. 10. April 1793.)

Man wird hier lebhaft an ein Wort Sieyès erinnert, worin er ausspricht, die Jansenisten schienen in der Revolution nur eine Gelegenheit zur Apotheose der Manen von Port-Royal zu erblicken. Aber es muß einigermaßen Staunen erregen, daß der Redakteur diese ziemlich unverblümte Apologie der Revolution in derselben Nummer seines Blattes zum Abdruck bringt, in welcher auch das für die Appellanten so wenig schmeichelhafte Urtheil des Verfassers des Examen de conscience (Art. III) Aufnahme gefunden hat. Denn dieser Herzenserguß des Canonikus von der Yonne war gewiß nicht geeignet, die Vorwürfe zu entkräften, welche dieser ernste Mann seinen eigenen Parteigenossen macht. Aber unsere Verwunderung wird sich mindern, wenn wir vernehmen, wie der Redakteur selbst über den Fall der Monarchie sich ausspricht: „Der Fall der Monarchie", sagt

er, „kann nichts anderes bedeuten, als die Verwandlung in die Republik. Im übrigen ist diese nicht weniger katholisch als die Monarchie es vorher war, und es ist zu hoffen, daß sie, befreit von jesuitischem Despotismus, noch christlicher sei". (Nouvelles eccl., 10. April 1793.)

Man kann nicht ohne Erbarmen in diesen Abgrund einer Verblendung hinabblicken, die noch nach solchen Erlebnissen und von einer solchen Republik Gutes für die Kirche hoffen konnte. Aber die Verblendung des Jansenisten war unheilbar, seitdem er sich mit der Annahme der Civilconstitution dem Staatsgott verschrieben hatte. Auch jetzt noch wagt er es, die Verpflichtung zur Unterwerfung unter die Civilconstitution aus der Pflicht des Gehorsams gegen den souveränen Staat abzuleiten. Diese Constitution stamme von der Nationalversammlung, deren Souveränität im Ernste wohl Niemand werde bestreiten wollen. Den Gegnern der Civilconstitution könnte man einen Beweis entgegenhalten, wie ihn Jesus Christus einst den Juden gegenüber gebraucht habe. Den Juden habe der Herr die Zinsmünze mit des Kaisers Bilde gezeigt, den Gegnern der französischen Constitution könnte man die Inscription entgegenhalten, welche die Assignaten an sich tragen. „Gibt es denn ein zuverlässigeres Zeichen, um denjenigen zu erkennen, der die öffentliche Gewalt inne hat, als dasjenige, welches in dem täglichen Verkehre der Menschen ein beständiges Zeugniß ablegt?" (Nouvelles eccl., 17. April 1793.)

Eine glücklichere Wahl für seine Beweisführung hätte allerdings der Nouvelliste nicht treffen können, als die Hinweisung auf die Assignaten. Denn ebenso werthvoll wie diese nur zu berühmten Staatspapiere war der Gehorsam, den der constitutionelle Klerus aus der Staatsomnipotenz ableitete. Gerade ein Jahr vor der Hinrichtung Ludwigs XVI. hatten die Nouvelles die Loyalität dieses Klerus als ein leuchtendes Beispiel dem belgischen Klerus, welcher gerade damals in Opposition gegen die kirchlichen Neuerungen

Josephs II. stand, gegenüber gestellt. „Muß man erst noch sagen, ruft pathetisch der jansenistische Journalist aus, daß ein solcher Klerus wie der belgische in nichts unserem constitutionellen Klerus gleicht, der nichts als Frieden, Eintracht und Unterwerfung unter die Gesetze prediget!" (Nouvelles eccl. 20. Februar 1792). Es war noch nicht ein Jahr verflossen, als dieser Klerus in die Lage kam, ein denkwürdiges Zeugniß seiner Loyalität abzulegen. Am 17. Januar 1793 wurde über das Schicksal des unglücklichen Königs Ludwig XVI. abgestimmt. Von 17 constitutionellen Bischöfen, welche im Convente saßen, stimmten vier, nämlich Lindet, Massieu, Gayvernon und Huguet für den Tod des Königs ohne Aufschub, neben ihnen legten 18 constitutionelle Priester, alle Mitglieder des Convents, die nämliche Probe ihrer Loyalität ab.

Die Glaubensprüfung sollte nicht lange auf sich warten lassen. Der zur Herrschaft emporgestiegene Unglaube hatte sich eingeredet, jetzt endlich sei die Zeit gekommen, wo man den katholischen Gottesdienst in Frankreich abschaffen und die Tempel schließen könne. Den Gottlosen konnte es nur erwünscht sein, wenn sich geschworene Bischöfe dazu hergaben, dieses Werk zu erleichtern. Sie rechneten zunächst auf Gobel, und diese Berechnung sollte nicht trügen.[1]) Am 7. November 1793 erschien der premier pasteur von Paris, begleitet von 13 Vikarien seines bischöflichen Rathes, vor den Schranken des Conventes und erklärte, er habe die Wahl zum Bischof von Paris nur angenommen, um das Volk in seiner Liebe zur Freiheit zu bestärken. Heutzutage aber, wo die Revolution mit großen Schritten einherschreite,

---

1) Wenn man Gobel glauben darf, so waren es Anacharsis Cloots und ein gewisser Pereira, Tabaksfabrikant aus der Provinz, welche unter dem Vorgeben, das öffentliche Wohl verlange es, ihm das Versprechen abpreßten, er wolle seinen geistlichen Funktionen entsagen.

und wo sich alle Stimmen dahin vereinigten, daß es keinen anderen Cultus mehr geben solle, als den Cultus der Freiheit und Gleichheit, entsage er allen Funktionen, die er als Diener des katholischen Cultus verrichtet habe. „Meine Vikarien, fügte er bei, geben die nämliche Erklärung ab. Wir legen die Zeugnisse über den Empfang der Priesterweihe auf Ihrem Bureau nieder. Möge dieses Beispiel das Reich der Freiheit und Gleichheit befestigen. Es lebe die Republik!"

Sprach's und legte die Mitra, das Kreuz und den bischöflichen Ring, die er in Händen trug, auf den Tisch des Hauses nieder, empfing dafür die Jakobinermütze, sein Haupt damit zu schmücken, zugleich auch den Bruderkuß des Präsidenten.[1])

Obschon Gobel nie zur Partei der Jansenisten gehört hatte, so mußte es doch für den früheren Lobredner des constitutionellen Bischofs von Paris beschämend sein, von einem solchen Scandale aus dem Kreise des constitutionellen Klerus berichten zu müssen. Doch auch hier bot sich dem unverdrossenen Vertheidiger der Civilconstitution ein süßer Trost dar: „Da Gobel, sagt er, das Unglück gehabt hatte, in jesuitischen Schulen erzogen zu werden, so kannte er das Wesen der Religion nur wenig; seine ganze Theologie beschränkte sich auf die miserable Scholastik". (Nouvelles eccl. 26. September 1794). Von der abschüssigen Bahn, auf welcher sich der arme Gobel befand, seitdem er den Eid auf die Civilconstitution geschworen und den Stuhl des rechtmäßigen Erzbischofs von Paris eingenommen, ist natürlich keine Rede.

---

1) Neben Gobel haben noch 27 constitutionelle Bischöfe ihr Priesterthum und damit ihren Glauben abgeschworen, manche in einer noch viel schmählicheren Form als Gobel. Niemals wohl hat das Staatskirchenthum in so augenfälliger Weise sich selbst verurtheilt, als damals.

Diese scandalöse Apostasie figurirte auch unter den Anklagepunkten, welche fünf Monate später Gobel auf's Blutgerüst führten. Unter den grotesken Zügen, welche die Geschichte der Revolution in so reicher Mannigfaltigkeit bietet, ist dieser Zug gewiß einer der allergrellsten. Eine That, welche Gobel auf dem Höhepunkt der Revolution die größte Anerkennung hätte verschaffen sollen, wurde zum Vorwande genommen, ihn vor das Revolutionstribunal und zuletzt unter die Guillotine zu bringen. Da Gobel uns auf unserem Wege durch die Civilconstitution öfters begegnet ist, darf es wohl erlaubt sein, über sein letztes Geschick hier in Kürze zu berichten. Unter den Urtheilsgründen, welche das Todesurtheil motiviren sollten, wurde besonders hervorgehoben, daß Gobel und sein Mitangeklagter, der berüchtigte Chaumette, mit ihrer Befehdung der öffentlichen Gottesverehrung und mit ihrem Bekenntniß des Atheismus nur den Zweck verfolgt hätten, das Volk zur Erhebung zu bringen und eine Gegenrevolution herbeizuführen.[1])

1) Man möge sich erinnern, daß Robespierre gerade zu dieser Zeit die Aufgabe, den Glauben an ein höchstes Wesen wieder zur Anerkennung zu bringen, als seine Specialität und Lieblingssache betrachtete, weßhalb er auch ein Fest zu Ehren des être suprême feiern ließ. Er wollte sich wahrscheinlich dadurch einen Halt in den besseren Klassen der Gesellschaft verschaffen. Der öffentliche Ankläger glaubte deßhalb auch die Aufgabe zu haben, neben anderen belastenden Dingen vornehmlich den Atheismus Gobels und der Mitangeklagten hervorzuheben. Ihr Absehen — machte er geltend — sei gewesen, jede Idee von der Gottheit zu vertilgen und die Religion Frankreichs auf den Atheismus zu gründen. Zugleich habe man den benachbarten Völkern den Glauben beibringen wollen, das französische Volk sei bei der äußersten Grenze der Auflösung angelangt, zu welcher man gelange, wenn man sich zum Atheismus bekennt. Vergl. über die näheren Details der Anklage die Nouvelles eccl., 12. und 26. September 1794. Der Bericht dieses Blattes ist wörtlich aus dem Bulletin du tribunal révolutionnaire, Part. IV, Nr. 24 ausgezogen.

Gobel beugte sich unter das gerechte Gericht Gottes. Unter Uebersendung eines schriftlich abgefaßten Bekenntnisses seiner Sünden bat er den Abbé Lothringer, einen der wenigen seiner Vikare, welche an der scandalösen Apostasie sich nicht betheiligt hatten, sich an dem Tage, wo er hingehe, „seine Scandale und Verbrechen gegen die heilige Religion abzubüßen", vor der Conciergerie aufzustellen, um ihm — was unter jenen Umständen allein möglich war — die Absolution zu ertheilen, wobei er jedoch nicht auf die verba praeambula vergessen möge „ab omni vinculo excommunicationis". Abbé Lothringer erfüllte seinen Wunsch. So starb der arme Gobel. Ungläubig in seinem Herzen war er nie gewesen. Aber seitdem er zur Civilconstitution geschworen, wurde er, vielfach auch von der Todesfurcht gefoltert, wie ein schwaches Rohr umhergetrieben, so daß Chaumette, einer von den Männern, denen er in letzter Zeit den Hof gemacht hatte, über ihn zu sagen pflegte, einen feigeren Menschen habe er in seinem Leben nicht angetroffen als Gobel.

Zur Zeit, als die Nouvelles über diese Ereignisse Bericht erstatteten, befand sich die Redaktion des Jansenistenblattes in Utrecht. Dasselbe Jahr, welches nach der Aussage der Nouvelles die Republik bringen sollte, die noch christlicher wäre als die alte Monarchie — dasselbe Jahr sah in Paris und anderwärts die Kirchen schließen, und da mag es der Redakteur für unräthlich gefunden haben, unter solchen Umständen ein kirchliches, wenn auch oppositionelles Journal an solchem Orte erscheinen zu lassen. Im Spätherbst des Jahres 1793 ließ also der bisherige Pariser Redakteur Marc Claude, bekannter unter dem Namen der Abbé de St. Marc, sein Blatt eingehen und überließ es der Utrechter Redaktion, die dort veranstaltete zweite Ausgabe des Blattes selbständig fortzuführen.[1]) Indessen existirte

1) Unsere Berichte über die Vorfälle nach 1793 nehmen deßhalb auch nur Beziehung auf die Utrechter Ausgabe der Nouvelles.

das Blatt in Utrecht nur noch wenige Jahre. Es wurde blos noch alle 14 Tage ausgegeben. Ueberdieß stehen die noch folgenden Jahrgänge an Mannigfaltigkeit des Inhaltes hinter den vorhergehenden zurück. Die Correspondenzen versiegen; es wird allmählig stiller um die Redaktion her. Die Revolution hat ein Grab gegraben für Freund und Feind. Die Freunde und Gönner des Blattes in Deutschland, die neologischen Professoren in Bonn und Mainz, über deren Wirken das Blatt immer getreulich Bericht erstattet hatte, die Emser Punktatoren, für welche noch im Sturmjahr 1789 sich die Redaktion so lebhaft interessirt hatte — wo sind sie jetzt? Die geistlichen Kurfürsten sind aus ihren Residenzen verjagt, bald werden sie keinen Fußbreit Landes am Rhein mehr besitzen. Die Bonner und Mainzer Anstalten liegen in Trümmern, die Generalseminarien, einst eine Hoffnung auch für die Jansenisten, sind wieder eingegangen. Die jansenistische Universität von Pavia, nach den Nouvelles peut-être la mieux composée de toute l'Europe, an welcher ein Tamburini, Zola, Palmieri, Sterne erster Größe am jansenistischen Himmel, geglänzt hatten, wurde von der österreichischen Regierung nach der vorübergehenden Wiedereinnahme der Lombardei als ein Herd gefährlicher Irrthümer aufgehoben. Aber auch viele gute und heilige Institute in der Kirche sind der Revolution zum Opfer gefallen. Doch der große Lärmen gegen Rom, der unmittelbar vor Ausbruch der Revolution fast das ganze katholische Europa durchtobte, ist — außerhalb Frankreichs — verstummt. Die Höfe haben jetzt Wichtigeres zu thun, als dem Papste Verlegenheiten zu bereiten. Denn an ihren Thoren pocht die Revolution, und gerade die bourbonischen Höfe, welche — Neapel eingeschlossen — im Vordertreffen des Kampfes gegen Rom standen, sind von der Revolution am meisten bedroht. Ein Land nach dem andern verschließt sich der so hoffnungsvoll begonnenen Bewegung, welche nach Utrecht zu führen schien. Es war noch ein kleiner Trost

für den Nouvellisten, aus Paris zu vernehmen, daß jetzt nach dem Sturze Robespierres der constitutionelle Gottesdienst in der Kirche des hl. Medardus, einem Lieblingsorte der Jansenisten, wieder gefeiert werde, und daß die Glaubensbrüder am 1. Mai wieder das Grab der bienheureux diacre (Paris), welches seit den Zeiten des Cardinals Fleury unzugänglich gewesen war, besucht hätten.

Eine andere freilich sehr unangenehme Ueberraschung bereitete dem Redakteur die Nachricht von dem Erscheinen der Bulle Auctorem fidei (1794). Da galt es, einen schweren Stein zu wälzen. Der bekannte Le Plat, einer der theologischen Helfershelfer Kaiser Josephs II. bei Gründung des Generalseminars in Löwen, kam zu Hilfe mit seinen lettres d'un théologien canoniste sur la Bulle Auctorem fidei. Utrecht 1796. Le Plat residirte damals in Holland; er war vielleich Gehilfe des Abbé Mouton bei der Redaktion des Jansenistenblattes. Die Nouvelles bringen reichliche Auszüge aus seiner Schrift und schließen mit der komischen Bemerkung: „man kann nicht zweifeln, daß der Verfasser der Kirche einen großen Dienst erwiesen hat, indem er so vollständig und siegreich die Illusion zerstörte, welche die Bulle über verschiedene Christen, und insbesondere über den Geist unseres hl. Vaters Pius VI. verbreiten könnte" (Nouvelles eccl., 4. Dezember 1796). Vergebliches Beginnen! Die Kirche hatte wieder einmal das Aufhören eines langjährigen und tiefgreifenden Irrthums mit einem gewaltigen Denkstein bezeichnet.

Im Jahre 1803 starb Abbé Mouton, der letzte Redakteur. Mit seinem Tode hörten die Nouvelles auf. Was dieses Ereigniß für die eben sich wieder aufrichtende französische Kirche bedeutete, kann nur der recht würdigen, der die haßerfüllte Sprache dieses Journals aus näherer Einsichtnahme kennt. Wer den Jansenismus nur nach den Männern von Port-Royal oder nach den gelehrten Schriftstellern beurtheilt, die seiner Sache zugethan waren, der

kennt ihn nur zur Hälfte. Die volle Gluth des Hasses, der sich auf jener Seite angesammelt, weht uns erst aus der jansenistischen Broschüren-Literatur und aus dem Leiborgan der Sekte, den Nouvelles ecclésiastiques, die man als eine nährende Quelle dieser Literatur betrachten kann, entgegen. Tropfenweise träufelt dieses Journal das Gift des Mißtrauens und des Hasses in die ihr zugänglichen Kreise ein. Es ist deßwegen als eine wohlthätige Fügung zu betrachten, daß dieses Organ gerade jetzt verstummte, wo die Kirche Frankreichs sich aus ihren Ruinen wieder zu erheben begann. Bald wird man bloß noch von dem oder von den letzten Jansenisten sprechen. Der Jansenismus hatte nicht mitgekämpft, nicht mitgelitten, darum sollte er auch keine Auferstehung feiern.

G. M. K.

LXVI.

Ein deutscher Commentar zur Genesis von katholischer Seite.

Wie es sich im wissenschaftlichen Leben überhaupt auf katholischer Seite in Deutschland zur Zeit mehr zu regen beginnt, so machen sich insbesondere auch auf dem von uns lange vernachlässigten weiten Felde der Bibelwissenschaft Anzeichen eines erfreulichen Aufschwunges bemerkbar. So ist in dem zur Neige gehenden Jahre auf dem Gebiete der alttestamentlichen Bibelwissenschaft, wenn auch noch immer viel zu wünschen übrig bleibt, doch schon mehr wissenschaftliche katholische Literatur in Deutschland erschienen, als

in den letzten Jahrzehnten in einem Lustrum gedruckt zu werden pflegte.

Unter diesen Schriften nimmt der soeben erschienene Commentar Gottfried Hobergs zur Genesis eine ehrenvolle Stellung ein.[1]) Vor fünf Jahren noch hatten die deutschen Katholiken überhaupt keinen neueren wissenschaftlichen Commentar zur Genesis. Jetzt ist auf den lateinischen Commentar von Hummelauers (Paris 1895) schon so bald diese deutsche Erklärung des ersten und schwierigsten der heiligen Bücher des A. T. gefolgt. Das neue Buch des Freiburger Gelehrten wird allerdings vorwiegend in den Kreisen unserer Theologiestudierenden und unserer Priester die verdiente Würdigung finden. Es hat aber auch für weitere Kreise Interesse, zumal in einer Zeit, in der das Verhältniß der Bibel und der Wissenschaft soviel besprochen wird. Der Zweck dieser Zeilen ist, auch solche weitere Kreise auf diese neue Erscheinung aufmerksam zu machen.

Der Verfasser will einen nach den unverrückbaren Grundsätzen der katholischen Theologie bearbeiteten Commentar zur Genesis liefern, der, zunächst für den Gebrauch der Studierenden berechnet, eine kurze Darlegung des Literalsinns zu geben bezweckt. (Vorwort.)

Hiernach wird namentlich die ganze Anlage des Commentars zu beurtheilen sein, die offenbar darauf hinzielt, den Studierenden auch ein bequemes Hülfsmittel zum Studium in die Hand zu geben, um ihnen die Arbeit möglichst zu erleichtern. Pflegt ja erfahrungsgemäß gerade der Umstand den Studenten häufig die Beschäftigung mit der wissenschaftlichen Exegese zu verleiden, daß sie genöthigt sind, stets mit einem ganzen Apparate von Büchern zu arbeiten. Es ist das ja bedauerlich. Aber der exegetische Schriftsteller

1) Die Genesis nach dem Literalsinn erklärt. Mit Approbation des hochwürdigsten Herrn Erzbischofs von Freiburg. Freiburg i. B. 1899. 8°. XLIX, 415. (9 M., geb. 11 M.)

wird mit dieser Erscheinung vorläufig rechnen müssen, wenn er ein Studentenbuch schreibt. Deßhalb wird bei Hoberg sowohl der von den gröbsten Fehlern gereinigte hebräische Text als auch der Text der Sixto-Clementinischen Vulgata nach der Ausgabe von Fillion (1889) abgedruckt. Die lateinische Vulgata wird überhaupt, wenn auch der hebräische Text naturgemäß der Erklärung, die ja das Verständniß des Originaltextes vermitteln will und soll, zu Grunde gelegt wird, stets berücksichtigt, da sie ja „die Bibel unserer Liturgie ist“. Deßhalb wird auch jener Priester, dem inzwischen das Hebräische fremd geworden ist, den Commentar mit Nutzen lesen können. Der Vulgatatext dient zugleich als Uebersetzung des hebräischen Textes. Ins Deutsche ist der hebräische Text nur da übertragen, „wo die lateinische Uebersetzung mehr von der hebräischen Vorlage abweicht, als von einer wort- und sinngetreuen Uebersetzung erwartet werden darf“. In solchen Fällen schließt sich der Verfasser vorurtheilslos öfter an die vorzügliche Uebersetzung von E. Kautzsch und A. Socin an. (Die Genesis, Freiburg im Breisgau 1891.)

Die üblichen Einleitungsfragen werden (S. XIII—XLIX) verhältnißmäßig kurz behandelt, orientiren den Anfänger aber ausreichend und geben im Uebrigen überall die nothwendigen Fingerzeige für ein eindringenderes Studium.

Die Anlage des Commentars selbst berührt sich eng mit der des Strack- und Zöckler'schen Handcommentars. Der ganze Text der Genesis wird in eine Reihe von Sinnesabschnitten (57) zerlegt. Jedem derselben wird eine kurze Einleitung vorausgeschickt die eine gute kurze Inhaltsangabe, eine Darlegung des Zusammenhanges nach vor- und rückwärts, unter Umständen allgemeine Erörterungen über die Auffassung der Perikope, die Geschichte der Auslegung, sowie stets werthvolle Beobachtungen über den Sprachgebrauch des betreffenden Abschnittes enthält. Aehnliche Einleitungen finden sich vor jedem einzelnen der 10 Bücher

der Genesis. Die eigentliche Erklärung kann sich bei dieser Einrichtung dann auf je nach dem Inhalte kürzere oder längere Noten zu den noch der Erläuterung bedürftigen Versen beschränken. Dieselben sind allerdings gewöhnlich sehr knapp, aber gründlich. Der bloße Ballast ist glücklich vermieden, wie es bei einem Handbuch für Studenten nothwendig ist.

Da der Commentar nach den Grundsätzen der katholischen Theologie bearbeitet wurde, ist dem Verfasser natürlich „in den Dingen des Glaubens und der Sitten“ die Auffassung der alten Kirche maßgebend. Aber auch sonst berücksichtigt er mit Vorliebe die Alten, und es zeigt sich auch hier wieder, daß dort schon mehr Gutes zu holen ist, als manche Moderne glauben. Nicht selten konnte Hoberg zu einer Notiz den Namen eines alten Erklärers setzen, wo man in der neueren Literatur moderne Namen zu lesen gewohnt ist. Ebenso kann es nur Billigung finden, daß, wo es möglich ist, stets die katholische Literatur an erster Stelle berücksichtigt wird, die protestantische nur dort, wo jene versagt. Achtung sind wir uns zunächst selbst schuldig. Daß Verweise auf unser Kirchenlexikon besonders zahlreich sind, ist namentlich sehr praktisch, wenn es auch den Nachtheil hat, daß so nicht gerade immer die beste Quelle für weitere Nachweise allegirt wird.

Bei diesem seinem Verfahren schließt sich aber der Verfasser der modernen und protestantischen Literatur gegenüber keineswegs ab. Vielmehr berücksichtigt er — auch dort, wo er keine Namen nennt, sieht man das deutlich genug — sorgfältig die wirklich gesicherten Resultate der Modernen, ohne allerdings, wie man so oft will, alles als gesichert anzusehen, was man uns unter dieser Marke verkaufen will. Er nimmt vorurtheilslos das Gute, wo immer er es findet. Man vergleiche nur das Verzeichniß der Abkürzungen auf S. X—XI.

Mit Recht wendet Hoberg zunächst der Textkritik seine

Aufmerksamkeit zu. Denn ohne gründliche Textkritik gibt es keine Bibelwissenschaft. Eine besonnene Textkritik ist insbesondere die Hauptwaffe der conservativen Exegese gegenüber der modernen Tendenzkritik. Denn die Achillesferse der mit steten Widersprüchen und Wiederholungen operirenden Quellenscheidungskritik ist ihr Aufbau auf dem jungen, vielfach verderbten massorethischen Texte.

Außer den gewöhnlichen Ursachen der Textesänderungen macht Hoberg mit anderen besonders darauf aufmerksam, daß der Text des Pentateuchs in Folge der Anpassung an die lebende Sprache und das Verständniß der Späteren, in Folge der liturgischen Verwendung desselben, sowie in Folge des Einflusses der späteren theologischen Lehrentwicklung zahlreiche Wandlungen erlitten hat. Was speciell den letzten Punkt angeht, ist — wie das Rießler beispielsweise mit Recht auch bei Daniel thut — stets bei Diskrepanzen der Texteszeugen zunächst oder wenigstens auch zu fragen: Wie konnte die Lesart des massorethischen Textes aus der der anderen Zeugen, insbesondere der Septuaginta entstehen? Früher glaubte man allerdings gewöhnlich genug gethan zu haben, wenn man die umgekehrte Frage stellte, weil man gewohnt war, die Uebersetzer allein für jede Differenz haftbar zu machen. Eingehender habe ich mich über diesen Punkt in meinen Beiträgen zur Text- und Literarkritik sowie zur Erklärung der Bücher Samuel S. 164 ff. (Freiburg i. B. 1899) ausgesprochen. Der hebräische Text der heil. Bücher hat in den Kreisen der jüdischen Lehrer viele Aenderungen erlitten, sogar viel mehr als wir jetzt noch constatiren können. Dieser im wesentlichen schon von Richard Simon, in neuerer Zeit besonders von Anton Scholz in Würzburg trotz vielfacher kurzsichtiger Befehdung stets vertretenen These gehört die Zukunft der alttestamentlichen Textkritik. Eine Literarkritik, die auf dem massorethischen Texte ruht, ist darum auf Sand gebaut.

Eine eigentliche, vollständige, nach den Grundsätzen der

modernen Philologie hergestellte kritische Textausgabe der Genesis bietet Hoberg nun allerdings noch nicht. Er begnügt sich vielmehr mit einem von den gröbsten Fehlern gereinigten Abdruck des massorethischen Textes mit einer vereinfachten Accentuation. Die Begründung der einzelnen Aenderungen aus den Texteszeugen — hier natürlich den alten Uebersetzungen, abgesehen von der samaritanischen Pentateuchrecension — wird in kurzen Noten gegeben, die von dem Texte der Erklärung getrennt sind. Das Hilfsmittel der Conjektur, welches nach Lage der Dinge allerdings nicht immer vermieden werden kann, wenn auch in der modernen alttestamentlichen Literatur, wie ich gerne zugebe, viel zu viel conjicirt wird, wendet der Verfasser — abgesehen von seiner unten zu besprechenden Stellung zu den Gottesnamen in der Genesis — verhältnißmäßig selten an, entsprechend der das ganze Buch charakterisirenden ruhig abwägenden, vorsichtigen Besonnenheit. Dabei werden aber doch einige beachtenswerthe Vermuthungen mitgetheilt.

Die im hebräischen Texte angebrachten Veränderungen beziehen sich zum großen Theile (in 127 Fällen, wenn ich richtig gezählt habe) auf Aenderung der Gottesnamen. Der Grund ist natürlich die Bedeutung, welche die moderne Hexateuchkritik seit den Tagen Astruc's dem Wechsel im Gebrauche der Gottesnamen in der Genesis beilegt. Man ist zwar in jenen Kreisen allmählich von der früheren Ueberschätzung dieses Ausgangspunktes der modernen Pentateuchkritik abgekommen. Trotzdem ist es auch heute noch sehr verdienstlich, daß Hoberg hier den Hebel ansetzt. Referent hatte selbst schon früher das Material für die Frage nach der Ursprünglichkeit der Gottesnamen in den einzelnen Partien der Genesis gesammelt, um es eventuell später mit anderem zu veröffentlichen. Da aber in Hobergs Commentar jetzt schon das Wesentliche vorliegt, wird dieses nicht mehr nothwendig sein.

Den modernen Quellenscheidungstheorien gegenüber

verhält sich Hoberg trotz des vorauszusehenden Widerspruchs durchaus ablehnend, im Gegensatz zu verschiedenen anderen katholischen Gelehrten, welche in diesem Punkte, was die rein literarkritische Frage angeht, den Modernen Concessionen gemacht haben, wie dieses zuletzt Paul Vetter in Tübingen gethan hat. (Theologische Quartalschrift 1899, S. 545 ff.) Hoberg begnügt sich aber keineswegs mit der beliebten Erörterung der modernen Hypothesen nach allgemeinen Gesichtspunkten, geht vielmehr sorgfältig auf die Details der Diskussion ein, wenigstens was die postulirten Hauptquellen der Modernen angeht. Hervorzuheben ist namentlich die genaue Untersuchung des Sprachgebrauches der einzelnen Partien der Genesis. Das Resultat wird stets am Schlusse der Einleitung zu den einzelnen Abschnitten mitgetheilt, ohne daß jedoch auf Vollständigkeit des Materials Anspruch gemacht würde. Indeß ist auch so das gebotene Material für die Beurtheilung des auf dem Sprachgebrauche der einzelnen Quellen (Q. E. J. R.) aufgebauten Argumentes der Quellenscheidung dankenswerth. Außerdem wird aber noch manche andere gute Detailbeobachtung zur Würdigung der modernen Theorien mitgetheilt. Insbesondere wird die Willkür und Inkonsequenz, sowie der ganze Subjektivismus der Modernen in manchen Einzelnheiten drastisch beleuchtet.

Bezüglich der Gottesnamen schließt sich Hoberg wie von Hummelauer zunächst der Ansicht an, daß der Gottesname Jahwe als Wesensbezeichnung Gottes mit Rücksicht auf die polytheistische Umgebung der Israeliten, welche durch Eigennamen die Götter unterschied, dem Moses zuerst von Gott als quasi nomen proprium für Gott, den Leiter der Geschicke Israels geoffenbart worden sei. Aus dieser These zieht er den Schluß, daß ursprünglich in der Genesis Jahwe überhaupt nicht gestanden habe. Erst in nachmosaischer Zeit seien durch die Juden in den Offenbarungsurkunden an denjenigen Stellen, an denen von Gott als dem Urheber der übernatürlichen Offenbarung die Rede ist, die alten

Namen Elohim und El durch Jahwe ersetzt, oder es sei neben dem alten Namen Elohim der neue Name Jahwe eingefügt. So sei die vierfache Bezeichnung Elohim, El, Jahwe und Jahwe Elohim in die Genesis gekommen. Nicht selten findet diese Hypothese in den alten Texteszeugen mit ihren abweichenden Gottesnamen eine Stütze. *Κύριος ὁ Θεός* der Septuaginta an manchen Stellen, wo der massorethische Text Jahwe hat, würde also sekundäre Dublette sein. In Consequenz dieser Ausführungen wird im hebräischen Texte statt Jahwe stets Elohim gesetzt, statt Jahwe Elohim bloßes Elohim.

Der bleibende Hauptwerth des Hoberg'schen Buches beruht aber m. E. auf der Erklärung, so kurz dieselbe auch manchmal ausgefallen ist. Der Sinn wird aufs sorgfältigste auf Grund des Wortlautes aus den Quellen nach den Grundsätzen der wissenschaftlichen katholischen Hermeneutik eruirt. Dieselbe vorsichtige Besonnenheit wie in text= und literarkritischer Beziehung zeigt sich auch hier. Eventuell wird deßhalb verständiger Weise auf eine Erklärung verzichtet, wo eine befriedigende nicht gegeben werden kann, ein Verfahren, das den wissenschaftlichen Fortschritt sicherlich mehr fördert, als das Verfahren derjenigen, die auf jede Frage eine Antwort geben zu können wähnen.

Besondere Sorgfalt ist augenscheinlich der Darstellung der Pragmatik in der Entwicklung des historischen Verlaufes gewidmet. Auch die Darlegung des guten Zusammenhangs zwischen den einzelnen Abschnitten ist durchweg recht gelungen.

Da die Probleme der biblischen Urgeschichte in einem Commentar zur Genesis stets vorwiegend das Interesse weiterer Kreise herauszufordern pflegen, sei hier kurz über Hobergs Standpunkt referirt.

In der Erklärung des Sechstagewerkes schließt er sich der Visionstheorie von Hummelauers an. Das Paradies verlegt er nach Armenien. Die vier Paradiesesflüsse sind

ihm der Kur, Arar, Tigris und Euphrat. Die Schlange des 3. Kapitels wird nicht als metaphorische Bezeichnung des Teufels, sondern als reale Schlange gefaßt, die als sinnfälliges Medium vom Teufel benutzt sei. Das Sprechen sei aber nicht ein eigentliches Reden gewesen. Eva habe vielmehr bei dem Anblick der Schlange die Versuchung empfunden, das Gebot Gottes zu übertreten. Diese Versuchung habe einen solchen Grad angenommen, daß Eva der Schlange ein menschliches Sprechen zugeschrieben habe.

Bei den Zahlen des 5. Kapitels gibt Hoberg für die Septuaginta den Zahlen bei Flavius Josephus den Vorzug, hält aber im übrigen die Zahlen des samaritanischen Pentateuchs hier wie in Kapitel 11 für ursprünglich. Da ferner die Genealogie ihm hier wie dort als vollständig gilt (— Kainan der Septuaginta in Kapitel 11 sei Textfehler, der aus dem N. T. eingedrungen sei —) setzt er die Sintfluth — oder Sündfluth, wie er wieder schreibt — in das Jahr 1307 nach Erschaffung Adams. Die Geburt des Abraham würde dann in das Jahr 2247 nach der Erschaffung des Adam fallen, so daß es im wesentlichen bei den 4000 Jahren der Katechismen von Adam bis Christus bleiben würde. Trotzdem wird bezüglich der Menschen die Universalität der Sintfluth vertreten, während allerdings die Partialität bezüglich der Erdoberfläche und der Thiere verfochten wird. In die Arche sind nur diejenigen Thiere gekommen, deren Erhaltung dem Menschen nützlich war.

Die Völkertafel des 10. Kapitels soll sich im Gegensatz zu der durch von Hummelauer im Anschluß an die große Mehrzahl der modernen Forscher behaupteten Partialität auf alle Völker erstrecken, die Völkertafel umfasse sämmtliche Völker der Welt, jedoch seien nicht sämmtliche Denominationen, welche zur Zeit des Moses existirten, angegeben. In der Erklärung der Sprachverwirrung (11, 1—9) schließt sich Hoberg völlig an seinen Lehrer Franz Kaulen an. (Die Sprachverwirrung zu Babel. Mainz 1861.)

In mehreren dieser Punkte sowie auch anderwärts vertritt Referent eine abweichende Ansicht. Zu einer Auseinandersetzung ist hier jedoch nicht der Ort, zumal diese Sachlage nicht hindert, anzuerkennen, daß der neue Commentar einen wesentlichen Fortschritt der Erklärung der Genesis auf katholischer Seite bedeutet. Wenn nach derartigen Commentaren die Bibelexegese fleißig studirt wird, kann die gesunde Kritik und der allgemeine wissenschaftliche Geist in den Kreisen unseres Klerus nur gewinnen. Wer freilich wähnt, daß geistreichelnde Essays und fromme Anmuthungen in diesem Commentar zu finden seien, der wird allerdings glücklicherweise vergebens suchen müssen. Zuckerwerk bietet der Verfasser nicht, aber nahrhaftes Brot.

Paderborn. Norbert Peters.

LXVII.

Der dänische Dichter Johannes Jörgensen.

In den letzten Jahren machte sich im geistigen Leben dort und da eine merkbare Strömung geltend, die von einer tiefen Sehnsucht nach Religion getrieben erscheint. Berühmte Männer wie Huysmans, Le Bloy, Verlaine, François Coppée wandten sich theils praktisch, theils dichtend dem Katholicismus zu. Manche Dichter und Künstler freuen sich allerdings nur am reichen, Gemüth und Phantasie anregenden künstlerischen Schönheitsgehalt alter katholischer Legenden und Kunstwerke und lassen ihre Seele willig vom Stimmungszauber derselben gefangen nehmen. So singt Stefan George,

einer der neuesten berühmt gewordenen deutschen Lyriker beim Anschauen einer bekannten altdeutschen Madonna:

„Lilie der Auen!
Herrin im Rosenhag!
Gieb daß ich mich freue,
Daß ich mich erneue
An deinem gnadenreichen Krönungstag."

Nicht ungern vergleicht man in literarischen Abhandlungen diese modernsten Erscheinungen mit den romantischen Tendenzen, die sich vor hundert Jahren in unserer Literatur fühlbar machten, mit jener begeisterten Schwärmerei für mittelalterliche Frömmigkeit und Katholicismus und mit den bekannten Versuchen der Romantiker, altdeutsche Kunststimmungen und das religiöse Fühlen vergangener Zeiten in der Poesie neu zu erwecken. Wer an Wackenroders und Tiecks Schriften sich erinnert, an A. W. Schlegels „Bund der Kirche mit den Künsten" wie an dessen Sonette über die religiösen Gemälde der Dresdener Gallerie, dem scheint der Vergleich ohne weiters treffend. Damals letzte auch Heinrich Steffens, ein junger Norweger, Tiecks und Schellings Freund, sein Gemüth an der sixtinischen Madonna. „Alles, was ich je gefühlt und geahndet hatte, alle die unbestimmten Bilder, die eingehüllt in trüben Nebel, meiner Seele vorschwebten, das ganze bunte Gewimmel meines inneren Lebens strahlte mir verherrlicht aus diesen Augen entgegen. Was ich fühlte, nenne ich Andacht, wahre religiöse Andacht, Anbetung, weil ich sonst kein Wort weiß".[1]) Wie vor hundert Jahren, werden auch heute die Anzeichen gesteigerten religiösen Empfindens von den Einen mit mitleidigem Spott, von den Andern mit aufrichtiger Freude aufgenommen. Bei solchen Vergleichen gegenwärtiger und vergangener geistiger Erscheinungen darf man jedoch nicht allzu eilfertig und summarisch vorgehen. Auch die poetisch-religiösen Interessen

1) Waitz, Caroline und ihre Freunde. Leipzig, 1882.

der deutschen Romantiker kann man nur dort und da mit den modernen Stimmungspoesien zusammenstellen. Die Romantiker sahen beim Durchforschen der großen Kunstzeiten, was die Religion der Poesie und Kunst sein könne. In den Blüthentagen Griechenlands, in den alten Jahrhunderten, als Dante dichtete und Fra Angelico und Rafael malten, boten Mythologie und Religion, welche die höchsten Lebensanschauungen und das tiefste Empfinden jener Zeiten in klar anschaulichen Gestalten verkörpert hatten, den schöpferischen Geistern die fruchtbarsten Anregungen. Die jungen Feuerköpfe Friedrich Schlegel und Novalis, die sich aus „der Epidemie prosaischer Nüchternheit“, mit welcher der Rationalismus die ganze deutsche Bildung angesteckt hatte, herauszuretten und einen kräftigen Nährboden für eine gemüthsinnige und schwungvolle Poesie zu erobern trachteten, kamen gleich zu folgendem Schlusse: Wenn einst in alter Zeit Mythologie und Religion die Poesie so reich und schön befruchteten, warum sollte es nicht wieder so werden. Es müssen Mythologie und Religion wieder in Wirksamkeit treten. Friedrich Schlegel und Novalis glaubten in ihrem überschwänglichen Jugendkraftgefühle, eine neue Mythologie auf naturphilosophischer Grundlage ließe sich sogar erfinden. Tieck und andere Dichter aber unternahmen es, die katholische Legendenwelt der alten Zeiten poesieverklärt wieder heraufzurufen und so ihrer Dichtung einen tieferen und reicheren Inhalt zu schaffen. Sie hatten auch besseren Erfolg als Novalis und Schlegel mit ihrer erträumten Mythologie, aus der selbstredend nichts wurde. So viel ist deutlich: eine Begeisterung für die Religion der Poesie zuliebe war das Ganze, ein Schwärmen für Madonnen und Legenden nicht um ihres religiösen Inhaltes willen. Die Freude an der herzlichen Innigkeit verschollener Legenden und an der festlichen Herrlichkeit alter Kunstwerke, sowie der allgemein menschliche, symbolische Inhalt hatten es den meisten Romantikern angethan. Die sixtinische Madonna war ihnen nicht die

heilige Mutter des Welterlösers, sondern etwa das Bild reiner edler Weiblichkeit, der Inbegriff alles Milden, Versöhnenden, alles reinen Liebreizes. Soviel und nicht mehr ist sie auch später dem Aesthetiker Fr. Th. Vischer und dem modernen Lyriker George. Glaubensbekenntnisse haben auch für diese Künstler der neuesten Richtung nur „durch den darin eingeschlossenen Schönheitsgehalt einen Werth". Hier besteht also wiederum thatsächlich Verwandtschaft zwischen der modernsten Richtung und der älteren Romantik.

Es ist aber nicht dasselbe, wenn ein moderner Mensch von ernster religiöser Sehnsucht geleitet Aufschlüsse über die tiefsten Welt- und Lebensgeheimnisse sucht, wenn der bittere Ruf nach Erlösung und Seelenglück in seinem Innern unbesiegbar immer aufs neue ertönt, ein Verlangen, das sich nicht mit dem süßen Stimmungsspiele der Kunst und Poesie beschwichtigen läßt, sondern nach realer religiöser Wahrheit, nach wirklicher Offenbarung und Gnade ruft und den Mühseligen und Beladenen endlich zum Quell der Wahrheit führt, den uns Christus erschlossen hat. Dies hat sich nun ereignet an einem bedeutenden und angesehenen talentvollen dänischen Dichter, der vor ein paar Jahren zum Katholicismus übertrat und in den interessanten Schriften „Lebenslüge und Lebenswahrheit" und „Das Reisebuch"[1]) von den Beweggründen seiner Conversion, sowie von seinen gewaltigen Seelenkämpfen berichtet. Aus diesen Bekenntnissen kann sich jeder Leser überzeugen, ob es dem Autor nur um religiöse Kunststimmungen, um die Freude am symbolischen Gehalt des Katholicismus oder um eine ernste, tiefe religiöse Lebensanschauung zu thun ist. Johannes Jörgensen ist den Lesern unserer Zeitschrift nicht unbekannt. Vor einem Jahre besprach er ja in einem lehrreichen Aufsatze A. Strindbergs

---

1) Beide in deutscher Uebersetzung bei Kirchheim in Mainz erschienen. Die Citate meines Aufsatzes entnehme ich diesen Uebersetzungen.

„Inferno" und verwandte Erscheinungen der modernen Literatur. Es dürfte unsern Lesern nicht unerwünscht sein, wenn wir dieser interessanten Persönlichkeit eine Studie widmen, die übrigens auch ergänzt und bestätigt, was Jörgensen selbst und Dr. Grupp in ihren Abhandlungen über die modernen Geistesströmungen hier ausführten.

* * *

Jens Johannes Jörgensen wurde am 6. November 1866 im Städtchen Svendborg auf der Insel Fünen geboren.[1]) Sein Vater war ein Schiffsherr, der gewöhnlich ferne Meere befuhr und nur ab und zu seine Heimatstadt besuchte. Die Erziehung unseres Jens Johannes und seiner Geschwister lag daher ganz in den Händen der Mutter und eines ehelosen Oheims, der Realschullehrer war und seine ganze Liebe und pädagogische Sorgfalt den Kindern seiner Schwester angedeihen ließ, und so nach besten Kräften beitrug, diesen eine gute tüchtige Erziehung zu verschaffen. Da dieser Oheim selbst eine poetisch veranlagte Natur war, so nimmt es nicht Wunder, wenn er auch bald seinen Neffen Johannes in die heimische und fremde Literatur einführt und wenn dieser trotz seines jugendlichen Alters viel und eifrig liest. Die religiösen Einflüsse, die von den Erziehern ausgingen, scheinen spärliche gewesen zu sein. Ab und zu wurde die Kirche besucht. Wenn der Vater von seinen weiten Reisen heimkehrte, pflegte die Mutter zum Abendmahl zu gehen. Es scheint sich aber manches liebe Wort der Mutter im jungen Herzen des Dichters keimkräftig festgesetzt zu haben, wie seine späteren Aeußerungen bezeugen. So erzählt er aus den Tagen seines religiösen Bankerottes, wie er eines Abends den Friedrichsberger Garten besucht und wie von einem Rasenplatz her ein heller klarer Gesang ertönte

---

1) Im Biographischen folge ich den authentischen Angaben in der Einleitung zu „Lebenslüge und Lebenswahrheit".

mit dem immer wiederkehrenden Refrain „Ach müde Seele, komme her!" „Und ich horchte, horchte — und wünschte nur, daß der Gesang nie aufhören möchte. Ich horchte, horchte, und der Choral klang immer fort. Es war zuletzt, als ob jene klare, schöne Stimme nur mich allein rief — es war, als sänge sie meinen eigenen Namen in den Refrain hinein. . . . Da war es, als wenn ich plötzlich die Stimme meiner Mutter erkannte — wie sie klang, als ich ein Kind war und sie uns ein schwermüthiges Kirchenlied vorsang, an Winterabenden, wenn es anfing zu dunkeln und es noch zu früh war, um Licht anzuzünden. . . . . Da saß sie in der Sophaecke und wir Kinder auf Schemeln zu ihren Füßen und der Schein vom Ofen flimmerte über den Fußboden hin . . . Und Mutter sang, und es war so still und friedlich um uns herum und in uns". Und in der nämlichen trostlosen Zeit denkt er beim Anschauen einer schönen Sternennacht zurück an eine andere Nacht, da er sich als junger Student, mit einer Sternkarte in der Hand, voll schwellenden Hochgefühls sich in die Unendlichkeit des Alls versenkte und in begeisterten Worten von seinen Betrachtungen zur Mutter redete und wie diese ihm dann mit sanft gedämpfter Stimme sagte: „Bewahre nur deine Seele, mein Sohn, mehr verlangt der liebe Gott nicht von dir". Diese Worte, wie jene Kindheitserinnerung stimmen den verlorenen Sohn zu ernstem Sinnen, er empfindet sie wie eine sanft drängende Mahnung zur Heimkehr.

Der sechzehnjährige Jüngling kam von Svendborg nach Kopenhagen, um Student zu werden. Das Leben zwischen den grauen Mauern der großen Stadt hatte wenig Anheimelndes für den naturfrohen Sohn der Provinz. Eine traurige, vielleicht sogar feindliche Umgebung stimmt auch sein Gemüth herab. Es tritt am jugendlichen Studenten eine immer stärkere Melancholie hervor. Der Verdüsterte sucht verwandte Poesien zur Lieblingslektüre und die pessimistische Lektüre wirkt natürlich wieder verschattend auf das

Gemüth zurück. Lenau, ebenso gemüthreich und innig wie todestraurig und zerrissen, Byron mit seinem glühendwilden, revolutionären, alles zerstörenden Titanismus, Shelley's verschwommener Pantheismus der Liebe und klar ausgesprochener Haß gegen die christliche Religion, ausgesprochen in kristallklaren Versen voll gefährlicher bestrickender Schönheit für ein bildsames jugendliches Gemüth, Goethe's „Faust" mit seinem Skepticismus, Iwan Turgenjews schwerer russischer Pessimismus: alles dringt auf die weiche jugendliche Seele ein. Dazu gesellt sich erst Heinrich Heine, der Genius der holdesten lyrischen Melodien und der Faun mit dem niedrigsten Cynismus, der mit sprühendem Geist für alle radikalen Ideen Stimmung zu erwecken weiß und dann wieder mit einer leichten Berührung das Heiligste in Religion und Sitte fast untilgbar beschmutzt. Endlich thaten auch die Schriften des modernen dänischen Kritikers, des Juden Georg Brandes, den seine Freunde den „dänischen Lessing" nennen, der alles Uebernatürliche mit zersetzender Zweifelsucht anfaßt und zu zerzausen sucht, ihre Wirkung an Jörgensen. All diese Kräfte bildeten eine mächtige Resultirende, die das ganze Denken und Fühlen des Jünglings umformte und die letzten christlichen Anschauungen hinwegspülte. Das Joch des „Supranaturalismus" war abgeschüttelt. „Lange hatte ich gekämpft, gelesen, gedacht; nun war es geschehen — nun war es vorbei. Shelley und Goethe hatten mich bekehrt — ich glaubte nicht mehr". So ist Jörgensen mit 18 Jahren ungläubig und Pantheist. Ein Entwicklungsgang von einer mehr oder minder gläubigen Kindheit zum Unglauben, der wohl für hundert und tausend moderne Menschen geradezu typisch ist.

Im Sommer des Jahres 1884 machte Jörgensen sein Abiturientenexamen. Sein bestes Fach war „dänischer Aufsatz". An der Universität versuchte er es zwei Jahre lang mit der Philologie. Wie vielen anderen Poeten erging es auch ihm. Das philologische Studium erschien ihm als das

trockenste auf Erden. Der Poet entschädigte sich dafür durch reiche Lektüre und eigene Produktion. Lyrische und novellistische Versuche erwuchsen in schwerer Menge. Allein von diesen Jugendarbeiten ist nichts veröffentlicht. Bezeichnend aber an ihnen soll die Erscheinung sein, daß der Dichter immer als echter Lyriker sein eigenes Ich poetisch abspiegle, und dazu käme eine gewisse romantische Neigung, die eigenen Stimmungen zu idealisiren.

Von 1886—1888 wandte sich Jörgensen der Naturwissenschaft zu und studirte Zoologie. Seine Freude an der lebensfrischen Natur und an der Arbeit unter freiem Himmel, also ein poetischer Zug war es vor allem, was ihm die Naturwissenschaft lieb und die Philologie, wo der Mensch meist wie ein zwischen Büchern eingeklemmter Wurm dahinvegetiren muß, beschwerlich machte. Unser Dichter ward so ein Schüler des angesehenen Zoologen Dr. R. S. Bergh. Bald war er auch ein gerne gesehener Gast im Berghschen Hause, das wiederum Georg Brandes nahe stand. Poetische Arbeiten, mit denen Jörgensen in die Oeffentlichkeit trat, vermittelten ihm die Freundschaft des Dichters Viggo Stuckenberg. So stand er denn bald mitten im literarischen Leben der dänischen Hauptstadt und lebte auch bald schlecht und recht ein Literatenleben wie viele andere es thaten. In den Jahren 1889—1892 war er Redaktionssekretär eines Kopenhagener Blattes. Das Fachstudium war aufgegeben und in den letzten achtziger wie in den neunziger Jahren gab es eine überreiche dichterische Thätigkeit. Schon 1887 war der Erstlingsband „Poesien“ erschienen, welcher dem Dichter das Lob und die persönliche Bekanntschaft mit Georg Brandes eintrugen. 1888 folgte die Novelle „Frühlingssagen“. In den folgenden Jahren kamen die Novellen „Ein Fremder“ und „Sommer“. Besonders letztere wurde zum eigentlichen Erfolg des Verfassers. Es war „eine phantastische Symphonie von Naturstimmung und stark sinnlicher Erotik“. 1892 wieder eine

Sammlung von Gedichten und Prosastücken, „Stimmungen“ betitelt, und 1893 der Roman „Der Baum des Lebens“. Alles von modernstem Geiste durchströmt und, wie es scheint, voll des Selbsterlebten.

Die letzten Sterne religiöser Lebensanschauung waren erloschen.

Langsam bereitete sich in den letzten Jahren eine geistige Wandlung vor. Durch die Eindrücke einer glaubensfremden, skeptischen und pessimistischen Poesie war der religiöse Sinn allmählich ertödtet worden, durch literarische Eindrücke sollte unserem Dichter der erste Anstoß kommen, aus dem Inferno des Unglaubens und der Zerrissenheit zu den freundlichen Gefilden beruhigenden Glaubens aufwärts zu streben. Heine und Goethe wurden zunächst durch den phantastischen Amerikaner Edgar Poe und durch Charles Baudelaire, den leidenschaftlichen Decadenten, verdrängt. Jörgensen vertiefte sich in den großen englischen Verstechniker und feinen Stimmungskünstler Swinburne, der auch manches Prärafaelitische in seinen Motiven zeigt. Wie ein mahnendes und weckendes Beispiel erschien ihm endlich der geniale französische Lyriker Paul Verlaine. Auch dieser seltsame Sohn Apollos hatte sich einst in die mächtigsten Abgründe des Lebens verirrt und aus der Tiefe sich zum Licht emporgerungen. Der einstige Sänger der „Fêtes galantes“ betet später voll heißer Inbrunst zu Gott:

„O tränk' meine Seele im Meer deines Weins,
Das Brod deines Tisches stärke mein Leben.
O tränk' meine Seele im Meer deines Weins

Hier nimm, das ich nicht vergossen, mein Blut,
Hier nimm meinen Leib, der Leiden unwerth.
Hier nimm, das ich nicht vergossen, mein Blut.

Hier nimm die einst nur erröthende Stirn
Zur Bank deines himmlischen Fußes.
Hier nimm die einst nur erröthende Stirn.

Hier nimm meine Hände, die niemals geschafft,
Zur glühenden Kohle und seltenem Weihrauch,
Hier nimm meine Hände, die niemals geschafft.

Hier nimm mein Herz, das nur Nichtigem schlug.
Es zucke in des Charfreitags Dornen.
Hier nimm mein Herz, das nur Nichtigem schlug.

Hier nimm meiner Füße leichtsinnigen Schritt,
Gewärtig des Rufs deiner Gnade.
Hier nimm meiner Füße leichtsinnigen Schritt.

Hier nimm meiner Stimme häßlichen Trug,
Sie werde zur mahnenden Reue.
Hier nimm meiner Stimme häßlichen Trug.

Hier nimm mein Auge, des Irrthums Brand,
Ihn lösch' des Gebetes Thräne.
Hier nimm mein Auge, des Irrthums Brand ....“[1])

Dies mußte auch in Jörgensens müder Seele neue Stimmungen anregen. „Und von dieser Zeit an ging es aufwärts — sehr langsam, aber doch aufwärts. Jahre verstrichen noch (1893—95), während welcher viel gelesen, gereist, gebetet werden mußte“. Am 16. Februar 1896 konnte Jörgensen vor dem hochwürdigen P. Brinkmann aus der Gesellschaft Jesu das Tridentinische Glaubensbekenntniß ablegen. Von des Dichters Kämpfen, Zweifeln und Irrgängen geben „das Reisebuch“ (1895) sowie das daran sich schließende Büchlein „Lebenslüge und Lebenswahrheit“ in ernster, Poesie und Leben enge verknüpfender Darstellung Rechenschaft. 1896 war noch das theils schildernde theils religiös-polemische Werk „Beuron“ erschienen. Die letzten Bücher sind „der jüngste Tag“ und ein Bändchen „Parabeln“.[2])

* * *

1) Uebersetzung von Hans Kircher. Halle, Hendel.

2) Die beiden letzterwähnten Schriften erschienen gleichfalls übersetzt bei Kirchheim.

Durch Studien, Lektüre und Erlebnisse war Jörgensen ein „moderner Mensch“ geworden, ein „tief eingewurzelter Darwinist“, der in der warmen Fruchterde der Natur Wurzeln schlug, dem das Erdenleben und das eigene Ich allein heilig wurden, der sich über das genußbringende Diesseits nicht hinaussehnen mochte, der keine anderen Götter neben dem einen, einzigen Selbst und seiner Kunst anerkennen wollte. Der Dichter schildert seine Gemüths- und Geistesverfassung mit schlichten ergreifenden Worten. Er erzählt, wie er alles, was ihm lieb auf Erden gewesen, geopfert habe, um dem glorreichen Ich und der Kunst freieste Bahn zu schaffen. Nicht einmal ernste wahre Liebe sollte den Genuß dieser Selbstherrlichkeit stören. „Ich war ja nicht in der Welt, um zu lieben — ach nein! ich hatte ganz andere Pläne . . . Ich war da, um mein eigenes Selbst zu genießen, um alle die kleineren Eigenschaften meines Wesens auszuformen und auszuhauen bis auf den letzten, wunderlichen Schnörkel. Mein Ich zu genießen und anderen mein Ich zum Genusse zu bieten — das war meine einzige höchste Pflicht . . . Vor dieser mußte alles weichen — auf ihrem Opfertische mußte alles Andere bluten, sich verbluten und sterben. Und es wurde alles geopfert — es ist alles todt. Vater und Mutter, Geschwister und Heim, Freunde und Verwandte, Treue und Liebe — es wurde alles geopfert. Alle Gefühle, alle Rücksichten habe ich verbrannt auf dem Altarfeuer vor dem heiligen Bilde meines Ichs, vor dem Abgott, den ich meine Kunst nannte“.

Der Dichter hatte also in seiner Weise pünktlich befolgt, was bei uns Fr. Nietzsche und seine Anhänger seit zwei Jahrzehnten predigen. Auch Zarathustra-Nietzsche spricht:

„Bleibt mir der Erde treu, meine Brüder, mit der Macht eurer Jugend, laßt sie nicht davon fliegen vom Irdischen und mit den Flügeln gegen ewige Wände schlagen! Ach es gab immer so viel verflogene Jugend!“

„Es gibt niemanden mehr, dem wir Rechenschaft schuldeten,

als uns selbst: die Menschheit kann von nun an durchaus mit sich selbst anfangen, was sie will".

„Das Wesentliche einer jeden guten und gesunden Aristokratie ist, daß sie sich nicht als Funktion des gemeinen Wesens, sondern als dessen Sinn und höchste Rechtfertigung fühlt, daß sie mit gutem Gewissen das Opfer einer Anzahl von Menschen hinnimmt, welche um ihretwillen zu unvollständigen Menschen, Sklaven, Werkzeugen herabgedrückt und verwendet werden müssen".

Die Herren sind „die solitäre Raubthier-Species Mensch".

Der Geist, der sich in diesen Dogmen eines wahnsinnig gewordenen Individualismus ausspricht, hat auch eine Zeit lang in Jörgensen Gestalt und Leben angenommen, wenn auch eine sanftere Gestalt, als in Nietzsches „Raubthier"-Phantasien.

Alle Schranken und Gebote, welche die Freiheit der Persönlichkeit irgendwie beengen konnten, waren niedergeworfen. Die junge Dichternatur jubelte zuerst hoffnungsfroh in souveräner, triumphirender Freiheitslust einem unendlichen Leben voll Licht und Glück entgegen. In heißer Lebens- und Liebeswonne warf sich die empfängliche Seele der Natur an die Brust und empfand Frühling und Lust und Natur in inniger sympathetischer Hingabe, wie sie Werther und Faust empfunden hatten. Es kamen Nächte der Lust, Sommernächte, „wo es schien, als ob die Sterne ganz tief über die Erde hingen und der ganze Himmel wie eine einzige große Wiese sei und ich nur meine Hände auszustrecken brauchte, um die großen Goldblumen zu pflücken .." Die Nächte waren es, "in denen ein duftender Hauch vom Aphrodite-Eiland Kythere her berauschend über die träumende Erde wehte und die dichterischen Genossen in dionysischer Trunkenheit den Taumelkelch üppiger Jugend leerten. Allein seltsam! So fest und tief und zuversichtlich sich der moderne Mensch mit allen Fasern an die schöne Erde und das „heilige" Leben klammern mag, es gelingt ihm

einmal nicht mit jener selbstvergessenen Hingabe, um die er den Naturmenschen und den Menschen vergangener Jahrhunderte beneiden zu müssen glaubt. Der Moderne muß mit immer wachem, lauerndem Geiste all seinem Thun und Genießen zusehen. Da geschieht es oft, daß er das Schaale und Leere seines ganzen Treibens schon vor der eigentlichen Ernüchterung schmerzlich empfindet. Es ist dies das häufige Schicksal der „wurzellosen Seelen“, die ohne den sicheren Lebensgrund einer festgeschlossenen Weltanschauung und ohne religiöse Ueberzeugung durch das Leben jagen. Auch dem scharfäugig und ehrlich beobachtenden Dichter Jörgensen entging es nicht, wie die höchste Genußfreude nur zu einem trüben grauen Aschermittwoch führt und den Keim des Todes in sich trägt.

Die Enttäuschung und Ernüchterung, die der Sinnengenuß bringt, ließe sich allenfalls verwinden. Aber selbst im Tempel der Kunst und Dichtung, wo die enthusiastische Jugend ihre schönsten Götterbilder sich aufgerichtet, sieht der unbarmherzige Beobachter nur zu oft Greuel, Entweihung und wesenlosen Schein. Auch da thronen das goldene Kalb, Fama und die babylonische Venus. Wie eine tiefe Erniedrigung empfindet es Jörgensen, daß er sich und andere Dichter zum bloßen Spaßmacher am Hofe des Publikums herabsinken sieht. Schneidendes Weh erfaßt seine Seele beim Anblick dieser Oede und Leere, dieser inhaltslosen Bemühung. Selbst die Hingabe an die große Natur gibt keinen dauernden Trost mehr.

„Was nützt die Reinheit der Sterne demjenigen, der das tägliche Brod im Schmutze der Erde suchen muß? Wenn die Nacht entschwunden ist und die Sterne verlöschen, geht die Sonne wieder auf und der Tag fährt über den Himmel, von seinem Doppelgespanne gezogen: — dem bleichen Hunger und der glühenden Brunst“.

Nach der Mahnung des „Enivrez-vous toujours“ versucht es der Dichter noch eine Zeit lang, über das geistige Elend

hinwegzukommen. „. . . . ich fuhr fort zu leben wie vorher, und meine Leere füllte ich aus mit den Goldnebeln des Rausches, ich wohnte in der Sünde wie in einem geräumigen Hause. Und ich fing an den Tod zu lieben und die Verwesung heilig zu nennen. So wurde ich ein Zigeuner unter Zigeunern — ein Decadent unter Decadenten — ein Mann, dessen Zelt nahe an den Grenzen der Gesetzlosigkeit aufgeschlagen war".

„Und ich wurde alles das, was ein Mensch in jenem Lagerleben wird, um die Wachtfeuer, bei den Trinkgelagen. . . . Ich wurde unehrlich und treulos, neidisch und schadenfroh, boshaft und wollüstig. . . . Mein Leben wurde unregelmäßig, wie das Leben der Kameraden — eine Kette, zusammengenietet von einem Glied Freude und zehn Gliedern Sorgen, einem Ring von Gold und zehn Ringen von Blei. . . . Ich wand eine Kette um meine Seele, und die Fäden der Kette waren kleine Lügen und vorsichtige Betrügereien, harmlose Verleumdungen und gründliche Treulosigkeiten. . . . Ich wurde wie ein weichender Sand, ein Grund, auf dem niemand bauen konnte und um mich herum war lauter weichender Sand und unsicherer Grund". . . .

„Ich wurde ein kleines getünchtes Grab auf dem großen Kirchhofe, wo die Seelen aller der andern begraben lagen — ein kleiner unbedeutender Mann, der Niemanden liebte und Niemandem wohlwollte — ein kleines trockenes und selbstgefälliges Herz, mit Höflichkeit getüncht, versteckt unter der Verschalung äußerer Liebenswürdigkeit".

Dieses trübe Nachtbild aus dem modernen großstädtischen Literatenleben bietet dem Kenner der sogenannten realistischen Künstler- und Dichternovellen, worin im vergangenen Jahrzehnt französische und deutsche Poeten so gerne ihre intimen Erlebnisse der Welt präsentirten, nicht viel Neues außer der schonungslosen Offenheit, womit Jörgensen sich selbst schildert, während dort sich die Anklage meistens gegen die Collegen richtet.

Das Causalitätsgesetz läßt jedoch auch auf geistigem und sittlichem Gebiete seiner nicht spotten. Sünde ist Sünde

und der Lohn der Sünde ist der Tod, der geistige Untergang. Die schönen Dichterworte, mit denen die Decadents ihre geistige Fäulniß in bengalischem Glanze erscheinen lassen, täuschen ein scharfblickendes und ehrliches Auge nicht auf die Dauer.

„Es täuscht mich nicht mehr, daß sie sich mit vornehmen Worten schmücken — daß sie die Unsittlichkeit für Geistesfreiheit und die Zügellosigkeit für Feinheit erklären. Ich habe sie in nächster Nähe gesehen und ich weiß, daß sie in ihren gewöhnlichen Reden bei weiten nicht so feine Wendungen gebrauchen. Da werden alle Dinge bei ihrem rechten Namen genannt. Da trollt die Sünde nackt und ungenirt einher und versucht nicht — wie wenn sie nett angezogen in die Stadt geschickt wird zu einem leichtgläubigen Publikum — sich selbst und andern einzubilden, daß sie eigentlich die höchste Tugend ist. Das sind alles Phrasen und Vergoldung — poetische Schminke auf den verwelkten Backenknochen des Lasters. Ach, wenn wir nie jenen Betrügern geglaubt hätten — dann würde jener Morgen nie für mich angebrochen sein, jener Morgen, wo meine Sünde ihre Fülle erreicht hatte, wo die Bosheit meines Herzens übergeströmt war und mein Glück ertränkt und fortgespült hatte in ihren schwarzen, eiskalten Gewässern. . . .“

Schon seine darwinistischen Schlußfolgerungen zeigten dem Dichter das Hohle und Morsche eines solchen Bohème-Lebens. Eine Lebenstheorie und Praxis, die den Dichter in die tiefsten Abgründe geistigen Elends führt und seinen Lesern und Bewunderern öfter als einmal Giftflasche und Revolverkugel in die Hand drückt, kann nicht auf innerer Wahrheit beruhen. Sie erlaubt es nicht inmitten der Dinge zu leben, wie es der darwinistische Anpassungsgedanke doch verlangen müßte. Daher Jörgensens überraschende Erklärung: „Weil ich Darwinist war, wurde ich ein Christ“.

Im Namen der Wahrheit und unter dem Vorgeben, die Menschheit in ein Eldorado überströmenden Glückes zu führen, hatte die moderne Generation mit dem Christenthum

gebrochen und ihr stolz wehendes Freiheitsbanner erhoben. Aber weder Glück noch Wahrheit zeigen sich trotz vieljährigem Suchen und Ringen, trotz immer neuem Hoffen und Verheißen. Die „finstere“ Lebensanschauung des Christenthums liegt für den Modernen weit hinten und auch Heine's irdisches Paradies mit Champagner, Rosen und lachenden Nymphen ist für manchen gekommen: allein das Glück blieb aus.

„Die Bewegung von 1870“, resumirt Jörgensen, „fing damit an, Wahrheit und Glück zu versprechen. Nach und nach beschränkte sie sich darauf, Wahrheit zu versprechen. ‚Das Glück mußte der Wahrheit zum Opfer gebracht werden‘, hieß es. Da aber der Mensch das Glück will, suchte er es auf eigene Hand, in der Freilassung seines Ichs und im vollen renaissancederben Lebensgenuß. Aber nach dem Rausche bekamen wir Kopfschmerzen und die Zeit der hoffnungslosen Geschlechter war gekommen. Nun galt es nur noch, ‚das Leiden, welches das Leben war, zu lindern‘. . . . Aber in Opium und Morphium ist nicht viel Wahrheit — und im Grunde machten wir uns nicht mehr viel aus der Wahrheit. Seltsame Träume wollten wir, phantastische Erscheinungen, Rausch und Betäubung, ‚Enivrez-vous toujours!‘“

„Und eines schönen Tages sagte Heinrich Ibsen: Das Glück ist nur möglich durch die Lebenslüge. Und da war das Maß voll — die Wahrheit in blasirtem Skepticismus verscherzt, das Glück von decadentem Egoismus vernichtet . . Und das alles, weil wir von Anfang an dem Lügner geglaubt hatten — dem, welcher Eva und ihr Geschlecht betrog — dem, welcher auf dem Berge der Versuchung mit der Verheißung aller Herrlichkeit der Welt prahlte — dem, welcher uns alle mit goldenen Träumen von Licht und Glück verlockt — dem, welcher in Wirklichkeit ärmer und elender ist, als der ärmste und elendeste Bettler und dessen Paradies nur eine Fata morgana über der unfruchtbaren, trostlosen Wüste ist“.

Kein Wesen auf Erden lebt aber durch die Lüge, sondern Thier und Pflanze, alles ist nur glücklich in der Kraft der Wahrheit. Wie sollte gerade der Mensch der Lüge bedürfen,

um zu leben, um glücklich zu sein? Auch der Mensch lebt nur glücklich durch die Wahrheit und zwar durch jene höchste Wahrheit, die uns Christus verkündete. Dies ist der Sinn des Contrastes: Lebenslüge und Lebenswahrheit.

Das Schriftchen „Lebenslüge und Lebenswahrheit" gibt im Großen die Richtungslinien an, in welchen sich die geistige Wandlung Jörgensens vollzog und wie wir sie eben kurz nachskizzirten. Die Umkehr vom modernen Heidenthum zum Christenthum kostete aber noch eine Reihe schwerer Kämpfe, die dort nicht näher geschildert werden. Ehrliches Ringen, Gebet und Gnade mußten zusammenhelfen, der welken Seele neuen Lebensodem und neue Frühlingskraft einzuhauchen. Die stürmischen Seelenbewegungen dieses Ueberganges, das immer wache Verlangen nach innerer Beruhigung, sowie die stets wiederkehrenden inneren Hindernisse, die es nicht gestatten jener Sehnsucht mit ernstem Entschlusse zu folgen, füllen das merkwürdige „Reisebuch", das sich in zwei große Abschnitte: „Deutsche Tage" und „Eine umbrische Chronik" gliedert und an die üblichen Reiseschilderungen nur beiläufig durch den Titel erinnert. Die Reiseeindrücke sind hier nicht mehr als ein Anlaß zur Aussprache der eigensten inneren Erlebnisse des Dichters. Ob dieser sinnend und betrachtend vor den religiösen Kunstwerken Alt-Nürnbergs steht, ob er den Theilen der heiligen Messe in einer katholischen Kirche nachdenksam folgt, ob er den strengen und schönen Geist des Klosters Beuron auf sein Gemüth wirken läßt oder in Constanz Heinrich Suso, den altdeutschen Mystiker, zur Hand nimmt: immer tönt der gleiche bittere Ruf nach Glück durch seine Seele, nach Glück und Sicherheit in den höchsten Lebensangelegenheiten, das Verlangen nach den Gütern, die den modernen Faustnaturen unwiederbringlich verloren scheinen.

Während Jörgensen in den „Deutschen Tagen" persönlich und unmittelbar von seinen Gemüthserlebnissen berichtet, kleidet er sich in den umbrischen Tagebuchblättern

in den Wanderer Giovanni um und hebt durch dieses kleine äußere Mittel seine Stimmungen aus der nahen Wirklichkeit in eine poetische Ferne hinweg. Der Geist ist im übrigen hier wie dort derselbe. Die alte ernste Kunst von Assisi, die Heiligengestalten der Cimabue, Giotto, Memmi, der Stimmungshauch, den bunte, herzliche alte Legenden über Stadt und Thal weben, dazu das leidenschaftliche religiöse Leben des italienischen Volkes regen die alte heftige Sehnsucht im Herzen des Dichter-Wanderers wieder auf und zugleich alte und neue Zweifel. Manches Unwesentliche und Undogmatische, das sich in der Legende wie im religiösen Volksleben geltend macht, scheint den Suchenden wie ein unübersteiglicher Wall von den Pforten der katholischen Kirche zurückzuhalten. Mit einem unerfüllten Sehnsuchtsruf schließt das Buch.

So entsprach es wohl der Seelenverfassung des Dichters, als er diese Reiseblätter schrieb, und er konnte damals keinen auch das künstlerische Gefühl befriedigenden Abschluß finden. Den Abschluß bildet eben das Schlußkapitel von „Lebenslüge und Lebenswahrheit", und wie ein Epilog zur Geschichte dieser Seelenkämpfe lesen sich die „Parabeln". Auch in diesem Büchlein klingen noch die Stimmungen nach, die den Dichter in den letzten Jahren beherrschten. Er wählt die Form der kleinen bildlichen Erzählungen, deren schönste Muster bekanntlich das Evangelium bietet und deren sich Herder, Goethe und ganz moderne Dichter gelegentlich bedienen. Jörgensen stellt in treffenden Bildern den modernen glaubensfremden Geist der christlichen Wahrheit und Lebensauffassung gegenüber. Zum Beispiel: Eine Spinne läßt sich vom hohen Baume an ihrem Faden in eine Dornenhecke nieder und webt zwischen die obersten Zweige der Hecke ein kunstvolles Netz, das aber gerade durch den Faden von oben in der Schwebe erhalten wird. Die Spinne vergißt bald Werth und Bedeutung dieses Fadens, dessen Ende sie mit ihren vielen Augen nicht erschauen kann. In

einer Stunde des Unmuthes zerbeißt sie ihn und das ganze kunstvolle Gewebe bricht über ihr zusammen („Der Faden von oben"). Oder in einem anderen klaren Bildchen führt der Dichter aus, wie die Pflanzen einen Generalstrike gegen die Sonne in Scene setzen, da sie ihre Abhängigkeit vom Sonnenlicht als ein lästiges Joch empfinden, das sie nicht länger tragen wollen. Sie möchten ganz sie selbst sein und nur aus eigener Kraft wachsen und blühen. Bald welken sie kläglich und elend, und die klug gewordenen kehren unter das „Joch der Sonne" zurück. Während das „Weizenkorn" einen biblischen Vergleich poetisch verwerthet, bringt der „Wilde Wein" einen verwandten Gedanken wie die zwei ersterwähnten Stücke zum Ausdruck. Im „Schatten" illustrirt Jörgensen die verheerende Wirkung gewissen- und sittenloser Schriftstellerei. Die Gedanken dieser Erzählung werden im „Giftmischer" fortgesetzt, während „der Arzt", dem nur der „interessante Fall", nicht aber die Heilung des Kranken am Herzen liegt, mit trefflichem Sarkasmus den trostlosen Wissensfanatismus moderner Verstandesanbeter trifft. Mit zwei friedlichen, ernsten, milden Stimmungsbildern voll tiefer Wahrheit und Poesie klingt das Büchlein aus.

Der Weg, den Jörgensens Geist in wenigen Jahren wanderte, ist ein weiter und merkwürdiger, ein Weg, so weit und schwierig wie jener, den ein gebildeter Athener oder Römer zur Zeit, als Petrus und Paulus predigten, gehen mußte. Schwieriger vielleicht heute als in jener Zeit. Denn der moderne Mensch umnebelt trotz des Gefühles tiefster Hilfsbedürftigkeit in metaphysischen Dingen gar zu gerne seinen inneren Blick mit dem selbstgenügsamen Stolze des Uebermenschen, der „es so herrlich weit gebracht". Der Schritt zu einer Weltauffassung, welcher der „humilis rusticus" mehr gelten kann als der „superbus philosophus" kostet Ueberwindung und Seelenstärke wie kaum ein anderer. Dazu kommt noch das achselzuckende Mitleid über den „unreif" und „unfrei" gewordenen. In ästhetischen Dingen

sieht man gelegentlich das Zurückgehen auf Lessing als einen Fortschritt an. In sittlichen und übernatürlichen Dingen ist heute das Zurückgehen auf Christus wohl ein weit höherer und erhabenerer Fortschritt. Die meisten Modernen verstehen und verzeihen auch in gefälliger Toleranz sonst alles, nur nicht einen ernsten Schritt zum wahren Christenthum. Necessarium dedecus fidei!

Mit aufrichtiger Theilnahme wird jeder, der sich in Jörgensens Schriften vertieft, den Zweifeln und Kämpfen folgen, welche diese Dichterseele durchwühlten. Und mit Freude muß es jeden theilnehmenden Leser erfüllen, wenn ein Dichter von solcher Gemüthstiefe, von solchem Phantasiereichthum und so graziöser Sprachgewandtheit nach langer Irrfahrt den festen Boden religiöser und sittlicher Weltanschauung gewinnt. Sicherheit in den höchsten Lebensfragen kann seinem poetischen Schaffen erst erhöhte Schwungkraft verleihen. Wenn mich nicht alles täuscht, so zeigen schon die „Parabeln“ größere Klarheit und festeren Schritt gegenüber der oft nervös-hastigen Art früherer Bücher. Möge es dem Dichter gelingen, seinen schönen Reichthum bald zu einem neuen und großen Werke zu sammeln.

Graz. Dr. Johann Ranftl.

LXVIII
Volkswirthschaftliche Geschichtswende.

Auch die Volkswirthschaftslehre hat ihre Geschichte; und deren Geschichte ihre Epochen. Die Völkerwanderung, die Kreuzzüge, die Entdeckung von Amerika brachten in dieselbe bestimmte Wendungen, und ebenso die Erfindungen der Motoren und Arbeitsmaschinen, welche heute zu den Alltäglichkeiten gehören. Und eben jetzt steht die Volkswirthschaft vor einer Zeitenwende, an die man viel zu wenig denkt, obwohl sie in sich schließt eine Gefahr, welche den Arbeitern wie Unternehmern der heutigen Culturstaaten droht durch die Mobilmachung der schwarzen und gelben Rasse; dieselbe wird bewirkt werden durch die transasiatische und transafrikanische Weltbahn und ihre künftigen Verzweigungen.

Es wird durch diese neuen gewaltigen Saugadern des Weltverkehrs einerseits eine nach vielen Millionen zählende Arbeiterreserve herangezogen, deren Concurrenz den Arbeitslohn — auch für qualificirte Arbeiter, Beamtengehalt — herabdrückt oder doch künftig nicht steigen läßt. Es wird durch dieselben alsbald eine Verschiebung des Welthandels bewirkt, welche die heutigen Absatzverhältnisse der europäischen und amerikanischen Produktion durcheinander rütteln muß. Wenn nicht gegen beides Vorkehrung getroffen

wird, so steht durch diese Weltbahnen und den daran sich schließenden vervielfachten Menschen- und Waarenverkehr eine neue Völkerwanderung bevor; dieselbe würde für die europäische (und nordamerikanische) Cultur von ähnlich verderblicher Bedeutung sein, wie die am Beginne des Mittelalters für die altrömische Cultur.

Auf den ersten Blick scheint dies ganz unglaublich; handelt es sich ja doch nicht um kriegerische Eroberungszüge wilder Völkerschaften wie damals; gegen solche wäre das civilisirte Europa mit seinen überlegenen Waffen wohl zunächst genügend gerüstet. Und der Optimismus der liberalen Nationalökonomie ebenso wie der angebliche Pessimismus seiner socialistischen Kritiker wird an solche Gefahren auch nicht glauben wollen.

Ersterer sieht in den inferioren Rassen Asiens und Afrikas nur willenlose Consumenten; er freut sich schon der ungeheuren Bestellungen, mit denen die Fabriken von England, Frankreich, Deutschland u. s. w. voraussichtlich überschwemmt werden; er begrüßt die neu erschlossenen Kornkammern, von welchen aus Europa mit noch billigeren Lebensmitteln, als die bisherigen, versehen werden wird.

Die Socialisten andererseits glauben in den Gelben und Schwarzen gelehrige Rekruten zu gewinnen für ihre Arbeiterbataillone, willenloses Kanonenfutter, welches man bei dem letzten Ansturm gegen das Privatkapital wird voranschicken können. Zum Theil herrschen ja unter diesen Völkerschaften angeblich Gewohnheiten und Lehren, die sie dem Evangelium des Socialismus sehr zugänglich machen; man habe also in ihnen Bundesgenossen zu erblicken für die sociale Revolution.

Beide Parteien machen hier die Rechnung ohne Wirth. Diese Chinesen, Indier, Neger und Kaffern werden weder auf die Dauer als ausschließliche Consumenten von den

Kapitalisten Europas, Amerikas und der Colonien sich ausbeuten lassen, noch werden sie ohne Weiteres den europäischen Socialisten die Kastanien aus dem Feuer holen. Sie haben schon an der Colonialpolitik Englands und selbst des vergleichsweise humaneren Frankreichs, und im Verkehr mit den Europäern und neuestens den Amerikanern genug kennen gelernt von dem Egoismus all dieser Civilisirten; sie werden ihnen selbst in den Seitenthälern der sibirischen Ströme und an den entlegensten Ufern der afrikanischen Binnenmeere mit dem größtmöglichen Mißtrauen entgegenkommen. Wenn sie sich auch die Vortheile des neuen Verkehrs anfänglich gefallen lassen, so wird doch schon die nächste Generation Führer hervorbringen im Kampfe gegen die Europäer und Amerikaner und vielleicht sogar gegen die Russen. Noch schneller als die alten Germanen in Rom sich erziehen ließen zum Kampfe gegen Rom, werden die gelehrigen Japaner, die kräftigen Zulus, die schlauen Chinesen, die hochsinnigen Indier an den Schulen der bisherigen Culturstaaten sich nur ausbilden sei es zum Kriege, sei es zur Revolution gegen ihre Lehrmeister; und sie werden wenigstens durch rücksichtslose Concurrenz eine Reihe von Handelskrisen herbeiführen, umfangreicher und verheerender, als alle bisherigen. Soll denn auch im 20. Jahrhundert die Geschichte nur lehren, daß die Menschen nichts lernen aus der Geschichte?

* * *

Wenn nicht, wenn endlich einmal die Geschichte als die Lehrmeisterin des Lebens sich praktisch bewähren soll, dann müssen alle ziel- und zweckbewußten Leute diese Sache sich überlegen, und das Ergebniß dieser Erwägungen zur Geltung zu bringen bemüht sein.

Um dabei vom Bekannten auf das Unbekannte schließen zu können, wäre ein genaues Studium der Colonialpolitik

vonnöthen — bei den Spaniern und Portugiesen, Holländern, Engländern, Franzosen, Italienern und Deutschen, endlich auch bei den Nordamerikanern, welche jetzt das Erbe des als Colonialmacht depossedirten Spaniens im atlantischen und stillen Ocean an sich gerissen haben. Es würde sich dabei nicht so sehr um die Erwerbungsart und die kriegerischen Einzelereignisse handeln, als um die Art und Weise, wie die betreffenden Eroberer oder Colonisatoren es sich im Frieden eingerichtet haben; wie die coloniale Civil- und Gerichtsverwaltung eingetheilt und organisirt ist; wie das wirthschaftliche innere Leben der Colonien sich gestaltet. Wie die finanzielle und die wirthschaftliche Bilanz des betreffenden Mutterlandes sich gestaltet, interessirt für die vorliegende Frage erst in zweiter Linie. Eine vergleichende Verwaltungslehre der verschiedenen Colonien wäre eine unerläßliche Vorarbeit. Die gewöhnliche Geschichte und Geographie derselben macht ja heute gewiß keine Schwierigkeiten; für diese liegen (selbst von Seite Rußlands für Sibirien, Persien und Nordchina) genug zuverlässige Kartenwerke, Tabellen und Berichte vor. Der Vergleich der heutigen Colonialverfassungen würde bereits eine Schlußfolgerung gestatten hinsichtlich der größeren oder geringeren Zweckmäßigkeit und ethischen Höhe der verschiedenen Ansiedlungsmethoden.

Dabei ist freilich schon hinsichtlich der gewöhnlichsten Thatsachen und Charakteristiken zu beachten, daß fast ausschließlich die Europäer und diese meist sehr oberflächlich und voreingenommen über den Volkscharakter der Eingeborenen urtheilen. Unparteiische Zeugen über die Ansiedlungsverhältnisse sind fast nirgends zu finden; der Umstand, daß die Controlle und Berichtigung der ersten Reisenden oder Missionäre, Kaufleute u. s. w. durch folgende theils ganz fehlt, theils auch mehr oder weniger parteiisch sein kann, läßt an der Glaubwürdigkeit der bezüglichen Schilderungen zweifeln;

es ist ja der uncontrollirbaren Tendenzmalerei aus den verschiedensten Motiven, persönlicher Eitelkeit, nationaler Eifersucht, gewinnsüchtiger Reklamemacherei u. s. w., dabei Thür und Thor geöffnet. Was ist Wahrheit? möchte man da ausrufen.

Gleichwohl muß man der Sache, den gegebenen Thatsachen, allerorten nun in zuverlässiger Weise auf den Grund kommen. Denn mit der plötzlichen Erschließung des Innenlandes von Asien und Afrika durch jene Haupt- und Zweiglinien eines dort bisher ganz unerhört schnellen Binnenverkehrs wird die Lage der Dinge in jenen entfernten Ländern eine grundverschiedene gegenüber der bisherigen.

In den verflossenen dreihundert Jahren überseeischer Entdeckungs- und Eroberungsreisen handelte es sich zumeist nur um die Besiedlung kleiner Inseln und schmaler Küstenstriche. Und beim Eindringen in das Innere handelte es sich zumeist, mit ehrenden Ausnahmen in den Missionsstationen, um mehr oder minder absichtliche Corrumpirung der Eingeborenen durch Branntwein und alle Laster der Corruption, — wenn nicht um die Ausrottung der Ureinwohner durch Feuer und Schwert. Beraubung und sklavische Knechtung, wenigstens allmähliges Aussterbenlassen, gegenseitige Vernichtung der Eingeborenen, das war und ist noch das Ziel der ränkevollen Colonial- und Ansiedlerpolitik der hoch civilisirten Europäer und Amerikaner. Letztere wetteiferten (nicht erst auf den Philippinen) mit den Spaniern und Portugiesen, Engländern, Holländern, selbst stellenweise Deutschen und Italienern in der gewissenlosen Ausbeutung und allen Schändlichkeiten gegenüber den Farbigen beiderlei Geschlechtes. Die guten Zeiten dieser Gattung verantwortungsloser Uebermenschen sind nun vorüber; das ist der große Unterschied.

Aber es handelt sich bei der nothwendig werdenden Erwägung über das, was nun angesichts dieser großen Wendung

geschehen soll und vermuthlich geschehen wird, nicht nur um jene neuen Länder, sondern um das alte Land und seine Bewohner. Und gegen die Rückwirkung auf diese sich zu rüsten, das ist die Aufgabe für die Staatsmänner und ihre wissenschaftlichen Rathgeber.

* * *

Diese Rückwirkung könnte eine zweifache sein; erstens hinsichtlich der Personen, zweitens hinsichtlich der Waaren.

Es ist merkwürdig und eigentlich beschämend für die Intelligenz der alten Länder, daß sie die Auswanderung fast immer nur dem Zufall und der Willkür der zumeist unerfahrenen Auswanderer, beziehungsweise den Einwanderungsagenten überseeischer Länder überließen. Warnungen gegen die Betrügereien der letzteren, polizeiliche Maßregeln in den crassesten Fällen, war das Höchste, wozu europäische Staatsweisheit sich herbei ließ.

Freilich war ja zumeist diese zweifelhafte Staatsweisheit der Herren Englands, Irlands, Deutschlands, Italiens, Polens und anderer Auswanderungsherde die Schuld daran, daß die armen Leute das wie zum Hohne so genannte Mutterland fluchtartig verließen. Aber doch ist es erstaunlich, daß bei so viel humanistischen Studien in England und am Continent Niemand an das klassische Beispiel der alten Griechen sich erinnerte. Es gab und gibt wohl noch Staatsmänner und hohe Herren, die sich rühmen, den Homer auswendig zu kennen, oder den Plato oder Aristoteles und Xenophon studirt zu haben. Aber von der Sorgfalt, mit der die griechischen Städte jederzeit, wenn Uebervölkerung eintrat, für planmäßige, wohl vorbereitete Neuansiedlung durch freiwillige Auswanderer sorgten, scheinen alle diese Humanisten nichts gewußt zu haben. Selbst den Bienen hätte man die Kunst abgucken können, wie man der Uebervölkerung abhilft nicht durch Widernatürlichkeiten (welchen selbst Männer der

traurigen Wissenschaft das Wort geredet haben) sondern durch Schaffung neuen Gemeinlebens. So aber ist es unglaublich, mit welch' grausamer Gedankenlosigkeit man seitens der so viel gerühmten Culturstaaten die europäischen Auswanderer ihrem Schicksale überließ.

Soll das nun nicht jetzt wenigstens anders werden? Sollten nicht die Minister der Colonien, beziehungsweise die Ministerien des Aeußern mit ihren Consulaten doch noch zu mehr auf der Welt sein, als zur Constatirung der Preise von Zucker und Kaffee oder zur Spionage in Militärangelegenheiten? Es sind ja doch nicht alle Auswanderer flüchtige Defraudanten, welche am liebsten spurlos verschwinden, oder sonstige Abenteurer zweifelhaften Ranges. Im Wege nicht nur des Vereinswesens, sondern von Staatswegen die zielbewußte Auswanderung zu organisiren, das wäre eine der Aufgaben der nächsten Zeit. Oder sollen auch die unerschlossenen Länder zunächst der Tummelplatz des Auswurfes der Culturländer werden? Könnten sie nicht vielmehr zur systematisch eingeleiteten Entlastung übervölkerter Distrikte, zur Ablenkung des Proletariates nach Ländern dienen, wo für „aufsteigende Klassenbewegung“ noch mehr Platz ist?

Und es müßte auch im Gesetzgebungswege einerseits — ähnlich wie es die Amerikaner neuerer Zeit schon gethan haben — gegen gemeinschädliche Einwanderer Vorkehrung getroffen werden; andererseits sollte zu zweckmäßiger Einwanderung von tüchtigen Arbeitskräften ermuntert werden. Damit ist nicht gemeint, daß etwa z. B. Schwarze gleich für die ungarische Pußta angeworben oder dergleichen gewagte Experimente gemacht werden sollen. Aber die freiwillige Verschiebung der Bevölkerungen benachbarter Länder, ja auch verschiedener Kronländer desselben Staates wäre nicht so unerhört. Der Absolutismus hat derlei Verschiebungen im vorigen Jahrhundert vollzogen;

Rußland thut ähnliches bekanntlich seit Jahrzehnten in großem Maßstabe nicht nur für die Verbrechertransporte Sibiriens. Es ist doch ganz gut denkbar, daß ähnliches freiwillig geschehen kann; d. i. unter Aufrechthaltung der Freizügigkeit, aber durch systematische Arbeitsvermittlung, deren Anfänge ja ohnehin schon in den Culturstaaten vorhanden sind.

* * *

Und nun von den Menschen zu den Waaren! — Man vergegenwärtige sich doch, welche Umwälzungen sich zum Theile geräuschlos an der Wende des Jahrhunderts vollziehen! Die bevorstehende Erschließung Innerasiens durch Rußland vom Norden, Frankreich vom Süden, England vom Osten her; die Innerafrikas wieder vor allem durch England und Frankreich; die neueste Eroberungspolitik der Vereinigten Staaten, die Marinepläne Deutschlands, das Erwachen Japans, die Rivalität der See- und Continentalgewalten um Indien, die kleineren aber uns näheren Angelegenheiten der zerfallenden Türkei, — das sind alles Dinge, welche bei den gleichzeitigen technischen Fortschritten bedeutend gewaltigere Rückwirkung auf Europa haben müssen, als seiner Zeit die Entdeckung von Amerika.

Einer der kühnsten und gefährlichsten Träume der Manchestertheorie war seiner Zeit, und ist wohl in manchen Köpfen noch, die internationale Arbeitstheilung. Die Tropen sollen Rohstoffe und besonders die Lebensmittel liefern, die gemäßigte Zone Fabrikate erzeugen. Besonders England hatte sich die Sache sehr hübsch ausgedacht. Seine Colonien liefern Baumwolle, Reis, Zucker und Kaffee, Thee, auch Gold und Diamanten; all das bekommt dann in England seinen Schliff, wird zu marktfähiger Waare verarbeitet, und die übrige Welt darf die Schätze, welche in Englands Fabriken erzeugt sind, kaufen. Den Kapital-

profit, überdies die Transportkosten hin und zurück streicht England als Vermittler des Weltmarktes für sich ein und bezieht so einen fast ganz unblutigen Tribut; es klebt fast nur der Schweiß aller Völker daran, besonders der der Irländer und Indier, deren heimische Industrie gewaltsam vernichtet wurde; und der der Völker des europäischen Continents, dessen Industrie mit Hilfe eines köstlichen Danaergeschenkes möglichst lange niedergehalten wurde. Dieses hölzerne Pferd war die Freihandelstheorie mit allem was darum und daran hängt; Freitheilbarkeit, Testierfreiheit, Freizügigkeit, Gewerbefreiheit, Wucherfreiheit, ein ganzer Marstall von jüngeren Steckenpferden bildete lange den Stolz unserer Professoren, Legisten und Literaten. England selbst machte von all diesen Dingen möglichst wenig Gebrauch; es blieb vielmehr die längste Zeit streng schutzzöllnerisch, nämlich so lange, bis es ziemlich sicher war, daß es nunmehr von der auswärtigen Concurrenz wenig mehr zu fürchten habe. Aber für die Europäer und besonders für die deutsche Gründlichkeit und Principienreiterei war die Manchestertheorie noch lange ein beliebtes Spielzeug. Wer den Deutschen dies Spielzeug nehmen wollte, z. B. ein List, — durfte hingehen und sich aufhängen, solche Leute hatten keinen Platz in Europa oder gar in Deutschland. Klüger war bekanntlich Amerika, welches die erste Bresche schoß in die Theorie und Praxis seines zärtlichen Mutterlandes; später hat es einen Carey als Theoretiker und gar einen Mc Kinley als Praktiker erzeugt. Und allmählig haben wir Europäer wieder Courage bekommen, nach dem Schutzzoll wenigstens hinzuschielen. Die Napoleone gingen ja damit voran; und nach und nach glauben es sogar wir Deutsche, daß man ein ganz freiheitlich gesinnter Mann sein kann, ohne Freihändler zu sein, und für die internationale Arbeitstheilung zu schwärmen; wir ahnen bereits, daß der Freihandel die Agriculturstaaten den Industriestaaten tributpflichtig macht; ja wir haben

sogar schon entdeckt, daß er die Landwirthe zwingt, ihre Produkte unter dem Erzeugungspreis loszuschlagen. Auch letzteres mußte man wieder thun oder geschehen lassen, weil das englische Mutterland die Kornzölle abgeschafft und so seine eigene Landwirthschaft der Hyper-Industrie aufgeopfert hatte.

Möglichst geringe Getreidepreise wurden am Continent Mode, seit das englische Mutterland die Kornzölle abgeschafft und dadurch vermeintlich auch uns gezwungen hatte, die eigene Landwirthschaft gleichfalls der Industrie aufzuopfern. Die Folge dessen, die abnehmende Kaufkraft der heimischen landwirthschaftlichen Bevölkerung sollte uns Leute vom Continent doch endlich eines Besseren belehren, und uns den Muth geben, vor Allem für Abnehmer unserer Industrieprodukte im Inland zu sorgen.

Jetzt aber ist die höchste Zeit dazu, jetzt wo die asiatischen und afrikanischen Continentalbahnen die letzten Reserven der Menschheit mobilisiren und zum kaufen von Waaren abrichten sollen, für welche die Hyperindustrie sonst keine Käufer mehr fände.

(Schluß folgt.)

LXIX.

Zur Kirchengeschichte.

I. Funk's kirchengeschichtliche Abhandlungen. [1])

Wenn ein Gelehrter wie Professor von Funk, der als Forscher auf dem Gebiete der alten Kirchengeschichte und der patristischen Literatur unter den lebenden Gelehrten aller Confessionen sehr wenige seines Gleichen hat, seine während mehrerer Jahrzehnte einzeln in Zeitschriften erschienenen kleineren Arbeiten gesammelt von neuem erscheinen läßt, so wird eine solche literarische Erscheinung von jedem Freunde dieser Studien mit Freude und Dank begrüßt werden. Der vor zwei Jahren erschienene I. Band von Funk's „Abhandlungen", der hauptsächlich Arbeiten zur Geschichte der kirchlichen Verfassung, des Cultus und der Disciplin enthält, wird wohl in allen Lesern desselben, wie bei dem Unterzeichneten, den lebhaften Wunsch hinterlassen haben, daß recht bald ein weiterer, die werthvollen zerstreuten Abhandlungen des Verfassers aus dem Gebiete der altchristlichen Literaturgeschichte zusammenfassender Band dem ersten folgen möge. Dieser Wunsch ist nun durch das Erscheinen des jetzt vorliegenden Bandes erfüllt worden, dessen Inhalt zum größeren Theil in das erwähnte Gebiet fällt. Dabei

---

1) Kirchengeschichtliche Abhandlungen und Untersuchungen von F. X. Funk, Professor der Theologie an der Universität Tübingen. II. Band. Paderborn, F. Schöningh, 1899. IV u. 438 S. 8°. (Preis M. 8.) — Ueber den I. Band vergl. diese Zeitschrift Bd. 120, S. 153—156.

handelt es sich auch nicht bloß darum, daß die an verschiedenen Orten zerstreuten Arbeiten nun in erwünschter Weise bequem vereinigt sind; die neue Veröffentlichung gab dem Verfasser auch Gelegenheit, sich mit der zu verschiedenen von den behandelten Gegenständen seither erschienenen Literatur auseinanderzusetzen; auf diese Weise, da der Leser überall auch über die neueste Literatur sorgfältig orientirt wird, sind die wenigsten Abhandlungen ohne größere oder kleinere Zusätze geblieben, einige derselben sehr erheblich erweitert worden.

Der Band beginnt mit vier Arbeiten von allgemeinerem kirchenhistorischen Interesse, darunter zunächst drei akademische Reden: I. „Konstantin der Große und das Christenthum" (S. 1—23; aus der Theol. Quartalschr. 1896; gegen die von Burckhardt und Brieger vertretene Auffassung gerichtet, daß dem Kaiser ein inneres Verhältniß zum Christenthum abzusprechen, und Politik die einzige Triebfeder seines Handelns gewesen sei); II. „Johannes Chrysostomus und der Hof von Konstantinopel" (S. 23—44; aus der Theol. Quartalschr. 1875); III. „Klemens von Alexandrien über Familie und Eigenthum" (S. 45—60; Quartalschr. 1871). An die dritte Rede schließt sich der folgende Aufsatz an: IV. „Handel und Gewerbe im christlichen Alterthum" (S. 60—77; Quartalschr. 1876).

Darauf folgen nun die Abhandlungen zur altchristlichen Literaturgeschichte, die den größten Theil des Bandes füllen: V. „Die Zeit des Barnabasbriefes" (S. 77—108); faßt zwei zu verschiedener Zeit darüber angestellte Untersuchungen zusammen, aus der Theol. Quartalschr. 1884 und 1897. In dem älteren Aufsatze hatte Funk die Ansicht vertreten, daß der Brief unter Nerva entstanden sei; diese wohlbegründete Ansicht vertheidigt er in dem Aufsatze von 1897 gegen die neuesten Vertreter abweichender Hypothesen (Loman, Lightfoot und Ramsay, Harnack). — VI. „Die Didache, Zeit und Verhältniß zu den verwandten Schriften" (S. 108—141); gibt im Wesentlichen die Abhandlung aus der Quartalschr. 1897 wieder, in welcher sich Funk zuletzt mit dem Gegenstande beschäftigt hatte, während seine früheren Untersuchungen darüber seit 1884 in der Einleitung berücksichtigt sind; das Ganze eine

erwünschte Ergänzung zu Funk's Ausgabe der Didache. Es werden besonders die Ansichten Harnack's, der auf Grund unhaltbarer Voraussetzungen über die literarischen Beziehungen die Entstehung der Didache in seinen neuesten Schriften zwischen 130—160 ansetzt, der Kritik unterzogen; es ist nirgends ein stichhaltiger Grund vorhanden, von dem auch früher von Funk vertretenen Zeitansatz, ca. 80—90, abzugehen. — VII. „Zur Chronologie Tatians" (S. 142—152; Quartalschr. 1883); gegen Zahn und Harnack. — VIII. „Die Zeit des ‚Wahren Wortes' von Celsus" (S. 152—161; aus der Theol. Quartalschr. 1886 überarbeitet); gegenüber der nicht genügend zu begründenden zu bestimmten Datirung von Keim auf das Jahr 178 sind die Jahre ca. 170—185 offen zu halten. — IX. „Der Verfasser der Philosophumenen" (S. 161—197; aus der Quartalschr. 1881 erweitert). Die Abhandlung orientirt eingehend über die über diese Frage geführten Controversen, lehnt die auf Novatian, Tertullian, Cajus als Verfasser gehenden Hypothesen ab und begründet die Abfassung durch Hippolytus.

Neue Zusätze zu der Arbeit beschäftigen sich mit dem von de Rossi entdeckten Gedichte des Papstes Damasus auf den Martyrer Hippolytus, und mit den neuesten Ausführungen Lightfoot's über den Ort der Wirksamkeit Hippolyt's. — X. „Die Pfaffschen Irenäusfragmente" (198—208); eine wesentlich neue Arbeit, der nur eine kurze Notiz in der Theol. Quartalschr. 1894, S. 702 f., zu Grunde liegt. Bezüglich des wichtigsten 2. Fragmentes erweist Funk gegen Zahn und Harnack, daß dasselbe wirklich, wie er früher behauptet hatte, von den Apostolischen Constitutionen abhängig ist. Bei dem 1. und 4. Fragment spricht wenigstens nichts Erhebliches gegen die Möglichkeit der Herkunft von dem hl. Irenäus; zweifelhafter ist das dritte. — XI. „Die Schrift adversus aleatores" (S. 209—236; aus dem Hist. Jahrbuch 1889 mit Zusätzen). Aus Veranlassung der bekannten, Aufsehen erregenden Abhandlung Harnack's vom Jahre 1888 verfaßt, in welcher die pseudocyprianische Schrift dem Papste Victor I. zugeschrieben wurde. Unter der Literatur, durch welche damals die Harnack'sche Hypothese widerlegt wurde, nimmt Funk's Abhandlung eine

der hervorragendsten Stellen ein. Er zeigte die Unmöglichkeit der Hypothese durch den Nachweis der Abhängigkeit der fraglichen Schrift von Cyprian aus sachlicher Uebereinstimmung, während Wölfflin und andere Philologen diese Abhängigkeit auch aus sprachlichen Gründen nachwiesen. Der neue Nachtrag zu der Abhandlung (S. 232 ff.) spricht sich kurz über einige andere bestimmtere Hypothesen über den Entstehungsort und vermuthlichen Verfasser aus, denen gegenüber Funk, da die für die eine oder andere Möglichkeit vorgebrachten Gründe keine entscheidende Beweiskraft haben, auf seiner allgemeineren Stellungnahme beharrt; während er dabei früher die Entstehung in der zweiten Hälfte des 3. Jahrhunderts (an einem nicht näher zu bestimmenden Orte) als wahrscheinlich bezeichnete, läßt er jetzt auch noch das 4. Jahrhundert dafür offen, das sogar eine gewisse Wahrscheinlichkeit für sich habe (S. 233). Anhangsweise werden (S. 235 f.) kurz die Hauptpunkte aus der neueren Forschung über andere zur pseudocyprianischen Literatur gehörige Schriften zusammengestellt. (Vgl. darüber Weyman, Hist.-polit. Blätter 1899, Bd. 123, S. 635 ff.) — XII. „Die Apostolische Kirchenordnung" (S. 236—251; aus der Theol. Quartalschr. 1887 erheblich erweitert). Handelt über das Quellenverhältniß (gegen Harnack) und die Entstehungszeit; für letztere läßt Funk, gegenüber der gewöhnlichen Zuweisung an die erste Hälfte des 3. Jahrhunderts, das ganze 4. Jahrhundert, als möglich auch noch einen Theil des 5. Jahrhunderts offen. Bezüglich der Heimat werden die für Aegypten angeführten Gründe als wenigstens nicht durchschlagend dargethan. — XIII. „Ein angebliches Wort Basilius des Großen über die Bilderverehrung" (S. 251—253; nach den Notizen in der Theol. Quartalschr. 1888 und 1889 neu bearbeitet). — Die drei folgenden Abhandlungen setzen sich in meisterhafter Weise mit J. Dräseke und seiner als Sport betriebenen Jagd nach apollinaristischen Schriften auseinander. Funk war der erste, der gegenüber den mit der Zuversichtlichkeit des Dilettanten vorgetragenen Hypothesen dieses Schriftstellers, die Manche schon als wissenschaftlich feststehende Resultate anzunehmen geneigt waren, schon in der Theol. Quartalschr. 1890 (S. 312) eine ernste Warnung erhob.

Wie begründet diese Warnung war, davon konnte sich seither jeder überzeugen, der irgend eine dieser Hypothesen kritisch nachprüfte. Funk hat sich auch hier durch sein Eintreten in die spezielle Kritik das größte Verdienst erworben, und sich um so mehr den Dank aller ernsten Freunde der Wissenschaft verdient, als es für einen Meister der Wissenschaft eine unerquickliche Arbeit sein muß, sich mit puren Dilettantenarbeiten kritisch zu beschäftigen. Hierher gehören die folgenden drei Arbeiten: XIV. „Die pseudojustinische Expositio rectae fidei" (S. 253—291; Quartalschr. 1896). Gegenüber der doppelten These Dräseke's, daß der kürzere Text dieser Schrift der ursprüngliche sei und Apollinaris dessen Verfasser, weist Funk nach, daß die von Dr theils mit nichtssagenden Gründen, theils mit geradezu irrthümlichen Behauptungen vermeintlich bewiesene Autorschaft des Apollinaris auf das bestimmteste ausgeschlossen ist; andererseits auch, daß der kürzere Text, wie schon der Augenschein zeigt, ein bloßer Auszug aus dem längeren ist. — XV. „Die zwei letzten Bücher der Schrift Basilius d. Gr. gegen Eunomius" (S. 291—329; zuerst veröffentlicht im „Compte rendu du quatrième Congrès scientifique international des Catholiques tenu à Fribourg (Suisse) du 16 au 20 août 1897", Première section, Sciences religieuses, Fribourg 1898, S. 216—248). Der erste Theil der Arbeit zeigt gegen Dräseke, daß es gänzlich unstatthaft ist, die beiden Bücher dem Apollinaris zuzuweisen; der 2. Theil weist nach, daß vielmehr Didymus der wahre Verfasser sei. — XVI. „Die Gregorius Thaumaturgus zugeschriebenen zwölf Kapitel über den Glauben" (S. 329—338; Quartalschr. 1898). Gegen die These von Dräseke, daß der Apollinarist Vitalis von Antiochien der Verfasser sei. In Wirklichkeit ist, abgesehen von der Nichtigkeit der Gründe, mit welchen diese bestimmte Persönlichkeit zum Verfasser gemacht werden sollte, die Abfassung des Schriftstücks durch einen Apollinaristen auf alle Fälle direkt ausgeschlossen, da dasselbe vielmehr in der unzweideutigsten Weise gegen den Apollinarismus polemisirt.[1]) — XVII. „Zu

1) Dies ergibt sich auch noch von einer andern Seite aus, wie der Unterzeichnete in einer künftig in der Theol. Quartalschrift erscheinenden Untersuchung zeigen wird.

den Ignatius-Akten" (S. 338—347; aus der Theol. Quartalschr. 1893 großentheils neu bearbeitet). Hält gegen Düret, in der neuen Bearbeitung auch gegen die neuere Vertheidigung von Dr. B. Sepp daran fest, daß das sogenannte **Martyrium Colbertinum** unecht sei; die gegen die Echtheit sprechenden Bedenken seien auch durch die neuesten Vertheidigungsversuche nicht beseitigt. — XVIII. „Pseudo-Ignatius Apollinarist" (S. 347—359; aus der Theol. Quartalschr. 1892 erweitert). Als Nachtrag zu den Ausführungen in Funk's Werk: „Die Apostolischen Konstitutionen", S. 281—311. Derselbe setzt sich besonders mit Duchesne auseinander, der die ältere Meinung, der Interpolator sei ein Arianer gewesen, noch vertheidigen wollte. (Zu S. 351 f. möchte ich anmerken, daß, wenn man den Ausdruck „ὁ μόνος ἀληθινός", auf den Duchesne so großes Gewicht im Interesse seiner These legt, auch an der fraglichen Stelle Phil. 2 als eine Anspielung auf die dem Interpolator auch sonst geläufige Stelle Joh. 17,3 faßt, wie ich sie ganz bestimmt auffassen zu müssen glaube, die ganze Schwierigkeit sich ohnehin in nichts auflöst). — XIX. „Die Zeit der Apostolischen Konstitutionen" (S. 359—372; aus der Theol. Quartalschr. 1892 und 1893 erweitert). Vertheidigt seine gegen die in neuerer Zeit gewöhnliche Auffassung (Mitte des 4. Jahrhunderts) gegebene Zeitbestimmung (Anfang des 5. Jahrhunderts) gegen neuere Einwendungen (Duchesne, Bäumer, Kihn).

Die drei letzten Abhandlungen des Bandes endlich führen in spätere Zeit herunter. Zwei derselben beschäftigen sich mit der Frage nach dem Verfasser der „Imitatio Christi": XX. „Gerson und Gersen" (S. 373—408), und XXI. „Der Verfasser der ‚Nachfolge Christi'" (S. 408—444; beide aus dem Hist. Jahrbuch 1881); die erste Abhandlung, durch das 1880 erschienene Buch von Wolfsgruber, „Giovanni Gersen", veranlaßt, beseitigt den angeblichen Abt Gersen als eine gar nicht existirende Persönlichkeit, als einen bloßen schattenhaften Doppelgänger Gerson's, aus der Zahl der Mitbewerber; die zweite tritt mit durchschlagenden Gründen, jetzt auch mit Berücksichtigung der neuesten Gegner (Denifle, Fromm, Puyol) für Thomas von Kempen ein. — XXII. „Zur Galilei-Frage"

(S. 444—476; aus der Theol. Quartalschr. 1883 mit einigen Zusätzen). Orientirt über den Stand der Frage mit Berücksichtigung der neuesten Literatur.

Die gegebene Uebersicht zeigt, was für eine Summe von ernster wissenschaftlicher Arbeit in dem Buche enthalten ist. Alle jüngeren Arbeiter auf dem Felde der historischen Forschung können von Funk lernen, was wissenschaftliche Methode und was echte historische Kritik ist, die mit bloßer Lust an der Negation ebenso wenig zu thun hat, wie mit wilder Hypothesenjägerei. Zum Schluß bleibt nur noch der Wunsch übrig, daß sich an die beiden jetzt vorliegenden Bände der „Abhandlungen" im Laufe der Jahre noch mehrere folgende anschließen mögen.

II. Allard: Das Christenthum und der römische Staat.[1])

Der vorliegende Band eröffnet eine kirchengeschichtliche Bibliothek („Bibliothèque de l'enseignement de l'Histoire ecclésiastique"), die etwa 25 bis 30 in zwangloser Folge erscheinende Bände umfassen soll, die zusammen das ganze Gebiet der inneren und äußeren Kirchengeschichte behandeln werden, von denen aber jeder ein in sich abgeschlossenes Ganzes darstellen soll. Dabei soll das ganze Unternehmen nicht etwa der Popularisirung der Wissenschaft, sondern den Zwecken des wissenschaftlichen Studiums dienen und dem gegenwärtigen Stande der Wissenschaft entsprechen.

Das Buch von Allard eröffnet das Unternehmen (von dem gleichzeitig auch eine Geschichte der altchristlichen griechischen Literatur von P. Batiffol erschien) in sehr gediegener Weise. Als Verfasser einer bekannten fünfbändigen Geschichte der Christenverfolgungen[2]) war Allard gewiß ein berufener

---

1) Le Christianisme et l'Empire romain de Néron à Théodose par Paul Allard. Paris, V. Lecoffre. 1897. XII u. 307 S. 8°.

2) Histoire des persécutions pendant les deux premiers siècles, Paris 1884; 2. éd. 1892. — Histoire des persécutions pendant

Bearbeiter für diesen Punkt des Programmes. Dabei ist aber das neue Buch, auch soweit es sich inhaltlich mit der „Geschichte der Verfolgungen" deckt, keineswegs nur ein Auszug aus diesem Werke, sondern gibt eine neue, selbständige Darstellung des Gegenstandes. In seiner knappen Form will das Buch das Studium ausführlicherer Werke und besonders das Studium der alten Quellen nicht überflüssig machen, sondern dem Studierenden eine solche Einführung in die Sache geben, die zugleich zum Studium der Quellen anregt und anleitet; deßhalb wird auch überall in den Noten auf die Quellen hingewiesen. Das Ganze ist in acht Kapiteln mit jeweils mehreren Paragraphen übersichtlich gegliedert: I. Die Christen und die Kaiser des 1. Jahrhunderts (S. 1—27); II. Das Christenthum und das Reich im Zeitalter der Antoninen (S. 29—65); III. Die Kirche und der Staat im 3. Jahrhundert (S. 67 bis 118); IV. Die letzte Verfolgung; das Mailänder Edikt (S. 119—153); V. Die religiöse Politik Konstantin's und seiner Söhne (S. 155—193); VI. Die heidnische Reaktion: Julian (S. 195—236); VII. Der Uebergang: Valentinian, Valens, Gratian (S. 237—260); VIII. Der christliche Staat: Theodosius (S. 261—287).

Die Geschichte der Beziehungen der Kirche zum römischen Staate wird also durch die Zeiten der Verfolgung hindurch bis dahin fortgeführt, wo der durch Konstantin angebahnte Umschwung, trotz der kurzen heidnischen Reaktion unter Julian, und trotz der wüsten Katholikenverfolgungen unter den arianischen Kaisern, unter Theodosius zu seinem Abschlusse gelangte. In der Darstellung selbst, die sich der strengsten Objektivität befleißigt,[1] war bei dem knapp zubemessenen Raum natürlich

la première moitié du troisième siècle (Septime Sévère, Maximin, Dèce), Paris 1886; 2. éd. 1894. — Les dernières persécutions du troisième siècle, Paris 1887. — La persécution de Dioclétien et le triomphe de l'Eglise. 2 Bände, Paris 1890.

1) „On reconnaîtra aussi, je l'espère", bemerkt der Verfasser in der Vorrede, „que dans ce livre, écrit par un chrétien, les ombres et les lumières ont été distribuées sans haine et sans

eine Beschränkung auf die Hauptsachen geboten; die Grundzüge der historischen Entwicklung aber treten an der Hand der Thatsachen scharf und bestimmt hervor. Von einzelnen Thatsachen werden solche näher betrachtet, durch welche die Politik der einzelnen Kaiser gegenüber den Christen eine charakteristische Beleuchtung erfährt. Einzelne controverse Punkte konnten dabei natürlich nicht eingehender erörtert werden; es mußte hier genügen, auf abweichende Ansichten, besonders mit Rücksicht auf die neueste Literatur, in Anmerkungen hinzuweisen; im Uebrigen konnte der Verfasser für die Geschichte der drei ersten Jahrhunderte zu weiterer Begründung der gegebenen Darstellung im Allgemeinen auf sein großes Werk zurückverweisen. — Das Buch scheint inzwischen in Frankreich schon den verdienten äußeren Erfolg gehabt zu haben, da, wie ich aus dem Literarischen Handweiser (1899, Nr. 709 und 710, Sp. 145) sehe, in kurzer Zeit schon eine (mir nicht vorliegende) 3. Aufl. erschienen ist (Paris 1898), durch einen Anhang vermehrt, in welchem „die wichtigsten Stellen der alten Schriftsteller über die Beziehungen der römischen Kaiser zu den ersten Christen zusammengetragen" sind.

München. Dr. F. Lauchert.

complaisance, et qu'aucune page ne s'écarte de la plus rigoureuse impartialité historique. L'auteur n'a pas essayé d'imposer ou même de formuler les conclusions qui étaient dans sa pensée. Si l'apologétique a le droit de s'appuyer sur l'histoire, où elle trouve parfois son fondement le plus solide, l'histoire, elle, n'a pas à faire d'apologétique. C'est aux faits seuls à parler. s'il en sort des conclusions, c'est au lecteur à les tirer seul".

LXX.

P. Marcus von Aviano.

Unter den gegenwärtigen Dichtern Tirols hat der Name des „Bruder Norbert“ schon lange einen guten Klang. Wiederholt hat sich P. Norbert Stock Ord. Cap. aber auch auf das historische Gebiet begeben, und wir verdanken ihm auf demselben mehrere Publikationen, von denen die jüngste auch die umfangreichste ist. Sie führt den ihrem volksthümlichen Zweck entsprechenden Titel: „P. Marcus von Aviano, Priester und Missionär aus dem Kapuzinerorden. Ein Schutzgeist an Oesterreichs Kaiserthrone. Zur 200 jährigen Säcularfeier seines Todes († 1699)“. Druck und Verlag bei A. Weger, Brixen a. E.

Ist es mit der Erinnerungsfeier an jene Ereignisse, durch die Oesterreich in den Türkenkriegen thatsächlich in sein Heldenzeitalter eintrat, schon an sich sehr mager hergegangen, so wurde dabei der Kapuzinerpater Marcus von Aviano fast ganz übersehen, und erst, als dem um die Vertheidigung Wiens (1683) so hoch verdienten Bürgermeister Liebenberg ein Denkmal gesetzt wurde, erinnerte man sich auch wieder an den päpstlichen Gesandten, den Kapuzinerpater Marcus v. Aviano, der dann allerdings auch durch ein Monument in der Kapuzinerkirche in Wien geehrt wurde, bei dessen Enthüllung am 17. November 1891 bezeichnender Weise die damalige Stadtvertretung von Wien durch ihre Abwesenheit glänzte.[1])

---

1) Ueber Marco d'Aviano und die von Onno Klopp herausgegebene Correspondenz des berühmten Kapuziners mit Kaiser

P. Marcus v. Aviano verdient den doppelten Ehrentitel, den P. Norbert Stock, sein Ordensbruder, ihm beilegt, als Missionär und als Schutzgeist an Oesterreichs Kaiserthrone, mit vollem Rechte. Nur von den größten Glaubenspredigern läßt sich eine ähnliche Wirksamkeit nachweisen, wie dies bei M. v. A. der Fall ist. Sein Arbeitsfeld auf dem Gebiete der Seelenrettung ist nicht national begrenzt, sondern so recht eigentlich international; er prediget überall in Oberitalien, in Tirol, Bayern, Salzburg und in den österreichischen Ländern an der Donau; aber auch Frankreich, Belgien und Westfalen werden von ihm besucht, ja selbst Spanien erscheint seiner Wirksamkeit nahe gerückt, die überall die herrlichsten Früchte bringt. M. v. A. richtet seine Hauptthätigkeit auf die Erschütterung des innern Menschen, Reue und ernste Abkehr von der Sünde ist es, was er vor allem anderen anstrebt; davon hängt auch die wunderbare Wirkung seines Segens ab, den er zur bestimmten Zeit auf weite Entfernungen hin ertheilt. Fast überall ist sein Auftreten auch von wunderbaren Heilungen begleitet, von denen nicht etwa sagenhafte Berichte, sondern unter Eid aufgenommene Aussagen Kunde geben, wie N. St. solche wiederholt anführt. Wie groß das Ansehen und die Wirksamkeit des P. Marcus gewesen sei, geht aus dem hervor, daß die Protestanten in Regensburg ihm den Eintritt in die Stadt unmöglich machen wollten und die in Nürnberg völlig in Furcht geriethen bei dem Gedanken, daß M. im Vorbeireisen die Stadt besuchen könnte. Der Biograph erzählt mehrere Fälle, in denen die nichtkatholischen Geistlichen den Ihrigen den Besuch der Predigten des P. M. strengstens, ja bei Ausschluß aus der Kirchengemeinschaft untersagten, ohne damit etwas anderes auszurichten, als daß sie schließlich selbst von der allgemeinen Strömung fortgerissen Zuhörer des Mönches wurden, dessen Worten oft mehrere Zehntausend lauschten. Und dennoch vermochte P. M. nicht allen, die ihn hören wollten,

---

Leopold I. brachten die Histor.-polit. Blätter im Jahre 1888 eingehende Artikel: Bd. 102, S. 176—200, 287—301 und 553—573. D. Red.

zu genügen, selbst wenn er öfters an einem Tage und auf öffentlichen Plätzen, nicht in geschlossenen Räumen predigte. Allenthalben erscholl der Ruf von dem heiligen Mönche und führte ihm Tausende von Zuhörern und Bewunderern zu. Wie groß die Begeisterung für den armen Kapuzinerpater, der trotz der lockendsten Anerbietungen immer am liebsten in der einsamen Klosterzelle sich aufhielt und bei den größten Lobpreisungen nur die Worte des Psalmisten im Munde führte: Solum mihi superest sepulcrum, war, geht daraus hervor, daß der Andrang zu ihm so stark wurde, daß ihm nicht bloß wie zufällig die Kutte stückweise vom Leibe gerissen wurde, sondern daß auch eine starke Militärwache nicht hinreichte, ihn vor derartigen Liebes- und Vertrauensinsulten zu schützen.

Obwohl P. M. nach seinem Geburtsorte der Republik Venedig angehörte, so war doch ein sehr großer Theil seiner Thätigkeit dem Wohle des Kaisers Leopold I. und der habsburgischen Länder gewidmet, ja als päpstlicher Legat hat er mehr als einmal entscheidend in den Gang der Ereignisse eingegriffen. Die erste Zusammenkunft zwischen dem Kaiser und dem P. M. erfolgte anfangs August 1680 in Linz. Bereits ging P. M. ein solcher Ruf der Heiligkeit voraus, daß der Kaiser ihm gegenüber jede Art von Hofetikette aufhob und ihn und seine Verwandten mit Gnadenerweisungen überhäufen wollte, was aber P. M. durchaus zurückwies. Seit dieser ersten Zusammenkunft bestand ein so inniges Verhältniß zwischen dem Kaiser und P. M., daß ersterer kaum noch einen wichtigen Schritt unternahm, ohne das Gutachten des letzteren eingeholt zu haben. In den bedeutungsvollsten politischen und militärischen Angelegenheiten sowie in jenen, die sich auf den engeren Kreis des kaiserlichen Hauses bezogen, hatte P. M. stets ein gewichtiges Wort mitzusprechen. P. M. war es, der hauptsächlich so zur Eile drängte, daß der Entsatz und damit die Rettung Wiens 10 Tage früher erfolgte, als dies früher in den Plänen der Heerführer gelegen war.

Es mag sich jetzt noch so sonderbar ausnehmen, der einfache Kapuziner hat im Kriegsrath oft eine Rolle gespielt und einen Einfluß ausgeübt, der sich mit dem des Oberbefehls-

habers messen konnte; freilich ist er mit seinen Anschauungen nicht überall durchgedrungen; aber immer hatte er ein offenes Auge für die Schäden, die sich im kaiserlichen Heere in Ungarn bemerklich machten, und er hat es auch nie unterlassen, in der offensten Weise, wie dies sonst niemand wagte, dem Kaiser Vorstellungen zu machen. Wie hauptsächlich durch ihn bei dem Entsatz von Wien das drohende Zerwürfniß zwischen Leopold und Sobieski verhindert, letzterer für die „heilige Liga" gewonnen und dabei festgehalten wurde, so war es auch P. M., der den Kaiser auf die verfehlten Maßregeln bei der Aufstellung der Heere aufmerksam machte, ihm dringend rieth, dieselben schon im Mai marschbereit zu machen, bei der Auswahl der Commandanten möglichst vorsichtig zu sein und namentlich der „Langsamkeit als der Hauptquelle aller Uebel" entgegen zu treten. Wiederholt machte er dem Kaiser wegen seiner Zaghaftigkeit und seines Wankelmuthes Vorwürfe, und nur ein so unabhängiger und doch so aufrichtig ergebener Berather konnte sich gegen den Kaiser die Worte erlauben: „Ew. kaiserliche Majestät werden sich selber, Ihrem Erzhause und der gesammten Christenheit eine große Wohlthat erweisen, wenn Sie ein absolutes unabänderliches: So will ich! sprechen. Dadurch werden Sie bewirken, daß dasjenige erfolgt, was in so vielen Jahren, während deren ich es eingeschärft habe, nicht erfolgt ist. Möge Gott geben, daß es so geschehe" (S 324). Leopold I. aber wurde nie ein Ludwig XIV.

Diese treue Hingebung an den Kaiser und sein Haus verleugnete P. M. auch dem Papste gegenüber nicht, als dieser durch ihn Leopold zu einem nur Ludwig XIV. günstigen Frieden zu bewegen versuchte. Dafür hing aber auch der Kaiser mit der Kaiserin ganz an P. M. und setzte in ihn ein so unbedingtes Vertrauen, daß er ihn stets an seiner Seite haben wollte und nur sehr ungern von sich ließ, wenn der Ruf der Ordensobern den Pater anderswohin bestimmte. Wohl keinen seiner Räthe hat der Kaiser schwerer verloren als P. M., der am 13. August 1699 im Kapuzinerkloster in Wien nach langer Krankheit in Gegenwart des Kaisers und der Kaiserin verschied.

P. Norbert Stock hat nicht daran gedacht etwa ein sogen.

„epochemachendes" Werk zu schreiben; es sollte seine Arbeit, wie er selbst in der Vorrede sagt, nur „ein kleines Schärflein beitragen zur theilweisen Tilgung der ungeheuren Dankesschuld, welche die abendländische Christenheit, und vor allem Oesterreich, an P. Marcus abzutragen haben", und kann sein Büchlein, wie er ebenfalls selbst sagt (XIV), „auf Vollständigkeit keineswegs Anspruch machen". Ich finde darum die sehr abfällige Kritik, welche Dr. Karl Weiß im Allgem. Literaturblatt VIII. 452/3 darüber fällt, nicht ganz berechtiget, zumal wenn man erwägt, wie schwer in einem kleinen Städtchen größere oder seltenere literarische Werke zu erlangen sind, und dem P. Norbert reiche ungedruckte Quellen, die ihm als Ordensbruder des P. Marcus doch leicht zugänglich sein sollten, thatsächlich verschlossen gehalten wurden. Andererseits sind aber auch dem Verfasser so manche Versehen passirt, die wohl vermieden worden wären, wenn er sich nicht mit der Herausgabe so sehr beeilt hätte.[1])

Wer in N. Stocks Arbeit, wie dies von ihm beabsichtigt war, eine hauptsächlich compilatorische, nicht aber eine streng quellenkritische Leistung erkennt, wird das Buch auch aus dem Grunde wohlwollend begrüßen, weil über P. Marcus d'Aviano bisher noch wenig unter das „Volk" gedrungen ist; und für dieses ist das Werk des P. N. Stock hauptsächlich berechnet.

Brixen. H. Ammann.

1) So ist S. 43 der Regierungsantritt Leopold I. auf 1668 statt 1658 angegeben, S. 154 die Schlacht bei St. Gotthart 1644 statt 1664, S. 108 ff wird des Erzbischofes von Augsburg gedacht, S. 117 ist die Rede vom „König" und der „Königin" in Turin, 283/8 erscheint Jacob II. von England als Bruder Ludwigs XIV.

LXXI.

Rodbertus.

Einer der bedeutendsten Theoretiker und Historiker der Volkswirthschaft ist der verhältnißmäßig wenig bekannte Rodbertus.[1]) Er war zugleich Theoretiker und Historiker; beide Thätigkeiten waren aber nicht getrennt von einander, sie durchdrangen sich aufs innigste; denn neben Roscher und Hildebrand gehörte er zu den Begründern der geschichtlichen Nationalökonomie. Aber viel weniger als diese beschränkte er sich darauf, aus der Geschichte Gesetze abzuleiten, er war viel weniger fatalistisch und quietistisch, als diese; er wollte nicht blos Gesetze, sondern auch Lehren aus der Geschichte schöpfen und erkennen, wie man es machen und nicht machen soll. Der Geschichte stellte er also praktische Zwecke und Aufgaben, und zu diesem Zwecke studirte er und zwar in gründlicher Weise die römische Wirthschaftsgeschichte und wirkte hier bahnbrechend. Das Mittelalter kannte er wenig oder gar nicht, es war noch wenig aufgehellt, daher erklären sich auch manche Einseitigkeiten und Vorurtheile.

Die gesammte Wirthschaftsgeschichte zerfällt nach

---

1) S. Rodbertus von Karl Jentsch. Stuttgart, Frommann-Hauff 1899. Es ist ein Verdienst von Jentsch, die Anschauung des Mannes der Allgemeinheit zugänglich gemacht zu haben.

ihm in drei große Perioden, in das Alterthum, in die Neuzeit und die Zukunft; im Alterthum herrschte die Hauswirthschaft, in der Neuzeit die Kapitalwirthschaft und in der Zukunft wird der Socialismus herrschen — das Mittelalter fehlt also vollständig.

Die antike Wirthschaft wird nach ihm gekennzeichnet durch das System des Oikos, sie war Hauswirthschaft. In der Hauswirthschaft, der kleinere oder größere Sklavenschaaren zu Gebot standen, lag alles beisammen: Urproduktion und Fabrikation, Ackerbau und Gewerbe; das freie Gewerbe und der Handel war sehr gering. Diese Anschauung vom Alterthum, wie sie in neuerer Zeit auch durch Bücher vertreten wird, wurde freilich stark bestritten, aber unserer Anschauung nach steht sie doch im Allgemeinen auf richtiger Grundlage.

Während im Alterthum im Allgemeinen die Hauswirthschaft bestand, trennte sich nach Rodbertus im Mittelalter Urproduktion und Fabrikation, Kapital und Arbeit. Die Scheidung hat in der heutigen Wirthschaft ihren Höhepunkt erreicht und ist zu einem Punkte angelangt, von wo aus weitere Aenderungen nothwendig werden. Die Scheidung von Kapital und Arbeit ist das Unglück unserer Zeit. Während die Arbeit allein Kapital schafft, wird sie um ihren entsprechenden Lohn betrogen. Kapitalzins, Unternehmergewinn, Grundrente nehmen das Beste weg. Während die Produktivität überall zunimmt, nimmt der Arbeitslohn nicht gleichmäßig zu, in Folge dessen nimmt die Kaufkraft des Volkes in gleichem Maße ab, wie die Waarenmenge zunimmt. Dadurch entstehen Handelskrisen, Absatzstockungen. Carlyle erklärte einmal die Welt für verhext, worin sich die Leineweber deßwegen keine Hemden kaufen können, weil die Fabrikanten zu viel unverkäufliche Leinwand liegen haben. Rodbertus erklärte die Ursache dieser scheinbaren Verhexung. Als Ursache der Nothstände stellte er den Kapitalismus hin; der Kapitalismus, das Kapitaleigenthum gewähre den Besitzenden die Macht, die arbeitenden

Klassen auszunützen; unser heutiges Geldsystem begünstigt die besitzenden Klassen gegenüber den erwerbenden. Deßhalb war Rodbertus für billiges Geld, für Zettelbanken und bei der Landwirthschaft für unkündbare Hypotheken, für die Rentenschuld.

Eine endgiltige Lösung der Gegenwartsnöthen sieht Rodbertus in einer socialistischen Zukunftswirthschaft. In der Zukunftswirthschaft wird der Boden und das Kapital in den Gemeinbesitz zurückgeführt werden. Boden und Kapital wird Eigenthum der Gesellschaft, das Privateigenthum wird dadurch nicht aufgehoben und die Freiheit nicht beschränkt. Im Gegentheil meint Rodbertus, der Communismus verwirkliche nicht blos die Gleichheit, sondern auch die Freiheit, Communismus natürlich nur in beschränktem Sinne gedacht.[1]) Denn der Communismus schaffe dem Einzelnen Glück und Wohlstand; ein Hinweis auf den Communismus der christlichen Urgemeinden in Jerusalem fehlt dabei nicht.

Diese Anschauung des bedeutenden Forschers ist offenbar eine Utopie. Wir können allerdings noch nicht voraussehen, wie weit sich der Socialismus umgestalten wird; daß die Gesellschaft socialistischer wird, ist wohl vorauszusetzen. Wie Jentsch in der Biographie des Mannes auseinander setzt, sind seit seinem Tode in dieser Richtung bedeutende Schritte vorwärts geschehen. Die Rentengesetzgebung, die Miquel'sche Steuergesetzgebung u. a. entspricht ganz den Vorschlägen des Mannes; auch der Antrag Kanitz wäre ein bedeutender Schritt gewesen. Irrig aber ist die Voraussetzung, daß die Staaten sich zu immer höheren Formen entwickeln. Das Darwin'sche Entwicklungsprincip läßt sich, wenn es überhaupt Berechtigung hat, jedenfalls auf die Menschheitsgeschichte nicht anwenden, wie Jentsch richtig hervorhebt.

Rodbertus näherte sich in den letzten Jahren sehr den

1) Vgl. zu dieser Frage unsere Bemerkungen im 7. Heft dieser Blätter, 124. Bd., S. 500.

Socialdemokraten, obwohl er monarchisch dachte;[1]) seinem Ideale hätte die heutige nationalsociale Partei Naumanns entsprochen. Der Atheismus und Republikanismus war nicht seine Sache. Jentsch bedauert es, daß die Socialdemokratie sich einseitig Marx zu ihrem Führer erkor. Rodbertus, meint er, wäre ein viel besserer Führer gewesen, er habe das Wesen des Kapitals viel besser erkannt als Marx. Auf seinem Standpunkt hätten die Socialdemokraten ihre Forderungen viel besser begründen können, sie hätten die sittlich religiöse Grundlage der Gerechtigkeit gefunden. Dieser fromme Wunsch bleibt natürlich frommer Wunsch, die Arbeiter wollen radikale Führer, die Nationalsocialen machen keinen Eindruck auf sie.

Rodbertus ist ein Muster der Klarheit, er löst die nationalökonomischen Schwierigkeiten mit Leichtigkeit. Gleicher Gewandtheit erfreut sich sein neuester Biograph Jentsch, dessen Buch wir bei der obigen Darstellung zu Grund legten. Das Buch ist sehr angenehm zu lesen und bietet das, was Rodbertus in weitzerstreuten Aufsätzen auseinandersetzt, in gedrängter Kürze. Es ist eine anregende und belehrende Darstellung, die uns hier geboten wird.

G.

1) Nebenbei bemerkt war einer seiner intimsten Freunde Rudolph Meyer, der zeitweilig auch an diesen Blättern mitarbeitete. Wie Rodbertus ging es auch Meyer; er flüchtete sich in den letzten Jahren vielfach in socialdemokratische Organe.

LXXII.

Volkswirthschaftliche Geschichtswende.

(Schluß.)

Der Freihandel mit allen daran hängenden wirthschaftlichen Freiheiten, welche die Gebundenheit des Bodens, die Zunft- und Zollschranken beseitigten, erschien den unternehmenden Leuten in der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts in der That wie eine Befreiung. Sie allein machten erst die Ausnützung des Maschinenbetriebes durch einzelne Unternehmer möglich. Sie befreiten diese von der Verantwortung und Abhängigkeit, welche z. B. auch die alten Bergordnungen zu Gunsten des Gemeinwesens und der Arbeiter ihnen auferlegten. Nach Befreiung von diesem und anderem Zwange hoben sich die bergbaulichen Erzeugungsmengen zu einer ungeahnten Höhe. Erst später erreichten dabei die Lebensverhältnisse der Bergarbeiter einen ebenso unerhörten Tiefstand. Deren himmelschreiende Verelendung wurde dann um die Mitte des Jahrhunderts für England ebenso sprichwörtlich, wie für den Continent die der schlesischen Weber. Diesseits wie jenseits des Canals zeigte sich allmählich die Kehrseite der Bergfreiheit und Gewerbefreiheit, der Raubbau in allen Zweigen des wirthschaftlichen Lebens, auch im Gewerbe und Handel. Aber anfangs ging es dabei doch hoch her. Man sah nur die zahlreichen Emporgekommenen, nur die eröffnete Möglichkeit, auch selbst emporzukommen. Es

konnte dies geschehen weit über die Grenze, welche bisher die Gebundenheit an die Scholle, der Zunftzwang, das Privilegium in all seinen Formen gleich tausendfachen Zwischenzolllinien des Verkehrs mit sich gebracht hatte. Schon die Freizügigkeit dagegen ist sehr lustig, bis die Noth an Arbeitern den verlassenen Landmann stutzig macht. Die Freitheilbarkeit erscheint ihm dann noch wie ein Trost und eine Erlösung, wenn er trotz der Verarmung sich eine Weile fortfristen kann durch Verpfändung und Verkauf von einem Stück Boden nach dem andern. Gleichzeitig freut sich der emporkommende Nachbar, sein Gut arrondiren oder durch Aufkauf und Parcellirung sich bereichern zu können. Auch daß die jüngeren Geschwister ihre Erbtheile herausfordern können, ist ihnen willkommen. Dazu die Erleichterung des Credites! Das baare Geld in der Hand ergötzt Jung und Alt und besonders die Heirathslustigen. So hat jede dieser Freiheiten und Gleichheiten etwas Bestechendes; und es sind alsbald nicht blos die Professoren, Legisten und Literaten im Dienste Englands, sondern auch die strebsamen Bürger, die intelligenten Landwirthe, die weit ausblickenden Geschäftsleute, unzählige Leute, welche hoffen, schnell reich zu werden; kurz es sind alle bürgerlichen Kreise begeisterte Anhänger des Manchestersystems.

Es hatte sich im Laufe des jetzt zu Ende gehenden Jahrhunderts Generation um Generation in den Individualismus so hineingelebt, daß die Neuzeit gar nicht mehr begreifen konnte, wie man ehemals die Gebundenheit des Bodens, Zunftzwang und all die Gewerbepolizei und Zöllnerei an jedem Stadtthor und jedem Mauthschranken hatte ertragen können.

In neuester Zeit freilich kann man die Schäden nicht mehr läugnen, welche die ersatzlose Befreiung von diesen Dingen mit sich brachte. So sucht und findet die Gegenwart Arbeiterschutz und Coalitionsrecht als einstweilige Auskunftsmittel, Gewerbeaktionen und Subventionen für allerlei

gemeinnützige und humanitäre Zwecke, und als schon weitergehende, tiefer einschneidende Maßregeln (nach dem Beispiele der Posten und Telegraphen und anderer Monopolbetriebe) Verstaatlichungen und Verländerungen der Eisenbahnen und Betrieb der Stadtbeleuchtung (wie schon früher der -Reinigung) in eigener Regie der Gemeinden. So befreundet sich bereits der jüngste Nachwuchs immer mehr mit dem Gedanken, daß der Staat (das Gemeinwesen) nicht nur als allgemeiner Versicherer, sondern auch ganz unmittelbar als allgemeiner Arbeitgeber den Uebeln der schrankenlosen Geldmacherei der Privatunternehmer und Privatspekulanten ein Ende machen soll. Noch kämpft der theoretische Individualismus mit der neuesten Wissenschaft des Socialismus; aber er ist längst in der Defensive — und die heutige Defensivmaßregel des Kapitalismus, so zu sagen die letzte Karte im Spiel, sind die Zukunftsbahnen in Asien und Afrika.

So ist, von welchem Anfangspunkte die Betrachtung der wirthschaftlichen Dinge auch ausgehen möge, das Ende immer die Erkenntniß, daß wir vor einer großen Zeitenwende stehen, so zu sagen vor der entscheidenden Schlacht, welche über die Zukunft der menschlichen Cultur (auch nach ihrer materiellen Seite hin) entscheiden soll.

* * *

Fassen wir nun also, um wo möglich zu einer neuen fruchtbaren Erkenntniß, zu einem zielführenden Entschlusse zu kommen, die bisherigen Erörterungen zusammen.

Wir haben hingewiesen auf die überwältigende Concurrenz, welche den Unternehmern sowie den Arbeitern der modernen Culturstaaten droht nach Wiedererschließung des dichtbevölkerten Innerasien und der tropisch überwuchernden Naturschätze bei gleichzeitigem Erwachen der wilden Völkerschaften des schwarzen Erdtheiles.

Wir haben als wünschenswerth erklärt das Studium

sozusagen einer vergleichenden Anatomie der bisherigen
politik unserer modernen Culturstaaten.

Wir haben gekennzeichnet die anfangs befreiend
verwirrenden Folgen des Manchester-Systems; denn
führe zu einer Art Anarchie hinsichtlich der Person
das dem Zufalle überlassene Auswanderungswesen,
lich der Waaren zu einem chronische Handelskri
herbeiführenden Export und Import.

Und wir haben angedeutet die schließliche Ent
der bürgerlichen Kreise über den Individualismus,
zweifelhafte Hoffnung der Arbeiterkreise auf den Soc

Wir wollen nun auf Grund dieser Betracht
Vergangenheit und Gegenwart des menschheitliche
schaftslebens wegweisende Schlüsse ziehen auf das
nächste Zukunft zu empfehlende Verhalten.

Gegen die unter der Herrschaft des Freihandel
immer wiederkehrenden großen Krisen und gegen d
falls nur zu deutlich erkannte Unsicherheit der
wirthschaftlichen Einzelexistenz wurde zunächst die
gemeinerung des Versicherungswesens anempf

Es klingt sehr plausibel, wenn Lassalle irgendwo
sagt: „Eine einzelne Fabrik, ein einzelnes Geschäft,
Grunde gehen, eine ganze Industrie, ein Geschäftszwe
stehen also die Fabriken (bei Lassalle sind hier die
subventionirten Produktiv-Associationen gemeint) i
gegenseitigen Versicherungsverband, so wird die e
andere zu Grunde gehende von den übrigen noch
und der Schaden gleicht sich aus". Seither ist dieser
stellenweise verwirklicht; aber auf rein kapitalistischem
nämlich durch die bekannten Cartelle Solche V
der Fabrikanten und Syndikate der Großhändler
zunächst zur Abwehr von Verlusten durch Einschränk
Ueberproduktion und der Concurrenz. Sie könne
gemeinschädlich wirken durch weitergehende Verabredu

sichtlich übertrieben hoher Preise, niedriger Arbeitslöhne und hinsichtlich sonstiger spekulativer Zwecke: aber innerhalb gewisser Grenzen und namentlich, wenn der Staat durch Beaufsichtigung solche Mißbräuche hintanhält, können sie eines der Mittel zur Hintanhaltung jener immer wiederkehrenden Krisen sein, welche das Freihandelssystem sonst nothwendig mit sich bringt.

Auch die ursprünglich echt kapitalistische Erfindung der Lebens-, Renten-, Elementarschaden- und Unfallversicherung ist bekanntlich gerade in neuerer Zeit auf die arbeitenden Klassen ausgedehnt worden. Und man spricht nicht nur von einer Versicherung gegen Arbeitslosigkeit, — sondern auch die Strike-Kassen sind bereits, freilich in primitivster Form, Versicherungsfonds dieser Gattung. Das Coalitionsrecht und das Versicherungswesen scheint, und schien besonders anfangs geradezu als das Rettungsmittel gegen alle Gefahren und Schäden des Kapitalismus, als das Universalheilmittel, mittels dessen er die Wunden angeblich selbst heilt, die er (das wird doch schon zugestanden) schlägt.

Gleichfalls unter der bekannten Losung Selbsthilfe wurden die Consum-, Rohstoff- u. Wohnungsvereine gegründet. Ein- und Verkaufsvereine besonders für landwirthschaftliche Produkte und Genossenschaften für gemeinsame Benützung von Maschinen, für Köhrungszwecke, für Bierbrauereien, Zuckerfabriken und Betrieb von Lagerhäusern kamen namentlich in den letzten Jahrzehnten in Aufnahme. Sie wenden dem städtischen kleinen Gewerbsmann, dem Arbeiter und am Lande dem Oekonomen gewisse Vortheile zu sowohl als Consumenten wie auch als Producenten, veranlassen ihn zum Sparen und vermitteln den Personal- und kleinen Geschäftskredit. Ihre Zahl und ihr Geschäftsumsatz ist sehr groß und sie bilden so zu sagen eine Welt für sich. Mit der Kritik, welche Lassalle den Schultze-Delitzsch'schen Vereinen entgegensetzte, hat bekanntlich in Deutschland die Socialdemokratie ihren Feldzug begonnen und dabei wurde

zum erstenmale der Ruf nach Staatshilfe (zunächst
Produktivassociationen) laut. Die Politik hat sich in
diese Dinge sehr eingemischt und sie benützt als Mittel
Zwecke für diese oder jene Partei; so war die Selbsth
Bewegung in Deutschland ein Mittel zur Propaganda
die Nationalliberalen. Und die neueren landwirthschaftli
Wirthschaftsgenossenschaften daselbst verdanken
Entstehen großentheils den vom Staate, Lande (Prov
oder Gemeinde erwirkten Subventionen, sowie der (
von Geistlichen) gewährten unentgeltlichen Dienstleist
Weiterblickende verlangen nun, daß nicht eine Partei
Staate, sondern der Staat selbst (beziehungsweise
Gemeinwesen) die Unterstützung dieser Vereine auf
nehme, also abermals den Grundsätzen der Manchesterth
schnurstracks entgegen handle. Und man darf auch nicht
gessen, daß durch die staatliche Begünstigung und di
Geldunterstützung solcher städtischen wie ländlichen Ve
der Zwischenhandel, also ein großer Zweig des Han
standes zum Theil überflüssig gemacht wird. Es sind
kanntlich besonders die Agrarier, welche den Staat in
Richtung drängen.

* * *

Sehr zu unterscheiden von diesen städtischen und l
lichen Wirthschaftsgenossenschaften sind die Berufsgenos
schaften. Bei ihnen handelt es sich nicht um direkte
sparungs- oder Erwerbszwecke, sondern um Berufsehre
Berufsbildung, also ursprünglich um ideale Zwecke; fre
wirkt auch die Förderung dieser auf die erhöhte Erwe
fähigkeit der Berufsangehörigen, und es werden gesel
Freuden und materielle Vortheile gleichsam als Lockspe
in den berufsgenossenschaftlichen Wirkungskreis mit
bezogen; eigentlich ist aber die Stellenvermittlung
damit verbunden eine Art Berufspolizei der zumeist
Vergessenheit gerathene Hauptzweck wie einst der Zün

und Innungen so künftig dieser Fachgenossenschaften, Gewerkverbände, Arbeitersyndikate, und wie sie alle heißen.

Wieder ist es der Staat, der hier angerufen wird, die Zwecke dieser Verbände im Gesetzgebungswege und dadurch zu fördern, daß er gewisse kostspielige Veranstaltungen, namentlich eine wegweisende Agrar-, Gewerbe- und Arbeiterstatistik besorge. Der Manchesterstaat hat bekanntlich gerade hinsichtlich der Information der Industrie die meisten Dienste erwiesen. Die englischen Blaubücher sind ein klassisches Zeugniß dafür. Die Forderung, daß er nun auch für andere Berufsphären Statistik treibe, ist also selbst von seinem Standpunkte aus nicht abzulehnen.

Dagegen ist den Grundsätzen des Freihandelsstaates direkt widersprechend der Ruf nach obligatorischen Berufsgenossenschaften; und gerade diesen Ruf erhebt sowohl die immer zielbewußter auftretende agrarische und Gewerbe-Bewegung, als auch, freilich in anderer Weise, die Arbeiterpartei. Letztere übt bereits durch Boykott und noch handgreiflichere Mittel direkten Zwang aus zum Anschluß der Arbeiter an die Arbeitersyndikate, Gewerkschaften, Trades Unions, Ritter der Arbeit und sonstige Verbände, welche in England, Frankreich, Amerika und anderen Culturstaaten unter obigen und sonstigen Bezeichnungen gleichsam im Namen des Zukunftsstaates auftreten. Auch der gegenwärtige Staat hat aber stellenweise in der Agrar- und Gewerbegesetzgebung bereits Zwangsgenossenschaften eingeführt. Und es schwankt also gerade auf diesem Gebiete die Gegenwart schon sehr lebhaft zwischen manchesterlicher Freiheit und der Rückkehr zu jenen verpönten „Staaten im Staate“, als welche die Zünfte und Innungen, Magistrate, Landstände und privilegirten Corporationen einst in der That wirkten, und dann vom modernen Einheitsstaat beseitigt wurden.

Hier eben steht der Staat am Scheidewege. Noch mehr als die schon erwähnte Verstaatlichung, Verländerung, Communalisirung von Eisenbahnen Versicherungsanstalten, Gas-

und Elektricitätsanlagen und sonstigem Geschäftsbetrieb durch staatliche, landständische oder groß- und kleinstädtische Gemeinwesen ist diese staatliche Nöthigung von Personen gleichen Berufes zu einer Genossenschaft, im Widerspruch mit der von Lassalle seiner Zeit recht treffend sogenannten Nachtwächteridee des modernen Rechtsstaates. Mit all diesen Verstaatlichungen und Genossenschaftsbewegungen sind wir bereits auf dem Wege vom individualistischen Staate zum Socialstaat, welcher dabei freilich nicht der socialistische Staat sein muß. War ja auch der manchesterliche Staat nur ein theoretischer Typus, der niemals und nirgends voll zur Durchführung kam. Auch mit dem Socialismus wird es höchst wahrscheinlich so kommen; die Menschen werden sich die selbständige Initiative auf wirthschaftlichem Gebiete niemals ganz entreißen lassen, sich der socialistischen Schablone ebensowenig ausnahmslos fügen, wie der manchesterlichen.

Und die Staatsgewalt wird, je mehr sie sich der socialistischen Tendenz nähert, desto mehr auch vom Internationalismus sich entfernen. Denn alle jene Staats-, Landes- und Gemeindebetriebe, die Ueberwachung und Förderung der Wirthschafts- und Berufsgenossenschaften, selbst die bloße Registrirung und statistische Erfassung der bestehenden Absatzverhältnisse und Arbeitsgelegenheiten setzt bestimmte bleibende Staats-, Landes- und Gemeindegrenzen voraus. Die durch die neuen Staatszwecke bedingten neuen Verwaltungsgeschäfte können nur innerhalb solcher gegen Störung von außen möglichst geschützter Territorien besorgt werden. Und da die Verschiedenheit dieser Gebiete eine verschiedene Behandlungsweise erfordert, auch das Selbstbestimmungsrecht und der eigene Wirkungskreis all dieser Instanzen gegen Competenzkonflikte und Schwerfälligkeiten geschützt sein muß, so wird auch der Centralismus in der Verwaltung zurückweichen müssen. Es wird eine Decentralisation und zur Bestimmung nur der allgemeinen Grundsätze und Besorgung wirklich gemeinsamer Angelegen-

heiten eine Föderalisirung eintreten müssen. Kurz es wird die sich umgestaltende Socialordnung eine politische Umgestaltung, Aenderungen in den Staatsverwaltungen und Staatsverfassungen nothwendig mit sich bringen.

In weiterer Folge müssen dann auch die internationalen Beziehungen der Staaten zu einander sich lockern. Es wird die durch den Freihandel, beziehungsweise durch Zollverträge und andere Vereinbarungen zu Gunsten des Nachbars bewilligte Einschränkung des Selbstbestimmungsrechts nicht mehr so willig gewährt werden; und die allen Waaren und auswärtigen Concurrenten geöffnet gewesenen Grenzen werden sich allmählig so viel als möglich wieder schließen.

Dieß ist der voraussichtliche Gang der inneren Ereignisse und äußeren Wandlungen. Und wehe dem Staate, der diesen Zug der Zeit nicht versteht, die Thore nicht rechtzeitig schließt, den Thorschluß versäumt! Wehe ihm, wenn er es nicht versteht, sich im Inneren so einzurichten, daß seine Angehörigen sich innerhalb der eigenen Reichs-, Landes- oder Gemeindegrenzen selbst ernähren. Dieß kann er nur, wenn er durch die innere Organisation der Arbeit verhütet, daß die einheimische und nächstliegende Waare immer unverhältnißmäßig theuerer ist als die fremde, ausländische. Der Schutzzoll allein genügt dafür nicht. Es wird der Verkehr mit auswärtigen Consumenten und Producenten nicht ganz aufhören. Aber die Schaffung von Produktionscentren, in deren Gebiet alles Nöthige billig und gut erhältlich, jede Arbeitskraft auch richtig ausgenützt ist, muß dahin führen, daß nur das wirklich innerhalb dieses Gebietes nicht producirbare importirt, nur der wirkliche Ueberschuß an Eigenproduktion exportirt wird.

Nur der Staat, welcher seine Aufgabe richtig erfaßt, wird seine Bewohner, Consumenten wie Producenten über die Zeitenwende glücklich hinüber führen. Denn diese

besteht in der Erschließung der letzten Reserven der arbeitenden und consumirenden Menschheit; die Bebauung des letzten Fleckchens bewohnbarer Erde, die intensivste Ausbeutung der Naturschätze und physischen Kräfte aller Welttheile ist bevorstehend. Und diese Zeitenwende bedeutet daher, wenn der Staat seine Mission nicht erkennt, die verheerendste Katastrophe der Culturgeschichte, — wenn er sie aber in ihrer ganzen Bedeutung erfaßt und bewältigt, das Millennium, den bevorstehenden Gipfelpunkt des menschlichen Erdenlebens.

R. v. M.

LXXIII.

Dr. Richard von Kralik.

(Aus den „Erinnerungen eines Wieners“.)

Am Ende der achtziger Jahre nannte einer meiner Freunde, welcher in den Kreisen der „liberalen“ Wiener Gesellschaft verkehrte, öfter den Namen Kralik. Den an diesen Namen geknüpften Bemerkungen entnahm ich, daß man dem Träger desselben, einem noch jugendlichen Gelehrten und Literaten, in den genannten Kreisen zwar ein gewisses Maß von Anerkennung nicht versage, jedoch über seine dem sogenannten „Zeitgeist“ vielfach entgegengesetzten Anschauungen bedauernd die Achseln zucke. Aber gerade dieses beanstandete und beherzte „gegen den Strom schwimmen“ erregte mein Interesse und schließlich den Wunsch, Richard Kralik persönlich kennen zu lernen; besonders nachdem ich sein „Kunstbüchlein“ im Jahre 1891 bei meinem Buchhändler unter den neu erschienenen Werken entdeckt, gekauft und gelesen hatte.

Doch die Befürchtung aufdringlich zu erscheinen, hielt mich immer wieder von der Ausführung meines Wunsches zurück und ich begnügte mich, den mir so interessant Gewordenen durch gemeinschaftliche Bekannte grüßen und meiner besonderen Verehrung versichern zu lassen. Mit solchem vermittelten Hin- und Wiedergrüßen war abermals ein Jahr vergangen, da erhielt ich eines Tages eine von Richard Kralik unterzeichnete Einladung in das „Hotel de France", wo am 25. November 1892, in der literarischen Gesellschaft „Iduna" das von Kralik verfaßte Drama „Merlin" zum Vortrag gelangen sollte.

Meiner bisher unbefriedigt gebliebenen Neugierde und Sehnsucht entsprechend, betrat ich als einer der ersten Gäste den Saal und wandte mich an einen beim Eingang stehenden schlichten Mann mit der Frage: „Ist vielleicht Doktor Kralik bereits anwesend?" — worauf mir die überraschende Antwort zutheil wurde: „Ja! der bin ich selbst!"

Unsere im Verlaufe des Abends immer wieder angeknüpften Gespräche brachten uns bald geistig und gemüthlich näher, und nachdem er mich seiner Frau — deren ideale Erscheinung und deklamatorisches Talent ich während des Vortrages des Dramas zu bewundern Gelegenheit fand — vorgestellt hatte, wurde ich von ihnen schon für den nächsten Sonntag zu Tisch geladen. So betrat ich denn am 27. November 1892 zum erstenmal deren mir nun so vertraut gewordenes Heim im Cottage-Viertel Wiens, wo sie mich, umgeben von drei frischen, hoffnungsvollen Knaben, freundlich begrüßten.

Mein von da an ununterbrochener freundschaftlicher Verkehr mit Richard Kralik erfüllte mich mit einer stetig wachsenden Bewunderung seiner vielseitigen Begabung, wie seines umfassenden Wissens auf allen Gebieten der Literatur und Kunst, verbunden mit einer unter solchen Umständen höchst seltenen Bescheidenheit und einer rast- und selbstlosen Thätigkeit im Dienste alles Wahren, Guten und Schönen.

Unter den zahlreichen und vielfachen Früchten seines literarischen Schaffens machte ein „Weihnachtsspiel nach volksthümlichen Ueberlieferungen" auf mich den überraschendsten Eindruck. Nach einem bruchstückweisen, theils gesprochenen, theils gesungenen Vortrage desselben, war ich so ergriffen von der echt volksthümlichen Kraft und Schönheit dieser Dichtung und der sie begleitenden Chorgesänge, daß mich der Gedanke an eine öffentliche Aufführung des Werkes in Wien nicht mehr zur Ruhe kommen ließ. Schon bei der nächsten Sitzung des Direktoriums der Leo-Gesellschaft brachte ich die Sache zur Sprache und endlich auch die Möglichkeit zu Stande, sämmtliche Mitglieder des Direktoriums an einem Tage und zur bestimmten Stunde im Hause Kraliks zu versammeln, um einer ähnlichen Probe wie der obgenannten beizuwohnen. Das Resultat derselben war ein so günstiges, daß trotz der zu überwindenden großen Schwierigkeiten bezüglich einer würdigen öffentlichen Aufführung doch sofort ein Comitee gewählt wurde, um eine solche zu berathen und wennmöglich ins Werk zu setzen. Dank der aufopferungsvollen Thätigkeit sämmtlicher theils leitend, theils schauspielerisch und gesanglich Mitwirkenden gelang das in mehr als einer Beziehung kühne Unternehmen. — Ja, dasselbe hatte sogar einen unerwartet glänzenden Erfolg: dies bestätigte mehr oder minder selbst die liberale Tagespresse.

Richard Kralik war bei dieser Gelegenheit der Leo-Gesellschaft als Mitglied beigetreten und wurde bald darauf in das Direktorium derselben gewählt. Frei von jeder Menschenfurcht, welche so häufig bewirkt, daß die „heiligsten Ueberzeugungen" Vieler nur wie Veilchen im Verborgenen blühen — hat Kralik seitdem die christliche Weltanschauung, die sich logisch in ihm entwickelt hatte, in zahlreichen Schriften, Gedichten und Vorträgen offen und freimüthig vertreten und dieselbe als die Begründerin und eifrigste Förderin unserer so hoch gepriesenen Culturentwicklung nachgewiesen und gefeiert.

Von den mir bekannten Einzelheiten aus dem bisherigen Lebenslaufe meines lieben Freundes will ich hier folgende flüchtig erwähnen:

Doktor Richard Kralik, Ritter von Meyrswalden, wurde geboren am 1. Oktober 1852 in Leonorenhain im Böhmerwald, wo sein Vater Glashüttenbesitzer war. Er studirte am Gymnasium in Linz und an den Universitäten in Wien, Bonn und Berlin. Als „Doktor der beiden Rechte" bereiste er dann Griechenland und Italien, hielt sich längere Zeit in Rom auf und vermählte sich 1883 in Wien, wo er seinen bleibenden Aufenthalt nahm, mit dem ihm durch hervorragende Veranlagung und Bildung geistig verwandten Fräulein Maja von Flattich.

Da er in der angenehmen Lage war auf einen einträglichen Beruf oder ein honorirtes Amt verzichten zu können, so begnügte er sich, seiner eigentlichen Neigung entsprechend, die an nährenden Nutzpflanzen zwar ärmeren, aber dafür an Geist und Gemüth erfreuenden Blumen und Blüthen desto reicheren Gebiete der Sage, Geschichte, Philosophie und Poesie, forschend, sammelnd und mit einer von ihm selbst gezogenen Flora schmückend, zu durchstreifen und zu beherrschen.

Von einer solchen Unabhängigkeit und Freiheit hat aber vielleicht noch Niemand einen edleren und gerechteren Gebrauch gemacht als Richard von Kralik. Sein ethischer Werdegang bietet dabei auch eines jener Beispiele, welche bezeugen, daß ein guter, redlicher Wille, gepaart mit einem rastlosen Streben nach der Wahrheit und ihrer ewigen Quelle, selbst auf scheinbaren Irr- und Umwegen in jenes idealreale Reich gelangt, von dessen Fundament geschrieben steht: „Auf diesen Felsen will ich meine Kirche bauen, und die Pforten der Hölle sollen sie nicht überwältigen!"

Von Kralik's Dichtungen, in welchen, wie in seinen Prosaschriften, die Spuren seines eben erwähnten geistigen Werdegangs allmählich immer deutlicher werden, sei vor allem

erwähnt der im Frühling 1878 in Rom entstandene Cyclus von lyrischen Gedichten, welche der Autor unter dem Titel „Roman“ zusammenfaßte. Diese tragisch abschließende Herzensgeschichte ist schon deshalb interessant, weil die geheimnißvolle Macht, Liebe genannt, die bekanntlich bewirkt, daß selbst dichterisch nur mäßig veranlagte Naturen von ihr erfaßt die bezüglichen Gefühle in Verse kleiden, mit ihrem Thyrsusstab auch in unserem, bis zu jenem Aufenthalt in Rom nur mit den Wissenschaften vertrauten Doktor der beiden Rechte den Born der Dichtung weckte, der fortan so reichlich sprudeln sollte.

Mit diesem „Roman“ betrat Kralik Pfade, die ihn aus den Gehegen der Jurisprudenz endgiltig in die Fluren der Philosophie und Poesie entführten, unter dem besorgten Kopfschütteln aller ihm nahestehenden „praktischen“ Leute.

Von solchen sich vermehrenden und steigenden Zeichen der Mißbilligung begleitet, erschienen, zumeist bei Konegen in Wien, im Verlaufe der Jahre folgende literarische Werke Kraliks:

(1883) „Offenbarung, Epistel“. Eine originelle Paraphrase des Bibelspruches: „Steht nicht geschrieben in eurem Gesetz: Ich habe gesagt, ihr seid Götter!“ (Evang. Johann. X. 3—4). — (1884) Der erwähnte „Roman“ und „Adam, ein Mysterium“. Letzteres, die etwas willkürliche Umdichtung eines Theiles der Genesis, reicht begreiflicher Weise in gedanklicher und in sprachlicher Hinsicht an das lapidare Original nicht hinan.

In demselben Jahre erschien auch: „Die Türken vor Wien, ein Festspiel“. Dieses, durch eine eigenthümliche und poetisch gewiß auch gerechtfertigte Verknüpfung von heidnisch sagenhaften und christlich geschichtlichen Elementen interessante Drama müßte, meiner Meinung nach, um es auf der Bühne auch dem Minderunterrichteten verständlich und genießbar zu machen, überarbeitet und vereinfacht werden.

(1885) „Maximilian. Ein Schauspiel“. Dieses braucht,

wieder meiner unmaßgeblichen Meinung nach, einen Vergleich mit „Götz von Berlichingen“ und „König Ottokars Glück und Ende“ nicht zu scheuen und könnte und würde die Gebildeten wie das Volk erfreuen und erheben, wenn es ein mit poetischem und patriotischem Sinn begabter Theaterdirektor in würdiger Ausstattung und gespielt von tüchtigen Schauspielern — es enthält nämlich eine Fülle dankbarer Rollen — auf die Bühne brächte. Gleichzeitig erschien auch das „Büchlein der Unweisheit“. Es ist damit jene „Unweisheit“ des Verliebtseins gemeint, die auch ein Weiser mild, ja unter Umständen sogar mit einem Anflug von Neid, belächelt.

Dann folgte (1886) „Das Ostaralied, ein Wintermärchen“; (1893) „Kraka, ein Lustspiel“, beide der nordischen Heldensage entnommen, und „Sprüche und Gesänge“. In letzterem offenbart das tiefempfundene „Agnus Dei“ wieder den innersten Kern der Weltanschauung des Dichters. — Dieselbe wird aber ganz und rückhaltlos die der katholischen Kirche in dem 1894 und 1895 auf Veranlassung der Leo-Gesellschaft herausgegebenen Weihnachts- und Oster-Spiel, und vor allem in den tiefsinnigen, von dem Dichter und seiner musikalisch hochbegabten Schwester Mathilde liebevoll und charakteristisch vertonten Cyclus: „Lieder im heiligen Geist“.

Kraliks selbstloses und wahrhaft patriotisches Empfinden für unser liebes „Osterland“ und dessen Beherrscher und Helden verkündet in begeisterten Gesängen sein 1896 veröffentlichtes Heldengedicht: „Prinz Eugenius, der edle Ritter“. Ein wahres Erbauungsbuch für jeden guten Oesterreicher.

Fast gleichzeitig mit den letztgenannten Dichtungen erschienen im Druck, nach dem schon erwähnten „Kunstbüchlein“, die Prosaschriften „Weltschönheit“, „Weltgerechtigkeit“ und „Weltwissenschaft“, deren philosophische Gedankenfülle auch der bekannte russische Dichter und Denker Tolstoi in einem seiner jüngsten Werke anerkennend erwähnte.

Diese stattliche Reihe von literarischen Schöpfungen in

Versen und Prosa schließt vorderhand die meisterhaft geschriebene geschichtliche und philosophische Studie: „Sokrates.“ (Wien, 1899.)

Aber auch in dem von der Leo-Gesellschaft redigirten und bei Braumüller in Wien erscheinenden Sammelwerke: „Allgemeine Bücherei“ befinden sich bereits folgende Dichtungen Kraliks: Heft VII: „Kaiser Markus Aurelius in Wien. Ein Weihefestspiel mit Chören“. Heft XIII: „Der Ruhm Oesterreichs. Ein Weihefestspiel nach dem Spanischen des Calderon de la Barca“. — Heft XIV: „Rolands Tod. Ein Heldenspiel“. — Heft XV: „Rolands Knappen. Ein Märchenspiel“. — Heft XXIV: „Veronika. Ein geistliches Festspiel“. — Auch diese dramatischen Dichtungen können wegweisend dienen unserer pfad- und rathlos gewordenen modernsten Literatur.

Daß Kralik auch musikalisch veranlagt und gebildet ist, bezeugen die von ihm componirten und instrumentirten Weisen, mit welchen er, einem lange vernachläßigten ästhetischen Princip gerecht werdend, viele seiner dramatischen und lyrischen Dichtungen belebt und geschmückt hat.

Von seinen zahlreichen, bisher noch nicht in die Oeffentlichkeit gedrungenen literarischen Schöpfungen erwähne ich nur, neben dem schon früher genannten Drama „Merlin“, seine poetische Bearbeitung der „Evangelien und Episteln“, sowie sein „Deutsches Götter- und Heldenbuch“, eine umfassende Bearbeitung der Gesammtheit der episodenreichen Völkerwanderungssage.

Mit dem Freundeswunsch, daß dieser wahre „Richard“ an Geist, Wissen und idealer Gesinnung noch lange dichten, lehren, sinnen und schaffen möge als mannhafter und berufener Vertreter und Vertheidiger der christlichen Weltanschauung — schließe ich diese ihm gewidmeten, seinem Werthe und seinem Wirken gegenüber unzulänglichen, aber gut gemeinten Zeilen.

Wien 1899. W. O. Noltsch.

LXXIV.

Zum Leben des P. Friedrich von Spe.

Im 11. Bande von „Wetzer und Welte's Kirchenlexikon" (2. Aufl.), der in diesem Jahre erschienen ist, steht Sp. 575 bis 579 ein Artikel über P. Friedrich Spe von Langenfeld, verfaßt von P. Joseph Blötzer S. J. Darin sind die folgenden Sätze (Sp. 576) zu lesen.

„In den Jahren 1628 und 1629 fiel P. Spee die Aufgabe zu, Stadt und Grafschaft Peine (unweit Hildesheim) wieder für den katholischen Glauben zu gewinnen. Seiner selbstlosen Liebe und Hingabe gelang auch dieses Werk wider Erwarten schnell; nur in der Stadt Peine selbst war der Widerstand hartnäckiger. Damals erfolgte [am 29. Mai[1]) 1629] auf ihn ein Anfall zu Woltorp,[2]) bei dem er nach der gewöhnlichen Angabe meuchlerisch schwer verwundet wurde (eine Handschrift im Kölner Stadtarchiv aus dem vorigen Jahrhundert stellt nach Angabe Thonemanns[3]) dieses Ereigniß mehr als eine starke Verhöhnung Spee's dar)."

1) Es muß am 29. April 1629 heißen.

2) Jetzt Woltorf.

3) Th., Bibliothekar der gräflich v. Spee'schen Bibliothek zu Heltorf, der „der Redaktion des Kirchenlexikons eine Anzahl werthvoller Notizen zur Verfügung stellte".

Diese Zusammenstellung und Ausdrucksweise muß jeden Kundigen befremden. — Wird hier doch eines der bezeichnendsten Ereignisse aus dem Leben Spe's in seiner bisher allein geltenden und nirgends beanstandeten Ueberlieferung in Zweifel gezogen; ein Ereigniß, welches uns, wenn wir dem bisher allein darüber vorliegenden genauen Berichte ohne Bedenken glauben können, tief hineinblicken läßt in die reine, edle, von den höchsten Idealen erfüllte und ihnen sich ganz hingebende Seele Spe's; ein Ereigniß, welches in seinem Verlaufe ebenso ergreifend wie herzerhebend ist.

Mit Rücksicht auf diejenigen Leser, denen eine eingehende Kenntniß des Sachverhalts fehlt, und damit jeder sich ein Urtheil über den bisher einzig in Frage kommenden Bericht bilden könne, müssen wir etwas ausführlicher sein.

Die Litterae annuae des ehemaligen Jesuitencollegs in Hildesheim enthalten in ihrem ersten Bande, der handschriftlich in der Bibliothek des Gymnasium Josephinum in Hildesheim aufbewahrt wird, zum Jahre 1629 auf den Seiten 177—181 die ebenso ausführliche wie genaue Erzählung von dem Mordanfalle, der am Sonntag Misericordiae, am 29. April 1629 auf dem Wege von Peine nach Woltorf gegen P. Spe geschah. Dieser Bericht ist in den ‚Beiträgen zur Geschichte der Anstalt' von Joseph Godehard Müller mit einigen unwesentlichen Auslassungen seinem lateinischen Wortlaut nach veröffentlicht. (Vgl. Programm des Gymn. Joseph. 1867/68, S. 10 und 11). Geben wir ihn soweit wieder, wie es der Zweck dieser Zeilen erfordert. P. Spe ritt am besagten Tage morgens 6 Uhr aus Peine, um in Woltorf sonntäglichen Gottesdienst zu halten. In einem Wäldchen, näher bei Woltorf, auf einem Wege, wo ein Ausweichen unmöglich, sprengt ihm ein Reiter entgegen und schießt mit wildem Ruf aus nächster Nähe seine Büchse auf ihn ab. Der Pater, nicht getroffen, sucht an ihm vorbei aus dem Walde ins Freie zu kommen. Aber der Mörder

schießt nochmals (,altero sclopo pectori Patris imposito'); der Pater bleibt jedoch unverletzt, und es gelingt ihm, sich an seinem Angreifer, den der ihm unbegreifliche Fehlschuß in Verwirrung gebracht hat, vorbeizudrängen. Der verfolgt ihn und erreicht ihn, als sie aus dem Wäldchen ins Freie kommen; jetzt schlägt er ihn mit dem Kolben mit aller Gewalt achtmal aufs Haupt (,octies repetito in eundem locum verbere immaniter cranium pertudit') und, indem er ihn umreitet, verwundet er, theils mit dem Feuerrohr, theils mit dem Schwerte treffend, mit sechs anderen Hieben verschiedene Theile des Kopfes und mit zweien die linke Schulter (,et circumquaque cursitans qua fistula qua gladio sex alia variis capitis partibus, duo sinistro in humero punctim vulnera infligens id unum, ut ephippio ejiceret, summe elaboravit'). Es gelingt ihm aber nicht, den fliehenden Pater vom Pferde zu reißen, und die Nähe Woltorfs zwingt ihn von seinem Opfer abzulassen. Der erste, der den blutbedeckten, verwundeten Pater in Woltorf hineinsprengen sieht, ist der ehemalige Prediger Tyle, der ohne Amt dort noch seinen Wohnsitz hat; dieser, der dem Pater Spe sehr geneigt ist, bricht in Klagen aus. Der Pater bittet ihn gelassen, er möge für eine Schüssel warmen Wassers zum Auswaschen der Wunden sorgen und veranlassen, daß zum Gottesdienst geläutet werde. Bald läuft die Menge in Folge der sich schnell verbreitenden Nachricht von allen Seiten herbei. Herr Tyle nun bereitet dem Pater eine Art Pflaster aus Eiern, das er auf die ausgewaschenen Wunden legt, und schneidet, um dem entstellten Antlitz seine Form wiederzugeben, die von den Schläfen herunterhängende Haut und Fleischtheile mit einer Schafschere ab. (Man beachte an dieser Stelle besonders die lebensvolle, anschauliche, eines gewissen Humors nicht entbehrende Darstellung: ,Novus Aesculapius sanguinis grumos instar pugni in terram conjicere, copiosiorem etiam conspiciens sanguinem exclamare: Mi Pater, non hic calida

prodest, frigida opus est! — arripit situlam, haurit, lavat, ac mox sanguinis sedandi vulnerisque mitigandi confractis ovis capitique inpositis quasi placentam cocturus nescio quod emplastrum confecit. Dein ut turpificato vultui formam redderet, ex intima artis suae, quam nunquam exercuit, scientia pellem et carnis particulam deformiter per tempora dependentem, ea, qua oves tondentur, forfici parum artificiose avellit'. Man hört aus jedem Satze den erzählenden Pater heraus!) Alsdann geht Spe mit den Seinen zur Kirche und besteigt dort ganz mit Blut bedeckt (,ut erat omnino cruentatus') die Kanzel. Hier liest er das Sonntagsevangelium „Vom guten Hirten" und redet darauf die Anwesenden also an: Meine lieben Schäflein, ob ich ein Miethling oder ein guter Hirt bin, das möget ihr selbst beurtheilen. Die Male des guten und liebenden Hirten könnt ihr an meinem Haupt und an meiner Stirn sehen. — Nach wenigen weiteren Worten fühlt er einen Schwindel und lehnt das Haupt an die Rücklehne der Kanzel (caput cathedrae acclinans). Als er wieder zu sich gekommen ist, da ermuntert er die Gläubigen, sie sollten guten Muthes sein und zum Danke „Großer Gott, wir loben Dich" singen (vernacula lingua, ut Catholicis mos est, ,Te Deum laudamus' decantarent). Da alle vor Schmerz wie gelähmt sind, so spricht er zum Küster: So fange du doch an! Als dieser in Trauer befangen kein Wort hervorbringt, spricht er: Warum fängst du denn nicht an? Singe, singe, aus voller Brust, mit aller Kraft! Endlich gehorcht man ihm, als ob man seinen letzten Willen erfüllte, und der Lobgesang wird mehr geschluchzt als gesungen (gemitur potius quam canitur). Der Pater ruht derweil ein wenig und wird dann fast ganz kraftlos, vom Küster von der Kanzel getragen. Der Verwundete muß nach Peine gebracht werden. Herr Tyle, der sich auch diesen Liebesdienst nicht nehmen läßt, setzt ihn auf das Pferd und reitet den ganzen Weg neben ihm, um ihn zu stützen; vor sich hat der Samaritan eine

Büchse, um möglichen Angriffen zu begegnen, und seinen Hut hat er dem Pater aufgesetzt, der den seinigen bei dem Ueberfall verloren. Den beiden Reitern folgen trauernde Landleute. Kurz nach 9 Uhr, als das Volk gerade aus dem sonntäglichen Gottesdienst kommt, treffen sie in Peine ein. Das Schicksal des Paters erregt die herzlichste Theilnahme; alles läuft zum Haus am Markte, wo die Jesuiten wohnen, und der eine bringt diese, der andere jene Erfrischung. Der fürstliche Drost Jodok Adrian von Wendt sorgt für den Verwundeten auf das liebreichste und thatkräftigste. Sofort wird ein Fähnrich mit Reitern und Fußvolk zur Aufspürung des Mörders abgeschickt; ein Bote muß den Arzt des Hildesheimer Collegs und einen sehr erfahrenen Chirurgen auf des Drosten eigenem Wagen holen. Am nächsten Tage wird der Pater besserer Verpflegung halber nach Hildesheim gefahren. Seine Krankheitsgeschichte beschließt der Jahresbericht mit den Worten: „Der Pater wurde durch die eifrigste Bemühung des Doktors und der Chirurgen einigermaßen gesund gemacht, konnte aber erst in der elften Woche nach dem Ueberfall wieder ausgehen; dann nahmen jedoch in Kürze seine Kräfte so zu, daß er die sich nach seiner Rückkehr Sehnenden wieder mit seiner Anwesenheit und Thätigkeit erfreuen konnte“.

Eine Schlußnotiz über Pater Spe in den Litterae annuae (S. 182) gebe ich in ihrem lateinischen Wortlaute, da sie von J. G. Müller a. a. O. nicht veröffentlicht ist und ein neues Licht auf den unermüdlichen Seeleneifer des edlen Ordensmannes wirft.

„Septembri mense P. Fridericus Spe cum Wilhelmo Pelerino Oldensalensi 3ae Gramm. Mgro[1]) Corbeiam ad Visurgim Abbatiam Ordinis S Benedicti celeberrimam et statum Imperii, frequentibus P. Prioris cognati sui Litteris,

1) Lehrer der dritten grammatischen Klasse.

imo ipsius quoque Principis hoc anno restituti invitatu concessit, totum sacrum coetum (si duos quatuorve demseris) Priore praeeunte benedictis S. P. N. Ignatii meditationibus excoluit, generali peccatorum confessione expiavit."

Der Bericht der Litterae annuae spricht für sich selber; so genau konnte das Ereigniß in seinem ganzen Verlauf und mit allen seinen Einzelheiten, namentlich soweit sie den Ueberfall selbst berühren, nur einer wiedergeben, der P. Spe selber, der dazu vom damaligen Rektor des Hildesheimer Jesuitencollegs, dem P. Augustin Turrianus, seinem nächsten Vorgesetzten, während der langen Zeit seines Aufenthaltes im Colleg veranlaßt wurde. Und der Rektor mußte nach Lage der Verhältnisse einen solchen Bericht von P. Spe fordern. War in den Litterae annuae zum Jahre 1628 von dem Beginn der Mission in Peine geschrieben, so mußte man in diesem Jahre (1629) den Fortgang des Werkes schildern und dabei konnte man eine Thatsache, die soviel Aufsehen erregt hatte, unmöglich kurz abthun oder gar nur andeuten. Ferner war der ganze Verlauf des Ereignisses so geartet, daß er zu einer genauen geschichtlichen Fixirung in den Jahresberichten die Betheiligten nöthigte; denn gerade Geschehnisse dieser Art sollten ja nach den Absichten des Ordens in den Annuae der Nachwelt aufbewahrt werden. Der Charakter endlich der bei der Abfassung des Berichtes in Frage kommenden Personen ist so lauter und über jeden Zweifel erhaben, und die Aufzeichnung schließt sich zeitlich so unmittelbar an die Thatsachen selbst an, daß man vernünftigerweise weder dem Gedanken an eine Fälschung noch dem an eine Legendenbildung Raum geben kann.

Was die Litterae annuae bieten, läßt sich demnach nicht als eine „gewöhnliche Angabe" abthun, sondern es handelt sich da um einen ungemein genauen historischen Bericht, der an dem Orte entstand, wo der verwundete Pater so lange weilte, der unter seinen Augen, um nicht mehr zu

sagen, geschrieben wurde, und zwar in dem Jahre, in dem der Ueberfall geschah, der redigirt oder wenigstens revidirt wurde von dem nächsten Oberen Spe's, dem damaligen Rektor des Hildesheimer Collegs. Es kann also dieser Quelle gegenüber die Ueberlieferung einer Handschrift im Kölner Stadtarchiv, die nach Thonemanns Angaben ein ganzes Jahrhundert später geschrieben ist, von der wir außerdem bisher nichts Genaueres wissen, nicht ernstlich in Frage kommen.

Zudem sind wir in der günstigen Lage, zur Zeit bezüglich des Ereignisses vom Sonntage Misericordiae 1629 nicht mehr allein auf den Bericht in den Litterae annuae des Hildesheimer Collegs angewiesen zu sein. Es ist ein Dokument officiellster Natur erhalten, welches sich mit dem Ueberfall befaßt und den Beweis von der absoluten Zuverlässigkeit der Relation in den Jahresberichten liefert.

Der Schreiber dieser Zeilen fand unter alten Papieren zwei Briefe, von denen der eine indirekt, der andere direkt mit dem Pater Spe sich beschäftigt. Beide sind gerichtet an den damaligen Provinzial der Rheinischen Jesuitenprovinz, den P. Hermann Bauing.

Der erste ist von „Ferdinand Von Gottesgnaden Ertz Bischof zu Cöln und Churfürst. Bischof zu Paderborn, Lüttig und Münster Administrator der Stiffter Hildeßheimb" u. s. w. Er ist „Geben in Unserer Statt Bonn den 1. Junij A° 1628".

In ihm heißt es:

„Demnach Wir in Unserm Stifft Hildeßheimb an underschiedtlichen örtern, und insonderheit in Unserer Statt Peyna albereit die Religions Reformation an Handt genommen, und unß pillich angelegen sein laßen, damit daßselbe, waß woll angefangen, auch mit bestandt vortgesetzt werden müge . . . . . Und eß dan in besagter Unserer Statt Peyna eines mehrern eiffers und dexteritet bedarf; So ersuchen Wir Euch hiemit gnedigst, Ihr wöllen auß Eurerer (sic) Societet einen darzu

qualificirten Patrem mit einem Socio nach erwendter Statt Peyna zu vorbedeutem endt verordnen, und damit eß demselben ahn nöhtigem Underhalt nit ermangelen müge / So haben Wir Unseren heimbgelaßenen Cantzler und Rheten in Unserer Statt Hildeßheimb anbefohlen, dißfalß nohtwendige Vorsehung zuthuen, wie dan der Pater Rector zu Hildeßheimb, von denselben, wie solches angeordnet, zuvernemmen . . . ."

Auf dieses Schreiben hin bestimmte der Provinzial den P. Friedrich Spe mit einem Laienbruder für Peine, „wo sie in einem Eckhause, welches an das Rathhaus gränzte und einem Caspar Bösen-Schwechelthoff gehörte, sich einrichteten. Die Ausstattung des Hauses wurde aus dem Hildesheimer Colleg und der Burg Peine beschafft, und sie erhielten aus fürstlicher Kasse wöchentlich 6 Thaler zum Unterhalte, die Spe, der aus eigenen Mitteln lebte, für die armen Landleute und Bedürftigen der Stadt verwandte."[1])

Um Ostern des Jahres 1629 bekamen nun Kanzler und Räthe des Fürstbischofs in Hildesheim die Nachricht, daß der Provinzial den P. Spe nicht mehr lange, höchstens bis Pfingsten, in Peine lassen könne, weil er ihn anderweitig verwenden müsse. Sie hatten sich noch nicht mit P. Baning hierüber ins Einvernehmen gesetzt, als sie die Kunde von dem Mordanfall gegen Spe erhielten. Dieser Lage der Dinge verdanken wir es, daß sie in ein und demselben Briefe sich über die Abberufung des Paters und über den Angriff auf dessen Leben äußern.

Das Schreiben gibt uns zugleich, und das ist besonders interessant, den Bericht der Aerzte über die schweren Verwundungen, namentlich die lebensgefährlichen Verletzungen am Schädel, die P. Spe bei dem Ueberfall davontrug, und beweist uns, daß zur Zeit der Abfassung des Briefes die Lebensgefahr noch nicht geschwunden. Auch von der Ver-

---

1) J. Godehard Müller a. a. Orte S. 10, nach den Litterae annuae.

folgung des ‚Mörders‘, wie der Thäter am Schluß genannt wird, setzt man den Provinzial in Kenntniß. Wir geben das Schreiben seinem ganzen und genauen Wortlaute nach.

Dem Wol Ehrwürdigh, Andechtig undt Hochgelerten Herrn Hermanno Bauingl, der H. Schrifft Doctorn undt der loblichen Societet Jesv Provinciali etc. Unserm insonders günstigen Herrn undt gutem Freundt.

Unser freundtlich Dienst zuvor, Wol Ehrwürdig, Andechtig unnd hochgelerter, insonders günstiger Herr unnd guter Freundt.

Uns hat unser freundtlicher lieber Collega, Jobst Mauriz von Hoeten,[1]) hiesiger unnd der Paderbornschen Bischoflichen Kirchen Thumbkapitular, mit mehrerm hinterpracht, wasgestalt Ew. Ehrw. des hiehin, auf anhalten J. Churf. Dhltt.:[2]) zu Coln ꝛc. unsers gnedigsten Herrn, von deroselben zum reformationwesen abgeschickten Patris Friderici Spe weiters nicht, unndt zwar zum höchsten, biß auf anscheinende heilige Pfingsten entrhaten könten, sondern zu andern unuermeidtlichen functionen denselben abruffen müsten / Ob wir nun vorgemelten P. Spe, wegen seines großen Fleißes, treweifferiger cooperation unndt dexteritet gerne lenger behalten mügten, aldiweil wir aber oblauts,[3]) vernommen, daß E. Ehrw. seiner weiters in mangel nicht stehen konnen, die sachen auch, Gott Lob, nunmehr soweit gepracht, daß vielleicht Keine, außgenommen adeliche Landtsaßen, ubrig pleiben werdenn, so sich nicht zum lengsten gegen die heiligen pfingsten qualificiren werden / So haben umb so viel daweniger E. Ehrw. die reuocation difficultiren, sondern vielmehr daß den Patrem Spe bißher zu haben undt seiner erspießlichen hilff uns gepranchen mügen, danckſagen sollenn, undt weil, oblauts, Gott Lob, das

1) Die Familie von Hoete (Hoeten) ist auch sonst im Domkapitel vertreten. Bertram: Bischöfe von Hildesheim S. 157 nennt Kanonikus Nikolaus von Honte, der 1598 starb.

2) Durchlaucht.

3) Wie oben gesagt.

reformationwesen nunmehr zum stande pracht / So thuen uns nicht weniger des vielgünstigen erpietens wegen schickung eines andern Patris,[1]) ganz fleißig bedancken, beuorauß, weil wir wißenn, nachdem mahl, Gott Lob, die Ärndte so reichlich aller örtter scheinet, daß der Löblichen Societet keine Arbeiten über-schießen / Hierbei konnen auß bekümmertem und mitleidendem Herzen E. Ehrw. nicht verhalten, wie daß am negsten Sontage vielbesagter Pater Spe aufm Kirchwege nacher Woltorff von einem Morderischen Reuter angesprenget undt Tödtlich verwundet worden, Immaßen die Zulage mit mehrern besaget,[2]) Darbei dan hochlich zuuerwunderen, daß nach solcher gefehrlicher Verwundung, der gedachter Herr Pater daweniger nicht seinen Weg zu der Pfarr Woltorff continuirt, das Evangelium ex cathedra de pastore bono et Dominica abgelesen, darauf auch noch eine geringe sermon gehalten, unndt Te Deum laudamus etc. singen laßenn / Sopalt nun obg.[3]) schreiben alhie angelangt, hab Ich Canzler die Verordnung gethan, damit der dieser örtter gerühmbter Medicus Dr. Joannes Wellinger mit einem Balbierer noch selbigen Sontags zu abendt zu Pein kommen, unndt der verwundeter H. Pater verbundenn, auch gestriges tages anhero inß Collegium beßer pflege unndt Cur halber, gepracht worden, unnd obwoll die Hauptwunde sehr gefehrlich, gestalt von der Hirnschalen bereits etzliche stücke außgenommen, unndt auch noch mehr, des medici bericht nach, hinwegkgenommen werden müßen, weiln dannoch bißherzu nicht vermercket, daß pia mater[4]) loedirt / So hat man von dem

---

1) Nach Spe's Abgang kam P. Kleykamp nach Peine. Godehard Müller a. a. O. S. 11.

2) Der Brief hatte also eine (nicht erhaltene) Beilage mit einem genauen Bericht über den Mordanfall.

3) ‚obgemeltes‘ cf. oben. Sie hatten also das Schreiben des Drosts von Peine beigelegt.

4) pia mater wird die weiche Hirnhaut genannt; das Gehirn wird von drei Häuten schützend umgeben, der dem Schädelknochen dicht anliegenden harten Hirnhaut (dura mater), der Spinnwebenhaut (Arachnoidea) und der innersten pia mater.

medico unndt Chirurgis gute vertröstung, daß das Leben noch salvirt werdenn solle, welches dem Pater wegen seines großen fleißes, arbeit unndt getrewen eifers bei vorgewesenem reformationwesen, wol zuwünschenn /

So viel den morder belanget, ist man aller örtter des nachforschens halber geflißen /

E. Ehrw. damit dem Gottlichen gnadenschutz fleißig befehlend. Geben Hildeßh. den 12 Maij N [1]) Ao rc. 1629.

Churfürstl Stifft Hildeßheimbsche
heimbgelaßene Canzler unnd
Rhäte.

(Unterschrift ein verschnörkeltes M. (?) Der Kanzler hieß Mack. Darunter in der Ecke Joach.-Stein s. m. p.)

Dieses Schreiben beweist glänzend die Glaubwürdigkeit des Berichtes der Litterae annuae; das Ereigniß vom 29. April 1629 kann nicht „als eine starke Verhöhnung Spe's" angesehen werden, die Darstellung der „Handschrift im Kölner Stadtarchiv aus dem vorigen Jahrhundert" ist also abzuweisen.

Hildesheim. Dr. Reinhard Müller.

1) Der 12. Mai neuen Stils war der 2. Mai alten Stils; die Litterae annuae rechnen an dieser Stelle nach dem alten Kalendarium.

LXXV.

Eine österreichische Lehrerversammlung.

Beitrag zur österreichischen Schulfrage.

In dem heurigen zweiten Aprilhefte der „Histor.-polit. Blätter“ befaßte sich ein Aufsatz mit der Gehaltsfrage der österreichischen Volksschullehrer oder vielmehr mit einer Agitation dieser Lehrer, die auf nichts anderes abzielt, als auf eine totale Umgestaltung der jetzigen Gehaltsverhältnisse. Die Lehrer wollen bezüglich ihres Diensteinkommens mit den Staatsbeamten der vier unteren Rangklassen gleichgestellt sein. Diese Staatsbeamten aber beziehen Gehälter von 800 bis 2200 fl. nebst freier Wohnung oder einer entsprechenden Miethsentschädigung. So und nicht geringer wollen in Zukunft auch die Lehrer gehalten sein.

Zur Begründung dieser ihrer Forderung berufen sich die Lehrer vor allem auf die großen Dienste, welche sie dem Lande durch die Bildung und Erziehung seiner Jugend leisten und die bis jetzt bei weitem keine entsprechende Entlohnung gefunden hätten. Aber auch auf das Volksschulgesetz selbst stützen sie sich; dasselbe erkläre in seinem § 55 ausdrücklich, daß die Lehrerbesoldungen so zu bemessen seien, „daß Lehrer und Unterlehrer frei von hemmenden Nebengeschäften ihre ganze Kraft dem Berufe widmen und auch eine Familie den örtlichen Verhältnissen gemäß erhalten können“, welcher Paragraph indessen bis dato von keinem

Landtage so zur Ausführung gebracht worden sei, wie es der Intention des Gesetzgebers entsprochen hätte.

Die Lehrer verhehlten es sich von vornherein keineswegs, daß sie mit ihrer Forderung nicht so leicht durchdringen, und daß sie an den maßgebenden Stellen wenig Entgegenkommen finden werden. Hatten sie doch seit Jahren schon die Landtage, denen in Oesterreich die Regelung alles Aufwandes für die Schule gesetzlich obliegt, mit Petitionen bestürmt, immer aber und überall ohne den gewünschten Erfolg. Nun aber beschlossen sie, das Petitioniren ganz zu lassen, dafür aber zum Volke herunterzusteigen, dasselbe für die Lehrerforderungen zu interessiren, die Volksmassen zur Hilfe aufzurufen und durch sie auf Landtag und Regierung einen solchen Druck auszuüben, daß diese entscheidenden Faktoren von einer weiteren Verschleppung der Lehrergehaltsangelegenheit Abstand nehmen müßten.

Man muß gestehen, die österreichische Lehrerschaft versteht sich nicht bloß auf's Schulhalten, sondern auch auf's Agitiren. Ihre Führer wissen zu reden und zu handeln. Die Schulverwaltung läßt ihnen ziemlich freies Spiel, offenbar aus Furcht, es könnte ein scharfes Vorgehen gegen das agitatorische Treiben der mit den liberal-radikalen Parteien des Reichsrathes in engster Fühlung stehenden österreichischen Lehrerschaft die dermaligen Verlegenheiten der Regierung noch vermehren. So konnten die Lehrer im heurigen Frühjahre und Sommer in allen Ländern des cisleithanischen Oesterreichs Volksversammlungen auf Versammlungen abhalten, über alle „Widersacher der freien Schule und der freien Lehrerschaft“ in der schärfsten Weise losziehen, und Regierung und Landtage wegen Mangel an Bereitwilligkeit zum „Zahlen“ vor ihr Gericht ziehen.

Gleichwohl kann von einer durchschlagenden Wirkung dieser Agitation keine Rede sein. Die das Heft in den Händen haben, die Landtage nämlich, zeigten wenig Lust, dem heraus-

fordernden Drängen der nach hohen Gehältern lüsternen Lehrer nachzugeben. Sie befaßten sich wohl alle mit der Lehrergehaltsfrage, lösten sie aber, wie es ihnen gut dünkte, und der böhmische Landtag gar verwies diese Frage in den Schulausschuß, in welchem sie verschwand.

Daß eine solche Behandlung die Lehrer verdroß, läßt sich denken. In seiner Nummer vom 7. Oktober ds. Js. brachte das in Reichenberg erscheinende Organ des deutschen Landeslehrervereins in Böhmen, die „Freie Schulzeitung", einen Artikel mit der Aufschrift „Eine Schmach", worin Folgendes zu lesen war:

„Der bereits vor Jahresfrist vollzogenen Gehaltserhöhung der österreichischen Staatsbeamten hat sich nunmehr die der staatlich angestellten Diener, der Sicherheits- und Finanzwache angeschlossen, und in kürzester Zeit werden die Staatseisenbahn-Beamten und -Bediensteten, sowie die Officiere und Militärbeamten betreffs der zeitgemäßen Erhöhung ihrer Bezüge nachfolgen. Und die Lehrer, insbesondere in Böhmen? – Zornesröthe steigt einem in's Gesicht, wenn man Vergleiche zieht und die der Lehrerschaft durch die bisherige Belassung in so erbärmlichen Gehaltsbezügen angethane Schmach erwägt".

Nun wurden die Vergleiche des näheren erörtert und am Schlusse hieß es:

„Und nun bitten wir zum Schlusse, daß die Herren im Landesausschusse und im Landesschulrathe diese kurzen Darlegungen lesen und — beherzigen. Sind die Aktenherzen nicht ganz verhärtet und glüht noch ein Funke von Gerechtigkeitssinn darin, so muß bald ein Wandel zum Besseren eintreten und der Schmach, die in unseren derzeitigen Gehaltsverhältnissen liegt, rasch ein längst verdientes Ende bereitet werden".

Daß dieser stürmische Federerguß des liberalen böhmischen Lehrerblattes die „Aktenherzen" des Landesausschusses und Landesschulrathes Böhmens erweicht hätte, darüber verlautete bis jetzt nichts.

Mittlerweile trat der österreichische Reichsrath nach langer Pause wieder zusammen; die entgleiste Parlamentsmaschine kam wieder in Gang, so schien es wenigstens. Nun hielt es die Lehrerschaft an der Zeit, sich auch wieder bemerkbar zu machen. Alle Lehrer des cisleithanischen Oesterreichs, deutsche wie slavische, wurden für den 1. November nach Wien entboten zu einer Versammlung, in welcher die Desiderien der Lehrerschaft unter den Augen der Regierung und des Parlamentes von neuem zum Ausdruck gebracht werden sollten. In dem vom Bundesausschusse des „Deutsch-österreichischen Lehrerbundes" erlassenen Aufrufe hieß es unter anderm:

„Der Reichsrath und die Regierung sollen hören, was die vereinigte deutsche Lehrerschaft Oesterreichs verlangt. Nicht minder aber sollen unsere Worte hinausdringen zu unserem Volke und dort die schlafenden Gewissen erwecken. Wir haben keine Zeit mehr zu verlieren, unser und unserer Familie Loos gebietet uns rasch und entschlossen zu handeln. Wenn Gerechtigkeit in Oesterreich nicht zum leeren Wahn geworden ist, so werden wir nicht umsonst unser Recht fordern".

Die Versammlung kam zu Stande. Nach dem Berichte öffentlicher Blätter sollen an die 3000 Theilnehmer zur Stelle gewesen sein, von denen indessen die meisten keine Lehrer waren, sondern andere Anhänger der deutschnationalen und socialdemokratischen Partei. Auch die Obmänner des czechischen Landeslehrervereins von Böhmen, Mähren und Schlesien, des polnischen Lehrerverbandes und des slovenischen Lehrervereins wohnten der Versammlung bei. Als Redner traten auf: ein Lehrer aus Nordböhmen und einer aus Wien, beide in der Wolle gefärbte radikale Wortführer der österreichischen Lehrerschaft, die Reichsrathsabgeordneten Bendel, Wrabetz und Iro, alle drei Mitglieder der deutschen „Linken", von denen der erstere Professor an einem deutschen Staatsgymnasium in Prag, schon vor Jahren altkatholisch geworden war, der letztere aber, ein Wiener Zuckerbäcker

und als „Ehren"-Iro in Wien allbekannt, als gehorsamer Schildknappe Schönerers von „Rom ab-" und der protestantischen Confession „zugefallen" ist.

Diese Herren vertraten die Gehaltsforderungen der österreichischen „Jugendbildner". Ein glücklicher Gedanke war es sicherlich nicht, gerade diese Herrn vorzuschicken. Wenn irgend etwas geeignet ist, die Sache der Lehrer vor den maßgebenden Faktoren zu compromittiren, dann ist es ihre nur zu deutlich hervortretende Verbrüderung mit den radikalen Parteien. Die vorgeschlagene und angenommene Resolution hatte folgenden Wortlaut:

„Die Gehaltsfrage der Lehrer ist eine Nothstandsangelegenheit. Deshalb ist dieselbe auch im Reichsrathe und im Landtage als solche zu behandeln. Im ersteren ist noch in dieser Session eine Vorlage einzubringen, in welcher der § 55 des Reichsvolksschulgesetzes folgende Fassung zu erhalten hat: „§ 55 Punkt 1: Die Grundgehalte, unter welche keine Schulgemeinde herabgehen darf, sind derart zu bemessen, daß der Anfangsgehalt der Lehrer oder Lehrerinen vom Tage der abgelegten Lehrbefähigungsprüfung für Volksschulen dem Mindestgehalte von Staatsbeamten der XI. Rangsklasse gleichkommt. Die Vorrückung der Lehrer und Lehrerinen hat nach ihrer Dienstzeit innerhalb der vier untersten Rangsklassen dieser Beamten zu erfolgen. Jene Lehrpersonen, welche nur ein Reifezeugniß besitzen, erhalten das Existenzminimum von 600 fl. pro Jahr". Die Regierung habe ferner Vorsorge zu treffen, daß die Regelung der Lehrergehalte auf die Tagesordnung einer der ersten Sitzungen des Landtages gestellt werde. Um die Kronländer bei der durch diese neue Bestimmung vorgeschriebenen Gehaltsregulirung zu entlasten, habe der Staat jährlich einen Beitrag von 33 % zu den Schulausgaben derselben zu leisten".

Am Tage nach dieser Versammlung, am 2. November, verfügte sich eine Lehrerabordnung in das Cultus- und Unterrichtsministerium, um den Leiter desselben, Sektionschef Ritter von Hartel, mit obiger Resolution bekannt zu machen. Der Herr soll die Deputation sehr gnädig empfangen

und ihr bedeutet haben, daß die Lehrer auf ihn rechnen könnten.

Wie der jetzige „Geschäftsträger" des Unterrichtsministeriums — einen „Minister" gibt es bekanntlich dermalen nicht — zu der liberalen Lehrerschaft Oesterreichs steht, ist nicht klar. Er gilt als liberal und den Schulforderungen der Kirche ablehnend gegenüberstehend. Die „Deutsch österreichische Lehrerzeitung" (Nr. 20) meinte: „So lange Hartel auf seinem Posten bleibt, werden neue Erläße, die dem Rückschritte dienen, voraussichtlich nicht hinausgegeben werden". . . . „Daß die Clerikalen schiefe Gesichter machen, weil ihr Weizen vorläufig nicht mehr so blühen kann wie unter einem Thun, ist natürlich". Mag dem sein, wie ihm wolle; sicher ist, daß die Lehrer mit ihren weitgehenden Gehaltsforderungen weder bei der Regierung, noch bei dem Centralparlamente, noch viel weniger bei den Landtagen durchdringen werden. Man vergesse nicht, das Centralparlament, der Reichsrath, hat eine Majorität, welche auf dem Standpunkte der Länderautonomie steht und welche deßhalb nie die Hand dazu bieten wird, daß den Landtagen das Recht genommen werde, selbständig die Gehaltsverhältnisse der Volksschullehrer zu regeln; und die Landtage können schon deßhalb nicht den Lehrern zu Willen sein, weil sie kein Geld haben. Was die Lehrer erstreben, bedeutet eine Erhöhung des Schulbudgets aller Länder mindestens um das Doppelte. Dazu wird sich aber kein Landtag verstehen. Es fehlen eben die Mittel, und ohne höhere Besteuerung der Bevölkerung lassen sie sich nicht beschaffen. Daß aber die ohnehin unter der Last der Steuern seufzende Bevölkerung um der Lehrer willen sich gerne noch mit einer höheren Besteuerung abfinden würde, das zu behaupten ist noch Niemand eingefallen.

In Ansehung der Wiener Lehrerversammlung mögen hier noch einige Bemerkungen allgemeiner Art eine Stelle finden.

In allen Reden, welche auf der Wiener Versammlung gehalten und mit so großem Beifalle aufgenommen wurden, kam ein Geist zur Offenbarung, der geradezu unheimlich genannt werden muß, und der nichts Gutes ahnen läßt. Als im März dieses Jahres im mährischen Landtage die Lehrergehaltsfrage zur Verhandlung stand, stellte der Bischof von Brünn, Dr. Bauer, den Antrag:

„Die hohe Regierung wird aufgefordert: 1. Den auf Ausscheidung des Religionsunterrichtes, der religiösen Uebungen und der sittlich-religiösen Erziehung aus dem Volksschulwesen abzielenden Bestrebungen eines Theiles der Lehrerschaft ihre volle Aufmerksamkeit zuzuwenden; 2. der Lehrerschaft ihre Aufgabe, die Kinder auch sittlich religiös zu erziehen, in lebhafte Erinnerung zu bringen; 3. Garantien zu schaffen und Einrichtungen zu treffen, durch welche den Eltern die christlich-religiöse Erziehung ihrer Kinder in der Schule und durch die Schule in vollem Maße gewährleistet wird".

In der kurzen Rede, womit der ausgezeichnete Kirchenfürst seinen Antrag begründete, sagt er unter anderem Folgendes:

„Aus religiösen und patriotischen Gründen erachte ich mich für verpflichtet, die Aufmerksamkeit des hohen Hauses auf jenen unheimlichen Geist zu lenken, von dem ein keineswegs unbedeutender Theil unserer Lehrerschaft befallen ist und demgegenüber sich niemand gleichgiltig verhalten darf, der es mit der Jugend- und Volksbildung gut meint. Ich verwahre mich dabei gegen den Vorwurf einer feindseligen Gesinnung gegen die Schule überhaupt und gegen die Lehrpersonen insbesondere und berufe mich zum Beweise meiner schulfreundlichen Gesinnung auf den Umstand, daß auf den zum Brünner Bisthum gehörigen Gütern in den letzten Jahren zwei Schulen gebaut worden sind, zu denen ich mit Tausenden von Gulden beigesteuert habe — und ich habe es gern gethan. Auch kann ich die Versicherung aussprechen, daß ich meine angenehmsten Jugenderinnerungen an einen braven Lehrer an der Volksschule in Söhle bei Neutitschein knüpfe, dem ich noch

heute dankbar die Hand küssen würde, wie ich es als Kind gethan, und zwar noch inniger, weil ich den Werth eines braven Lehrers umsomehr schätzen gelernt habe. Es ist keine Gespensterseherei und kein Vorurtheil, wenn ich auf einen unheimlichen Geist in einem Theile der Lehrerschaft hinweise; denn auch dieser Geist hat seine Offenbarungen und er offenbart sich so oft und so deutlich, daß seine Existenz weder geleugnet, noch hinweggedeutelt werden kann. . . . . Jener unheimliche Geist offenbart sich in vielen Lehrerversammlungen, die zu besuchen niemand von ihnen verpflichtet ist, in den Reden, die darin gehalten werden und keinen ausgleichenden Widerspruch erfahren. . ."

Dieser unheimliche Geist ging auch in der Wiener Versammlung um. Wenngleich es sich hier zunächst nur um eine materielle Frage handelte, um die Frage der Gehaltserhöhung, gab es doch der Ausfälle auf alles, was dem christlichen Volke am Herzen liegt, in Hülle und Fülle. Wie konnte es auch anders sein? Die aufgetretenen Sprecher waren alle, wie schon bemerkt, eingefleischte Widersacher eines christlichen Schulwesens. Ihre antikirchlichen und antichristlichen Tendenzen konnten sie nicht verbergen; das wäre gegen ihre Natur gewesen. Ueberhaupt kann der österreichische Liberalismus in Schulsachen seinen Mund nicht aufthun, ohne über die „Bildungsfeindlichkeit" der Kirche und ihrer Anhänger zu zetern und alle jene, welche auf eine dem Geiste der Kirche entsprechende Lösung der österreichischen Schulfrage hinarbeiten, in wirklich bubenhafter Weise anzurempeln.

Wie niedrig waren z. B. nicht die Angriffe, welche die beiden als Redner aufgetretenen Reichsrathsabgeordneten Wrabetz und Iro gegen die am Ruder der Wiener Gemeindeverwaltung stehende christlichsociale Partei sich erlaubten. Dieser Partei und vor allem ihrem kühnen Führer, dem Bürgermeister Dr. Lueger, ist es Gott sei Dank gelungen,

das Volksschulwesen der Reichshauptstadt Wien in ein christlicheres Fahrwasser hinüberzuführen. Aber das gerade ist den „freisinnigen“ Herrschaften von Oben bis Unten gewaltig gegen den Strich. Sie versäumen keine Gelegenheit, ihrem Aerger darüber Luft zu machen, wobei es ihnen auf ein paar Verdächtigungen und Verleumdungen mehr oder weniger nicht ankommt. Hoffentlich wird die christlichsociale Partei noch recht lange, im Wiener Rathhause wie in der niederösterreichischen Landtagsstube, am Ruder bleiben und zielbewußt die Wege weiterwandeln, die sie bisher gewandelt ist, zum Besten der christlichen Schule und des christlichen Volkes.

Und, nebenbei bemerkt, wie thöricht ist das Geschimpf auf jene, welche eine christliche Schule wollen! Die christlichsociale Partei hat nun einmal in Wien das Heft in den Händen, man muß mit ihr rechnen; und die Wiener Lehrer, welche sich und anderen einreden, sie könnten mit Geschimpf auf Dr. Lueger und dessen Partei zu einer Gehaltserhöhung kommen, irren sehr. So geht's nicht.

Was weiter an der Wiener Lehrerversammlung bemerkenswerth ist, ist ihr quasi offizieller Charakter. Es war nicht eine Versammlung einer kleinen Clique unter der Lehrerschaft; der größte Theil der gesammten österreichischen Lehrerschaft war auf derselben repräsentirt. Der gesammte „Deutsch-österreichische Lehrerverein“ mit seinen ca. 15000 Mitgliedern war von Vereinswegen zu der Versammlung berufen worden, und die czechischen, polnischen und slovenischen Landeslehrervereine waren durch ihre Obmänner offiziell auf der Versammlung vertreten; sie alle haben die antikirchlichen Tiraden der zum Worte gekommenen Redner vernommen, nicht bloß ohne Widerspruch hingenommen, sondern ihnen applaudirt und so vor der Oeffentlichkeit von neuem den Beweis geliefert, daß sie einem Geiste verfallen sind, der weder christlich noch patriotisch ist.

Es ist unsagbar betrübend zu sehen, wie sehr wir in unserem lieben Oesterreich zurück gegangen sind. 30 Jahre erst besteht die interconfessionelle Neuschule und jetzt zeigt sich's schon nur zu sehr, wie verhängnißvoll sie werden sollte. Der größte Theil der katholisch sich nennenden Lehrerschaft steht der Kirche fremd, wenn nicht gar feindselig gegenüber und will überhaupt die Religion aus der Schule entfernt wissen. Man prophezeite Heil und Segen für Oesterreich, Bildung und Zufriedenheit für das Volk — durch die Neuschule. Aber aus all dem ist nichts geworden. Statt Bildung haben wir jetzt nur Ver- oder Ueberbildung. Die Kinder werden förmlich erdrückt von der Last des Lehrstoffes, welcher ihnen beigebracht wird. Die religiöse Belehrung ist bei den zwei Unterrichtsstunden, welche für die Religion wöchentlich angesetzt sind, völlig unzureichend, um bei den Kindern den religiösen Sinn zu erhalten, denselben immer mehr zu entwickeln, zu pflegen und zu stärken, daß er von den anderen Unterrichtsgegenständen, die bekanntlich in der österreichischen Schule von Gesetzeswegen in indifferentem Geiste gelehrt werden müssen, nicht aufgesogen werde. Im besten Falle liefert die Neuschule Kinder mit guter Verstandes-, aber ohne wahre Herzens- und Charakterbildung, und weckt Bedürfnisse, deren Befriedigung später den meisten versagt bleibt. So kommt denn die Unzufriedenheit in die Bevölkerung hinein.

Und wo bleibt das Heil und der Segen für Oesterreich? Das schöne Habsburgerreich! Wie seufzt es unter dem Streite der Nationalitäten! Es steht, das kann man sich kaum mehr verhehlen, am Rande des Abgrundes. Daran ist freilich die Neuschule nicht direkt schuld. Aber wie ganz anders stünde es, wenn in der Volksschule der religiös-sittlichen Erziehung ein weiterer Spielraum und eine intensivere Pflege zu Theil geworden wäre! Der nationale Antagonismus wäre sicher nicht so in die Halme geschossen;

eine gediegene religiöse Bildung und die auf solche Unterlage sich stützende Liebe zur Habsburger Dynastie hätte diesen das ganze Reich zerrüttenden Antagonismus nicht so leicht aufkommen lassen. Die gemeinsame Kirche und Religion und die gemeinsame Dynastie: das sind die beiden Fundamente Oesterreichs. Mit ihnen steht und fällt es. Was hat nun die Neuschule zur Erhaltung dieser beiden Fundamente beigetragen? Die Antwort liegt nahe.

* * *

LXXVI.

Die Nuntiatur-Correspondenz Kaspar Groppers.[1]

(1573—1576).

Fortgesetzt empfangen wir neue Beweise von dem unermüdlichen Eifer, mit welchem die jüngere katholische Gelehrtenwelt die allerhöchsten Intentionen des heiligen Vaters Leo's XIII. in Bezug auf die Hebung und Veröffentlichung der Schätze des Vatikanischen Geheimarchivs zur Ausführung zu bringen sich angelegen sein läßt. Dießmal tritt ein Mann auf, welcher an den Ufern der Spree in der Reichshauptstadt Berlin sein Gezelte aufgeschlagen hat. In Berlin wird naturgemäß die Thätigkeit der katholischen Geistlichkeit vom Missionary Work, wie die Engländer sich auszudrücken pflegen, fast ganz verschlungen. Die sorgfältige

---

1) Quellen und Forschungen aus dem Gebiete der Geschichte. In Verbindung mit ihrem historischen Institut in Rom herausgegeben von der Görres-Gesellschaft. V. Band. Die Nuntiatur-Correspondenz Kaspar Groppers nebst verwandten Aktenstücken (1573—1575). Gesammelt und herausgegeben von W. E. Schwarz. Paderborn. Ferdinand Schöningh. Lex.-8°. CXX. 458 S.

Aufrechthaltung des Gottesdienstes und die Verwaltung des Beichtvateramtes, welches am Samstag Nachmittag und Sonntag Morgen eine der verdienstvollsten, aber auch eine der drückendsten Amtspflichten ausmacht, gehen Hand in Hand mit der Verkündigung des Evangeliums, auf welches die katholische Geistlichkeit in Berlin schon mit Berücksichtigung anderer Confessionen den höchsten Werth legen muß. Daß die Thätigkeit in den Schulen, in welchen die religiösen Interessen der Kinder angesichts sovieler Gefahren im öffentlichen Leben und manchmal auch im Kreise gleichgültiger Familien den ausgiebigsten Schutz der Geistlichkeit erheischen, den ganzen Mann in Anspruch nimmt, bedarf kaum der Erwähnung. Und nicht in letzter Linie steht neben der Hausmission, welche den Seelsorger drängt, den verirrten Schafen in weitausgedehnten Bezirken mit unstäter Bevölkerung nachzugehen, die Erhaltung und Förderung des Vereinslebens; die letztere nimmt den Priester in jenen späten Stunden in Anspruch, in welchen nach Erfüllung ausgedehnter Amtspflichten schon körperliche und seelische Abspannung sich geltend macht, während der Ernst in der Behandlung der Vereine zu neuen, aber um so eher die Kräfte aufreibenden Bemühungen den Priester anspornt.

Wenn der Herr Curatus Schwarz in Berlin ungeachtet seiner erdrückenden Amtspflichten uns dennoch mit der Nuntiatur-Correspondenz Groppers beschenkt, dann setzt das einen geistigen Schwung voraus, der unsere Bewunderung verdient. Ueberrascht hat mich diese in jeder Beziehung vollendete Arbeit durchaus nicht. War es mir doch während der ersten drei Monate des Jahres 1884 (bei den Vorarbeiten zur Geschichte der katholischen Kirche in Irland) im deutschen Campo santo beim Vatikan in Rom vergönnt, Zeuge zu sein von dem unermüdlichen Fleiße, mit welchem der Verfasser in der unverwüstlichen Zähigkeit seiner westfälisch-sächsischen Natur die Archive der ewigen Stadt auszubeuten sich bemühte! Was damals mit jugendlichem Feuer

erstrebt wurde, liegt heute, von der Hand des gereiften Mannes dargeboten, als Eigenthum der wissenschaftlichen Welt vor.

Das Nonum prematur in annum ist der trefflichen Arbeit glänzend auf die Stirne geschrieben. Der Sammlung, welche zunächst 301 Aktenstücke über den Nuntius Kaspar Gropper und seinen Begleiter Nikolaus Elgard bringt und diese durch 63 weitere Dokumente über deren persönliche Lebensumstände ergänzt, geht eine 120 Seiten umfassende Einleitung voraus. Hier schöpft der gelehrte Verfasser aus seinem reichen historischen Wissen, überallhin Licht verbreitend über so viele verwickelte Fragen, auf welche seine Urkunden Bezug nehmen, über so viele Schäden der damaligen deutschen Kirche, die er mit der Gerechtigkeit eines Forschers, aber auch mit der Pietät eines katholischen Mannes behandelt, über die unausgesetzten Bemühungen des heiligen Stuhles, hervorragender deutscher Bischöfe und seeleneifriger Welt- und Ordenspriester zur Hebung des tiefgesunkenen religiösen Lebens, über die allmählige Befestigung der neuen Lehre in weiten Gebieten Niederdeutschlands, wo damals nur noch kümmerliche Reste der alten Kirche, wie grausam vom lebenspendenden Organismus getrennte Theile, elend ein Scheinleben führten. Allerdings standen dem Verfasser die reichen literarischen Schätze der Reichshauptstadt zur Verfügung, die er auch mit musterhaftem Fleiß verwerthet hat. Aber ein Blick in seine gelehrte Einleitung, wie in die den Text der Urkunden begleitenden Anmerkungen führt zu der Ueberzeugung, daß er mit einem seltenen Reichthum von Notizen aus römischen Archiven entweder Lücken ausfüllt, oder weitere Beweise für die Thatsachen beibringt. Nach den modernen Editionsgrundsätzen zusammengestellt, mit werthvollen Inhaltsangaben und gewissenhaften Registern bereichert, hinterläßt die Leistung des Herrn Schwarz nach diesen Beziehungen den vortheilhaftesten Eindruck.

Was aber den Inhalt der Urkunden anlangt, so

hat derselbe mich, einige wenige Lichtpunkte abgerechnet, mit tiefer Wehmuth und Trauer erfüllt — so tief war die katholische Kirche im deutschen Vaterlande, fünfzig Jahre nach dem Ausbruch der Glaubensspaltung, im zweiten und dritten Viertel des 16. Jahrhunderts gesunken. In den Inhalt der Urkunden uns hier vertiefen, würde zu weit führen. Nur einige allgemeine Gesichtspunkte können aufgestellt werden. Als Nuntien kommen in Betracht Kaspar Gropper, Auditor der Rota in Rom, Nikolaus Elgard aus der Gegend von Arlon, im belgischen Luxemburg, Schüler des deutschen Collegs in Rom und Canonikus von St. Moriz in Augsburg, und der Stiftsherr Alexander Trivius aus Bonn. Gropper entfaltete seine Thätigkeit in Augsburg, am Niederrhein, namentlich in Köln, Kleve und Düsseldorf wie auch in Westfalen. Den Ausgangspunkt seiner Sendung bildete die Ueberweisung der Heiligkreuzkirche in Augsburg an die Jesuiten. Groppers Berichte lassen erkennen, wie weit verbreitet und hartnäckig, aber auch wie unbegründet die Vorurtheile gegen dieselben waren. Mit Recht nahm der päpstliche Stuhl, wie die dem Gropper mitgegebene Instruktion, ein wahres Meisterwerk der päpstlichen Diplomatie, darthut (43), die Jesuiten in seinen Schutz. Darf man den Berichten holländischer Katholiken an Nuntius Gropper Glauben schenken (117), dann erblickten sie in der Schöpfung von Jesuitencollegien ein Hauptmittel zur Rettung des Katholicismus. In dieser Richtung bewegt sich auch der Brief Groppers an die Universität Löwen aus Köln 5. März 1574 (122). Jesuitenschüler wie Elgard und Andere, die als Missionäre und Prediger auftreten, Jesuitenväter, wie Thyräus aus Neuß, welcher in seinen lesenswerthen Berichten über die Visitation des Eichsfeldes durch den Erzbischof von Mainz auch seiner eigenen umfassenden Thätigkeit als Missionär gedenkt, hinterlassen den vortheilhaftesten Eindruck. Und unter den deutschen Prälaten, auf welche die Jesuiten segensreich einwirkten,

ragt Julius Echter von Mespelbrunn, Fürstbischof von Würzburg, hervor. Man athmet förmlich auf, wenn man mit den neugläubigen, oder halbkatholischen, oder in Sinnengenuß versunkenen, oder zwar erwählten, aber den Empfang der bischöflichen Consecration ablehnenden Prälaten von Bremen, Minden, Lübeck, Köln den Bischof von Würzburg vergleicht, welcher sich den geistlichen Uebungen des heiligen Ignatius unterzieht und dann, ein wahrhaft ideales Programm seiner geistlichen Amtsführung in der Hand, als Reformator im katholischen Sinne in seinem Sprengel auftritt (292). In Elgards Denkschrift für den Fürstbischof Vitus von Bamberg über die Wirksamkeit der Jesuiten ist die Dankbarkeit des Schülers nicht zu verkennen, aber auch nichts behauptet, was nicht durch anderweitig verbürgte Thatsachen vollkommen verbürgt würde (306).

In Köln hatte Gropper mit dem Domkapitel und dem Magistrate zu verhandeln. Es galt die Vermehrung der Schulen, die Hebung der gesunkenen Universität, die Schöpfung eines Priesterseminars, die Verbesserung der älteren Orden. Belehrend in der letzteren Beziehung ist die vom heil. Stuhl verlangte Aeußerung der Oberen der Dominikaner, Franziskaner, Karmeliten und Augustiner in Köln über die damalige Lage der Klöster in ihren Ordensprovinzen. Wenn die Orden damals hinter ihrer Aufgabe zurückgeblieben, dann lag der Grund wie am Sinken des religiösen Geistes, so auch in dem Mangel an ausgiebiger Beschützung, die man von den Bischöfen wider Bedrückungen jedweder Art, und gegen das anmaßliche Predigen abgefallener Mönche in den Ordenskirchen hätte erwarten dürfen (142—149). In Rom wo die Angelegenheit zur Verhandlung im November 1574 gelangte, wurde vorgeschlagen, die in Niederdeutschland gelegenen Ordensprovinzen, in welchen die Zucht sehr erschlafft sei, enger mit den Generalaten zu verbinden und durch Auswahl und gründliche Bildung jüngerer Kräfte den Niederlassungen neues Leben einzuhauchen.

Was Gropper besonders zu betreiben hatte, das war die Besetzung des **Stiftes von Münster** mit einem echt katholischen Manne. Die Postulation des zweiten Sohnes des Herzogs Wilhelm von Jülich-Kleve führte zu langwierigen Verhandlungen mit dem Herzog, der stets wegen seiner Forderung des Laienkelches und noch mehr durch die Vermählung seiner Tochter Eleonore mit dem Sohne des abgefallenen Hochmeisters Rom gegenüber eine zweideutige Stellung eingenommen. Und doch mußte der Papst mit äußerster Mäßigung vorgehen, wenn nicht auch Herzog Wilhelm der Kirche verloren gehen sollte. Der Tod des Jungherzogs Karl Friedrich von Jülich-Kleve zu Rom im Februar 1575 ließ seinen Bruder auf Münster Verzicht leisten, wo nun eine zwiespältige Wahl erfolgte, indem die jüngeren Domherren sich für Heinrich von Bremen erklärten. „Hätte Gropper", so schreibt der Verfasser, „bald nach dem Tode Friedrichs energisch die ihm bekanntgegebenen Ansichten der Curie über Heinrich von Sachsen dem Kapitel gegenüber vertreten und auf eine schleunige Wahl hingewirkt, wer weiß, ob da nicht ein solcher Ausgang der Dinge vermieden wäre!" (LXVIII). In der That: In Groppers Charakter lag etwas Zögerndes. Daher auch die jedem Leser dieser Sammlung auffallenden ellenlangen Berichte nach Rom, über welche der Staatssekretär Cardinal Galli (genannt nach seiner Heimat Como) mehr denn einmal Klage führte. Der schlimme Ausgang der Münster'schen Wahl, deren Erledigung man in Rom vorläufig in der Schwebe ließ, kostete Gropper seinen Posten. Am 18. Februar kam aus Rom die Anweisung: „ad urbem redeat" (338).

Während Gropper am Rhein und in Münster thätig war, arbeitete Nikolaus **Elgard** in Franken und auf dem Eichsfelde. In seinem Bericht an Cardinal Madrucci aus Deutschland am letzten Juli 1574 verbreitet er sich über gewisse Mißstände in den deutschen Domkapiteln, insbesondere über die Wahlcapitulationen, durch welche den Bischöfen in

der fruchtbaren Verwaltung ihrer Sprengel die Hände gebunden seien (171—174). Im Jahre 1575 machte Elgard im Auftrage Roms zehn Monate lang eine Visitationsreise nach dem Eichsfelde und andern angrenzenden Gebieten. Die betrübenden Mittheilungen, welche der Provincial der Jesuiten P. Thyräus über die religiöse Lage des Eichsfeldes, das er als Begleiter des Erzbischofs von Mainz 1574 besuchte, in seinem Bericht, Mainz 16. August 1574, niedergelegt (183), werden durch Elgard's Schreiben allseitig bestätigt. In der von Cardinal Como für Elgard ausgearbeiteten Instruktion, Rom 22. Januar 1575, empfängt derselbe eingehende Anweisungen für seine Besuche in Mainz, Fulda, Naumburg, Merseburg, Meißen, Magdeburg, Halberstadt, Bamberg und Würzburg. Insbesondere sollte er an der Bekehrung „hervorragender Häretiker oder Häresiarchen" arbeiten, und, was noch wichtiger, eine Verbesserung der Geistlichkeit zu Wege bringen (239—243). Die aus Anlaß der Visitation der genannten Sprengel von Elgard nach Rom gesandten Berichte stimmen zu tiefer Wehmuth. Selbst die Antwort, welche der Erzbischof von Mainz in Aschaffenburg ertheilte, kann nur wenig befriedigen (263—265). Elgard's Denkschrift über die Reform des Stiftes Fulda läßt die schweren Schäden erkennen, welche das Stift inmitten fast rein protestantischer Gebiete befallen (259), und in einem Schreiben, Duderstadt 9. März 1575, unterbreitet er in Rom Vorschläge zu einer Reform der Stiftsherrn durch Erhebung des Stiftes Fulda zu einem Bisthum (265).

Geradezu aller Beschreibung spotten die Zustände auf dem Eichsfelde, wo „die meisten Pfarrer entweder Häretiker, oder der Häresie verdächtig, oder beweibt sind, oder im Concubinat leben, oder Säufer, oder unversöhnliche Feinde sind". Nur apostolische Männer, die lehrend und durch ihr Beispiel überzeugend von Ort zu Ort ziehen, könnten helfen (269). Am 11. April 1575 kam Elgard nach Halberstadt, von wo er einen Besuch in Magdeburg machte. Beide Stifte waren

für Rom unwiderbringlich verloren (280). Ueber Merseburg, Naumburg und Meißen meldete er am 27. Mai 1575, daß in diesen drei Sprengeln noch sieben Canonikate mit Katholiken besetzt seien. Für Merseburg und Naumburg habe Kurfürst August die Provision auf 20 Jahre für sich erzwungen, während der zum Bischof von Meißen gewählte Johann Haugwitz vom katholischen Glauben abgefallen sei und sich verehelicht habe (288). Einen zusammenfassenden Bericht über die Lage der Kirche auf dem Eichsfelde lieferte Elgard am 18. Juni, wobei er den Verfall des Klosterlebens packend mit den Worten schildert: Ordines sine ordine, moniales non moniales (294). Am ausführlichsten hat Elgard über Bamberg berichtet, wofür wir den Leser auf S. 304—332 verweisen.

Unterdessen sandte Gregor XIII. einen anderen Visitator nach Niederdeutschland in der Person des Bonner Stiftsherrn Alexander Trivius. Seine Instruktion für die Visitation von Bamberg, die er nachher an Elgard abgeben mußte, ist datirt vom August 1574 (176). Des Trivius Abreise wurde durch die Widerspenstigkeit des Cassiusstiftes in Bonn aufgeschoben, welches, im Widerspruch mit dem Befehl Gregors XIII., dem Visitator keine Entbindung von der Residenz geben wollte (192). Sonderbar, in den deutschen Kapiteln wimmelte es von empörenden Mißbräuchen, und gerade die Residenzpflicht wurde in Köln und namentlich in Trier, wo die Domherren förmlich streikten (354), gegen alles Recht verletzt. Ernannte dagegen der Papst zufällig Jemand im Interesse der Gesammtkirche zu einem Amte, welches Unterbrechung der Residenz für wenige Monate forderte, dann entfesselte sich die sittliche Entrüstung. Trivius hat seine Visitationsreise dennoch angetreten und über die Zustände in Bremen, Minden, Verden, Lübeck, Hildesheim Berichte hinterlassen, welche die schrecklichen Verwüstungen der Kirche in Niederdeutschland darthun. Quantum mutatus ab illo Hectore. Man lese die italienischen Briefe des

Visitators S. 270, 274—281, um sich von der Wahrheit dieser Bemerkung zu überzeugen. Als eine der traurigsten Gestalten unter diesen Pseudobischöfen erscheint der sogen. Erzbischof von Bremen, Heinrich Herzog von Lauenburg, dessen heuchlerisches Wesen durch seine bedingten Glaubensbekenntnisse und unaufhörlichen Bitten um Bestätigung durch den Papst nur elend verhüllt wird. Das schlimmste war, daß diese Herren von Bremen, Lübeck, Minden u. A. nicht einmal persönlich mit sich verhandeln ließen, sondern durch ihre Räthe dem Nuntius ihre Antwort eröffneten. Als Dämon des Bremers lernen wir aus Trivius' Bericht vom 4. April 1575 einen Dechanten kennen, der „mal cristiano" war, „die augsburgische Confession befolgt und im Solde vieler Fürsten steht" (275). Nur verblümt redet Trivius im angezogenen Brief an Cardinal Como von den Sitten des Bremer Erzbischofs und bemerkt in einem Tone von Verzweiflung: „Ich glaube, es wird schwer halten, ihn zu bestätigen, aber ich fürchte Gefahren im Falle der Nichtbestätigung" (275).

In mildem Glanze strahlt neben den abstoßenden Zügen des in Sinnlichkeit versunkenen sogenannten Erzbischofs das anmuthende Bild, welches Trivius von den Klosterfrauen in Zeven am 27. März 1575 daselbst entwarf. „Diesen Morgen, Palmsonntag", bemerkt er, „trat ich in die Kirche, um zu sehen, wie die Dinge sich entfalten würden. Ich glaubte, die Kirche sei protestantisch, fand sie aber im Besitz von Klosterfrauen, welche die Tagszeiten beteten und die Meßfeier in durchaus katholischer Weise (catholicissimamente) begingen, und zwar mit großer Andacht, und keine einzige Ceremonie fiel aus, weder bei der Segnung der Palmen, noch bei der Procession, eine Erscheinung, welche mich um so angenehmer berührte, je unerwarteter sie eintraf" (270).

Aus Zeven 27. März 1575 datirte Trivius an Cardinal Como seinen Brief über den Bischof von Minden, Herman von Schauenburg. Sehr interessant ist die von Schwarz

gebrachte Verhandlung des Consistorium vom 29. Mai 1573, in welchem die Bestätigung Hermanns vollzogen wurde, nachdem Pius V. sie stets abgelehnt hatte (35). Wie wenig hat der Bestätigte das damals von den Cardinälen in ihn gesetzte Vertrauen gerechtfertigt! In den ernstesten Worten redete der Visitator ihm in das Gewissen. Das Ergebniß waren ausweichende Antworten, sammt der nach eingenommener Mahlzeit erfolgten Aufforderung des Syndikus, „ich möchte abreisen wegen der Gefahr, die mir von Seiten gewisser Obersten und Hauptleute, die sich dort befanden, drohe" (271). Geradezu empörend fand Trivius das Leben des Bischofs Eberhard von Holle von Lübeck, der sich mit jedweder Art von „barbarie" und „impietà" bedecke, und auch noch den Chor des Doms, welcher den Katholiken verblieben, den Protestanten eingeräumt habe. Holle war auch erwählter Bischof von Verden. „Ich besuchte den Dom, als der Bischof da war, aber auf den Rath Vieler wagte ich nicht mich kenntlich zu machen" (279). Endlich hat Trivius in Hildesheim aufgeathmet. Denn „als ich im Dom zu Hildesheim angelangt war, kam es mir vor, als ob ich mich nach langer Irrfahrt wieder unter Christen befinde, so gut fand ich diese Kirche verwaltet" (281).

Hiermit schließen wir unsere Berichterstattung, in welcher nur wenig Punkte aus dem Reichthum der Arbeit sich berühren ließen. Der Anfang der Genesung liegt in der Erkenntniß des Uebels. Nachdem der heilige Stuhl durch die Berichterstattungen gewissenhafter Visitatoren sich von dem tiefen Verfall der deutschen Kirche in weiten Gebieten unseres Vaterlandes überzeugt, hat er durch eine Reihe weiser Maßnahmen, insbesondere die Heranbildung eines sittenreinen und gebildeten Klerus, der Religion neue Stützen zugeführt und allmählig bessere Zustände eingeleitet.

Aachen. A. Bellesheim.

LXXVII.

Erzherzog Ludwig Salvator.[1]

Ueber die einzigartige literarische Thätigkeit, die der Erzherzog Ludwig Salvator, ein Sohn des letzten regierenden Großherzogs von Toscana (geb. 1847 in Florenz), seit drei Jahrzehnten entfaltet, ist in diesen Blättern schon zu wiederholten Malen, und immer in rühmlichster Weise, die Rede gewesen. Ein Forscher und Seefahrer, hat der edle Herr auf eigenem Schiff die schönsten Länder bereist und seine Beobachtungen und Erfahrungen in vorzüglichen Reisewerken niedergelegt. Nicht gewöhnliche Reiselust, obgleich er einmal von dem „Dämon des Wandertriebs“ spricht, sondern ernster glühender Wissensdrang, ein mächtiger Zug nach Erkenntniß der Natur und der Gesammtheit ihrer Erscheinungen, trieb den hochgebildeten, in den verschiedensten Wissenszweigen gründlich unterrichteten Prinzen von jungen Jahren an, Fahrten in die weite Welt, ja in alle Welttheile zu machen. Die Zahl seiner Schriften, in denen er diese Reisen seit dem Jahre 1869 beschrieben, ist sehr ansehnlich. Sie waren ursprünglich nur für einen auserwählten Kreis

---

1) Erzherzog Ludwig Salvator aus dem österreichischen Kaiserhause als Forscher des Mittelmeeres. Geschildert von Leo Wörl. Mit 3 Illustrationen und einer Uebersichtskarte. Leipzig 1899. Wörle Reisebücher-Verlag.

nicht für den Buchhandel bestimmt; in der Folge ist aber doch ein Theil dieser Werke, die im Kreise der Fachleute und Kenner Aufsehen erregten, im Verlag von Leo Wörl erschienen und diese haben das Interesse und die bewundernde Theilnahme für den fürstlichen Reiseschriftsteller in weitere Kreise getragen. Heute ist sein Name in der ganzen gebildeten Welt bekannt.

Für die große Zahl dieser Verehrer bietet nun der Chef der genannten Firma in dem vorliegenden stattlichen Buche ein Lebensbild des Erzherzogs, das um so ansprechender sich liest, weil es aus den eigenen Worten des Geschilderten musivisch zusammengestellt ist. Es gibt nämlich eine Uebersicht sämmtlicher Werke Ludwig Salvators mit kurzen Auszügen und bezeichnenden Proben daraus, die den Inhalt und die Eigenart jeder einzelnen Schrift charakterisiren sollen und so das reiche Wissen, den Schaffensdrang und die hochherzige Denkungsweise des Autors leicht und anschaulich erkennen lassen.

Die Schriften, an die dreißig, von denen die erste 1869, die letzte 1898 erschienen, werden in chronologischer Ordnung vorgeführt. Sind auch manche nur von mäßigem Umfang, so tragen sie doch alle den Stempel feinfühliger Beobachtung und liebevoller Ausführung, und alle sind mit Illustrationen, meist nach Zeichnungen des Erzherzogs, geschmückt. Einzelne darunter sind, man darf es zuversichtlich sagen, Monographien allerersten Ranges, wie gleich sein erstes Hauptwerk (1869): „Die Balearen", deren Inselvolk dem Prinzen so vertraut, und deren Hauptinsel (Mallorca), wo er begütert ist, ihm zur zweiten Heimat geworden ist.[1])

Den großen Weltfahrten des Erzherzogs entstammen drei stattliche Werke: „Los Angeles in Südkalifornien"

1) Vgl. über dieses Prachtwerk unsern nähern Bericht in Band 119, S. 929—934.



eine tagebuchartige mit hundert Illustratio
schreibung einer unbeabsichtigten Reise u
Wunsch, die Ausstellung in Melbourne
gleichzeitig Blicke in die australischen Col
führte den Erzherzog nach der Hauptsta
und gegen seine Absicht veranlassen ihn
einer Reise um die Welt. Bei diesen F
fürstliche Reisende immer auch praktische
Auge, namentlich die coloniale Frage, i
Land, Klima und andere Bedingungen gee
wanderern aus deutschen und österreichi
zweckmäßiges und friedliches Heim zu biete

Das Lieblingsgebiet seiner Seefahrten
mittelländische Meer, das Ludwig Sal
nach Osten, von Alboran und den Balea
ischen und levantischen Meer mit seinem S
durchfurcht und untersucht hat. Es wurd
wissenschaftliches Arbeitsgebiet. Unermüdli
seinem Forschertrieb, die Sehnsucht nach d
führt ihn immer wieder hinaus, und m
Vorliebe sucht er wenig beachtete Punkt
nicht die gewöhnlichen Touristenwege, di
das abseits Liegende oder ganz Verlassene
macht ihm offenbar Freude, am Kleinen zu

vulkanischen Inselgruppe den Naturforscher, den Sociologen, den Künstler interessiren kann, ist darin mit der Gründlichkeit des kundigen Beobachters und des warmherzigen Menschenfreundes zusammengefaßt. Mit der gleichen ausdauernden Hingebung findet man in einem andern Werk die Gruppe der Columbretes, kleinere Felseninseln an der spanischen Küste bei Valencia (1895), dann wieder Ustika, eine nordwestlich von Palermo gelegene Insel behandelt und mit Abbildungen erläutert (1898).

An der marokkanischen Küste, in der Mitte der Weltstraße von Gibraltar gelegen, findet sich das von so Vielen gesehene und so wenig betretene kahle Felseneiland Alboran mit dem einzig bewohnbaren Gebäude, dem Leuchtthurm; der Erzherzog widmet ihm eine eigene anschauliche Schilderung mit zwanzig Tafeln und Karten (1898). — Ein anderer Platz an der nordafrikanischen Küste ist Bizerta, dessen Lage und Zukunft ebenfalls mit einer besondern Darstellung bedacht wird (1881). Bizerta hat, als eine der schönsten Buchten an diesen Gestaden, nach dem Erzherzog eine große Zukunft. Durch das weitvorspringende Kap Bianco gegen die vorherrschenden Westwinde geschützt, ist es mit einem Klima begnadet, das zwei Ernten im Jahr ermöglicht. Seit 1892 ist es wieder ein Bischofssitz. — Eine Fahrt nach dem östlichen Theile des Mittelmeeres führte den Forscher auf die Insel Cypern. Die Reiseskizze über die Hauptstadt von Cypern, Levkosia, veranschaulicht in wohlausgeführter Zeichnung ein typisches Bild des Lebens und der farbenreichen Natur dieser reich gesegneten Insel (1873).

Ein bevorzugter Antheil fällt den Gestaden des adriatischen Meeres zu. Paxos und Antipaxos, die Nachbarinseln von Corfu, deren Männer und Frauen durch ihre Schönheit berühmt sind, haben durch den Erzherzog die erste selbständige, mit 219 Illustrationen ausgestattete Beschreibung erfahren (1889). — An der östlichen Küste der Adria liegt Cannosa, ein idyllisch schöner Winkel, den der Verfasser wegen seiner

herrlichen Lage, seiner Naturreize und seines Klimas als ganz vorzüglich beachtens- und empfehlenswerthen Sommeraufenthalt preist (1897). „Wer den Friedenstraum von Cannosa kennt — denn ein solcher ist in der That der idyllische Winkel zu nennen — den zieht es unwiderstehlich dahin“. — Mit künstlerischem Feingefühle sind weiterhin die landschaftlichen Reize des Golfes von Buccari geschildert. Und von gleicher Anmuth erfüllt sind die 1886 niedergeschriebenen „Losen Blätter aus Abbazia“. Soviel auch über die Schönheiten dieses wie durch einen Zauberspruch in die Höhe gekommenen Seebades am istrischen Golf schon geschrieben worden ist, man wird immer noch gern die tagebuchartigen, feinsinnigen, von Poesie durchtränkten Blätter des fürstlichen Schilderers lesen.

So sind es vorzugsweise Landstriche, Inseln und Gestade, die fern vom großen Weltverkehr die Aufmerksamkeit des erlauchten Forschers auf sich gezogen und die durch seine Feder zum Theil zu frischem Leben erweckt wurden. Mit dem Verständniß für die Schönheiten der Landschaftsbilder und die Buntheit der originellen Charaktertypen verbindet der Reisende das lebendigste Interesse für die wirthschaftlichen Verhältnisse, für das sociale und Familienleben der Bevölkerung, und seine durch Weltreisen geschärfte Gabe vergleichender Beobachtung ist überall bestrebt, mit voller Objektivität ein möglichst erschöpfendes Bild des Gesehenen zu entwerfen, die durch Zeichnungen seiner eigenen Hand noch plastischer vor die Augen treten. Der fürstliche Seefahrer ist eine künstlerische Natur, die nicht blos mit dem Stift sich bekundet, sie offenbart sich auch in der sinnvollen Wiedergabe tief empfundener Eindrücke, in Gedanken und Stimmungen von geradezu poetischer Kraft und seelischer Erhebung. Das Meer, das er wie seine Heimat liebt, ist eben ein trefflicher Lehrmeister. „Das Meer“, sagt er einmal, „stärkt, kräftigt und veredelt. Wie viele edle Gedanken hat das Meer nicht erweckt! Und selbst in seinen Gefahren liegt

etwas Gutes, sie stählen den Charakter und bringen die Seele dem Schöpfer näher!“

Aus allen Werken des Erzherzogs, und so auch aus diesem mit Sorgfalt und Geschmack zusammengestellten Extrakt seiner schriftstellerischen Thätigkeit, tritt uns die vornehme Persönlichkeit des hohen Autors in ansprechender Lebendigkeit entgegen, eine Charaktergestalt, die man nicht nur verehren lernt, sondern liebgewinnt. Denn es ist das Bild eines geistvollen, menschenfreundlichen, in sich gefesteten Mannes mit klarem Blick und warmem Herzen, der allen Mitlebenden, hoch und nieder, das leuchtende Beispiel eines nur hohen Zielen geweihten Lebens gibt.

F. B.

LXXVIII.

Zeitläufe.

Ueber die neue Lage zur Reichstags-Session.

Den 24. November 1899.

Am 8. November wurde das Abkommen zwischen dem deutschen Reiche und England bekannt, welches den unerhörten Zuständen auf Samoa unter der Oberherrschaft der drei Mächte England, Nordamerika und Deutschland ein Ende machte. Letzteres erhielt die zwei Hauptinseln der Samoa-Gruppe gegen Entschädigungen, welche England schon aus Rücksicht auf das benachbarte Australien beanspruchen mußte. Einen anderen Theil erhielt Nordamerika. Es war ein nicht erwarteter Sieg der deutschen Kolonialpolitik, der

übrigens auch durch die correkte Haltung des Reichs gegenüber den beiden andern Mächten verdient war. Aus Anlaß der letzten blutigen Thronkriege auf Samoa äußerte der frühere englische Consul daselbst, Lloyd Osbourne, über seine Erfahrungen unter dem Oberrichter der drei Mächte, dem Amerikaner Chambers:

„Der wesentliche Punkt des gegenwärtigen Streites ist Religion. Die Londoner Missionsgesellschaft (eine protestantische) kann den Gedanken eines römisch-katholischen Königs nicht ertragen. Das ist ausschließlich der Grund, aus welchem wir mit unseren Geschützen und Leuten einen 17jährigen Studenten der Theologie Tanu und sein Gefolge von tausend Mann gegen Mataafa, den früheren König Alfred von Samoa, unterstützen, hinter dem das ganze Land steht, obwohl es größtentheils protestantisch ist. Während der gesammten Dienstführung des Herrn Chambers als Landkommissar der Vereinigten Staaten wohnte er im Missionshause in Apia und identifizirte sich derart mit seinen Gastgebern, daß er in ihren Sonntagsschulen Unterricht ertheilte“.[1])

An demselben Tage fand der Besuch des Czarenpaares in Potsdam auf der Durchreise von Darmstadt nach Petersburg statt. Die amtliche Presse war voll des Jubels über diese neue Bürgschaft für die „Erhaltung des Weltfriedens“. Auch der Besuch des Kaiserpaares bei der Königin von England stand damals bereits fest, und zwar auf Einladung der Großmutter Königin Viktoria in Begleitung des deutschen Ministers des Auswärtigen. Damit war die verhängnißvolle Erinnerung an das übereilte kaiserliche Telegramm an die Regierung des Transvaal vom 3. Januar 1896 ausgelöscht, und auch der bedauerlichen Hetze gegen England in der deutschen Presse die entschiedene Abweisung ausgedrückt. Ohne Zweifel liegt auch in dieser Thatsache eine Bürgschaft für die Erhaltung des Weltfriedens. Dennoch blieb das

1) Berliner „Kreuzzeitung“ vom 22. April d. Js.

Verlangen des Kaisers in seiner Hamburger Tischrede, daß eine große Verstärkung der Kriegsflotte „bitter nöthig" sei, weil er die Verantwortung nicht mehr tragen könne, in Kraft. Am 23. Oktober war nach dem Berliner Amtsblatt eine Flotten-Novelle nicht in Aussicht, am 2. November war sie dem Bundesrath angekündigt, als wenn sie die hochfürstlichen Begegnungen in Potsdam und Windsor einleiten sollte.

Drei Vorlagen beschäftigten die Parlamente in Berlin, die alle als „Vorlagen des Kaisers" gekennzeichnet werden, weil sie sämmtlich in öffentlichen Reden des Monarchen empfohlen wurden, ohne daß die verantwortlichen Minister vorher dafür eintreten konnten. Das war der Fall bei der Kanalvorlage für das Abgeordnetenhaus, bei dem Gesetz zum Schutze der Arbeitswilligen, welchem in der kaiserlichen Rede zu Oynhausen unglücklicherweise der Name „Zuchthaus"-Vorlage gegeben wurde, und jetzt bei der neuen Flotten-Vorlage für den Reichstag. Die berühmte Zuchthaus-Vorlage ist nun allerdings schon in den ersten Sitzungen des Reichstags kurzweg abgelehnt und von weiterer Berathung ausgeschlossen worden.

Namentlich die Kanalvorlage hatte schon allgemeine Klagen hervorgerufen über den Wirrwarr der inneren Lage in Preußen, auch bei den liberalen Blättern. Die „Kölnische Zeitung" schrieb: „Unerträgliche Zustände im Reiche und eine endlose Reihe parlamentarischer Niederlagen stehen der Regierung in Aussicht, wenn dieser Augiasstall von Verwirrungen in Preußen nicht in kürzester Frist mit starker Hand gesäubert wird". Und die „Leipziger Neuesten Nachrichten" riefen aus: „So kann es nicht fortgehen, wenn anders die Autorität der Regierung, wenn nicht der ganze Respekt eines schönen Tages zum Teufel gehen soll".[1])

Am widerwärtigsten war das Ränkespiel der Parteien

1) Aus der Wiener „Reichspost" vom 7. Oktober d. Js.

zwischen dem Reichskanzler Fürsten Hohenlohe einerseits
dem Vicepräsidenten des Ministeriums Dr. Miquel ande
seits. Der Kaiser hatte dereinst bezüglich des Kanals ge
„Miquel wird's schon machen“. Nun sollte er in den A
der Conservativen schließlich wirklich den Weg dazu
geschlagen haben, und die Agrarier gaben die Losung
„Getraut haben wir ihm nie“. Als das Parteiorga
aller Stille beruhigt wurde, kehrte sich der Sturm gegen
Reichskanzler. „Eigentlich wäre es eine Comödie, über
man herzhaft lachen könnte, stände nicht dabei das Ans
Preußens im Reich auf dem Spiel. Wenn hier nicht
eine starke Hand klare Verhältnisse schafft, der Schaden,
dann unfehlbar entsteht, ist gar nicht abzusehen“.[1])
Meinung lag nahe, daß der Eine oder der andere der bei
Herren weichen müßte. Aber der Reichskanzler ist ein
bequemer „Handlanger“, um das kaiserliche Wort zu
brauchen, daß er schwer zu ersetzen wäre. Hr. von Mi
aber wird für den Flottenplan keine finanziellen Schwie
keiten machen. Er hat noch 1896 vor „Wechselfällen
Zukunft“ gewarnt, in den drei letzten Jahren aber einen
beispiellosen wirthschaftlichen Aufschwung“ wahrgenom
daß er vielleicht schließlich auch noch den Kanal dazu ge
könnte.

Ob der Reichskanzler gefragt worden ist, steht dah
er ist ja auch immer auf Reisen. Was aber den ärg
Anstoß erregt hat, ist der Umstand, daß bei der Bewillig
des jetzigen Flottengesetzes von der Regierung die stärk
Bindung auf sechs Jahre versprochen worden ist. Gera
der Reichskanzler hat bei der ersten Lesung des Gesetzes
6. Dezember 1897 erklärt: „Sie binden auch den verb
deten Regierungen die Hände; die jetzt erhobenen Ford

1) Aus der „Straßburger Post“ s. „Kölnische Volkszeitun
vom 5. Oktober d. Js.

ungen sind so bemessen, daß ihnen gegenüber die Aeußerungen über die angeblich uferlosen Marinepläne endlich ein Ende finden sollten". Auch der Staatssekretär der Marine hat noch Tags darauf versichert: eine größere Bindung der verbündeten Regierungen gebe es nicht, als in diesem Gesetz, und noch am 24. März 1898 hat er abermals erinnert: „Was gibt es Besseres, die Marineverwaltung zu binden, als ein Gesetz?" Am 30. Januar 1899 hat auch der Referent Dr. Lieber den leitenden Stellen nochmals bezeugt, daß bei keiner an einen neuen Flottenplan gedacht werde, und bei allen „die festeste Absicht bestehe, die vorgesehene Limitirung innezuhalten".[1])

Nun wird derselbe Marine-Staatssekretär den Bruch dieser feierlichen Versprechungen zu vertreten und den Reichstag zu bewegen haben, die Thüre zu den „uferlosen Marineplänen" wieder zu öffnen. Soviel man bis jetzt weiß, verlangt der neue Flottenplan, daß von 1901 bis 1917 jährlich 2,8 große Schiffe nebst drei kleinen und eine Torpedodivision auf Stapel gelegt werden. Die Mehrkosten würden in den 17 Jahren nahezu eine halbe Milliarde an einmaligen Ausgaben betragen, und die fortdauernden Ausgaben würden zunächst um 5 Millionen jährlich steigen. In Summa würden durch den neuen Flottenplan, nach den Berechnungen der Gegner, über 3 Milliarden festgelegt. Einen Tag vor der Veröffentlichung des Planes hat sich auch das conservative Hauptorgan in Berlin entschieden dagegen ausgesprochen, allerdings mit dem Vorbehalt, sich weiter zu besinnen:

„Unsere Vorbehalte sind der Hauptsache nach doppelter Art, d. h. einerseits auf dem wehrpolitischen, andererseits auf dem wirthschaftspolitischen Gebiet (im weitesten Sinne) zu suchen. Vom ersteren Standpunkte dürfen wir niemals vergessen, daß wir geschichtlich, wie thatsächlich der geographischen

---

1) „Kölnische Volkszeitung" vom 25. und 26. Oktober d. Js.

Lage Deutschlands gemäß zu den Festlandsmächten gehören und unter diesen nur deßhalb zum ersten Rang haben aufsteigen können, weil unser Landheer unter der mehr als zweihundertjährigen unvergleichlichen Erziehung und Zucht der Hohenzollern eine Schlagfertigkeit erlangt hat, die es allein gestattet, die Ungunst seiner Lage auszugleichen. Unsere erste und wichtigste Aufgabe muß deßhalb immer und unter allen Umständen seyn, diese Schlagfertigkeit aufrecht zu erhalten und an ihr schlechterdings nicht rütteln zu lassen; denn sie ist und bleibt die Voraussetzung für alles andere, auch dafür, daß wir zur See eine Machtstellung gewinnen, die dem genialen Sinne des Großen Kurfürsten noch vorschweben konnte, obwohl der Westfälische Friede die Nation vom Meere fast ganz abgedrängt hatte. Die Grenzen müssen wir unserer Flottenverstärkung also grundsätzlich ziehen, daß sie nie und nimmer auf Kosten des Heeres und seiner durch die Politik der Nachbarn links und rechts mit bedingten Ausgestaltung geschehe. Was immer die Zukunft uns bringen möge, das Schicksal des Deutschen Reiches wird stets im Ringen der Heere entschieden werden, nicht in dem der Flotten. Darin liegt der grundlegende Unterschied zwischen England und uns, und deßhalb kann es nicht das Endziel unseres Strebens seyn, England als Seemacht gleich zu kommen".[1])

Diese sehr gewichtigen Bedenken sind auch in streng landwirthschaftlicher Hinsicht begründet. Die sogenannte „Leutenoth" auf dem Lande ist schon sprichwörtlich geworden, aber auch in der bürgerlichen Industrie herrscht zunehmender Arbeitermangel. Und die ungeheuren Kosten, wer soll sie tragen? Bis jetzt ist noch nicht wieder die Rede gewesen von den „stärkeren Schultern", denen die Steuerlast aufgeladen werden soll, weil sie auch den Profit davon haben. Dagegen ist aus den Kreisen des „Deutschen Flottenvereins" der ungeheuerliche Vorschlag aufgetaucht, daß die Kosten durch Erhöhung der Getreidezölle gedeckt werden sollten.

---

1) Berliner „Kreuzzeitung" vom 22. Oktober d. Js.

Also die Bevölkerung sollte die neuen Schiffe doppelt bezahlen, und der kleine Mann sich die Kosten der neuen Flotte am Munde absparen. Auf solchen Handel werden sich selbst die Agrarier nicht einlassen. Für die Durchschlüpfung des Flottenplans würden sie vielleicht eine provinzielle Versüssung des großen Dortmunder Kanalprojekts fordern. Derlei Versuche zum „Kuhhandel" werden allerdings nicht ausbleiben.

Vor Kurzem hat ein linksliberales Blatt über die Lage in Berlin geschrieben: „Um das gleichschenkelige Dreieck von Zuchthausvorlage, Kanalgesetz und Flottenfrage schwingt sich die neudeutsche Weltmachtspolitik".[1] Das hatte schon der weitblickende Windthorst vorausgesehen, als Fürst Bismarck widerwillig auf die Colonialpolitik einging: die kommende „maritime Weltmachtstellung". Das heißt, daß die Schiffe des alten Agrarstaats, weil sie nicht mehr das erforderliche Geld und wieder Geld zu erbringen vermöchten, verbrannt würden, und mit vollen Segeln dem Industrie- und Handelsstaat der Zukunft zugesteuert würde. Mit diplomatischen Wendungen bestätigte der Reichskanzler Fürst Hohenlohe selber die Weltneuerung, als er zur Begrüßung des „Geographen Congresses" in Berlin vor sechs Wochen sagte: „Die Geographen sind die Pfadfinder für den deutschen und den Welthandel. Sie suchten uns neue Absatzgebiete, eine Aufgabe, die um so dringender wird, seitdem wir durch Aenderung unserer Zollgesetzgebung mehr und mehr zum Industriestaat umgestaltet wurden. Das mögen wir Agrarier beklagen, denn als Grundbesitzer gehöre ich selbst dazu, wenn ich auch dem Handel und der Industrie ihr volles Recht wahre. Wir können aber nicht mehr zurück, und werden stets auf die geographische Wissenschaft angewiesen seyn".[2]

---

1) Aus der „Breslauer Zeitung" s. „Kölnische Volkszeitung" vom 5. November d. Js.

2) Aus Berlin in der „Neuen freien Presse" vom 30. September d. Js.

Großindustrie und Großhandel sind Filialen des Großcapitalismus geworden. Lange vor der Krisis in Transvaal hat ein deutsches volkswirthschaftliches Blatt auf die Machenschaften des Hauses Rothschild zur Monopolisirung der Goldfelder-Erträge in Südafrika hingewiesen. Seitdem ist die Geldmacht des Hauses und seiner jüdischen Compagnie um Milliarden gewachsen; es ist die geheime Regierung der Weltkassen geworden, und es wird ihr mehr und mehr auch die eigentliche Urheberschaft des Krieges in Südafrika zugeschrieben. Was das Blatt von dem Ende des Liedes sagte, hat das Berliner socialdemokratische Parteiorgan wohlgefällig weiter verbreitet:

„Unser Blatt ist stets ein warmer Anhänger der gegenwärtigen Gesellschaftsordnung gewesen; wir haben die Fortbildung derselben verlangt und die socialistischen Angriffe nach Kräften zurückgewiesen. Aber eben aus dieser Stellung heraus müssen wir solche Auswüchse des Capitalismus tief beklagen. Die menschliche Gesellschaft wird es nicht ertragen, in eine kleine und abnehmende Zahl allgewaltiger Capitalisten und ein riesiges Heer von Proletariern aufgelöst zu werden. Ehe wir noch an diesem Ziele angelangt sind, wird sie durch heftige Reaktion dagegen sich Luft gemacht haben, selbst unter den nachtheiligsten und verhängnißvollsten Katastrophen. Alles was uns diesem Ziel nur um einen Schritt näher bringt, vermehrt die Gefahr eines Umsturzes und eines Unterganges der Cultur. Bis jetzt ist nicht abzusehen, wie sich die Cultur ohne Privateigenthum, ohne engsten Zusammenhang zwischen der zielbewußten Thätigkeit des Menschen und seinem wirthschaftlichen Glück soll aufrecht erhalten lassen. Wenn aber das Privateigenthum schließlich in ganz wenigen Händen zusammenrinnt, wenn die Unterschiede zwischen arm und reich immer größer, die Kluft zwischen ihnen immer weniger durch eine breite Mittelstandsschicht ausgefüllt seyn wird, so wird es fallen. Dann wird die Menschheit es eben einmal mit dem Socialismus versuchen, trotz des sicheren Verderbens, das aus ihm entspringen wird. Dann wird sich die Menschheit sagen,

daß hüben das gleiche Verderben ist wie drüben und daß man es daher auch drüben einmal versuchen könne. Der socialistischen Partei werden mächtig die Segel schwellen. Durch nichts treiben wir sicherer in den Strudel dieser Gefahren als durch Mißbräuche des Capitalismus, durch Privatmonopole, Syndikate u. s. w. Wenn das Privatcapital thatsächlich die Gewerbefreiheit aufhebt, so sägt es den Ast ab, auf dem es sitzt. Wer die gegenwärtige Gesellschaftsordnung unterstützen will, trete den angedeuteten Auswüchsen entgegen!“ [1])

LXXIX.

An der istrischen Riviera.

(Schluß.)

7. Eine Fahrt nach Cherso.

„Aber so gehen Sie doch mit, Sie hartköpfiger schwäbischer Pfarrer!“ So rief eines Morgens mein slovenischer Freund Dr. J. vom Garten des Sanatoriums in Ika herauf mir zu, während ich von meinem Zimmer auf die blauen Wasser des Quarnero hinausschaute. Er hatte so eine besondere Art zu bitten, — halb liebenswürdig, halb gewaltthätig, — welcher man nicht leicht zu widerstehen vermag. So standen wir denn bald ganz einträchtig, im Bunde mit einigen anderen Herrn aus Kärnten und Böhmen, auf dem Verdeck des eleganten und soliden Küstendampfers „Liburnia“, mit deren wackerem Kapitän wir schon auf früheren Fahrten Freundschaft geschlossen hatten. Unser Reiseziel war Cherso, die Hauptstadt der gleichnamigen quarnerischen Insel.

In flottem Tempo steuerte das Schiff durch den Canale di Farasina, der klar wie ein Spiegel in der Morgensonne

---

1) „Deutscher Oeconomist“ s. Berliner „Vorwärts“ v. 6. Juni 1894.

schimmerte. Mehrere Stunden hindurch hatten wir zur Rechten die schroff abfallende, zuweilen wildromantische Felspartien aufweisende Ostküste der istrischen Halbinsel, zur Linken die unwirthlichen Ufergehänge der langgestreckten Insel Cherso. Hinter Bersez verließ die „Liburnia" die istrianische Küste, um uns fortan der in südöstlicher Richtung sich hinziehenden Insel entlang zu führen. Fast immer dasselbe trostlose Gesicht zeigt sie uns: kein Baum, kein Strauch, kein Gärtchen belebt die weißen, nackten Felsen. Weit und breit ist keine menschliche Wohnung zu entdecken; nur ein altes, verfallenes Frauenkloster steht an einer flacheren Uferstelle, uns kündend, wie einstens auch an diesem weltabgeschiedenen Plätzchen das Lob des Allerhöchsten aus dem Munde der frommen Nonnen über die Wasser hin erklang.

Auch das Innere der Insel bietet auf weite Strecken ein Bild der ärmsten, unfruchtbarsten Karstöde dar, weßhalb sogar die eigenen Bewohner dieser Steinwüste den Namen „Arabia petrea" beilegten. Der größere Theil Cherso's ist eben auch wie alle Länder, die einst unter der ehernen Faust venetianischer Gewaltherrschaft seufzten, durch Entwaldung gänzlich verödet. Diese ausgedehnten Flächen werden nun als Schafweide benützt; auf der ganzen Insel weiden mehr als 40000 Schafe während des ganzen Jahres Tag und Nacht unter freiem Himmel ohne schützendes Dach. Nur einzelne Ueberreste des ehemaligen Waldes, nemlich da und dort zerstreut vorkommende Stecheichen, Erdbeer- und Wachholderbäume, Granatapfelsträucher u. s. w. gewähren dem Weidevieh einigen Schutz gegen Sonnenbrand, Wind und Schneegestöber.

Aber geschieht denn nichts, um solche verkarstete Ländereien wieder aufzuforsten? — Die Staatsbehörden haben in dieser Richtung schon manche Versuche gemacht, allein sie begegneten großen Schwierigkeiten, da jetzt die mit keiner Auslage verbundene Weidenutzung die Haupteinnahmequelle der armen Bevölkerung bildet und überdies der junge Holznachwuchs von den oft ohne Aufsicht weidenden Schafen vernichtet würde. Hiemit hängt auch die schwache Bevölkerung des Eilandes zusammen, welches bei einem Flächeninhalt von 6 Quadratmeilen nur etwa 10000 Einwohner zählt, von denen beinahe die

Hälfte auf die Stadt Cherso entfällt. Wohl die größte Merkwürdigkeit der Insel ist der Vranasee. Von kahlen Steinwänden umschlossen, von spärlichem Strauchwerk und Schilf bekränzt, liegt er 5 km lang und 1,5 km breit in tiefster Einsamkeit. Er ist ohne sichtbaren Zufluß, abgesehen von den Torrenti in der Regenzeit, aber auch ohne sichtbaren Abfluß. Da sein Wasser süß ist, kann er nicht etwa mit dem benachbarten Meere unterirdisch zusammenhängen. Man vermuthet deßhalb, daß der See sein Wasser aus dem istrischen Karstgebirge empfange, und zwar vermittelst Höhlen, welche unter dem Meere sich hinziehen, bis jenes in Cherso emporquillt. Jedenfalls aber werden sich die Gelehrten noch lange Zeit über dieses Räthsel, das die Natur ihnen zur Lösung aufgegeben, die Köpfe zerbrechen, wozu wir ihnen viel Vergnügen und schließlich guten Erfolg wünschen.

In heißer Mittagsstunde fuhren wir in den geräumigen, gegen Nordwinde gut geschützten Hafen der Stadt Cherso ein. Ueberragt von einem alten venetianischen Kastell, macht sie einen ganz ansehnlichen Eindruck; das zarte Grün zahlreicher Wein- und Oelgärten bildet den lieblichen Rahmen um das Bild der Stadt. Wie im Süden oftmals, so harmonirt leider auch hier das schmutzige Innere gar nicht mit dem äußeren Glanz. Doch selbst in ihrem Zerfall noch erzählten uns viele Häuser im schönsten venetianischen Stil, mit reizenden Galerien und Erkern, und prächtige alte Kirchen mit dem St. Marcus-Löwen über den Portalen, von besseren vergangenen Tagen, wo noch der stolzen Meeresbeherrscherin Macht und Ruhm dieses Städtchen mit einem Schimmer ihres Glanzes umwob. Auch an der Dom- oder Collegiatkirche, mit hohem, flachgedeckten Thurme, sind die Jahrhunderte augenscheinlich nicht spurlos vorübergegangen. Wie schade um die edlen gothischen Formen, die hier, wie anderwärts, vielfach durch die Geschmacklosigkeit späterer Zeiten verunstaltet, verschnörkelt und verzopft wurden: so etwas kommt mir beinahe vor, wie wenn ein König mit dem Krönungsornat in eine Harlekinskleidung gesteckt würde, unter deren Flitter und Fetzen da und dort noch einiges von der Pracht des Purpurmantels hervorlugt. Als wir in die Kirche eintraten, wurde von den Stiftsherrn

gerade die Vesper gesungen. Den Choralgesang hatten die guten Herrn Canonici anscheinend weder in der Scuola Gregoriana zu Rom, noch in Beuron oder Regensburg gelernt, was freilich von ihnen auch nicht verlangt werden kann.

Zahlreiche Andächtige waren beim Gottesdienst anwesend; aber auch die Gassen und Plätze fanden wir sehr belebt: fast die ganze Bevölkerung war auf den Beinen, und alles im Festgewand. Es wurde ja gerade das Fest des hl. Antonius (13. Juni) gefeiert, eines der populärsten Heiligen, der bekanntlich in Italien und den Nachbarländern von jeher in besonderer Verehrung stand, und dessen begeisterter Cult neuestens auch in Frankreich und Deutschland immer weitere Kreise zieht. Wie uns nachher im Kloster der Minoriten gesagt wurde, war ihre Kirche fast den ganzen Tag gefüllt mit Andächtigen. Nach allgemeinem Urtheil sind überhaupt die slavischen Bewohner der quarnerischen Inseln und großentheils auch diejenigen der istrischen Halbinsel treu ergeben ihrer hl. Religion und Kirche, wie ihrem Kaiser und Heimatlande. Desgleichen hängen sie mit liebevoller Zähigkeit an den althergebrachten Volkssitten und -Trachten, was leider nicht überall der Fall ist, z. B. in unseren deutschen Landen, wo die alten, schönen Volkstrachten in den meisten Gegenden bereits auf den Aussterbe-Etat gesetzt sind. Selbst auf dem Lande huldigt man vielfach den albernsten Modethorheiten; manche altehrwürdige Gebräuche verschwinden allmählig und damit schwindet nur allzuoft und allzuleicht auch der alte gute Geist, der echt christlich-conservative Sinn; und mag auch der Bauer mit dem Rock nicht plötzlich die Gesinnung wechseln, so scheint doch das rechte Standesbewußtsein mit der alten Bauerntracht zum guten Theil schon verloren gegangen zu sein.

Doch kehren wir zurück zu dem anmuthigen Bild kroatischen Volkslebens, das sich uns draußen vor den alten Festungsmauern Cherso's auf dem breiten Promenadenweg präsentirt! Da stehen oder sitzen die Männer und Jünglinge in Gruppen umher unter den Linden- und Kastanienbäumen, ihre kleinen und großen Angelegenheiten besprechend. Welch' kräftige, muskulöse, wetterharte Gestalten sind diese Insulaner! Ihre körperliche Leistungsfähigkeit und Ausdauer ist geradezu fabelhaft, wie

folgendes Beispiel, der Wirklichkeit entnommen, zeigen mag: Ein junger Bauer von gewöhnlicher Constitution ging während der Weinlese an ein und demselben Tag dreimal zwei Stunden weit um den mit Most gefüllten Schlauch. Bei 12stündigem Gang trug er durch sechs Stunden eine Last von 60—70 kg. Abends ging er auf den Fischfang und ruderte bis Mitternacht; den folgenden Tag arbeitete er wieder von fünf Uhr Morgens bis drei Uhr Nachmittags und verspürte dann noch so wenig Müdigkeit, daß er bis in die späte Nacht hinein dem Vergnügen nachgehen konnte. So etwas wird bei uns nicht so leicht Jemand leisten. Die Männer tragen hier meist einen engen, kurzen Tuchrock von dunkler Farbe, breite Hosen und die istrische Mütze. Viel malerischer in Kleidung und Schmuck erschien natürlich die weibliche Bevölkerung. In langen Reihen oder paarweise einherstolzirend trugen besonders die Jungfrauen ihren Festschmuck zur Schau: ein rothes Kopftuch, weißes Hemd mit gesticktem Aermelbesatz, darüber eine rothe Weste und einen kurzen, bunten Kittel, um den Hals 3—4 fache Perlenschnüre, mehr oder weniger kostbare Ohrenringe und ein Rosmarinsträußchen auf der Brust.

Auf unserem Rundgang gelangten wir endlich auch zum Kloster und zur Kirche der Minoriten. Zuerst wollten wir letztere besichtigen, konnten dieß aber nicht, da das Gotteshaus mit Andächtigen dicht gefüllt war. Eben kam ein Minoritenbruder des Weges, den ich einiges auf italienisch fragen wollte, allein kaum hatte ich den Mund geöffnet, als er mich freudig erregt mit der deutschen Gegenfrage unterbrach: „Ah, Sie sind gewiß ein Deutscher? Ich bin nemlich ein gebürtiger Bayer!“ Daß mein Italienisch sogleich den Deutschen verrieth, war freilich für meine Sprachfertigkeit kein schmeichelhaftes Zeugniß. Dessen ungeachtet freute ich mich herzlich, hier unten im Süden einen Landsmann begrüßen zu können. Bekanntermaßen trifft man fast überall, wo man auch hinkommen mag, deutsche Landsleute an, und nicht am wenigsten Bayern und Schwaben. Bei all seiner Anhänglichkeit an die Heimat scheint dem Deutschen ein starker Hang zum Reisen in fremde Länder und eine gewisse Anlage zum Kosmopoliten eigen zu sein. Hiebei ist es interessant zu beobachten, wie das Gefühl

nationaler Zusammengehörigkeit bei sich begegnenden Angehörigen verschiedener deutscher Stämme in der Fremde draußen sich um so freudiger und lebhafter äußert, je weiter sie vom gemeinsamen Vaterland entfernt sind. Zu Hause begegnet der Bayer dem Nachbarn vom „Ländle" (Württemberg) bisweilen mit einer Art wohlwollender Herablassung; dagegen im fernen italischen oder ungarischen Lande, in Rom oder in Paris — da begrüßt er den Schwaben aufs herzlichste und trinkt mit ihm manches Glas auf gute Bruderschaft und auf das Wohl der lieben deutschen Heimat.

„Was uns eint als deutsche Brüder
An dem fernen Rhonestrand,
Das sind unsere deutschen Lieder
Und die Lust am Vaterland". (Eichendorff.)

Der gute Frater Minorit aus dem Bayernland stellte sich uns alsbald zur Verfügung und zeigte uns in freundlichster Weise die Klosterräumlichkeiten. Außer einigen guten Oelgemälden im Speise- und im Kapitelsaal war nichts Besonderes zu bemerken; denn der Minoritenorden hat sich wie Franciscus, sein hl. Stifter, die Armuth als Braut erwählt. Das Interessanteste, was unser Führer zeigen konnte, war ein Porträtbild Christi, wohl eine Copie des in der St. Sylvesterkirche zu Rom befindlichen Bildnisses des Herrn, welches Er selbst nach uraltem Legendenbericht einst dem Fürsten Abgar Uchomo von Edessa — und zwar in ein Schweißtuch wunderbar eingedrückt — zugeschickt haben soll. Das Porträt zeigt übrigens deutlich den byzantinischen Typus.

Da bald die Stunde zur Rückfahrt nach der „Riviera" schlug, nahmen wir Abschied von unserem Landsmann mit der schwarzen Kutte und von seinem Klösterlein, herzlichst dankend für die erwiesenen Dienste.

Am Landungsplatz spielte sich noch eine sehr drollige Scene mit einer Schaar Bettelknaben ab, die auf Kähnen und Fähren beständig unsern Dampfer umkreisten, indem sie aus Leibeskräften in verschiedenen Sprachen an die Mildthätigkeit der Fremden appellirten; durch alle möglichen, meist komisch wirkenden Geberden und Gesten suchten sie den Eindruck ihrer

Beredsamkeit zu erhöhen. Wirklich errangen sie damit den Erfolg, daß ihnen mancher Soldo vom Schiffe aus zugeworfen wurde. Die affenartige Geschwindigkeit, mit der die Schlingel sich jeweils ihrer Beute bemächtigten, um alsbald ihre Bettelvorstellung fortzusetzen, war ganz possierlich anzusehen. Da jedoch der Lärm immer größer wurde, bemühte sich der Kapitän das tolle Völklein wegzujagen, zuerst durch Ermahnungen und Drohungen, und da solches rein nichts half, fingen die Matrosen an, jene mit allerlei Speiseresten ꝛc. zu bombardiren; einige probirten es mit Wassereimern und Handspritzen, mit deren Inhalt sie die Bürschchen überschütteten, allein letztere empfanden dies, wie es scheint, nur als willkommene Erfrischung. Selbst als die Matrosen ihre Spritzen mit einer unaussprechlichen Flüssigkeit aus den unteren Schiffsräumlichkeiten füllten und über sie ergossen, wankten und wichen diese hartgesottenen Schlingel nicht vom Platze. Der ganze Auftritt nahm erst ein Ende, als die „Liburnia" die Anker lichtete und wir dem schönen Cherso unsern Abschiedsgruß zuwinkten. Müde von der langen Wanderung durch des alten Städtleins Gassen und erfüllt von all den heiteren und ernsten Eindrücken, die wir dort gewonnen, ruhten wir längere Zeit an einem stillen Plätzchen auf dem Verdeck. Sinnend ließ ich meine Blicke hinausschweifen über die weite, glatte Meeresfläche. Wie viele Räthsel, wie viele Geheimnisse und Schrecken birgt das Meer in seinem Schoße, wenn es auch jetzt das freundlichste Gesicht zeigt. Ich dachte an des Dichters Wort:

„O Meer, das jetzt in Freud und Leid
Gleich einem Kinde träumet,
Und, eh' das Herz sich des versieht,
In Wuth und Wogen schäumet!

Wie mancher kam, der sorgenlos
Gehofft, geliebt, gerungen,
Der sich gewiegt auf deinem Schoß;
Und du — hast ihn verschlungen!

Dort ruh'n sie auf dem tiefsten Grund,
Von keinem Strahl beschienen;
Kein Laut bringt mehr von ihnen Kund':
Die Fluth tanzt über ihnen!" (A. Schupp.)

Doch uns lächelte auch heute die Gunst des Meeres. Unter dem Schutz des Allerhöchsten und seiner hl. Engel gelangten wir glücklich zum istrischen Strand zurück, und landeten im Hafen des herrlichen Abbazia. Wie viel glücklicher noch dürften wir uns preisen, wäre es uns vergönnt, nach wechselnder Lebensfahrt einmal zu landen an dem ungleich schöneren Gestade des himmlischen Paradieses!

LXXX.

Die antiken und die urchristlichen Jenseitsdenkmäler.[1]

Nicht nur ein Gedenken an die letzten Dinge, welches der alttestamentliche Weise als die sicherste Abhaltung von der Sünde empfiehlt (Sirach 7, 40), sondern ein theilweise sehr eindringendes Forschen über dieselben zeigt sich in der neueren Literatur. Ob der Erfolg davon der von Sirach erhoffte ist, muß dahingestellt bleiben: die Forschungen sind fast ausnahmslos aus historischem Interesse hervorgegangen und untersuchen nicht was ist oder sein wird, sondern was man zu verschiedenen Zeiten über jene Fragen dachte; aber die Thatsache, daß dies letzte Jahrzehnt eine Unmenge eschatologischer Publikationen gebracht hat, steht außer Zweifel. Bald sind es literarische, bald epigraphische Monumente, bald jene

---

1) Forschungen zur monumentalen Theologie und vergleichenden Religionswissenschaft. Erster Band: Die sepulkralen Jenseitsdenkmäler der Antike und des Urchristenthums. Beiträge zur Vita-beata-Vorstellung der römischen Kaiserzeit mit besonderer Berücksichtigung der christlichen Jenseitshoffnungen von Carl Maria Kaufmann. Mit 10 Tafeln in Lichtdruck und 30 Abbildungen im Text. Mainz, Kirchheim, 1900. XIX. 242 S. Folio. (Preis geh. 15 M.)

der bildenden Kunst, aus denen man die Geschichte der Vorstellungen von dem, was nach dem Tode folgt, zu eruiren sucht; bald ist es die alte heidnische Welt, die orientalischen Nationen wie die abendländischen Culturvölker, bald irgend eine Epoche oder ein Autor aus klassischer oder christlicher Zeit, mit Vorliebe aber die Periode des ausgehenden Heidenthums und des entstehenden Christenthums, denen das Interesse der eschatologie-geschichtlichen Forschung sich zuwendet.

Gerade nun bei der Beschäftigung mit dieser Uebergangszeit hat einer unserer jungen Archäologen die Beobachtung gemacht, daß für sie trotz des Reichthums an eschatologischer Literatur die monumentalen Quellen theils gar nicht, theils nicht ausreichend oder erschöpfend zu einer systematischen Darstellung herangezogen wurden, und daß namentlich über das Verhältniß der christlichen Lehren vom Jenseits zu den entsprechenden heidnischen Vorstellungen mannigfaltige Irrthümer obwalten. Die Bemühungen, alles Christliche mit kaltlächelnder oder leidenschaftlicher Leugnung von dessen übernatürlichem Ursprunge schlechthin aus der Antike abzuleiten, sind ja ebenso bekannt und noch älter als die Abgötterei, welche seit Jahren mit dem Schlagworte „Hellenisirung des Christenthums" getrieben wird. Dazu kommt der Gegensatz zwischen der älteren, katholischen (de Rossi'schen) Schule und der jungen protestantischen Archäologie, welche an jener tadelt, daß sie den natürlichen Zusammenhang von Christlichem und Heidnischem unhistorisch verkenne und in der Deutung der Monumente systematisch auch da einen tiefen allegorischen Sinn entdecke, wo es sich um die harmlosesten dekorativen Absichten handle. Daß in dem Vorwurf ein Körnchen Wahrheit stecke, darf trotz der starken Uebertreibung und trotz des souveränen, in den eigenen positiven Leistungen wenig begründeten Tones, mit dem er vorgebracht wurde, nicht geleugnet werden, und die katholische Archäologie wird die in den Aeußerungen des täglichen Lebens und sonst sehr natürliche Abhängigkeit des Späteren vom Früheren je länger je mehr anerkennen. Aufs Dogma und dessen Ausflüsse braucht sich diese Abhängigkeit darum noch nicht zu erstrecken und sie ist auf diesem Gebiete auch nicht nachgewiesen. Aber bei dem oft unmerklichen Ineinandergreifen verschiedener Faktoren

ist es nicht leicht, die richtige Mitte zu finden. Hiefür dürfte Hr. K., der nicht nur bei den klassischen Archäologen (Curtius, Kekulé, Sturm), sondern auch bei den christlichen beider Observanzen (N. Müller, J. P. Kirsch) in die Schule gegangen und schon durch eine Reihe einschlägiger Publikationen empfohlen ist, die besten Voraussetzungen bieten.

Das Werk über monumentale Theologie, das selbst wieder etwas Monumentales hat und ein Denkmal von des Verfassers Talent und Fleiß, wie von der Leistungsfähigkeit des deutschen Buchhandels repräsentirt, stellt nicht nur einen Abschnitt über die paganen Jenseitshoffnungen (S. 1—38) voran, sondern kommt auch bei der Besprechung der christlichen Denkmäler immer wieder auf die heidnischen zurück. In der Uebersicht über die antik-heidnische Eschatologie kann sich der Verfasser auf seine früheren Arbeiten berufen und faßt sich darum kurz. „Jene wohlthuende Sicherheit, welche in den ältesten griechischen Zeiten, schon lange vor der nach dem antik-athenischen Centralfriedhofe so benannten Dipylonperiode und dem Uebergang vom Begraben zur Leichenverbrennung bis in die letzten Dezennien des fünften vorchristlichen Jahrhunderts in Bezug auf den Glauben an ein besseres Nachleben im Jenseits geherrscht, war mit der durch die Glanzperiode der Philosophie vorbereiteten Verschärfung vorhandener religiöser Gegensätze unter dem Einflusse von Sophistik und Tragödie dem Geiste einer gewissen Unruhe gewichen" (S. 1). Der Zweifel wird mächtiger, bis endlich schroffe Gegensätze von ungläubiger Indolenz oder direkter Leugnung einerseits, gläubiger Sicherheit andererseits zu Tage treten.

Hierauf wendet sich der Verfasser zur Prüfung der christlichen Denkmäler und behandelt im zweiten Haupttheil (S. 39—103) zunächst das Jenseitsbild der christlichen Grabschriften (die Paxformel; die Refrigeriumsformel und die übrigen sepulkralen Acclamationen; das Paradies, die Eschatologie der Aberkiosinschrift[1]) und der übrigen Grabgedichte,

1) Die im wesentlichen aus des Verfassers Aufsatz im Katholik 1897, I herübergenommene Auffassung dieses Gedichtes ist uns durch die Wiederholung nicht plausibler geworden. Die Bedeutung

sodann im dritten Haupttheil (S. 105—216) die ikonographisch-plastischen Paradiesesdenkmäler, wobei der Typus der Oranten, des guten Hirten, die Einführungs-, Aufnahme-, Krönungs- und Mahldarstellungen, die Paradiesessymbolik der ravennatischen und anderer altchristlichen Monumente herausgegriffen werden. Im vierten Haupttheil (S. 217—234) werden die Ergebnisse übersichtlich zusammengestellt. Eine Erklärung der prächtig ausgefallenen Tafeln (S. 235) und ein gutes Personen- und Sachregister erleichtern den Gebrauch des schönen Werkes, dem wir nur bisweilen mehr Peinlichkeit in der Correktur gewünscht hätten.

Die Resultate K.'s gipfeln in der Erkenntniß, daß die christlichen Monumente in ihren Jenseitsanschauungen durchaus unabhängig sind von der Antike und eine absolute Sicherheit des Jenseitsbegriffes aufweisen. Sie zeigen eine völlige Uebereinstimmung mit der Eschatologie des Neuen Testamentes und der orthodoxen Kirchenschriftsteller und eine ruhige, stetige Entwicklung des geoffenbarten Glaubens. Schon die Acclamation, zumal die Paxformel (in welcher dem Todten Frieden gewünscht oder constatirt wird, er ruht im Frieden) und die Refrigeriumsformel (esto in refrigerio; spiritum tuum Deus refrigeret u. ä.), haben spezifisch christliches Gepräge. Die metrischen Grabschriften werden immer ausführlicher und immer detaillirter

---

βασιλεία — himmlisches Reich ist ja durchaus neutestamentlich (die S. 86 gesperrt gedr. Origenesstelle ist einfach Matth. 8, 12!) und bedarf gar keines Beweises; aber hier in der Verbindung mit βασίλισσα liegt die Sache doch ganz anders; die Deutung dieses letzteren Wortes muß zudem K. auf einem ganz anderen Gebiete suchen. Und wenn beide sich wie Zweck und Mittel verhalten sollen im Geiste des Dichters, so wäre es dem poetischen Sprachgebrauche doch viel näher, daß das eine statt des andern stünde, nicht beide zugleich. Und selbst wenn eine derartige Betonung der Kirche im Heilsprozeß der ältesten christlichen Anschauung nicht so fremd wäre, wie sie es thatsächlich ist: hätte dann der Kleinasiate inmitten seiner blühenden Christengemeinden mit ihren Lehrern nöthig, erst nach Rom zu gehen, um dort das himmlische Reich Christi und die Kirche kennen zu lernen?

in Schilderung der Herrlichkeiten des Himmels. „Erst lange nachdem die Katakomben verlassen waren [wohl deutlicher: nicht mehr benützt wurden], begann man die Grenzen etwas zu erweitern und in der äußeren Ausmalung und Form des Jenseitsbildes hie und da die Schilderungen aufzugreifen, welche heidnische Dichter dem Paradiese ihrer Träume gewidmet haben" (S. 233 f.) — dieselbe Erscheinung, die sich analog auch auf anderen Gebieten zeigt: als das Heidenthum ungefährlich geworden war, trug man kein Bedenken mehr, das Unverfängliche von ihm zu entlehnen, ohne daß damit der Vorwurf des Paganismus begründet wäre.

Man braucht den für die Theologie zu gewinnenden Nutzen der Archäologie nicht so sanguinisch zu überschätzen, wie es manche ihrer Vertreter und deren Nachtreter thun; man kann eingestehen, daß im Betriebe dieser jungen Wissenschaft einerseits noch viel Sportmäßiges waltet und andererseits eine gewisse Voreiligkeit des Construirens und Beweisens — Umstände, welche gegen die „monumentale Theologie" etwas mißtrauisch gemacht haben —: man braucht gegen all' das nicht blind zu sein, und kann doch seine aufrichtige Freude haben an diesem Buche, dessen Verfasser ein rühmenswerthes Bestreben zeigt, sich allseitig zu orientiren und nicht vom einseitig ikonographischen Standpunkte aus zu urtheilen. Gerade die beständige Berücksichtigung der literarischen Quellen und das systematische Mitheranziehen der antiken Anschauungen möchten wir als einen Hauptvorzug an der Arbeit rühmen, welche nicht nur, um mit Professor Kirsch (s. den Prospekt des Verlegers) zu reden, „eine willkommene Ergänzung der parallelen Partien in dem Werke des H. Professor Atzberger über die christliche Eschatologie in der vornicänischen Zeit" ist, sondern durch ihre Art der Behandlung eines zum ersten Male systematisch durchforschten Gebietes auch der vergleichenden Religionswissenschaft direkte Resultate liefert. — Das Buch bildet den ersten Band einer Serie ähnlicher Forschungen; wir wünschen dem Unternehmen besten Fortgang.

LXXXI.

Bischof von Ketteler.

Die Zeit vergeht, bald werden es 25 Jahre her sein,
eit der große Mainzer Bischof auf der Rückkehr von Rom
n bayrischen Kapuzinerkloster zu Burghausen der tückischen
rankheit erlag, die er von der Reise mitgebracht hatte.
Mehr und mehr schwinden die Reihen derer, die ihm im
eben nahegestanden haben; von dem glänzenden Dreigestirn,
as ihn seiner Zeit umgab, Moufang, Heinrich, Haffner, ist
un auch der letzte, sein Nachfolger auf dem bischöflichen
Stuhle, heimgegangen. Um so wichtiger und erfreulicher,
aß wir nicht länger auf eine Biographie zu warten haben.
P. Pfülf S. J., dem wir bereits das Leben Mallinckrodt's
und das des Cardinals Geissel verdanken, beschenkt uns nun
uch mit einer ausführlichen Lebensbeschreibung Ketteler's,
on der zwei Bände vorliegen,[1]) der dritte in Bälde nach-
olgen wird.[2])

Es gibt zweierlei Biographien. Die einen sind künst-
erische Gestaltungen, in denen der Autor bemüht ist, ein
bgerundetes, lebensvolles Bild seines Helden zu entwerfen.
Die Zeit, in der er lebte, das Feld, auf dem er thätig war,
die Umstände, welche seine Handlungen bestimmten, müssen

1) Bischof von Ketteler (1811—1877). Eine geschichtliche Darstellung von Otto Pfülf S. J. Mainz, Kirchheim.

2) Während diese Zeilen in Druck gingen, ist auch der dritte Band erschienen. A. d. Red.

als Mittel dienen, die Persönlichkeit in ihrer Eigenart
und deutlich hervortreten zu lassen. Solche Biograp
wirken wie die Kunstwerke der großen Maler und Bildha
Man vergißt die charakteristischen Züge nie mehr, die si
sprechend herauszuarbeiten wußten. Aber naturgemäß
hiebei die Subjektivität des Künstlers ihren Einfluß;
kann das Bild nur so wiedergeben, wie er es aufgefaßt
begriffen hat.

Anderer Art sind die namentlich in England mit V
liebe gepflegten, ausführlichen und minutiösen, auf je
Seite durch authentische Dokumente gestützten und erläute
Darstellungen. Hier tritt der Autor zurück, dagegen soll
Held möglichst oft das Wort führen in mitgetheilten Brie
oder von Zeugen überlieferten Aeußerungen. Ueber
Umstände und Begebenheiten seines Lebens erhält man
erschöpfendsten Berichte. Solche Biographien stellen an
Leser weit größere Anforderungen. Es ist nicht immer lei
die in reicher Fülle zusammengetragenen Einzelheiten
einem wirklichen Ganzen zu verknüpfen, und das Nebe
sächliche nimmt gelegentlich einen breiteren Raum ein,
das Wesentliche. Ein bekanntes Beispiel ist Froude's Leb
Carlyle's. Man ist dankbar für jeden Einblick in die geis
Werkstatt dieses merkwürdigen Mannes, aber die ausfü
lichen Mittheilungen von gesellschaftlichen Schmerzen u
wirthschaftlichen Nöthen seiner Frau würde man ger
entbehren.

P. Pfülf war durch die Natur der Dinge auf die letzt
Art hingewiesen. Er erzählt in der Vorrede, wie er daz
kam, die Biographie eines Mannes zu unternehmen, m
dessen Individualität ihn kein Band persönlicher Theilnahm
verknüpfte. Ein umfassendes Material, mit dessen Samml
Dr. J. M. Raich schon gleich nach des Bischofs Tode be
gonnen hätte, wurde ihm in selbstloser Weise ausgehändig
Gewisse unleugbare Mängel des Werkes sind schon ander
theils mit gerechter Schonung, theils mit einem gewiss

[...]perament hervorgehoben worden. Ich habe keinen Anlaß, [...] dort Gesagte zu wiederholen, sondern ziehe es vor, in [...]kbarer Anerkennung des thatsächlich Gebotenen einige [...]merkungen zu machen, zu denen die Lektüre des überaus [...]ressanten Buches die Anregung gibt.

I.

Wenn auf irgend einen Kirchenmann der Neuzeit das [...]t apostolisch paßt, so ist es sicher der Bischof Wilhelm [...]nanuel von Mainz. Von dem Augenblicke an, da er [...]en Priesterstand eingetreten war, zeigte er sich ganz und [...] erfüllt von dem Gedanken an das Heil der ihm an[...]rauten Seelen. Davon sind alle seine Schritte, seine [...]dlungen, seine Kämpfe, seine zum Theil weitausschauenden [...]ne bedingt. Alles andere muß dahinter zurücktreten, am [...]ten die eigene Bequemlichkeit. Man war ja vor einem [...]en Jahrhundert in Deutschland ganz allgemein und auch [...]en Kreisen des Adels weit bedürfnißloser als heutzutage. [...]eler brachte die einfachen Lebensgewohnheiten aus dem [...]fälischen Elternhause mit und behielt sie zeitlebens bei. [...] war ein vornehmer Mann, mit den Formen der guten [...]ellschaft; er konnte außerordentlich gütig und liebens[...]dig sein; aber daß er sich, seit er Priester geworden, [...] nur eine Minute mit Bewußtsein einem erlaubten Ge[...]se hingegeben hätte, möchte ich bezweifeln. Von Behag[...]eit und Comfort war nie die Rede. Als Bischof stand [...]äglich um 4 Uhr auf und las um 5 Uhr die hl. Messe [...] Dom, bis er sich bei zunehmendem Alter bestimmen ließ, [...]elbe auf 6 Uhr zu verschieben. „Ich bekenne", hatte er [...]einem ersten Hirtenschreiben erklärt, „daß ich verpflichtet [...] jeden Ueberfluß, jedes Wohlleben in meiner Einrichtung [...] vermeiden und alles, was ich aus dem Einkommen der [...]höflichen Stelle erübrige, zu milden Zwecken zu verwenden. [...] bekenne, daß ich verpflichtet bin, meine Zeit und alle [...]fte meines Leibes und meiner Seele dem Dienste Gottes

und Eurer Seelen zu widmen". Das waren für ihn k
leeren Worte, sondern ein Programm, das er bis zum let
Athemzuge festhielt und verwirklichte.

Nachdem er den geistlichen Beruf ergriffen hatte, w
es sein Ideal, Bauernpfarrer zu sein. Die Vorsehung ha
es anders beschlossen; die Zeit seiner Wirksamkeit auf d
Lande, in Beckum und Hopsten, dauerte nur 5 Jahre u
war dabei durch die kurze Theilnahme an den Verhan
lungen des Frankfurter Parlamentes unterbrochen. Da
wirkte er nicht ganz ein Jahr als Propst in Berlin und a
16. Juli 1850 hielt er seinen feierlichen Einzug als
wählter Bischof von Mainz. Aber seinem Ideale blieb
trotzdem getreu: er pastorirte seine Kirche. Ihr Umfan
war nicht groß, in den regelmäßigen Firmungs- und Visit
tionsreisen lernte er allmählig jedes Dorf und jede Kirch
jedes Pfarrhaus und jede Schule genau kennen. Keine Mü
war ihm zuviel, er saß Beichte, katechisirte die Kinder, b
suchte die Kranken und bestieg nicht selten mehr als einm
des Tags die Kanzel, um in Kirchen oder Kapellen od
auch im Freien vor vielen Tausenden von Menschen da
Wort Gottes zu verkünden.

Ueber den Eindruck, den seine Predigten hervorrief
habe ich mich schon einmal in diesen Blättern ausgesproche
Ketteler besaß unzweifelhaft von Hause aus ein großes red
nerisches Talent und er bereitete sich zugleich, wie die zahl
reich erhaltenen Skizzen beweisen, in der Regel sorgfält
auf die Predigten vor. Er sprach leicht, fließend, eindringlich
mit markiger, weithin vernehmbarer Stimme. Die Anordnun
des Stoffes war jederzeit klar und übersichtlich, die Aus
drucksweise so einfach wie möglich; keine Spur von geku
stelter Rhetorik. Dabei fehlte es ihm nicht an packende
Bildern, und an der allseitigen und vollständigen Erschöpfung
alles dessen, was die jeweils zum Gegenstand der Erörterung
gemachte Wahrheit in sich schloß, erkannte man den Mann
der Betrachtung. Aber das eigentliche Geheimniß seine

s als Prediger lag doch in seiner Persönlichkeit. Wie
vor ihm stehend, den Eindruck hatte, sein durch-
ndes Auge müsse einem Jeden in das tiefste Innere
so empfand, wer zu seinen Füßen saß, an sich die
ng des heiligen Feuers, welches den Bischof ganz und
füllte. Das Wort, das er sprach, war der wahre
uck seiner Seele, ein Stück von seinem Herzen, eine
igung des Apostolats, dem er sich voll und rückhaltlos
eben hatte.

Wie er zum Apostel geworden ist? Hierüber gibt uns
ographie keinen Aufschluß. Aus der Zeit, bevor er
wahren Lebensberuf erkannt hatte, werden neben
taren Zornesausbrüchen, einer maßlosen Leidenschaft
Jagd, Freude an der schönen Natur und einem
den Familiensinn individuell-hervorstechende Züge kaum
rt. Die Eindrücke des frommen Elternhauses, die
isse des Jahres 1837 mit der Gefangennahme des
hofs Clemens August, der Verkehr mit Phillips,
und Guido Görres — vom alten Görres ist merk-
erweise nicht die Rede — reichen nicht aus, die Lücke
en; auch nicht die Berührung mit Reisach, der als
r Seelenführer die letzten Schwierigkeiten der Berufs-
asch zu beseitigen wußte. Daß die Umwandlung nicht
em Schlage geschah und dem endlichen Entschlusse
unentschiedenen Schwankens vorangegangen waren,
man.

agegen lassen sich gewisse Eigenschaften herausheben,
nachdem er sich ganz in den Dienst des Ueber-
chen gestellt hatte, diesem deutschen Heiligen des
hrhunderts — ich wüßte nicht, warum man ihn nicht
iste so nennen sollte — das charakteristische Gepräge
e individuelle Lebendigkeit geben.

a ist zuerst das schon erwähnte leidenschaftliche Tem-
nt. Von ihm ist in dem Buche viel, vielleicht zuviel
de, denn Ketteler hat doch wirklich und mit Erfolg

Vielleicht wird man seinem Wesen am ehesten gerecht,
n man den Grundzug desselben in einem rücksichts-
en Idealismus erblickt. Jeder wirkliche Idealismus
gt ein Stück Rücksichtslosigkeit mit sich, denn für ihn gilt
, was sein soll; die bloße gemeine Wirklichkeit hat
eben kein Recht. Ketteler's Ideal war die freieste, um-
endste, aufopferndste Wirksamkeit eines katholischen Priesters
Bischofs. Jede Trübung erregte ihn aufs tiefste, gegen
n Widerstand bäumte seine mächtige Natur sich auf.
ß es unwürdige Priester geben könne, war ein Gedanke,
er kaum zu fassen vermochte; im Kampfe gegen die
dernisse, die sich seinen wohlgemeinten Absichten entgegen-
ten, mochte es geschehen, daß er seinen Gegnern nicht
ig gerecht wurde.

Wer einen an Werth alles andere überragenden Zweck
der ganzen Kraft einer leidenschaftlichen Seele ergreift,
übersieht zu leicht, daß auch ein solcher Zweck nur durch
System ineinandergreifender Mittel in die Wirklichkeit
geführt werden kann, und daß in dieser Zeitlichkeit, an-
chts der menschlichen Schwäche, jedes derartige System
ahr läuft, zum Mechanismus zu erstarren; der unter-
ßt zu gerne die Macht, welche das bloß gewohnheits-
ig Hergebrachte und geschichtlich Gewordene selbst in den
sten Regionen des Lebens ausübt. Kettelers Gedanken
tten vor dem Schwersten nicht zurück. Unter seinen
gelassenen Papieren fand sich der hastig skizzirte Entwurf
s Reformplanes, den er zunächst den deutschen Bischöfen
ulegen und dessen Durchführung er, womöglich mit Hilfe
übrigen, in Rom anzuregen gedachte. Die Reform
e sich auf die gesammte Hierarchie erstrecken, angefangen
der Papstwahl und den römischen Gebräuchen bis herab
en Landdechanten und Pfarrern. Leider hat P. Pfülf
die Eingangsworte mitgetheilt.

Ich erinnere mich, daß man in Rom in der Mitte der
iger Jahre allerhand zu erzählen wußte von Zusammen-

stößen des apostolischen deutschen Bischofs mit dem
matisch-klugen Staatssekretär Pius IX., dem Cardi
tonelli. Ketteler sollte am Schlusse einer lebhaften
redung ausgerufen haben: episcopi facti sumus a
Sancto et non a Cardinalibus Diaconis. Nach den
tischen Mittheilungen, die wir nunmehr über die
Beziehungen erhalten haben, in welchen der Bis
Mainz fortwährend mit dem Mittelpunkte der Kirch
seine große Verehrung für die Persönlichkeit des
und das Vertrauen, welches Cardinal Antonelli ihm
wird man diese Erzählungen in das Reich der Fabel
weisen haben.

An die Reform seiner eigenen Diöcese hatte d
sozusagen am ersten Tage Hand angelegt. Als
Jahrzehnt und mehr verflossen war und er sich v
musterhaften Klerus, von zahlreichen klösterlichen
lassungen, von einer blühenden Vereinsthätigkeit
sah, da wurde für seinen, dem Gefühle ungewöhnlic
entstammenden Thatendrang die Diöcese zu klein.
es bald kein Interesse der Kirche, in Deutschland un
hinaus, das nicht auch ihn beschäftigt hätte,
irgendwie in den Kreis seiner thätigen Theilnah
getreten wäre. Von nun an stand der Bischof vo
recht eigentlich im Mittelpunkte des kirchlichen und
politischen Lebens diesseits der Alpen.

II.

Die beiden bisher vorliegenden Bände reichen
zum Ende der sechziger Jahre, aber sie umfassen
essantes Stück Zeitgeschichte und sie behandeln eine
im innern Leben Deutschlands, welche von der gegen
durch sehr bedeutsame Unterschiede getrennt ist.
liegt vor der Gründung des deutschen Reichs,
Culturkampf, vor dem Aufkommen der Socialdemok
geschlossene und organisirte Partei.

Die deutschen Einzelstaaten erfreuten sich in ihrer inneren Verwaltung der vollsten Souveränität. Kaum daß ihnen die Bundesverfassung irgend welche vertragsmäßige Beschränkung auferlegte. Gerade die kleinern liebten es, die Staatshoheit mit besonderem Nachdruck der katholischen Kirche gegenüber zum Ausdrucke zu bringen. Nach unsäglichen Anstrengungen war es dem römischen Stuhle gelungen, der von der Auflösung des alten Reichs am stärksten betroffenen deutschen Kirche eine neue Organisation zu schaffen. Das Großherzogthum Hessen gehörte mit Württemberg, Baden, Kurhessen, Nassau und der freien Stadt Frankfurt zur oberrheinischen Kirchenprovinz. Grundsätzlich bekannte man sich in diesen sämmtlichen Staaten der katholischen Kirche gegenüber zu einem engherzigen bureaukratischen Absolutismus, welcher das eigene innere Leben derselben feindselig ignorirte. Aber die Handhabung war verschieden; am schlimmsten war es in Baden, besser in Kurhessen, am besten die längste Zeit, da Ketteler sein Hirtenamt antrat, im Großherzogthum Hessen. Nicht nur persönliche, sondern vor allem auch politische Momente wirkten auf diese verschiedenartige Haltung ein. In Baden schielte man längst über die Mainlinie hinüber nach der protestantischen Vormacht, umgekehrt huldigten in Darmstadt Großherzog Ludwig III. und sein Minister Freiherr von Dalwigk österreichischen Sympathien und großdeutschen Bestrebungen. Aus Bismarcks Frankfurter Depeschen wissen wir, welche Stellungnahme er Preußen im badischen Kirchenstreite vindicirte und daß er der kirchenfeindlichen Regierung seine moralische Unterstützung lieh. Es lag in der Natur der Dinge, daß man in dem im anderen Lager stehenden Hessen nicht geneigt war, mit Baden auf dem kirchlichen Gebiete gemeinsame Sache zu machen. In der That aber waren dort zugleich die maßgebenden Persönlichkeiten von gerechten und wohlwollenden Gesinnungen beseelt. Herr v. Dalwigk ist vor und nach 1870 heftig angefeindet und verunglimpft worden. Eine Geschichtsbetrachtung,

welche die Einigung Deutschlands unter preußischer Spitze nicht nur als das nothwendige Ergebniß der wirklichen Machtverhältnisse, sondern als das allein anzustrebende, ja ausschließlich berechtigte Ziel ansieht, kann natürlich für die wenigen Männer kein Verständniß und keine richtige Schätzung haben, welche sich mit den ihnen zu Gebote stehenden Mitteln den kleindeutschen Bestrebungen entgegenstellten. Zu den hervorragendsten unter ihnen gehörte Dalwigk, ein Mann von staatsmännischer Veranlagung, vornehmer Denkweise und conservativen Regierungsgrundsätzen. Nicht lange nach seinem Tode erschien aus der Feder des letzten hessischen Bundestagsgesandten eine kleine Schrift, welche in warmen Worten und mit genauer Kenntniß von Personen und Verhältnissen Dalwigks Charakter und Wirksamkeit schildert. P. Pfülf hat sie mit Recht herangezogen; bisher war sie bezeichnenderweise nur wenig beachtet worden. Vielleicht werden spätere Generationen Dalwigk gerechter sein; die hessischen Katholiken haben allen Grund, ihm ein dankbares Andenken zu bewahren.

Zwischen Ketteler und dem hessischen Ministerpräsident bestand ein Verhältniß aufrichtiger gegenseitiger Hochachtung, mehr nicht. Sie sahen sich selten und auch der schriftliche Verkehr war ein beschränkter. Mit vollem Rechte konnte der Bischof von sich sagen, daß er es jederzeit ängstlich vermieden habe, aus seiner Berufssphäre heraustretend irgend welchen Einfluß auf die Entschließungen der hessischen Regierung in persönlicher oder sachlicher Beziehung auszuüben. Das hinderte natürlich nicht, daß in der Agitation gegen das herrschende politische System der Bischof immer wieder als eine Art Mitregent hingestellt wurde, und man umgekehrt in Preußen Herrn von Ketteler, den seine Umgebung weit eher preußischer Sympathien hätte beschuldigen mögen, für die antipreußische Politik Dalwigks mit verantwortlich machte.

Thatsächlich fand Ketteler auf dem kirchlichen Gebiete

von Seiten der hessischen Regierung zunächst wenig Förderung, aber auch kaum ernstliche Hindernisse. Man ließ ihn die theologischen Studien von Gießen nach Mainz verlegen und hier eine vollständige, durch hervorragende Lehrkräfte ausgezeichnete Lehranstalt errichten. Statt auf eine Ausgleichung der principiellen Differenzen zu warten, welche zwischen den Regierungen der oberrheinischen Kirchenprovinz und der kirchlichen Autorität bestanden, schloß er mit dem Ministerium die sogen. Convention ab, den schriftlichen Ausdruck eines modus vivendi, über den man sich verständigt hatte. In kirchlichen Kreisen hat man ihn wohl darum getadelt und von Rom aus wurde die Convention, über deren staatsrechtlichen Werth man zudem zweifelhaft sein konnte, niemals ausdrücklich anerkannt. Aber dem „streitbaren" Bischof, wie die Gegner ihn nannten, kam es vor allem darauf an, daß thatsächlich das kirchliche Leben sich bethätigen konnte, wozu die ununterbrochene Besetzung der geistlichen Stellen die unerläßliche Bedingung bildete. Später, als die Convention sich lediglich als eine wirksame Waffe im Ansturm gegen das verhaßte Ministerium erwies, wurde sie auf Kettelers Vorschlag wieder aufgehoben, ohne daß einstweilen in den thatsächlichen Verhältnissen eine Aenderung eintrat.

Wenn aber auch Ketteler sich durch das Abkommen mit der hessischen Regierung einen erträglichen Frieden gesichert hatte, so nahm er doch an dem Schicksale seiner Mitbischöfe in der oberrheinischen Kirchenprovinz und namentlich an dem badischen Kirchenstreit lebhaften Antheil. Dem ehrwürdigen Erzbischof von Vicari war er ein ebenso energischer als kluger Rather und Helfer. Viele Jahre hindurch hat er an Stelle des hochbetagten Metropoliten in der Freiburger Erzdiöcese das Sakrament der Firmung gespendet. Wenn Professor Friedberg hierauf späterhin den Vorwurf gründete, Ketteler habe sich mit der ehrgeizigen Absicht getragen, einst selbst Erzbischof

dagegen angekämpft. Vorfälle, wie der seiner Zeit gewaltig aufgebauschte mit dem Pfarrer von Bingen, waren seltene Ausnahmen, und so weiß ich nicht einmal, ob es nöthig war, die schriftliche Vorstellung des Domkapitels (II, 73) ihrem ganzen Wortlaute nach mitzutheilen. Die Antwort des Bischofs zeigt, wie ernst es ihm war, und daß er berechtigten Tadel wohl zu ertragen wußte. Auch will mir scheinen, als ob den „Mißstimmungen im Klerus" zu Anfang der sechziger Jahre zuviel Bedeutung beigelegt wurde. Nach meinen Erinnerungen aus jener Zeit bestanden sie nur bei einer kleinen Minorität, und konnten sie der großen und allgemeinen Verehrung, die man dem Bischofe entgegenbrachte, keinen wirklichen Eintrag thun. Nicht minder ist zu bedenken, daß keiner, der wirklich regiert, sei er geistlich oder weltlich, der Gefahr entgehen kann, von denen gescholten zu werden, deren Wünsche er durchkreuzt, oder deren Hoffnungen er nicht entsprochen hat.

Endlich aber hing dieses leidenschaftliche Temperament aufs engste mit Ketteler's großen und guten Eigenschaften zusammen. Er hatte ein außerordentlich warm fühlendes Herz. Der Abfall eines unglücklichen Priesters, dem er die Hände aufgelegt hatte, ließ ihn Thränen vergießen. Wer den starken Mann hatte weinen gesehen — mir selbst ist der Eindruck, den es auf einen Augenzeugen machte, noch wohl erinnerlich — der wußte auch eine gelegentliche Aufwallung heftigen Zornes richtig zu deuten. Und wie liebte der Bischof die Kinder, wie wußte der ernste, imponirende Kirchenfürst, dem sich Erwachsene oft nur mit einer gewissen Scheu zu nähern wagten, sich zu ihnen herabzulassen und auf ihr Denken und Empfinden einzugehen. Mit allem Nachdruck, mit ausdauernder Energie suchte er den Einfluß der Kirche auf die Schule zu sichern oder den verlorenen wieder zu gewinnen. Wer darin nur einen Ausfluß klerikaler Herrschsucht erblickte, hatte keine Ahnung davon, mit welch zärtlicher Sorge der Bischof für das Heil der Kinderseelen bedacht war.

Vielleicht wird man seinem Wesen am ehesten gerecht, n man den Grundzug desselben in einem rücksichts- en Idealismus erblickt. Jeder wirkliche Idealismus gt ein Stück Rücksichtslosigkeit mit sich, denn für ihn gilt , was sein soll; die bloße gemeine Wirklichkeit hat eben kein Recht. Ketteler's Ideal war die freieste, um- endste, aufopferndste Wirksamkeit eines katholischen Priesters Bischofs. Jede Trübung erregte ihn aufs tiefste, gegen n Widerstand bäumte seine mächtige Natur sich auf. ß es unwürdige Priester geben könne, war ein Gedanke, er kaum zu fassen vermochte; im Kampfe gegen die derniffe, die sich seinen wohlgemeinten Absichten entgegen- ten, mochte es geschehen, daß er seinen Gegnern nicht ig gerecht wurde.

Wer einen an Werth alles andere überragenden Zweck der ganzen Kraft einer leidenschaftlichen Seele ergreift, übersieht zu leicht, daß auch ein solcher Zweck nur durch System ineinandergreifender Mittel in die Wirklichkeit rgeführt werden kann, und daß in dieser Zeitlichkeit, an- chts der menschlichen Schwäche, jedes derartige System ahr läuft, zum Mechanismus zu erstarren; der unter- ßt zu gerne die Macht, welche das bloß gewohnheits- ßig Hergebrachte und geschichtlich Gewordene selbst in den sten Regionen des Lebens ausübt. Kettelers Gedanken uten vor dem Schwersten nicht zurück. Unter seinen gelassenen Papieren fand sich der hastig skizzirte Entwurf s Reformplanes, den er zunächst den deutschen Bischöfen ulegen und dessen Durchführung er, womöglich mit Hilfe übrigen, in Rom anzuregen gedachte. Die Reform e sich auf die gesammte Hierarchie erstrecken, angefangen der Papstwahl und den römischen Gebräuchen bis herab den Landdechanten und Pfarrern. Leider hat P. Pfülf die Eingangsworte mitgetheilt.

Ich erinnere mich, daß man in Rom in der Mitte der iger Jahre allerhand zu erzählen wußte von Zusammen-

stößen des apostolischen deutschen Bischofs mit dem diplomatisch-klugen Staatssekretär Pius IX., dem Cardinal Antonelli. Ketteler sollte am Schlusse einer lebhaften Unterredung ausgerufen haben: episcopi facti sumus a Spiritu Sancto et non a Cardinalibus Diaconis. Nach den authentischen Mittheilungen, die wir nunmehr über die innigen Beziehungen erhalten haben, in welchen der Bischof von Mainz fortwährend mit dem Mittelpunkte der Kirche stand seine große Verehrung für die Persönlichkeit des Papstes und das Vertrauen, welches Cardinal Antonelli ihm schenkte, wird man diese Erzählungen in das Reich der Fabel zu verweisen haben.

An die Reform seiner eigenen Diöcese hatte der Bischof sozusagen am ersten Tage Hand angelegt. Als aber ein Jahrzehnt und mehr verflossen war und er sich von einem musterhaften Klerus, von zahlreichen klösterlichen Niederlassungen, von einer blühenden Vereinsthätigkeit umgeben sah, da wurde für seinen, dem Gefühle ungewöhnlicher Kraft entstammenden Thatendrang die Diöcese zu klein. Nun gab es bald kein Interesse der Kirche, in Deutschland und darüber hinaus, das nicht auch ihn beschäftigt hätte, das nicht irgendwie in den Kreis seiner thätigen Theilnahme eingetreten wäre. Von nun an stand der Bischof von Mainz recht eigentlich im Mittelpunkte des kirchlichen und kirchlich-politischen Lebens diesseits der Alpen.

II.

Die beiden bisher vorliegenden Bände reichen nur bis zum Ende der sechziger Jahre, aber sie umfassen ein interessantes Stück Zeitgeschichte und sie behandeln eine Periode im innern Leben Deutschlands, welche von der gegenwärtigen durch sehr bedeutsame Unterschiede getrennt ist. Dieselbe liegt vor der Gründung des deutschen Reichs, vor dem Culturkampf, vor dem Aufkommen der Socialdemokratie als geschlossene und organisirte Partei.

Die deutschen Einzelstaaten erfreuten sich in ihrer inneren Verwaltung der vollsten Souveränität. Kaum daß ihnen die Bundesverfassung irgend welche vertragsmäßige Beschränkung auferlegte. Gerade die kleinern liebten es, die Staatshoheit mit besonderem Nachdruck der katholischen Kirche gegenüber zum Ausdrucke zu bringen. Nach unsäglichen Anstrengungen war es dem römischen Stuhle gelungen, der von der Auflösung des alten Reichs am stärksten betroffenen deutschen Kirche eine neue Organisation zu schaffen. Das Großherzogthum Hessen gehörte mit Württemberg, Baden, Kurhessen, Nassau und der freien Stadt Frankfurt zur oberrheinischen Kirchenprovinz. Grundsätzlich bekannte man sich in diesen sämmtlichen Staaten der katholischen Kirche gegenüber zu einem engherzigen bureaukratischen Absolutismus, welcher das eigene innere Leben derselben feindselig ignorirte. Aber die Handhabung war verschieden; am schlimmsten war es in Baden, besser in Kurhessen, am besten die längste Zeit, da Ketteler sein Hirtenamt antrat, im Großherzogthum Hessen. Nicht nur persönliche, sondern vor allem auch politische Momente wirkten auf diese verschiedenartige Haltung ein. In Baden schielte man längst über die Mainlinie hinüber nach der protestantischen Vormacht, umgekehrt huldigten in Darmstadt Großherzog Ludwig III. und sein Minister Freiherr von Dalwigk österreichischen Sympathien und großdeutschen Bestrebungen. Aus Bismarcks Frankfurter Depeschen wissen wir, welche Stellungnahme er Preußen im badischen Kirchenstreite vindicirte und daß er der kirchenfeindlichen Regierung seine moralische Unterstützung lieh. Es lag in der Natur der Dinge, daß man in dem im anderen Lager stehenden Hessen nicht geneigt war, mit Baden auf dem kirchlichen Gebiete gemeinsame Sache zu machen. In der That aber waren dort zugleich die maßgebenden Persönlichkeiten von gerechten und wohlwollenden Gesinnungen beseelt. Herr v. Dalwigk ist vor und nach 1870 heftig angefeindet und verunglimpft worden. Eine Geschichtsbetrachtung,

welche die Einigung Deutschlands unter preußischer Spitze nicht nur als das nothwendige Ergebniß der wirklichen Machtverhältnisse, sondern als das allein anzustrebende, ja ausschließlich berechtigte Ziel ansieht, kann natürlich für die wenigen Männer kein Verständniß und keine richtige Schätzung haben, welche sich mit den ihnen zu Gebote stehenden Mitteln den kleindeutschen Bestrebungen entgegenstellten. Zu den hervorragendsten unter ihnen gehörte Dalwigk, ein Mann von staatsmännischer Veranlagung, vornehmer Denkweise und conservativen Regierungsgrundsätzen. Nicht lange nach seinem Tode erschien aus der Feder des letzten hessischen Bundestagsgesandten eine kleine Schrift, welche in warmen Worten und mit genauer Kenntniß von Personen und Verhältnissen Dalwigks Charakter und Wirksamkeit schildert. P. Pfülf hat sie mit Recht herangezogen; bisher war sie bezeichnenderweise nur wenig beachtet worden. Vielleicht werden spätere Generationen Dalwigk gerechter sein; die hessischen Katholiken haben allen Grund, ihm ein dankbares Andenken zu bewahren.

Zwischen Ketteler und dem hessischen Ministerpräsident bestand ein Verhältniß aufrichtiger gegenseitiger Hochachtung, mehr nicht. Sie sahen sich selten und auch der schriftliche Verkehr war ein beschränkter. Mit vollem Rechte konnte der Bischof von sich sagen, daß er es jederzeit ängstlich vermieden habe, aus seiner Berufssphäre heraustretend irgend welchen Einfluß auf die Entschließungen der hessischen Regierung in persönlicher oder sachlicher Beziehung auszuüben. Das hinderte natürlich nicht, daß in der Agitation gegen das herrschende politische System der Bischof immer wieder als eine Art Mitregent hingestellt wurde, und man umgekehrt in Preußen Herrn von Ketteler, den seine Umgebung weit eher preußischer Sympathien hätte beschuldigen mögen, für die antipreußische Politik Dalwigks mit verantwortlich machte.

Thatsächlich fand Ketteler auf dem kirchlichen Gebiete

von Seiten der hessischen Regierung zunächst wenig Förderung, aber auch kaum ernstliche Hindernisse. Man ließ ihn die theologischen Studien von Gießen nach Mainz verlegen und hier eine vollständige, durch hervorragende Lehrkräfte ausgezeichnete Lehranstalt errichten. Statt auf eine Ausgleichung der principiellen Differenzen zu warten, welche zwischen den Regierungen der oberrheinischen Kirchenprovinz und der kirchlichen Autorität bestanden, schloß er mit dem Ministerium die sogen. Convention ab, den schriftlichen Ausdruck eines modus vivendi, über den man sich verständigt hatte. In kirchlichen Kreisen hat man ihn wohl darum getadelt und von Rom aus wurde die Convention, über deren staatsrechtlichen Werth man zudem zweifelhaft sein konnte, niemals ausdrücklich anerkannt. Aber dem „streitbaren" Bischof, wie die Gegner ihn nannten, kam es vor allem darauf an, daß thatsächlich das kirchliche Leben sich bethätigen konnte, wozu die ununterbrochene Besetzung der geistlichen Stellen die unerläßliche Bedingung bildete. Später, als die Convention sich lediglich als eine wirksame Waffe im Ansturm gegen das verhaßte Ministerium erwies, wurde sie auf Kettelers Vorschlag wieder aufgehoben, ohne daß einstweilen in den thatsächlichen Verhältnissen eine Aenderung eintrat.

Wenn aber auch Ketteler sich durch das Abkommen mit der hessischen Regierung einen erträglichen Frieden gesichert hatte, so nahm er doch an dem Schicksale seiner Mitbischöfe in der oberrheinischen Kirchenprovinz und namentlich an dem badischen Kirchenstreit lebhaften Antheil. Dem ehrwürdigen Erzbischof von Vicari war er ein ebenso energischer als kluger Rather und Helfer. Viele Jahre hindurch hat er an Stelle des hochbetagten Metropoliten in der Freiburger Erzdiöcese das Sakrament der Firmung gespendet. Wenn Professor Friedberg hierauf späterhin den Vorwurf gründete, Ketteler habe sich mit der ehrgeizigen Absicht getragen, einst selbst Erzbischof

zu werden, so zeigte dies nur seine völlige Unfähigkeit, einen Mann wie Ketteler zu begreifen und zu würdigen.

Die Gefahr, daß es auch in Hessen bei den relativ günstigen Verhältnissen nicht bleiben werde, hatte sich seit dem Jahre 1859 mit dem unglücklichen Ausgange des österreichisch-italienischen Krieges und der zweifelhaften Haltung der preußischen Politik angekündigt. Sie rückte näher, als die Wahlen des Jahres 1862 der liberalen Opposition die unbedingte Herrschaft in der zweiten Kammer verschafft hatten und es alsbald an kirchenfeindlichen Interpellationen und Anträgen nicht fehlte. Einstweilen hielt die erste Kammer fest und stützte die Politik des Ministeriums, aber man konnte nicht wissen, wie lange dies dauern werde.

Längst aber, ehe der Wechsel im Regierungssystem wirklich eintrat, war Ketteler der Gegenstand geradezu maßloser Anfeindungen von Seiten der liberalen Agitation, in Versammlungen und Preßerzeugnissen, geworden, wozu oft genug die Straße, namentlich in der Stadt Mainz, das Echo gab. Es war geradezu unglaublich, was das Frankfurter Journal, die N. Frankfurter Zeitung, später die Mainzeitung an Angriffen, Verdächtigungen und Verleumdungen gegen den Bischof vorbrachten. Dazu gesellte sich noch eine niedrige und gemeine Flugschriftenliteratur, die zumeist von Frankfurt aus verbreitet wurde. Die neueste Biographie erweckt in breitem Umfange die Erinnerung an jene häßlichen und beschämenden Vorgänge. Man fragt sich bei der Lektüre, wie es möglich war, daß ein Mann von so lauterer Gesinnung, von so makellosem Wandel, von so aufopfernder Wirksamkeit die Zielscheibe solch pöbelhafter Angriffe wurde.

Man könnte, bildlich redend, die Erklärung darin finden, daß wer durch seine energischen Ruderschläge die trüben Wellen eines Sumpfwassers erregt, sich nicht wundern darf, wenn alles aufgescheuchte und in seiner Ruhe gestörte Ungeziefer wüthend über ihn herfällt. Aber das würde doch

nur die eine Seite berühren. Der Hauptgrund lag in der damaligen Beschaffenheit der liberalen Partei, welche die verschiedensten Elemente in sich schloß. Noch bestand keine wirkliche Scheidung zwischen der liberalen Bourgeoisie und der Socialdemokratie, zwischen der organisirten und disciplinirten Arbeiterschaft und dem Lumpenproletariat der großen Städte. Noch leistete das Proletariat dem Liberalismus bereitwilligst Heeresfolge, ganz besonders da, wo derselbe seinem kirchenfeindlichen Instinkte Luft machte. Die Parole gab der Liberalismus, die Ausführung geschah mit Hilfe und nach dem Geschmacke des Proletariats.

Gerade an diesem Punkte erkennt man besonders deutlich, wie verändert im Vergleiche mit jenen Tagen die Verhältnisse der Gegenwart sich darstellen. Die liberale Partei hat ihre Herrschaft über die Massen eingebüßt, die Straße gehorcht ihr nicht mehr. Die Arbeiterschaft, die sie durch Bildungsvereine und ähnliche Mittel an ihre Fahnen ketten wollte, ist längst ihre eigenen Wege gegangen und hat sich zu einer selbständigen mächtigen Partei organisirt. Auch diese ist kirchenfeindlich geblieben, aber sie ist es doch erst in zweiter Linie; ihre nächsten Ziele liegen auf dem wirthschaftlichen Gebiete. Sie hat kein Interesse daran, die liberale Bourgeoisie in ihren antiklerikalen Velleitäten zu unterstützen, aber ein sehr großes, zwischen den politisch geschulten Arbeitern und der Hefe des Volkes eine scharfe Grenze zu ziehen.

Ketteler hat das Verdienst, früher wie viele andere klar erkannt zu haben, daß gerade die arbeitende Bevölkerung von den Bestrebungen des Liberalismus den geringsten Nutzen habe. Das zeigt sich schon in seinen berühmten Predigten im Mainzer Dom vom Advent 1848. Sofern seine epochemachende Schrift vom Jahre 1864 über die Arbeiterfrage und das Christenthum eine politische Spitze hat, geht diese dahin, die Herrschaft des Liberalismus über die Arbeiter zu brechen. Es ist daher höchst interessant, daß er, mit der Abfassung dieser Schrift beschäftigt, Fühlung

mit dem Manne suchte, mit dessen Hülfe ebendamals auch Fürst Bismarck glaubte, die Herrschaft der übermächtig gewordenen liberalen Partei brechen zu können, mit Ferdinand Lassalle.

Ueber Ketteler's Beziehungen zu dem genialen Agitator sind schon bald nach dem Erscheinen der genannten Schrift allerhand Erzählungen in Umlauf gekommen und lange colportirt worden. Noch zu Anfang der siebziger Jahre berichtete eine Berliner Zeitung alles Ernstes, Lassalle habe sich durch die Gräfin Hahn-Hahn bei dem Mainzer Bischof einführen lassen und sei von diesem getauft worden. Ketteler ist damals allen diesen Gerüchten mit Entschiedenheit entgegengetreten; er hat Lassalle nie gesehen und nie gesprochen. Worin die Beziehungen thatsächlich bestanden haben, erfährt man jetzt aus P. Pfülf's Mittheilungen. Ketteler hatte im Januar 1864 einen anonymen Brief (II, 183 f.) an Lassalle gerichtet und darin über die bekanntlich von dem letztern geforderte Gründung von Produktiv-Associationen mit Staatshülfe nähere Auskunft erbeten. Er konnte nicht wissen, daß Lassalle, wie er sich vertrauten Freunden gegenüber äußerte, diesen Vorschlag nur gemacht hatte, „um dem Mob etwas zu bieten", und glaubte jetzt und später in der Begründung solcher Associationen, wobei er nur den bedenklichen Staatszuschuß ablehnte, ein wichtiges und erfolgreiches Mittel zur Abhülfe der socialen Noth erblicken zu können. Lassalle antwortete ausweichend und Ketteler wandte sich nunmehr durch Vermittlung von Dr. Moufang an den Socialpolitiker V. A. Huber. Ein weiterer Verkehr hat nicht stattgefunden, aber die gemeinsame Gegnerschaft gegen den Bourgeois-Liberalismus brachte es mit sich, daß Ketteler die Absichten und Bestrebungen Lassalle's offenbar zu günstig beurtheilte.

III.

Und wie die Verhältnisse, so sind unzweifelhaft auch die Bedürfnisse vielfach andere geworden. Um die beiden

Bischofsgestalten Clemens August von Köln und Wilhelm Emmanuel von Mainz gruppirt sich das erstarkende kirchliche Leben in Deutschland im 19. Jahrhundert. Durch seinen Widerstand und sein heldenmäßiges Dulden erweckte der erste das weithin geschwundene katholische Bewußtsein. Dann galt es, die katholischen Kräfte auf den verschiedenen Gebieten confessionell gerichteter Thätigkeit zu sammeln und zu entschlossener Abwehr gegen alle Angriffe des ungläubigen Liberalismus zusammenzufassen. Hier ging Ketteler in Wort und That mächtig voran. Zwei Jahrzehnte hat man im katholischen Deutschland gerüstet, dann brach der Kampf aus, den in solcher Weise und von dieser Seite niemand erwartet hatte. Er wurde siegreich abgeschlagen; wer weiß, was geschehen wäre, wenn er schon in den fünfziger Jahren begonnen hätte. Nach einer etwas mehr als zehnjährigen Periode der Zerstörung und Verwüstung ist jetzt fast überall in Deutschland das katholische Leben zu neuer Blüthe erstanden. Und als das werthvollste Vermächtniß hat uns der Culturkampf die Centrumspartei hinterlassen, keine confessionelle, sondern eine politische Partei, dabei aber doch nach Herkunft und Beschaffenheit zugleich diejenige, welcher die Vertretung der katholischen Interessen auf dem politischen Gebiete zugefallen ist. Dazu hat die Entwicklung innerhalb der übrigen Parteien dahin geführt, daß die Centrumspartei ein Faktor geworden ist, mit welcher einstweilen auch die Regierungen zu rechnen haben. Mit dem allem aber, glaube ich, sind wir nunmehr an einem neuen Wendepunkt angelangt. An die Periode der Abwehr und des Sichzusammenschließens im eigenen, geschützten und wohl vertheidigten Lager, muß jetzt, so will mir scheinen, eine neue Periode sich anschließen, in welcher wir auf dem Felde der wirthschaftlichen und namentlich der geistigen Cultur den Wettbewerb mit unsern nicht-katholischen Mitbürgern muthig und energisch aufnehmen.

Zu Ketteler's ersten Thaten gehörte die „Trockenlegung“

der seit 1830 bestehenden katholisch-theologischen Fakultät in Gießen und die Verlegung des gesammten theologischen Unterrichts in das Seminar in Mainz. Ich bin keinen Augenblick zweifelhaft darüber, daß dieser Schritt richtig, ja nothwendig war. Nicht so sehr wegen der Lehrkräfte; die hätten sich mit gutem Willen beschaffen lassen. Ein Mann wie der Bischofskandidat Leopold Schmid war allerdings nicht geeignet, katholische Dogmatik vorzutragen, aber es hatten doch auch tüchtige und durchaus kirchlich gesinnte Männer in Gießen gewirkt, wie beispielsweise Lüft, der spätere langjährige Pfarrer und Oberstudienrath in Darmstadt, dessen ausgezeichneter Persönlichkeit P. Pfülf nicht völlig gerecht wird; vermuthlich stand ihm hier kein ausreichendes Material zu Gebote. Aber die Hauptsache war: das im ganz und gar protestantischen Oberhessen gelegene Gießen konnte unmöglich den geeigneten Boden für die Heranbildung katholischer Theologen abgeben. Ein Convikt bestand nicht; ohne Leitung, sich selbst überlassen, machten sie vielfach das Studentenleben mit, wie es damals, zumal an den kleinern deutschen Universitäten üblich war.

Daß für das Seminar in Mainz gleich zu Anfang so ausgezeichnete Lehrkräfte zu Gebote standen, wie Moufang, Heinrich, Riffel, Hirschel, war ein Glücksfall, wie er sich nicht leicht wiederholen wird. Wenn es somit Bischof Ketteler gelang, eine nach Lage der Verhältnisse ungenügende und ungeeignete Universitätsbildung seiner Theologen durch eine ausgezeichnete seminaristische Bildung zu ersetzen, so wird man sich doch hüten müssen, daraus den Schluß zu ziehen, daß unter allen Umständen die erstere zu beseitigen und nur die andere anzustreben sei. Die Aufhebung der theologischen Fakultät in Gießen hinterließ keine Lücke, und die Mainzer Diöcese erfreute sich fortan eines vortrefflichen, im bischöflichen Seminar herangebildeten Klerus. Trotzdem wäre es ein Unglück gewesen, wenn man überall das Beispiel Kettelers nachgeahmt hätte und dazu übergegangen wäre, die theologischen Fakul-

täten in Bonn, Breslau, München, Würzburg u. s. w. zu beseitigen. Es hat Zeiten gegeben, wo solche Bestrebungen in staatlichen Kreisen nur zu bereitwillige Förderung gefunden hätten, wahrlich nicht aus Liebe zur Kirche! Wir brauchen theologische Fakultäten für unsere Universitäten, für die katholische Wissenschaft und auch für die Theologen. Sicherlich ist es ein bedauerlicher Mißstand, daß an der Universität Straßburg, in dem fast ganz katholischen Elsaß, wohl eine protestantische, aber keine katholisch-theologische Fakultät besteht. Indessen ist hier nicht der Ort, die wichtigen hier einschlagenden Fragen ausführlich zu erörtern.

Dagegen ist es, glaube ich, an der Zeit, sich in aller Offenheit über ein Projekt auszusprechen, welches Ketteler sehr lebhaft beschäftigte und welches dementsprechend auch in der Biographie einen verhältnißmäßig breiten Raum einnimmt. Es ist die Gründung einer katholischen Universität. P. Pfülf schließt seinen Bericht mit den Worten: „die Zeiten waren böse, das große Werk sollte nicht seinen Anfang sehen". Ich bin der unmaßgeblichen Meinung, daß man gut thun würde, den vor bald 40 Jahren aufgetretenen und damals mit Begeisterung ergriffenen Plan endgiltig aufzugeben.

Unsere deutschen Universitäten haben eine doppelte Aufgabe, sie sind Stätten wissenschaftlicher Forschung und sie sind Unterrichtsanstalten. In letzterer Beziehung sind sie bestimmt, die letzte und entscheidende Vorbereitung für den Eintritt in die gelehrten Berufe zu bieten. Die Staatsbeamten aller Kategorien, die Advokaten, die Lehrer an Gymnasien und Realschulen, endlich die Aerzte müssen ihren Weg durch die Universitäten nehmen und in staatlicherseits vorgeschriebenen und eingerichteten Prüfungen ihre Befähigung nachweisen. Nun kann man dieses System bekämpfen und die volle Unterrichtsfreiheit als das höhere Ideal ansehen und erstreben. Man kann dabei auf andere Länder verweisen, wo der Staat nicht, wie bei uns, den obersten Schulmeister abgibt und wo es daher genügt, Kenntnisse zu be-

sitzen, und man nicht gefragt wird, woher dieselben stammen. Aber die einleuchtendsten theoretischen Darlegungen scheitern an der Gewalt der Thatsachen. Es ist gar nicht daran zu denken, daß man in Deutschland auf die staatliche Reglementirung und Durchführung des gelehrten Unterrichts verzichten und die Wege Frankreichs oder Belgiens, Englands oder Nordamerikas einschlagen werde. Viel eher dürfte man in dem einen oder anderen dieser Länder mit der Zeit auf das deutsche System zurückgreifen.

Unter diesen Verhältnissen würde eine freie katholische Universität in Deutschland, wenn sie zu Stande käme, den Charakter einer reinen Privatanstalt haben. Daß der Besuch derselben dem Besuche der Staatsuniversitäten gleichgestellt würde, ist schwerlich zu erhoffen. Alle diejenigen somit, welche auf ein Staatsamt oder eine öffentliche Wirksamkeit reflektiren müssen, würden sie nicht beziehen können; es würde, abgesehen von den Theologen, um derentwillen man sie nicht errichtet, nur das kleine Häuflein derer dorthin kommen, welche sich in Folge ihrer günstigen Vermögensverhältnisse den Luxus des Universitätsbesuches gönnen können, ohne daran praktische Consequenzen knüpfen zu müssen.

Dazu hat man sich die Kosten des Unternehmens offenbar niemals in der richtigen Höhe vorgestellt. Am 31. März 1869 schreibt Ketteler an den Erzbischof von Köln, mit 12000 Thalern Revenuen, womit 12 Professoren bezahlt werden könnten, sei er bereit, in Mainz eine Akademie — also schon nicht mehr eine Universität — in's Leben zu rufen. Wäre ein Versuch mit diesen Mitteln gemacht worden, er hätte nothwendiger Weise scheitern müssen. Denn es handelt sich ja heut zu Tage nicht allein um die Gehälter der Professoren, sondern um die wissenschaftlichen Hilfsmittel, die Institute, Apparate, Seminarsbibliotheken u. s. w., was Alles gewaltige Summen verschlingt. Und man sage nicht, daß man es ja so großartig nicht zu treiben brauche, wie die aus öffentlichen Fonds unterhaltenen Staatsanstalten. Damit wäre nur aus-

gesprochen, daß man an einen Wettbewerb mit diesen letzteren nicht denken kann und von vornherein bereit ist, sich auf eine niedrigere Stufe einzuschätzen. Und auch die von Ketteler in's Auge gefaßten Gehälter wären schon damals unzureichend gewesen, sie wären es heut zu Tage erst recht. Brauchte man auch nicht dem Ehrgeize zu huldigen, lauter Männer ersten Ranges zu gewinnen, so müßten es doch jedenfalls solche sein, welche sich mit dem Durchschnitte ihrer Collegen an den Staatsuniversitäten messen könnten. Alsdann aber müßte man ihnen auch das gleiche an Einnahmen bieten können, was jene dort beziehen. Das katholische Deutschland ist nicht reich genug und ist schon viel zu viel durch alle möglichen charitativen und social-politischen Aufgaben in Anspruch genommen, als daß es durch freiwillig aufgebrachte Mittel eine Universität unterhalten könnte, welche den an eine solche zu stellenden Anforderungen genügte.

Aber gesetzt den Fall, diese Mittel würden gefunden. Gesetzt den Fall, die bedeutsame Steigerung des Nationalwohlstandes, wie sie in den letzten Jahrzehnten in Deutschland stattgefunden hat, führte dahin, daß auch bei uns, wie in Amerika, einige Privatleute im Stande und bereit wären, Millionen für einen solchen Zweck zu schenken. Gesetzt also, es wäre gelungen, in Fulda oder Mainz oder wo immer eine Universität in's Leben zu rufen, an welcher diejenigen jungen Leute eine vorzügliche Ausbildung finden könnten, welche nicht genöthigt sind, eine Staatsuniversität zu besuchen; es gelänge, an ihr in imponirender Zahl Männer zu vereinigen, gleich hervorragend durch ihre wissenschaftlichen Leistungen, wie durch ihre ächt kirchliche Gesinnung. Würden alsdann der wirkliche Werth und die Früchte dieses Unternehmens den darauf verwandten Mühen und Kosten entsprechen?

Eben dies ist es, was ich glaube bestreiten zu müssen. Wir hätten alsdann eine freie katholische Universität gegenüber den 18 oder 19 Staatsuniversitäten. Da katholische

Gelehrte in Deutschland bisher leider ziemlich dünn gesät sind, so müßte man jedenfalls einen Theil derjenigen hinüberziehen, die bisher an den Staatsanstalten thätig waren, und man müßte den ganzen Nachwuchs nach der katholischen Universität dirigiren. Der weit überwiegenden Mehrheit unserer studirenden Jugend, für welche der Besuch dieser letzteren unmöglich wäre, würde man somit die wenigen katholischen Lehrer entziehen, die bisher vorhanden waren und an denen sie eine Stütze fanden. Sie wären schlimmer daran, wie zuvor.

Mir scheint im Gegentheile, daß wir trachten müssen, anstatt an dem Gedanken einer problematischen Neuschöpfung festzuhalten, mit aller Macht das Bestehende zu verbessern und unseren Interessen dienstbar zu machen. Mir scheint, daß wir uns nicht durch die Gründung einer solchen freien katholischen Universität in unserer Isolirung neuerdings befestigen, vielmehr versuchen müssen, katholische Gelehrte, soweit nur immer möglich, auf die staatlichen Lehrkanzeln zu bringen. Das geht nicht mit einem Schlage, aber es geht — sobald nur die Leute dazu da sind. Da nun aber ein ausreichender Vorrath von geeigneten Kräften sebstverständlich auch die nothwendige Voraussetzung für jene Gründung gebildet haben würde, so wäre es nicht einmal gegen den Sinn der Geber, wenn man die gesammelten Mittel zur Ausbildung und Unterhaltung katholischer Privatdocenten an den bestehenden Universitäten verwenden wollte.

Das ist ein Beispiel, und vielleicht nicht das unwichtigste, jener veränderten Verhältnisse, von denen oben die Rede war. Sollte mir der Vorwurf gemacht werden, daß ich hier als Partei spreche, so wäre zu erwidern, daß wer mehr als dreißig Jahre in den Dingen drinnen steht, vielleicht den Anspruch erheben darf, als Sachverständiger gehört zu werden. v. H.

LXXXII.

Eine wirkliche Weltgeschichte.[1])

An Werken, die den Titel „Weltgeschichte“ führen, fehlt es nicht. Und doch erklärt die vorliegende neue Weltgeschichte kurzweg: „Was bisher an Werken erschienen ist, die diesen oder einen ähnlichen Titel trugen, entspricht dem nicht; sie verhalten sich zu einer wirklichen Weltgeschichte, wie die Lebensbeschreibung eines Mannes zur Geschichte seiner Zeit“. Die allgemeine Inhaltsangabe des auf 8 Bände berechneten Werkes zeigt, daß hier wirklich ein Neues vorliegt. Darnach bringt Bd. I: Allgemeines, Vorgeschichte, Amerika, der Stille Ocean; Bd. II: Oceanien, Ostasien, der Indische Ocean; Bd. III: Westasien, Afrika; Bd. IV: die Mittelmeervölker; Bd. V: Südosteuropa, das Slaventhum; Bd. VI: Germanen und Romanen; Bd. VII: Westeuropa bis 1800; Bd. VIII: Westeuropa im 19. Jahrhundert, der Atlantische Ocean. Näher bezeichnet enthält Bd. I.: I. der Begriff Weltgeschichte; II. Grundbegriffe einer Entwicklungsgeschichte der Menschheit; III. die Menschheit als

1) Weltgeschichte, 8 Bände in Halbleder gebunden zu je 10 Mark, oder 16 broschirte Halbbände zu je 4 Mark, unter Mitwirkung hervorragender Fachmänner herausgegeb. von Hans F. Helmolt. Leipzig und Wien. Bibliographisches Institut. I. Band. Mit 3 Karten, 4 Farbendrucktafeln und 16 schwarzen Beilagen.

Lebenserscheinung der Erde; IV. die Vorgeschichte der Menschheit; V. Amerika; VI. die geschichtliche Bedeutung des Stillen Oceans. Zum erstenmal haben wir hier die Geschichte der gesammten Menschheit nach ethnographisch-geographischen Gesichtspunkten aufgebaut, zum erstenmal die Vorgeschichte der Menschheit nach den gesicherten Resultaten der paläontologischen Forschungen und die Entwicklung der sogen. Wilden zu Halbkulturvölkern, zum erstenmal wird dabei der geschichtlichen Bedeutung der völkertrennenden und völkerverbindenden Oceane ausgiebig Rechnung getragen. Dreißig Fachgenossen unterstützen den Herausgeber in diesem encyklopädischen Unternehmen.

Bei historischen und philosophischen Werken fragt der Leser zuerst nach dem Standpunkt, von dem aus Welt und Leben, Ereignisse und Personen dargestellt und gewürdigt werden. Denn in Fragen der Weltanschauung, wie sie in Geschichte und Philosophie zum klaren Ausdruck kommen, heißt es Farbe bekennen. Der Herausgeber kommt dem fragenden Leser entgegen mit dem einleitenden Abschnitte: „Gegenstand und Ziel einer Weltgeschichte“ (3—16). Er versucht darin, die Anlegung eines Werthmaßstabes an die gesammte Culturentwicklung als Willkür und die Durchführung einer Tendenz als unwissenschaftlich zurückzuweisen. Bei der großen Bedeutung des von Helmolt inaugurirten Unternehmens ist es gerechtfertigt, die Stellung Helmolts zur Philosophie der Geschichte näher darzulegen und zu beleuchten. Wir geben zuerst eine kurze Antwort auf die Frage: „Was ist Geschichtsphilosophie?“ und bestimmen dann Helmolts Verhältniß zu derselben.

Die Philosophie der Geschichte will Antwort geben auf die Frage: Welches ist das Ziel der Menschengeschichte? Welches ist ihr Sinn, ihre Bedeutung? Die Beantwortung dieser Frage schließt eine Fülle anderer Fragen in sich. Ziel weist auf einen Ausgangspunkt und auf die Mittel zurück, welche der Erreichung des Zieles dienen. So führt das

Problem vom Ziel der Geschichte zur Frage nach dem Aus-
gangspunkte der Geschichte und nach den Faktoren, welche
die Entwicklung der Menschheitsgeschichte bedingen. Alle drei
Probleme bergen aber wieder andere in sich. So löst sich die
Frage nach dem Ausgangspunkt in die weiteren auf: Wie
weit liegt dieser Ausgangspunkt zurück und ist er überhaupt
menschlicher Forschung erreichbar? Hat die Geschichte der
Menschheit von Einem Punkte aus oder gleichzeitig von
mehreren Punkten aus begonnen? Sind die Anfänge durch
göttliche Einwirkung, etwa durch eine Schöpfung gesetzt oder
sind sie das Resultat irdischer Entwicklung? Hat diese Ent-
wicklung einen Zustand sittlicher Heiligkeit und hoher Weisheit
und paradiesischen Glückes zur Voraussetzung, dem dann
Zerfall dieser Herrlichkeit folgte, oder ist sie von thierischer
Roheit zu immer höherer Vervollkommnung fortgeschritten?
Und endlich, wie weit geht diese Entwicklung zurück? Ge-
nügen dafür die üblichen 6—8000 Jahre oder müssen wir
hunderttausende von Jahren annehmen?

Ebenso enthält die Frage nach den Faktoren der Mensch-
heitsgeschichte eine Reihe von Problemen in sich. Schafft
der Mensch allein aus sich die ganze Entwicklung der Ge-
schichte oder ist der ganze Verlauf derselben lediglich ein
Naturvorgang, die Geschichte nur Resultat der geographischen
Verhältnisse, oder ist die Geschichte Werk einer göttlichen
Vorsehung, „die zwischen den Endpunkten der Schöpfung und
des Gerichtes keinen Theil des Geschehens aus der Einheit
ihrer Absicht entschlüpfen läßt". Ist die Einzelpersönlichkeit
Träger der Geschichte, oder sind es nur die Massen, oder
gelten beide überhaupt nichts, sind sie nur Werkzeuge einer
die Geschicke der Menschheit leitenden göttlichen Fügung oder
eines dunklen Fatums?

Sind diese Probleme gelöst, soweit sie überhaupt einer
Lösung entgegengeführt werden können, so kann endlich die
Frage nach dem letzten Sinn und Zweck der geschichtlichen
Entwicklung erörtert werden. Ist Erziehung des Menschen-

geschlechtes oder Entwicklung der allgemeinen Idee der Menschheit oder Fortschritt das Ziel der Geschichte? Oder liegt ihr Ziel im Jenseits, in einem Weltgericht, nach welchem die selige Gemeinschaft aller beginnt, welche der Verlauf der Zeit von einander geschieden hatte? Oder haben Diejenigen recht, welche keinen Sinn und keine Bedeutung in der Geschichte zu entdecken vermögen? Ist die Geschichte wirklich nur, mit Lotze zu reden, „ein Weg von unbekanntem Anfang zu unbekanntem Ende?“ Und wenn Fortschritt als Ziel der Geschichte erkannt werden sollte, auf welche Gebiete erstreckt sich dieser Fortschritt? Wer sind die Träger dieses Fortschrittes? Bewegt sich dieser Fortschritt in gerader Linie oder auch mit Rückschritten? Findet er irgendwie einen Abschluß oder dehnt er sich ins Unendliche aus?

Das sind die wesentlichsten Probleme, welche die Philosophie der Geschichte jedem denkenden Menschen aufgibt, dem Philosophen wie dem Historiker. Wie stellt sich zu diesen Fragen Helmolt?

Folgende Sätze geben uns Aufschluß.

Wir lesen bei Helmolt: „Wie ist alles geworden? In dieser Angel hangt die Geschichtsschreibung. Natur und Mensch, das sind die beiden maßgebenden Schöpfer der Geschichte; ihr gegenseitiges Ineinanderarbeiten und Ineinanderwirken läßt geschehen, was geschehen ist. Die umgebenden Zustände sind für jeden Zeitgenossen, auch für einen Luther oder Bismarck, unerbittliche Nothwendigkeiten. In der Kette der gegenseitigen Beeinflussungen darf keine Lücke klaffen. Es gibt nichts Gewordenes, das für uns kein Interesse hätte. Das Vergangene hat seine Wurzeln in der Vorvergangenheit; darum hat auch die Vorgeschichte ein Recht gehört zu werden. Die Erkenntniß des Causalnexus muß genügen; was darüber hinausgeht, steht auf schwachen Füßen. An einem geistreichen Abriß in der Art der Briefe des Viscount Bolingbroke ist wenig gelegen, wohl aber an dem Schaffen einer sicheren Grundlage. Das Grübeln über die Ziele alles Geschehens ist

n historisches Arbeiten. Wissenschaftlich ist der Versuch, den
fächlichen Zusammenhang der Geschichte zu erkennen; was
rüber ist, das ist keine Geschichtswissenschaft mehr, sondern
ne philosophische Untersuchung. Die auf Erfahrung gegründete
rkenntniß ist mehr werth, als alle Spekulation. Eine Welt-
schichte, die wissenschaftlich genommen werden will, muß
eutral bleiben. Aus der geistigen Verarbeitung des in ihr
ackt dargebotenen, die ganze Erde umfassenden Stoffes mag
ch der Leser, der ohne Dogma nicht auskommt, seine Glaubens-
itze selber ausprägen. Zu fordern, daß der Historiker beim
Niederschreiben die Weltanschauung, die er sich persönlich mehr
der weniger mühsam errungen hat, zu Worte kommen lasse,
t falsch; im Gegentheil, er muß sich nach Kräften von seiner
it der Zeit ändernden, also jeweiligen Weltanschauung los-
ingen. Ein Historiker erscheint desto zünftiger, je unsichtbarer
r selber bleibt."

Die Geschichte soll möglichst objektiv sein, das ist der
Tenor all dieser Aussprüche von Helmolt. Dabei bleibt er
ich aber bewußt, daß es eine vollkommen objektive Geschicht-
chreibung nicht gibt. Objektivität definirt er als das Streben,
subjektive Vorurtheile zu Gunsten einer als Ideal vor-
schwebenden Unparteilichkeit zurücktreten zu lassen Jedenfalls
führe der Weg nicht zum Ziele, der absichtlich und überall
die eigene Ansicht hervortreten lasse. Helmolt will also eine
möglichst unpersönliche Geschichtschreibung. Wie der Natur-
forscher seine Objekte beschreibt, klassificirt, ohne irgendwie
seine persönliche Weltanschauung über Ursprung und Zweck
der Naturobjekte einzumischen, ebenso unpersönlich soll der
Historiker verfahren in der Darstellung und Schilderung von
Ereignissen und Personen. Man kann dieser Forderung
Berechtigung zuerkennen. Eine in diesem Sinne abgefaßte
Geschichte wäre das Ideal von Geschichte, völlig objektiv,
ganz neutral, frei von allem was persönlich, was sub-
jektiv ist.

Auch wer für seine Person eine solche gleichsam blut-
leere, der Wärme individuellen Lebens entbehrende Geschichts-

schreibung nicht liebt, wer die Beeinträchtigung der Objektivität nicht in der Kundgebung der Weltanschauung des Darstellers, sondern nur in Unterschlagung oder Entstellung von Daten, in der kritiklosen Darbietung unbeglaubigter oder zweifelhafter Dinge erblickt, könnte sich der von Helmolt erhobenen Forderung anschließen: Der Geschichtschreiber soll seine Weltanschauung für sich behalten. Er soll also auch keine Geschichtsphilosophie treiben. Die Beantwortung der an sich fesselnden Frage, wozu es geschehen sei, sei nicht Aufgabe des Geschichtsschreibers, sondern des Geschichtsphilosophen, des Essayisten, des Künstlers. Aber Helmolt will mehr. Er schließt, wie die obigen Aeußerungen zeigen, nicht bloß jede Geschichtsphilosophie aus, er spricht ihr auch die Existenzberechtigung ab. Das geht zu weit, viel zu weit. Hören wir seine Gründe.

Zwar erklärt Helmolt: „Die Furcht freilich vor der Teleologie wäre eine Schwäche und nicht zu loben. Sicherlich birgt eine teleologische Behandlung geschichtlicher Stoffe große Schönheiten"; er spricht von der edlen Gesinnung, die jeder Gottes Wirken verherrlichenden Geschichtsauffassung zu Grunde liege; er läßt Geschichtsphilosophie als eine unerläßliche Forderung und die Spitze aller höheren Bildung gelten, aber in Wahrheit sind diese Zugeständnisse durchaus unverbindlich. Er hält die Geschichtsphilosophie für etwas Unerreichbares. Mit zwei Gründen glaubt er die Unmöglichkeit aller Geschichtsphilosophie darthun zu können.

Helmolt spricht den Gedanken aus: „Mit Forschen und Wissen, und wäre ihm auch ein ganzes Menschenleben gewidmet, kommt man den letzten Gründen niemals näher". Wenn wir diesen Satz recht verstehen, huldigt Helmolt bezüglich der letzten Gründe dem Agnosticismus oder Positivismus. Ursprung und Ziel von Welt- und Menschendasein und damit natürlich auch Anfang und Zweck der Geschichte liegen ihm außerhalb der Wissenschaft. Wer so denkt, dem

ist und bleibt die Geschichte ein Weg von unbekanntem Anfang zu unbekanntem Ende. Die Philosophie der Geschichte ist für diesen philosophischen Standpunkt gegenstandslos. Wir unserseits auf dem Boden theistisch-christlicher Weltanschauung stehend und damit schon die Metaphysik als Wissenschaft von den letzten Gründen bejahend, stellen dieser positivistischen Preisgebung von Metaphysik und Philosophie der Geschichte die Geschichtsphilosophie der katholischen Philosophie entgegen: „Der Himmel und die ewige Seligkeit das große Endziel des geschichtlichen Lebens, die Erde sein diesseitiger Schauplatz, sein Mittelpunkt die Menschwerdung Gottes und die Gründung des Gottesreiches auf Erden, die ganze Vorzeit zu diesem großen centralen Ereigniß hinstrebend, die ganze Folgezeit von ihm bestimmt und erfüllt; der ganze Verlauf eingefaßt von der Weltschöpfung auf der einen, dem jüngsten Gericht auf der anderen Seite" — eine Geschichtsphilosophie, die selbst Paulsen so einfach und groß nennt, daß er nicht ohne ein Gefühl des Neides aus der Rathlosigkeit nicht-christlicher Philosophie darauf zurückblicken kann.

Einen zweiten Grund gegen die Berechtigung der Geschichtsphilosophie entnimmt Helmolt der Uneinigkeit der Geschichtsphilosophen über die wichtigsten Fragen der Geschichtsphilosophie. Es ist dieser Hinweis auf die Widersprüche der Philosophen ein altes beliebtes Argument, mit dem die Skeptiker aller Zeiten den Dogmatismus in der Philosophie von jeher bekämpften. So läßt auch Helmolt alle die verschiedenen Ansichten über Ausgangspunkt und Ziel der Geschichte, über Entwicklungsstufen und Fortschritt Revue passiren. Dabei kommen antike und moderne, theistische und nicht-theistische Denker, Naturforscher wie Humboldt und K. E. v. Baer, dessen geschichtsphilosophische Anschauungen hier zum erstenmale verwerthet sind, aber auch — ein schönes Zeugniß für Helmolts Unbefangenheit — der mannhafte und geistvolle Katholik Ernst von Lasaulx, Historiker und Socio-

logen zu Wort, freilich nur um den tiefen zwischen ihnen herrschenden Gegensatz in allen Fragen der Geschichtsphilosophie zu offenbaren. Aus diesen Widersprüchen aber erschließt Helmolt die Unvollziehbarkeit einer Philosophie der Geschichte überhaupt. „Jede Philosophie der Geschichte", schreibt er, „ist ein Erzeugniß der Vergangenheit, gewöhnlich der jüngsten Vergangenheit; darum zeitigt jede letzte Geschichtsphilosophie etwas anderes als ihre Vorgängerin, obwohl fast alle mit dem anspruchsvollen Gebahren von Dogmen auftreten. Wäre die Philosophie der Geschichte wirklich so berechtigt, wie sie zu sein vorgibt, so müßte es ein allgemein verbindliches System zur Erklärung des Weltganzen geben. Dies würde die Wahrheit verkörpern; die Wahrheit kann nur eine sein". Diese Argumentation kann ebenso gut der Philosophie überhaupt gelten, und damit der Philosophie als solcher die Existenzberechtigung abgesprochen werden. Gewiß hat die Philosophie und auch die Geschichtsphilosophie zu allen Zeiten auch Verirrungen, unhaltbare Auffassungen zu verzeichnen. Aber gliche der, welcher daraus folgern wollte, es gebe keine wahre Philosophie, nicht einem Schützen, der die Existenz des Mittelpunktes in der Scheibe leugnete, weil er ihn verfehlt hat? Es gibt eine wahre Philosophie. Es ist die theistische. Und so gibt es auch eine bleibend wahre Geschichtsphilosophie, nämlich die, welche in Gott Ziel und Ausgangspunkt der Geschichte sieht.

Wir können also Helmolt in der Leugnung der Existenzberechtigung der Geschichtsphilosophie nicht folgen. Ja, er widerlegt sich selbst und macht trotz aller Einwände gegen die Teleologie in der Geschichte von der Geschichtsphilosophie unbewußt Gebrauch. „Ohne weiteres ist zuzugeben, daß sich eine monistische Weltanschauung nicht in die Praxis umsetzen läßt. Einen durchaus lückenlosen, ursächlichen Zusammenhang herzustellen, wird nie möglich sein; darum wird trotz Hobbes genug Platz für die menschliche ‚Freiheit' und Selbstbestimmung übrigbleiben. Echt deutsch und ehrlich hat

Wilhelm von Humboldt dafür die Worte: Die Weltgeschichte ist nicht ohne eine Weltregierung verständlich". Heißt man das nicht Geschichtsphilosophie treiben? Man kann geschichtsphilosophische Betrachtungen zurückstellen, aber ganz auf sie zu verzichten, scheint uns unmöglich. Kann man die Organismen betrachten, ohne von Zwecken zu reden? Noch weniger läßt es sich in der Geschichte, dem Reiche der Zwecke im eigentlichsten Sinne, vermeiden, nach Sinn und Bedeutung des Geschehens zu fragen.

Helmolt will die teleologische Betrachtung besonders wegen ihrer Subjektivität ausschließen, sie sei persönlich, einseitig, trübe die objektive Auffassung, die reine Wissenschaft vom Gang alles Geschehens; eine nicht allgemein verbindliche Ansicht habe in der Universalgeschichte keinen Platz zu beanspruchen, die Weltgeschichte dürfe nicht in ein philosophisches System gezwängt werden. Dazu bemerken wir: Die Objektivität einer historischen Darstellung leidet nicht, wenn der Darsteller seine Weltanschauung erkennen läßt. Und absolute Objektivität erkennt Helmolt selbst als unmöglich an. So wird auch die Weltgeschichte nicht vergewaltigt, wenn ihr Darsteller dabei sich seine Gedanken über den Gang des Geschehens macht und sie äußert. Nur dann wird die Geschichte in ein System gezwängt, wenn ein System aprioriſch, ohne Rücksicht auf die Erfahrung aufgebaut, an die Geschichte wie ein Prokrustesbett herangebracht wird. Keine Trübung des Geschichtsbildes findet aber statt, wenn die Teleologie aus den Thatsachen abstrahirt ist, wenn das System als die nothwendige Folge der Erscheinungen sich ergibt. Das ist allerdings nicht bei so gekünstelten, apriorischen, eng geschnürten Systemen à la Hegel oder Schelling oder Morgan der Fall. Aber wo ist eine Thatsache in Natur und Geschichte, die die Annahme vom Dasein Gottes nicht im letzten Grunde geradezu forderte? Wie soll also eine theistische Geschichtsphilosophie einseitig, persönlich sein? Sie allein ist vielmehr allseitig, allgemein menschlich. Das

freilich ist zuzugeben, daß auf dem Gebiete der Geschichtsphilosophie die Lückenhaftigkeit, das Stückwerk menschlichen Erkennens und Wissens besonders in Erscheinung tritt. Eine vollendete Philosophie der Geschichte ist eigentlich erst am Ende der Zeiten und einer göttlichen Intelligenz möglich. Aber wer wird den Theil verschmähen, weil er das Ganze nicht haben kann?

So gehen wir nicht mit Helmolt. Wir sprechen nicht, wie er, der Geschichtsphilosophie die Existenzberechtigung ab. Wir halten es für unmöglich, ganz von ihr abzusehen und erblicken in der Kundgebung teleologischer Auffassungen nicht nothwendig eine Trübung der Objektivität, wenn die Auffassung nur weit genug ist. Indessen wollen wir doch das Streben Helmolts und seiner Mitarbeiter, die nicht auf Eine Weltanschauung eingeschworen werden konnten, und deshalb ihre persönliche Weltanschauung zurückstellten, als einen Beweis der Objektivität ehren und schätzen. Jedenfalls verdient die neue Weltgeschichte als etwas bisher noch nicht Dagewesenes volle Beachtung, und wenn die Objektivität nach Kräften gewahrt wird, auch warme Empfehlung.

Würzburg. Dr. R. Stölzle.

LXXXIII.

Zur Wirthschaftsgeschichte.

Zu den Lieblingswissenschaften der Gegenwart gehört die Wirthschaftsgeschichte und zwar mit Recht. Mehr und mehr erkennt man, wie einseitig es ist, sich nur mit der Geschichte der Politik zu befassen und die breite Masse zu übersehen; selbst die politische Geschichte muß nothgedrungen den wirthschaftlichen Untergrund des Volkslebens beiziehen, um ein volles Verständniß der Ereignisse und Zustände zu geben. Das Wirthschaftsleben bildet ja selbst einen wichtigen Gegenstand des Staatslebens. Deßhalb erkennen selbst die einseitigen Vertreter der politischen Geschichte an, daß das Wirthschaftsleben und die Cultur überhaupt so weit zu berücksichtigen ist, als es für die Politik, das Staatsleben in Betracht kommt. Das ist immerhin etwas, wenn auch nicht viel.

Es liegt in der Natur der Sache, daß die wirthschaftsgeschichtliche Forschung in Deutschland bis jetzt sich meist in Detailuntersuchungen erging. Den ersten Versuch einer umfassenden deutschen Wirthschaftsgeschichte machte der Oesterreicher Inama-Sternegg. Der erste Band erschien in Leipzig bei Dunker und Humblot schon 1879, der zweite erst viel später 1891, und nun liegt der erste Theil des dritten Bandes vor (1899). Der Versuch darf als ein wohlgelungener bezeichnet werden. Der Verfasser geht

immer auf die ersten Quellen zurück, er verschont aber den Leser mit eigentlichen Detailuntersuchungen und gibt nur die Ergebnisse. Seine Anschauungen sind klarer als in Lamprecht, Deutsche Wirthschaftsgeschichte des spätern Mittelalters, aber dafür entbehren sie auch des genialen Fluges, der feinsinnigen Combination, die wir bei Lamprecht antreffen. Lamprecht gibt ein gewaltiges Untersuchungsmaterial und daneben viel Construktion, viel Ergänzung und viele Hypothesen. Die letzteren haben ihn bekanntlich in Mißkredit gebracht, aber die Angriffe auf ihn entbehren meist des richtigen Maßes. Soweit die Forschung bis jetzt steht, kann sie der Ergänzung, der Hypothesen nicht entbehren.

Inama-Sternegg bietet weniger wunde Punkte zum Angriffe, aber auch bei ihm ist vieles bestreitbar und vieles läßt sich anders erklären. So ist gleich der Ausgangspunkt die „Markgenossenschaft" sehr unsicher; jedenfalls müßte die Thatsache ergänzend hinzutreten, daß es von Anfang an bedeutende Grundbesitze, Gutsherrschaften, wenn man so sagen will, gab. Die Verknechtung der freien Bauern in karolingischer Zeit ist einzuschränken. Im übrigen läßt Inama die Wirthschaftsbewegung aufsteigen; bis zum 13. Jahrhundert wird ein erfreulicher Fortschritt festgestellt, am Schluß des Mittelalters aber erfolgt ein Rückschritt; Inama führt das im Einzelnen näher aus. Für den Referenten war es eine Genugthuung, seine schon früher (Histor. Jahrbuch 1898 S. 349) ausgesprochene Anschauung von dem Auf- und Absteigen des Wirthschaftslebens im Mittelalter durch den Verfasser vollauf bestätigt zu finden (S. 420). Natürlich gibt es auch viel erfreuliche Züge im Wirthschaftsleben des ausgehenden Mittelalters, sie liegen aber nicht auf dem Gebiete des Ackerbaues, sondern auf dem des Gewerbes und Handels. Damit befaßt sich aber der vorliegende Band noch nicht; wir hoffen beim Erscheinen des zweiten Theiles des dritten Bandes auf dieses Werk nochmals zurückkommen zu können.

Aus dem nämlichen Verlag, wie das genannte Werk, ging ein großartig angelegtes Unternehmen hervor: die Entwicklungsgeschichte des Eigenthums von Ludwig Felix, das nahezu fertig vorliegt. In vier Bänden wird die Geschichte des Eigenthums behandelt unter dem Einflusse 1. der Natur, 2. der Sitte und Gebräuche, 3. der Religion, 4. des Staates und Rechtes. Die weiteste Ausdehnung erhielt der vierte Theil, der den Einfluß von Staat und Recht behandelt. Der Verfasser hat eine Menge von Material zusammengetragen. Aber es wurde mehr eine Materialiensammlung als eine wirklich von einheitlichen Gesichtspunkten beherrschte Arbeit mit consequentem Aufbau und Fortschritt. Auch ist der Raum für die Aufnahme des Materials etwas weit gesteckt. Aber der Rechts- und Wirthschaftshistoriker wird viele Belehrung und Anregungen daraus schöpfen. Auf Einzelheiten einzugehen, verbietet uns leider der Raum.

Mit einem Theilgebiet der Wirthschaftsgeschichte befaßt sich Theo Sommerlad in der Schrift „Die sociale Wirksamkeit der Hohenzollern" (Leipzig, Weber 1899). Die prächtig ausgestattete Schrift ist ein wahrer Lobeshymnus auf die Hohenzollern. Das Buch ist mit glühender Begeisterung, mit einem hinreißenden Schwunge geschrieben; die fürstlichen Gestalten erscheinen in einem wahren Verklärungslichte, sie nöthigen mehr als bloß Achtung, sie nöthigen Ehrfurcht, Liebe und Hingebung ab. Die unläugbaren Schatten verschwinden vor dem übermächtigen Lichte. Aehnliches wie die Hohenzollern leisteten auch andere Fürsten und Könige, ja sie leisteten noch mehr, waren noch weiter voran, aber ihre Thaten werden nicht mit solch glänzenden Farben geschildert, ihre Thätigkeit nicht so liebevoll bis in alle Einzelheiten verfolgt. Das macht der Erfolg; die Thätigkeit der früheren Hohenzollern erhält, auch wo es nicht deutlich sichtbar ist, ein Reflexlicht aus dem Strahlenglanze ihrer jüngsten Tage. Es ist einfach nicht wahr, was Max Lenz vor einiger Zeit bei einer Universitäts-

feier in Berlin verkündigte, daß die heutige Geschichtsforschung parteilos, vorurtheilslos, rein objektiv sei; er fühlte selbst wohl, daß und woher ihm lauter Widerspruch entgegen treten könne, und schalt daher kräftig auf die Römlinge.[1])

Wie wenig unparteiisch die heutige Geschichtsforschung ist, das beweisen doch hunderte von Werken der neuesten Geschichte und so auch das vorliegende. Was die preußischen Fürsten, angefangen vom großen Kurfürsten, in socialer Hinsicht thaten, beruhte auf bloßer Nachahmung englischer, holländischer, französischer Vorbilder; es war vor allem das Ideal des Merkantilismus und Industrialismus, denen sie nachjagten. Für die Bauern geschah dabei nichts. Der Verfasser verschweigt nun, was wir ihm zur Ehre anrechnen, diese Thatsache nicht ganz. Aber daß die bäuerlichen Verhältnisse in Süddeutschland besser standen, als in Norddeutschland, daß die Ablösung der bäuerlichen Lasten namentlich in Oesterreich viel besser vor sich ging als in Preußen, was Knapp in Straßburg ganz offen eingestand,[2]) das erfährt man nicht. Die verschiedenen Schattenseiten der preußischen Ablösung, die übeln Nebenfolgen, die Verstärkung des Großgrundbesitzes, die Auflösung der Gemeinschaften, die Unterwerfung des Bauern unter die Kapitalmächte, die Entstehung eines ländlichen Proletariats, — das alles wird stillschweigend übergangen. Manchmal wird einfach etwas als vortheilhaft und glänzend geschildert, ohne daß der Leser erfährt warum, so z. B. die Acciseordnung des großen Kurfürsten. Im Uebrigen aber verdient die Schrift gelesen und beherzigt zu werden. Es spricht aus ihr der klare Gedanke, daß nur die sociale Reformarbeit, die Hebung der unteren Stände dem Staatsleben gesunde Kraft geben kann. Es können aus ihr nicht nur die begeisterten Anhänger und Verehrer der Hohenzollern, sondern auch diejenigen, die ihnen neutral

1) Deutsche Rundschau 1897. B. 93 S. 356.

2) Vgl. das Citat Histor.-polit. Blätter 121, 716.

gegenüber stehen, lernen, was einem Staate eine gesunde Grundlage gibt. Es war allerdings nicht allein und einseitig die sociale Arbeit, die Preußen das Uebergewicht gab: die militärische, wissenschaftliche und industrielle Arbeit trat hinzu und war vielleicht noch wichtiger. Der Egoismus der Könige und der Unternehmer war wohl noch kräftiger als der Gemeinsinn. Es war weniger eine gleichmäßig verbreitete Bildung, ein gleichmäßig verbreiteter Wohlstand, der das Volk zur dankbaren Anhänglichkeit an das es hebende und fördernde Königthum band, es war vielmehr die durch Jahrhunderte hindurchgehende Zucht, die straffe Unterordnung, der harte Zwang, die schwere Arbeit, die das Volk zu seinen monarchischen Leistungen befähigte. Königthum und Junkerthum bildete eine Zuchtschule; seine Herren hielten das Volk viel eher knapp und strenge, als weich und milde.[1]) Diese Seite des preußischen Wesens kommt bei Sommerlad viel weniger zur Geltung, er gehört viel zu sehr zu jenem Kreise von Preußen, die der socialen Bewegung voll Wohlwollen gegenüberstehen, die man wohl auch Kathedersocialisten nennt. Viel preußischer, echt preußischer scheinen mir jene Männer zu sein, die sich um Stumm reihen!

Zu den Kathedersocialisten gehört auch Werner Sombart, wenigstens nach der Schrift zu schließen, die uns vorliegt, wir meinen die etwas ältere Schrift „Socialismus und sociale Bewegung im 19. Jahrhundert", Jena, Fischer 1896. Hier stellt er sich ganz auf Seite der Arbeiter, während er in einer andern Arbeit mehr das Recht der „führenden Klassen" verficht.[2]) Die obige Schrift giebt einen genialen Ueberblick über die verschiedenen Formen der socialen Be-

1) Vgl. dazu Histor.-polit. Blätter 123, 472. („Norddeutsche Reiseeindrücke" III).

2) S. Brauns Archiv X, 1 ff. Histor.-polit. Blätter 124, 498.

wegung, es ist weniger eine Geschichte als eine systematische Gruppirung, eine Theorie der socialen Bewegungsformen. Ganz wie Marx faßt Sombart die Geschichte der Gesellschaft als eine Geschichte der Klassenkämpfe auf. Die politische Geschichte richtet sich nach ihm nach der Wirthschaftsgeschichte. Wirthschaftliche Veränderungen heben Klassen und drücken andere wieder hinunter; die jeweils unterdrückte Klasse sucht sich wieder empor zu heben; ihr Streben und Kämpfen heißt sociale Bewegung, denn sie sucht die sociale Gesellschaftsordnung zu ihren Gunsten zu ändern. Inwieweit diese Auffassung der Geschichte auf die entferntere Vergangenheit anwendbar ist, auf das Emporstreben des Bürger- und Bauernthums, unterläßt Sombart näher zu untersuchen und bespricht nur die Arbeiterbewegung während der französischen Revolution, in der englischen Chartistenbewegung, in dem Sturmjahr 1848. In sehr gelungener Weise unterscheidet Sombart drei nationale Typen der socialen Bewegung: den englischen, französischen und deutschen. Die englische Bewegung ist ein reiner Kampf der Arbeiter um ihr Recht, die Bewegung ist nicht politisch wie in Deutschland und nicht revolutionär wie in Frankreich. Die Arbeiterschaft ist ebenso frei von politischem Ehrgeiz wie von hohen Idealen, sie ist rein praktisch, erstrebt nur praktische Ziele, keine Utopien, keine politische Macht. Den Grund dieser Erscheinung sucht Sombart weniger in dem nüchternen gesetzlichen Sinn des Engländers als in politischen Zuständen. Der erbitterte Kampf der Wighs und Torys, der beiden großen Parteien, die allein politisch in Betracht kommen, ermöglichte es den Arbeitern, je nachdem von der einen oder andern Seite sich ihre Unterstützung durch Concessionen erkaufen zu lassen. Bei diesem Streit war die Arbeiterschaft der tertius gaudens und schlug nach und nach Alles heraus, was sie wünschte. Die organisirte Arbeiterschaft wurde selbst zu einem kapitalistischen Unternehmer, sie ist sehr exklusiv gegen die nicht organisirten

Arbeiter, gegen die 4/5 outsiders, die ärmeren Schichten der Arbeiterschaft.

Völlig verschieden hievon ist die französische Arbeiterbewegung; da gährt und brodelt es fortwährend: Verschwörung, Revolution, Barrikadenkampf, Attentate sind die gewöhnlichen Erscheinungen, auch eine starke Neigung zum Anarchismus tritt immer wieder hervor. Wieder anders ist die Bewegung in Deutschland; hier strebt die Arbeiterschaft nach politischer Macht. Diese eigenthümliche Richtung erhielt sie nach Sombart größtentheils durch Lassalle. Es hätte sich, als die Arbeiterschaft in den 50ger Jahren sich organisirte, nur darum handeln können, ob sie sich nicht den liberalen Oppositionsparteien hätte anschließen sollen, aber die liberale Partei besaß kein Verständniß für die sociale Bewegung und so wurde durch Lassalle eine eigene Partei gegründet. Diese erhielt ihre eigentliche Bedeutung erst, als Bismarck das „Vermächtniß Lassalle's": das allgemeine Stimmrecht verwirklichte. Das allgemeine Stimmrecht hat die Bourgeoisie zur Bedeutungslosigkeit herabgedrückt, dagegen drängte es die Arbeiterschaft immer mehr auf die Bahn parlamentarischer Bewegung.

Ihre principielle Grundlegung und Zielbestimmung erhielt die deutsche Arbeiterschaft durch Karl Marx. Marx ist nach Sombart kein Utopist, wie man ihn gewöhnlich faßt, sondern ein Realist, kein Revolutionär, sondern ein Evolutionist. Das Rasseln mit der Revolution ist nach Sombart etwas Nebensächliches und verhüllt den eigentlichen Marx. Die neueste Entwicklung der Socialdemokratie, das Buch von Bernstein und die sich daran anschließenden Erörterungen auf dem Socialdemokratentag in Hannover geben in der That Sombart bis zu einem gewissen Grade Recht. Allerdings ist bei Marx der demokratische Collektivismus entschieden das Endziel, die Arbeiterfrage ist bei ihm nur endgiltig lösbar durch die Vergesellschaftung der Produktionsmittel der Großbetriebe auf demokratischer Grundlage. Aber zu

diesem Endziel bekannte sich Marx und die Socialdemokratie nur deßhalb, weil auf anderem Wege das Proletariat nicht zu emancipiren ist, oder vielmehr als emancipirbar erschien. Nur dann, wenn die Leitung der Produktion in die Hände des Proletariats selbst gelangt, scheint sie ihrer Fesseln ledig werden zu können. Dieses Endziel ist aber nur ein Ideal, die Nothwendigkeit des Ideals aber ist nicht gleichbedeutend mit der Nothwendigkeit seiner Verwirklichung; was sich im Laufe der socialen Entwicklung vorbereitet, ist noch lange nicht dasjenige, was die Arbeiterschaft wünscht und erstrebt; die Hauptsache ist der Klassenkampf.

Der Klassenkampf ist überhaupt, wie es scheint, Sombarts Lösung der socialen Frage. Der Krieg, sagt er mit Heraklit, ist der Vater aller Dinge, die Interessen der verschiedenen Berufsstände sollen miteinander ringen, die Interessen des Bürger- und Bauernthums, der Arbeiterschaft. An einen Ausgleich, eine Harmonie der Interessen glaubt Sombart nicht; auch daran nicht, daß ein Stand freiwillig auf seine Rechte zu Gunsten eines andern verzichte. Das Alles ist ja ganz richtig, nur vergißt Sombart den Umstand, daß die Staatsmänner doch einen Ausgleich der Interessen suchen müssen; es muß doch einen Punkt geben, wo der blinde Interessenkampf ein Ende haben muß, es muß Grenzen der Interessen geben. Diese Grenzen festzustellen und zu erkennen, darf aber nicht bloß Privileg und Aufgabe der praktischen Staatsmänner bleiben, muß vielmehr Wunsch und Pflicht eines jeden sein, der die Socialpolitik nicht vom engen Interessenstandpunkt, sondern aus einem weiteren Gesichtspunkte auffaßt. Der Ausgleich der Interessen ist auch ein Ideal, an dem man festhalten muß, mag auch seine Verwirklichung im Grunde unmöglich sein.

G.

Arbeiter, gegen die 4/5 outsiders, die ärmeren Schichten der Arbeiterschaft.

Völlig verschieden hievon ist die französische Arbeiterbewegung; da gährt und brodelt es fortwährend: Verschwörung, Revolution, Barrikadenkampf, Attentate sind die gewöhnlichen Erscheinungen, auch eine starke Neigung zum Anarchismus tritt immer wieder hervor. Wieder anders ist die Bewegung in Deutschland; hier strebt die Arbeiterschaft nach politischer Macht. Diese eigenthümliche Richtung erhielt sie nach Sombart größtentheils durch Lassalle. Es hätte sich, als die Arbeiterschaft in den 50ger Jahren sich organisirte, nur darum handeln können, ob sie sich nicht den liberalen Oppositionsparteien hätte anschließen sollen, aber die liberale Partei besaß kein Verständniß für die sociale Bewegung und so wurde durch Lassalle eine eigene Partei gegründet. Diese erhielt ihre eigentliche Bedeutung erst, als Bismarck das „Vermächtniß Lassalle's": das allgemeine Stimmrecht verwirklichte. Das allgemeine Stimmrecht hat die Bourgeoisie zur Bedeutungslosigkeit herabgedrückt, dagegen drängte es die Arbeiterschaft immer mehr auf die Bahn parlamentarischer Bewegung.

Ihre principielle Grundlegung und Zielbestimmung erhielt die deutsche Arbeiterschaft durch Karl Marx. Marx ist nach Sombart kein Utopist, wie man ihn gewöhnlich faßt, sondern ein Realist, kein Revolutionär, sondern ein Evolutionist. Das Rasseln mit der Revolution ist nach Sombart etwas Nebensächliches und verhüllt den eigentlichen Marx. Die neueste Entwicklung der Socialdemokratie, das Buch von Bernstein und die sich daran anschließenden Erörterungen auf dem Socialdemokratentag in Hannover geben in der That Sombart bis zu einem gewissen Grade Recht. Allerdings ist bei Marx der demokratische Collektivismus entschieden das Endziel, die Arbeiterfrage ist bei ihm nur endgiltig lösbar durch die Vergesellschaftung der Produktionsmittel der Großbetriebe auf demokratischer Grundlage. Aber zu

talembert, v. Thimus, Steinle, Janssen, Ungewitter, Baumgartner, Paulsen u. s. w. — unerreichbar bezw. anscheinend unwiederbringlich verloren sind leider die Briefe an Beresford Hope und Peter Reichensperger — eine lange Reihe eigener Schriften, viele Dutzende von kleineren Aufsätzen und Artikeln in Fachzeitschriften und in der Tagespresse, parlamentarische und Gelegenheits-Reden, die für sich allein Bände füllen würden, sonstiges gedrucktes Material in Hülle und Fülle, allerdings ebenso zerstreut wie reich und nur mit wahrem Bienenfleiß zu beschaffen — wo das alles zusammenkam, da mußte ein Werk entstehen, das weit über den Rang eines Charakterbildes hinausgeht, in dem das Porträt des hervorragenden Mannes zugleich das Bild seiner Zeit, ein ausgezeichneter Beitrag zu ihrer Geschichte wurde.

Wer über ein solches Buch berichten soll, dem wird sofort der Reichthum zur Schwierigkeit. Ein Menschenleben, das aus dem ersten bis in das letzte Jahrzehnt des ausklingenden Jahrhunderts reicht, ausgefüllt mit Interessen und Bestrebungen der verschiedensten Art, mit mehr oder minder engen Beziehungen zu einer langen Galerie hervorragender Zeitgenossen der verschiedensten Lebenskreise; ein Parlamentarier, der im Frankfurter Parlament, in der preußischen Nationalversammlung, im Erfurter Volkshaus, im preußischen Abgeordnetenhause und im deutschen Reichstage gesessen und in einer allerdings mit Unterbrechung fast 40 Jahre umfassenden Thätigkeit als Volksvertreter oft eine Rolle ersten Ranges gespielt hat; ein Kunstschriftsteller, dessen Einfluß auf die Wiederbelebung christlich-deutscher Kunst trotz allem Widerspruch kaum zu überschätzen und ungeachtet zweifelloser Einseitigkeiten kaum hoch genug zu werthen ist; eine selten vielseitige Persönlichkeit, die in fruchtbarstem persönlichem und brieflichem Wechselverkehr mit Staatsmännern, Kirchenfürsten, Gelehrten, Künstlern und Schriftstellern, auf zahlreichen von der Jugend bis ins hohe Alter fortgesetzten Reisen durch halb Europa so unendlich viel

Schönes und Gutes empfangen und gegeben hat; eine Figur, durch und durch originell, charaktervoll und liebenswürdig — da weiß man nicht recht, wo man anfangen und wo man aufhören soll. Mir sei es gestattet, aus der Fülle des von Pastor Gebotenen denjenigen Abschnitt besonders hervorzuheben, der dem jetzt lebenden Geschlechte am wenigsten bekannt ist und doch in dieser Darstellung so plastisch und lebensvoll heraustritt: die Jugendzeit von der Geburt (1808) bis zum Anfang der 40er Jahre. Das Jahr 1842, in dem er seiner noch lebenden trefflichen Gemahlin die Hand zu einem über ein halbes Jahrhundert dauernden Lebensbunde von rührender Innigkeit reichte, ist ja dasselbe gewesen, in dem, nicht zum Mindesten Dank seinem flammenden Wort, der Grundstein zum Weiterbau des Kölner Domes gelegt wurde. Unschwer wird man in seinen ersten Jahrzehnten die Anfänge dessen finden, was er später geworden ist: Was der Jüngling versprach, der Mann und der Greis haben es gehalten.

Der Mann mit dem deutschen Namen und dem deutschen Herzen, der begeisterte Lobredner und Regenerator deutscher Kunst, wurde als französischer Unterthan geboren: Am 22. März 1808 war Coblenz eine napoleonische Stadt, R.'s Vater Franz Joseph Generalsekretär der Präfektur des Rhein- und Mosel-Departements, ein sehr befähigter Beamter, der aber schon 1812 starb und die geliebte Frau in engen Verhältnissen zurückließ. Sie zog mit den vier unmündigen Kindern zu den Großeltern Knoodt nach Boppard. Prächtige Schilderungen hat die jüngste Tochter Elisabeth — sie ist erst 1895, im selben Jahre wie August gestorben — von dem staatlichen Haus am Rhein hinterlassen, in dem drei Generationen zusammenhausten, wo der fromme Großvater die Kirchenväter studirte und die gescheite Großmama mehr und mehr das Regiment in die Hand nahm, von dem wilden Kriegsleben, das den Zusammenbruch der napoleonischen Herrschaft begleitete, wie von den lustigen Familienfesten.

Daß August ein Musterknabe gewesen sei, läßt sich leider nicht behaupten. Er war ein wilder Junge, der zweimal den Arm gebrochen hat und auch im Lernen nicht vorwärts kam. Als man ihn 1823 bei einem Pastor in Köln unterbrachte, wurden die Dinge noch ärger. Der Pastor schrieb der Mama, sie solle ihn zu einem Handwerker thun, es werde doch nichts aus ihm. Er selbst hat sich später als „auf dem Wege eines verbummelten Genies“ begriffen geschildert (Pastor I, 15). Er verschlingt alle erdenklichen Bücher, bis ihm der vernünftige Leihbibliothekar Lambert Bachem weiteres Lesefutter verweigert, verkauft die Schulbücher, um Geld fürs Theater zu bekommen, will Schauspieler werden und ist „überhaupt aus Rand und Band“. Schließlich brannte er sogar durch, und man muß sich wundern, daß er es 1827 zu einem ordentlichen Gymnasialabgangszeugniß brachte. Merkwürdig, daß er sich schon damals lebhaft für Shakespeare und den Kölner Dom interessirte.

In Bonn und Heidelberg verlebte er die ersten Studentenjahre. Er war ein fleißiger Jurist, studirte aber daneben mit größtem Eifer deutsche und ausländische Literatur. Wer ihn später gekannt hat, wird erstaunt sein zu hören, daß er ganz besonders für Jean Paul schwärmte und Bände mit Auszügen aus seinen Werken füllte. Aber das war nun einmal im ersten Viertel des Jahrhunderts und auch noch länger Mode. Später ist R. davon abgekommen, dagegen hat Byron auf ihn stets einen tiefen Eindruck gemacht. Sehr anregend hat auf ihn besonders die Fußreise gewirkt, die er 1829 mit sehr viel Vergnügen und sehr wenig Geld bis zum Bodensee unternahm.

Dann kam eine bittere Zeit: der Aufenthalt in Berlin. Der Uebergang von einer der poetischsten Universitätsstädte Deutschlands zu der damaligen Hauptstadt Preußens, die gegenüber der heutigen Reichshauptstadt ein Krähwinkel gewesen ist, war zu rasch. Stadt und Menschen stießen den

kunst- und naturfreudigen jungen Rheinländer ab, aufs schmerzlichste vermißte er die geistreichen guten Freunde von Heidelberg. Um so eifriger warf er sich auf die Arbeit, that für seine Erholung gar nichts, und als er nach ein paar Monaten, wahrscheinlich in Folge seines unvernünftigen Lebens, eine Halsentzündung bekam, war der Misanthrop fix und fertig. Man traut seinen Augen kaum, wenn man die Tagebuchaufzeichnungen von 1830 durchliest. „Ich bin jetzt wieder mehr als je überzeugt, daß ich an der Schwindsucht sterben werde und zwar bald“, schrieb er am 21. März (I, 27), um dann, fast stets in beneidenswerther Gesundheit, noch die Kleinigkeit von 65 Jahren zu leben. Daß er kurz darauf das Auscultatorexamen recht gut bestand, hat ihn ein wenig aufgerüttelt, aber das dauerte nicht lange. Bald beginnen wieder die bitteren Klagen und Todesahnungen, und als der Arzt ihn auslachte, wußte er es natürlich besser — das gehört nun einmal zu diesen selbstquälerischen Zuständen. Als er am 1. Juli „das schlangenkalte Berlin“, die „Folterkammer“ (I, 30) verließ, war er noch so herunter, daß ihn auch eine Reise nach Karlsbad, Bamberg, München, Ulm und Heidelberg nicht kurirte. In der ihm so lieben Neckarstadt war es ihm, „als schleiche er wie ein Gespenst auf den Rosen seines Grabes herum“ (I, 32). Das körperliche Elend und die tiefe seelische Verstimmung ist ihm, wenn auch in allmählich sich abschwächender Form, noch Jahre lang nachgegangen; aber in anregender praktischer Thätigkeit und Dank wiederholten Fußreisen gehts doch langsam besser, und im Frühjahr 1833 war er wieder so ziemlich in Ordnung und blieb es auch, abgesehen von kleineren Rückfällen.

Man sollte glauben, eine derartige traurige Periode habe lähmend auf seine Entwicklung einwirken müssen. Das war nicht der Fall. Bei tief angelegten Naturen befördert die Jugendmelancholie nicht selten im Gegentheil die geistige Vertiefung, sie wirkt als Gegengewicht gegen Verflachung, gegen das Aufgehen in Aeußerlichkeiten. Man ist geradezu

frappirt wenn man die Gedankenspähne liest, die der junge Student in sein Tagebuch verstreut. Und sowie er aus dem Aergsten heraus ist, können wir beobachten, daß er sich ein ganz ernsthaftes *Ideal* zurecht gemacht hat, zunächst allerdings nur ein rein humanistisches, vom christlichen Gedanken losgelöstes. „Harmonische Thätigkeit aller Kräfte nach allen Richtungen hin", schreibt er Anfang 1833 (I, 46), „ist mein oberstes Princip. Diesem Grundsatze treu, trete ich jeder Einseitigkeit, Unduldsamkeit, Beschränktheit entgegen, jedes Vorurtheil, jede Leidenschaft muß fallen, weil sie nur durch einseitige Thätigkeit besteht". Anderthalb Monate später (I, 42): „Mein oberster Grundsatz ist immer der: Der Mensch soll alle seine Kräfte und Anlagen möglichst frei nach allen Richtungen aus sich selbst entwickeln, körperlich sowohl als geistig. Jede einseitige Richtung macht aus einem ganzen Leben einen Bruchtheil, jedes Vorurtheil ist eine Fessel, jede Krankheit partieller Tod, jede Ruhe ein Tribut, welchen leider der höhere Organismus dem niederen abtragen muß. Das Leben ist nur wahrhaft Leben, insofern es eine Kette bewußter Ideen ist; jede Thätigkeit aber gebiert eine Idee, Harmonie sämmtlicher Thätigkeiten in mir ist dasselbe, wie Harmonie meiner sämmtlichen Ideen, d. h. das höchste Glück". Etwas jugendlich verschwommen und idealistisch meinetwegen; aber es ist schon viel, wenn ein Fünfundzwanzigjähriger so philosophirt, und zwar bei einem tüchtigen Fachstudium und bei beständiger intensiver Arbeit an seiner allgemeinen Bildung.

Mächtig hat ihn die Reise nach *Frankreich* im gleichen Jahre gefördert. Nachdem er den ersten verwirrenden Eindruck des „tollen Treibens" in Paris überwunden hat, fängt er an zu studiren, zu beobachten, scharf und systematisch: Natur, Kunst, Rechtspflege, Volksleben, Theater, Politik. Seine in wenigen knappen Worten gezeichneten Silhouetten aus dem französischen Leben sind oft wahre Cabinetsstücke und noch heute von Werth. Für seine allgemeine *politische*

Richtung sind diese Monate entscheidend gewesen. Spuren scharfer politischer Reflexion finden sich allerdings schon früher. „Wenn heute“, schreibt er einmal als Student (I, 20), „die Republik proklamirt würde, so fänden sich gewiß Consuln, Diktatoren, Prätoren, ja selbst Liktoren die schwere Menge, Republikaner aber blutwenig“. Diese Ueberzeugung hat die französische Reise in ihm befestigt. In Versailles (I, 55) ekelt er sich vor dem „prunkenden, herzlosen, herrischen Theaterkönig Ludwig XIV.“, vor seinem „goldenen Zeitalter“, dem „übertünchten Grab, dessen Modergeruch sich recht zeigte, als die Revolution den Sargdeckel aufschlug“. Als er im November die Heimreise antritt, wirft er einen Rückblick (I, 64) auf seinen Aufenthalt in Frankreich, der deutlich erkennen läßt, wie viel er während desselben gelernt hat: „Ich lebte sehr still, fast immer meditirend. Das Leben genossen habe ich hier ganz und gar nicht. Ich war eher für die Zukunft thätig als für die Gegenwart. Ich habe studirt, wie ich auf der Universität studirt habe. Paris war für mich eine zweite Universität. Ich weiß jetzt weit besser, was ich will, wohin ich will und was ich vermag. Wenn man nichts gewonnen in der Fremde als Selbstvertrauen, so wäre dieses allein das Reisegeld werth. Meine politischen Meinungen haben sich sehr entschieden und consolidirt. Ich bin ebenso entschieden für den gemäßigten, allmählich fortschreitenden Liberalismus, wie ich gegen diesen Revolutionsschwindel, diesen ewigen Drang nach Neuerung und Umwälzung eingenommen bin“. Das war ein politisches Glaubensbekenntniß, er ist ihm im Wesentlichen treu geblieben bis zum Ende seiner eigenen politischen Thätigkeit, also ein halbes Jahrhundert lang.

Besonders tritt in den manigfaltigen geistigen Interessen, die R. während seiner Jugendzeit, auch in den krausesten und traurigsten Jahren verfolgte, das Interesse für die Kunst, die deutsche in erster Linie, lebendig und mächtig hervor. Die prachtvollen Farbenfenster der Bopparder Karmeliten-

kirche, die er nur als Knabe gesehen hat — sie wurden schon 1816 vandalisch verschleudert — „leuchteten“ noch 30 Jahre später „in seine Erinnerung herein“ (I, 14), und noch als Greis hat er oft betont, wie die Ruine des Kölner Doms auf ihn gewirkt, als er auf dem Kölner Gymnasium dumme Streiche machte. „Oftmals stand ich als Knabe sinnend vor dem südlichen Domthurm. Ich sah, wie derselbe abbröckelte, wie durch die großen Fenster der Sturm zog, so daß sie mit einemmal hätten zusammenfallen können. Da hab' ich oft für den Dom gezittert“ (I, 15). Auf der Pfingstreise, die der Heidelberger Student nach Süden unternimmt, staunt er das Straßburger Münster als das „Wunder der volksbewegten Stadt“ an, und das Freiburger Münster „hebt sein Gemüth unwillkürlich in die Höhe“ (I, 19). Sein noch erhaltenes Reisetagebuch enthält zahlreiche eigenhändige Zeichnungen von alten Kirchen und Häusern. Auf der Reise nach Weimar freut er sich in der Hauptkirche besonders über die altdeutschen Bilder: „Alles spricht einem so recht an's Herz, statt daß die neuen Gemälde mehr die Phantasie in Anspruch nehmen“. Entsetzt dagegen ist er über den Berliner Dom: „Wie eine plat de ménage, die Zuckerdose in der Mitte, Senf- und Pfefferbüchsen an ihrer Seite“ (I, 23). In den Galerien von Potsdam interessiren ihn besonders die Niederländer und Italiener, in Nürnberg „das herrliche Porträt des alten Holzschuher von Dürer“, „des herrlichen biedern Mannes“ (I, 32), dessen Schriften und Briefe zu seiner Lektüre gehörten. Als er nach Rouen, dem „französischen Nürnberg“ kam, hat er „Maul und Nase aufgesperrt über diese Menge mittelalterlicher Herrlichkeit, welche dieses Herz der Normandie birgt. Ich glaube, es gibt keine Stadt, wo man mehr und reichere gothische Kirchen zusammenfindet, als hier. Wo sind die Menschen hingekommen, die das gebaut und gedacht haben? Die jetzigen verstehen ihre Hieroglyphensprache nicht mehr (I, 57)“. Wie viel hat er selbst später gedacht, geredet und geschrieben,

um diese Hieroglyphen zu deuten und zur Grundlage einer neuen gewaltigen Kunstsprache zu machen! In Paris ärgert er sich über die Vernachlässigung der schönsten Ueberreste gothischer Baukunst, in Metz über die Verunstaltung des Domes, der zu „dem herrlichsten“ gehört, was „das kolossale Mittelalter uns überliefert hat“ (I, 60). Mitten in den Arbeiten für sein letztes juristisches Examen steigt er mit seinem Freunde v. Thimus auf das Chorgerüst des Kölner Domes. „Der Dom erhebt mich mehr als je. Ich möchte weinen, daß das Mittelalter uns nur diese Bruchstücke davon vermacht hat. Wir kamen beide fast außer uns“. Ganz hingerissen ist er im Herbste 1837 von seiner Reise nach Belgien, das ihm „nur ein Kunstcabinet zu sein scheint“ (I, 74).

Bald darauf hat sich die entscheidende Wendung in seinem religiösen Leben vollzogen, die aufrichtige Rückkehr zur Kirche, an der aber, soweit ersichtlich, seine Begeisterung für die alte kirchliche Kunst keinen entscheidenden Antheil besaß. Diese Umwandlung und ihre Vorbereitung ist nicht nur maßgebend für die Grundrichtung seines ganzen späteren Lebens, sondern auch höchst werthvoll für die Erkenntniß seines lauteren Charakters und seines tiefen Gemüths. Mit seinem Glauben war er schon als Bonner Fuchs fertig, vielleicht schon früher. Er wollte bei dem später so bekannt gewordenen Canonisten Walter, dem „Pfaffenknecht“, kein Colleg hören, und war sehr erstaunt, als in Heidelberg der Protestant Zachariä so nachdrücklich die Bedeutung der katholischen Kirche betonte (I, 17). „Meine Universitätszeit“, hat er einmal gesagt, „war ohne religiösen Hauch. Die katholischen Professoren Walter und Windischmann in Bonn betrachtete ich gleich den meisten anderen Studenten nur als Curiosa“ (I, 75) Diese, gelinde gesagt, Entfremdung von Kirche und kirchlichem Leben hat angedauert, bis er das 30. Lebensjahr fast vollendet hatte, und wer damals prophezeit hätte, R. würde noch einmal ein Vorkämpfer der

deutschen Katholiken werden, den würde man wohl ausgelacht haben.

Daß er ein so ganz anderer wurde, hat zwei Hauptgründe. Erstens ging er nicht unter im Strudel des studentischen Lebens. Gleich zu Anfang ist er in bedenkliche Gesellschaft gerathen, hat auch dem falschen Ehrbegriff seinen Tribut gezollt durch einen Zweikampf, bei dem er einen derben Schulterhieb bekam — er hatte geliehenes Geld wieder haben wollen, hat er später im Abgeordnetenhause unter großer Heiterkeit als Grund dieses Ehrenhandels angegeben. Aber seine so intimen und detaillirten Tagebücher enthalten kein frivoles und unsittliches Wort, und als Greis durfte er von sich sagen: „Ich hielt mich stets rein von jeder Ausschweifung und habe auch fleißig studirt“ (I, 17).

Und dann: R. war ein guter Sohn, und gerade sein schöner Familiensinn tritt am rührendsten in der traurigen Zeit hervor, wo er, krank und hypochondrisch, am Leben verzweifelt. Mitten in seinem Berliner Weltschmerz schreibt er am Neujahrsabend 1829: „Fest, ehrlich, froh, rein, liebe Mutter, liebe Schwester, lieber Bruder, Gott gebe es! Ich denke sehr an euch“ (I, 26). Einige spätere Aufzeichnungen: „Meine Mutter und Geschwister thun mir am wehesten, weil ihnen mein Hinschwinden größeren Schmerz verursachen wird, als vielleicht mir . . . (I, 27). Meiner lieben Mutter wird das Examen (seine erste juristische Prüfung) viel Freude machen, und das ist für mich die größte (I, 28). . . . Ach, wenn nur nicht mit meinem Leben meiner Mutter ein Theil ihrer Lebensfreude dahinginge! (I, 29). . . . Heute war ich mit meiner Mutter spazieren; sie erzählte mir viel von ihren Ehestandsjahren und -Leiden. Wenn wir Kinder doch ihrem Alter an Glück ersetzen könnten, was ihrer Jugend leider abging! . . . Wie glücklich macht es mich (es war nach seiner ersten Assisenrede), meiner Mutter einige frohe Stunden bereiten zu können für die vielen bitteren, die sich leider aus meiner Knabenzeit noch im Saldo finden!“ (I, 39).

Es ist selbstverständlich, daß ein solch tüchtiger Mensch, mit seinem Wissensdrang, seinem scharfen Geist und seinem weichen Herzen, sich in der Skepsis nicht befriedigt fühlen konnte, sondern lebhaft das Bedürfniß nach einer festen Weltanschauung empfand. Seine Melancholie beruhte gewiß großentheils auf körperlichen Ursachen, aber zum Theil auch auf dem Mangel an innerer Befriedigung, auf dem redlichen Streben nach Klarheit und Wahrheit, das den Zweifler nicht zur Ruhe kommen ließ. Am Weihnachtsabend in Berlin frischt er wehmüthig die Erinnerungen der Kinderjahre auf, und am folgenden Ostertag seufzte er: „Er ist gekommen, ohne die kleinen Freuden mitzubringen, die dem Herzen so wohl thun, Nachklänge verschollener Kindheitfreuden" (I, 27). „Immer mystischer", klagt er 1831, „wird mir das Leben und dessen Bestimmung, überall unauflösbare Knoten, überall Widersprüche" (I, 38). Schärfer und schärfer accentuirt sich seine Sehnsucht, wieder glauben zu können: „Es ist doch schön und erhebend, das Gute und Schöne, was so über Hoffen auf uns herabkommt, einem Gotte zuschreiben zu können. Ein Glücklicher sehnt sich mehr nach einem Gotte, dem er danken, als ein Unglücklicher nach einem, den er um Hilfe rufen kann. Es ist doch wirklich ein trübes, trauriges Erdenvegetiren auch in unsern günstigsten Verrichtungen ohne jene höhere Sonne (I, 75)... Was gäbe ich doch darum, wenn ich jetzt den schönen Kinderglauben haben könnte an einen allwaltenden Vater, und ich jetzt zermalmt vor ihm hinsinken könnte und Abbitte thun und danken aus vollem, übervollem Herzen. Aber dieser Genuß ist wegphilosophirt. Aber das darf ich wohl sagen, es ist mir um Wahrheit zu thun. Ich forsche, so gut es geht, und habe im Ganzen ein gutes Gewissen" (I, 47). Ein Besuch in der Kirche zu Quillebœuf an der französischen Nordküste gibt ihm den schönen Gedanken ein: „Hier ist gewiß schon in That und Wahrheit gebetet worden. Alles auf Erden kann gewöhnlich und alltäglich werden;

aber das Meer braucht nur einen seiner Stürme zu entfesseln, und das wildeste Fluchmaul von Matrose denkt an die heilige Muttergottes. Es hat mich wirklich gerührt, als ich in jener Kirche neben der ewigen Lampe zwei Schiffsmodelle und hinter dem Altare eine Votivtafel sah, welche bedrängte Schiffmannsseelen hierher gelobt hatten" (I, 57).

Noch 1834 gestand R., er wisse nicht, welche Fahne er aufpflanzen solle, er könne zu keiner Klarheit und Festigkeit kommen (I, 76). Die hat ihm, wie so manchen anderen bedeutenden Zeitgenossen, z. B. Bischof Ketteler, erst das epochale Jahr 1837 gebracht. Bei der Gefangennehmung Clemens Augusts empörte sich in ihm der Jurist, der Freiheitsfreund, der Katholik. „Das Wort des Erzbischofs: Es geschieht Gewalt, gelobt sei Jesus Christus!" — so hat er wenige Jahre vor seinem Tode erklärt (ebenda) — „war der Beginn einer neuen Ordnung der Dinge. Es war das Stichwort für uns Alle. An der Gewaltthat vom 20. November 1837 sah ich, wohin das preußische Staatskirchenthum führt: der gefangene Erzbischof hat mich wieder zur Kirche zurückgebracht". Es ist kein Gegensatz dazu, sondern lediglich eine Ergänzung, wenn er auch gesagt hat, seine Gesinnungsänderung sei das Werk von Görres gewesen, ihm verdanke er alles (I, 82). Aufs Engste gehören sie ja zusammen, der Dulder für die Freiheit der Kirche und der streitbare Verfasser des 1838 erschienenen „Athanasius", des gewaltigen Buches, das nach R.s Ausdruck „wirkte wie ein Gewitter". Das Kölner Ereigniß hat den Anstoß zu seiner Umkehr gegeben, die folgenden Erörterungen, vor allem die Görres'schen Donnerworte, haben sie vollendet. Aufrichtig und rückhaltlos hat er damals seinen Frieden mit der Kirche gemacht, um ihn nie wieder zu brechen.

Von da ab ist R. ein fertiger Mann, klar und fest, der seine Fahne endlich gefunden und aufgepflanzt hat, ohne eine Spur der früheren Skepsis und innerlichen Zerrissenheit. Er ist nicht nur praktischer, tiefgläubiger und auf-

richtig frommer Katholik, der seine Sturm- und Drangperiode endgiltig überstanden hat, nicht nur ein platonischer Anhänger des Erzbischofs und theoretischer Freund der kirchlichen Freiheit, er ist auch sofort persönlich in den Kampf der Geister eingetreten. Ungefährlich war das nicht. „Obgleich angehender Beamter", schreibt er (I, 77), „betheiligte ich mich an der gegen die Staatsregierung gerichteten Bewegung der Katholiken, soviel die Rücksicht auf meine richterliche Stellung dies gestattete. Eine Zeitlang schien meine Existenz auf dem Spiele zu stehen, denn es hieß eine Untersuchung solle gegen mich eingeleitet werden". Er schrieb Artikel über die Kölner Frage in belgische und bayerische Blätter, selbstverständlich im tiefsten Geheimniß, und erst neuerdings ist zuverlässig bekannt geworden, daß die sensationelle anonyme Schrift De la Prusse, über deren Verfasser man sich so lange den Kopf zerbrochen hat, auf Materialien beruhte, welche die beiden Brüder R. dem französischen Vicomte de Failly geliefert hatten (I, 78).

Lebendigstes Interesse, ein ruhiger abgeklärter Geist wehen durch die Briefe und umfangreichen Tagebuchaufzeichnungen, in denen er seine achtmonatliche Urlaubsreise durch Frankreich und Italien beschreibt. Ich muß es mir versagen, auf diese köstlichen Schilderungen einzugehen; den vollen Genuß hat freilich nur derjenige, dem es vergönnt gewesen ist, wenigstens in einem Theil dieser Blätter Selbstgesehenes zu betrachten.

In frischer jugendlicher Begeisterung nimmt er dann gleich nach seiner Rückkehr die Kölner Dombausache in die Hand. Von den Schwierigkeiten, auf welche damals dieser Gedanke stieß, kann man sich heute kaum noch eine Vorstellung machen. Da hat R.s prächtige Schrift „Einige Worte über den Dombau zu Köln, von einem Rheinländer an seine Landsleute gerichtet" — Johannes Janssen hat sie zu dem Schönsten gerechnet, was je in deutscher Sprache geschrieben worden sei — das entscheidende Gewicht in die

Wagschale geworfen, Zweifel zerstreut, Laue geweckt, Zwieträchtige geeint. Er hat geholfen, den ersten Dombauverein in Coblenz zu gründen, er schrieb im Auftrag der ersten Kölner Generalversammlung den hinreißend schönen ersten Aufruf an die Dombaufreunde; schon damals hat er die Ehre verdient — und wie unermeßlich ist seitdem sein Verdienst gewachsen! — bei der Grundsteinlegungsfeier vom 4. September 1842 dem König Friedrich Wilhelm IV. die Grundsteinlegungsurkunde zur Vollziehung zu unterbreiten.

Das war vier Monate nach einem anderen schönen Tage, an dem er mit Fräulein Clementine Simon, die heute noch in Köln lebt, in der St. Castorkirche zu Coblenz getraut wurde, ein Tag, bei dessen Wiederkehr nach 37 Jahren er die Worte schrieb: „Am 3. Mai 1842 ist der Grundstein zu allem gelegt worden, was im wesentlichen mein Leben glücklich gebildet hat und bildet. Damals ist der Glücksstern für mich aufgegangen" (I, 171). Nochmals 13 Jahre später, bei der öffentlichen Feier der goldenen Hochzeit im Kölner Gürzenich, habe ich auf dieses schöne Zusammentreffen hingewiesen — ich darf die Sätze wohl citiren, denn ich weiß bestimmt, daß sie dem verehrten Todten besondere Freude bereitet haben: „Das Jahr 1842 ist in doppelter Hinsicht das wichtigste seines Lebens. Damals gründete der junge Landgerichtsrath sein eigenes Haus, und im selben Jahre half er den Grundstein legen zum Fortbau des herrlichsten Gotteshauses auf deutscher Erde. Er hat es verdient, den Traum seiner Jugend erfüllt zu sehen, und so oft er vor dem Dom vorbeigeht, darf er sich sagen: Et ego pars fui, auch ich habe mitgebaut. Vor fünfzig Jahren hat er ein doppeltes Gelöbniß abgelegt: am Altar das eine, das andere neben dem Grundstein auf dem Domhof; er hat beide erfüllt, in fester Treue, in Eintracht und Ausdauer, und deßhalb trägt er in vollen Ehren den doppelten goldenen Kranz" (II, 418).

Wer ihm nahe gestanden hat, der wird bei vielen

der von mir citirten Anschauungen aus seiner Jugendperiode unwillkürlich gedacht haben: Das ist ja schon R. wie er leibte und lebte! In der That: Diese vergilbten Tagebücher und Briefe aus der ersten Hälfte des Jahrhunderts sind an zahllosen Stellen typisch, überall findet man Züge, die bereits, zum Theil in frappanter Aehnlichkeit, an den Charakterkopf der zweiten Hälfte erinnern — ein Beweis, daß er sein Bildungsideal, die freie, harmonische Entwicklung aller Kräfte und Anlagen, an sich entwickelt hat. Das gilt für den Politiker wie für den Katholiken, für den Schriftsteller wie für den Menschen R. Ich kann diese vier Gesichtspunkte nur ganz flüchtig und andeutungsweise behandeln; Material zu vier eigenen Aufsätzen wäre reichlich vorhanden.

Wie scharf ist z. B. der Politiker R. in den Worten charakterisirt, in denen er sich 1833 als Anhänger des „gemäßigten, allmählich fortschreitenden Liberalismus" bekennt! Er war durch und durch ein Altliberaler im guten Sinne des Wortes, ein Feind des Absolutismus wie der Revolution. Ueberaus merkwürdig ist das bei Beginn seiner parlamentarischen Thätigkeit (1848) aufgestellte „Programm zu der Frankfurter constituirenden Versammlung", dessen Concept sich in seinem Nachlaß vorgefunden hat. „Die wunderbaren Erfolge, welche unter unseren Augen die Völker errungen haben, sie wurden errungen im Namen der Freiheit. Vergessen wir nie, daß die Freiheit ein Widerspruch in sich selbst ist, falls sie nicht in allem und für alle Geltung hat, daß mit einem Worte die Gerechtigkeit der Schlußstein der Freiheit ist . . . Zur Herbeiführung dieser ausgleichenden Gerechtigkeit scheint uns aber keine Staatsform geeigneter als die von demokratischen Institutionen getragene Einherrschaft . . . Wenn unter dem Scheine einer Verfassung, wie die angedeutete, alle wahren und guten Interessen sich geltend zu machen gleichmäßig berufen sind, so gibt es doch ein Interesse, welches zu fördern allen ohne Ausnahme obliegt: das Interesse der Hilfs-

bedürftigen, namentlich das der arbeitenden Klasse. Auf dem Grund und Boden der Religion muß dahin gewirkt werden, daß jedem Bürger eine des Menschen würdige Existenz gesichert ist, sofern ihm nur der gute Wille innewohnt, dieselbe zu erringen und zu behaupten . . . Die Freiheit verlangen wir insbesondere auch auf dem Gebiete des Gewissens und des Geistes, für Kirche und Schule; kein Religionszwang, aber auch keine Religionsverfolgung unter keinerlei Vorwand!" (I, 237.) Man glaubt ein Centrumsprogramm aus den siebziger Jahren zu lesen, und ganz richtig ist die Frankfurter katholische Vereinigung, in welcher er mit Radowitz den Vorsitz führte, als „Prototyp der späteren Berliner Centrumsfraktion" bezeichnet worden (I, 246). Dasselbe gilt von den eigentlich kirchenpolitischen Sätzen: „Ich halte fest an den katholischen Lehren, achte aber jede fremde Anschauungsweise, falls sie nur auf dem guten Glauben beruht. Ich würde das Recht der Andersgläubigen oder Ungläubigen nicht minder entschieden verfechten wie das eigene. Nie ist es mir eingefallen, die Protestanten als solche anzufeinden" (I, 238). Angesichts der so oft hervorgetretenen Bestrebungen, dem Centrum einen spezifisch confessionellen Charakter beizulegen, trotz allen Verwahrungen seiner Gründer und Führer, lege ich Werth auf die Feststellung, daß R. selbst die Bildung der katholischen Fraktion (1852) im preußischen Abgeordnetenhause als einen Akt der Nothwehr bezeichnet und noch im hohen Alter erklärt hat, ohne die verfassungswidrigen Raumer-schen Erlasse wäre es ihm und seinen Freunden nicht eingefallen, eine solche Fraktion zu bilden (I, 342). Später nannte sich dieselbe auch bereits Fraktion des Centrums und 1861 hat R. ausdrücklich in der Kammer erklärt, Andersgläubige seien recht willkommen, wenn sie sich nur im Allgemeinen mit den von der Fraktion stets festgehaltenen Principien einverstanden erklärten (I, 420).

Sehr interessant ist es auch zu verfolgen, wie klar R. das

A B C jeder Centrumspolitik erfaßt hat: Die unbedingte Nothwendigkeit einer gegenüber der Regierung wie gegenüber den Parteien rechts und links unabhängigen Politik (I. 345). In den fünfziger Jahren richtete sich die Aktion der damals noch sogenannten katholischen Fraktion nothgedrungen gegen den Conservatismus, der Regierung wie Abgeordnetenhaus beherrschte. Die damals gehaltenen Reden über die schreiende Verletzung der Parität sind auch heute noch sehr nützlich zu lesen, nicht minder die scharfen Wendungen gegen „von oben vorgeschriebene katholische Piepmeyer, die dann schlimmer sind als honette, unabhängige Protestanten" (I, 369); bitter klagt er 1855 (ebenda) in einem Briefe an Montalembert — die Correspondenz mit diesem ist überhaupt von größtem politischem Werth — über die durch ganz offenen Regierungsdruck in die Kammer geschobenen „70—80 Landräthe, welche ad nutum absetzbar sind". Nachdem „der rationalistische Liberalismus fast ganz effacirt" sei, ständen sich „als compakte Massen eigentlich nur noch der Katholicismus und der Absolutismus gegenüber. Die Lebenskraft, welche ersterer entfaltet, wird sich hoffentlich auch auf dem politischen Gebiete bewähren — wir wollen wenigstens den Muth nicht ganz verlieren. Es wäre interessant, wenn das protestantische Preußen es dem Katholicismus zu danken haben sollte, daß es nicht auf das Niveau der Bedientenstaaten herabsinkt". Als dann die Linke wieder in der Kammer obenauf kam und der Militärconflikt losbrach, hat er eine Mittelstellung eingenommen. Der Pseudoliberalismus der Fortschrittspartei war ihm tief verhaßt, die Heeresorganisation schien ihm dringend nothwendig (I, 406), aber er verkannte nicht die von der Regierung begangenen Fehler. Daß da in dem erbitterten Kampfe das Centrum zwischen zwei Stühle gerieth, war nicht zu verwundern. Als er 1863, müde und verstimmt, aus dem parlamentarischen Leben ausschied, hat er in einem Briefe an Montalembert eine merkwürdige Prophezeiung ausgesprochen. Die Fort-

schrittspartei, schreibt er, habe in einem Hauptpunkte das formale Recht für sich, sei aber „ihrem innersten Wesen nach weit absolutistischer und gewaltsamer als selbst das Ministerium Bismarck, so antipathisch dessen Chef mir auch immer sein mag. Im Grunde dreht sich unser ganzer Wirrwarr nicht um die Rechts- sondern um die Machtfrage, und wehe uns freisinnigen Katholiken insbesondere, wenn die Macht in die Hände dieser Freiheitsapostel übergehen sollte" (I, 467). Zehn Jahre später haben die Freiheitsapostel dann freilich Hand in Hand mit ihrem damaligen Antipoden, dem Fürsten Bismarck, diese Voraussage im Culturkampf glänzend gerechtfertigt.

Auch auf kirchlichem Gebiet tritt bei R. die gemäßigte Richtung mit voller Deutlichkeit hervor, unterstützt durch ein ausgeprägtes Rechtsgefühl. Dieser streitbare Vertheidiger des Katholicismus, der als Vierziger der ersten Katholikenversammlung in Mainz (1848) und als 86jähriger Greis der Kölner Versammlung von 1894 beiwohnte, der im Frankfurter Parlament als Anwalt der kirchlichen Freiheit auftrat, als Mitglied der katholischen Fraktion die verfassungsmäßige Parität reclamirte und im Culturkampf so fest und treu auf seinem Posten stand, hatte auch nicht eine Faser von einem religiösen Fanatiker. Mit einer Menge von Protestanten stand er, auch in der tollsten Zeit, in engem brieflichen und persönlichen Verkehr, und meines Wissens ist von ihm auch nicht eine einzige Aeußerung confessioneller Gehässigkeit bekannt geworden. 1853 sprach er die Hoffnung aus, trotz aller Provocationen werde „man katholischerseits sich nie dazu verleiten lassen, Gleiches mit Gleichem zu vergelten", und 38 Jahre später schrieb er an Professor Paulsen: „Von Herzen stimme ich Ihrem Wunsche bei, daß die widerwärtigen Katzbalgereien zwischen Wortführern der beiden großen christlichen Confessionen einem friedlichen Zusammenwirken Platz machen mögen. Das sollte zur Zeit vor allem der evangelische Bund bedenken, dessen Hetzereien

ins Maßlose gehen" (II, 325). Mit Parität und gleichem Recht war es ihm eben voller Ernst, und als in den 50er Jahren der Ausschluß der Juden von Gemeindeämtern aufs Tapet kam, meinte er trocken, das sei „zum Verzweifeln klar gegen die Verfassung" (I, 356). Widerwärtig war ihm einseitige Uebertreibung auf katholischer Seite. Um dieselbe Zeit stand er auf schlechtem Fuß mit der Kölner Volkshalle, die, wie ihm damals Bischof Ketteler schrieb, „ein fertiges politisches System als alleinseligmachendes aufstellt und alle von sich stößt, die es nicht theilen" (ebenda). In den Concilsstreitigkeiten war er gegen die Opportunität der lehramtlichen Unfehlbarkeit des heiligen Stuhles, ging aber nicht entfernt so weit wie sein Freund Montalembert, und lehnte schon im Februar 1870, also lange vor der Entscheidung, die Unterzeichnung der Kölner Döllinger-Adresse „ohne Bedenken" ab. Bezeichnender Weise aber theilte er gleichzeitig einem Freunde mit, ebenso unbedenklich würde er eine Zustimmungsadresse an die Civiltà cattolica abgelehnt haben, und äußerte sich scharf gegen „die Partei des Herrn Veuillot", die „förmlich darauf auszugehen scheine, uns, in confessionell gemischten Staaten wenigstens, das Leben zu erschweren" (I, 603). Seit seiner Umkehr stand er voll und ganz auf kirchlichem Boden. Er war nicht etwa bloß sogen. politischer oder Kunst-Katholik, beschränkte sich auch nicht auf nothdürftige Erfüllung der strengen religiösen Verpflichtungen, sondern war ohne eine Spur von Bigotterie ein aufrichtig frommer Mann, der seine Gesinnung auf den verschiedensten Gebieten praktisch bethätigte, bei literarischen wie bei künstlerischen und charitativen Unternehmungen katholischer Richtung. Auf der ersten Katholikenversammlung in Mainz hat er warm und schön über die Vincenzvereine gesprochen, und, was weniger bekannt ist, zum Borromäusverein hat er den Anstoß gegeben.

R. war kein tiefer Denker, kein eigentlicher Gelehrter; als Jurist trat er hinter seinen Bruder Peter zurück; und ein

taktisch-politisches Genie im Stile Windthorsts ist er auch nicht gewesen. Wenn er trotzdem einen ganz enormen Einfluß auf seine Zeitgenossen ausübte, wenn ihn 1859 Montalembert mit Recht „zu den ersten Notabilitäten Deutschlands" rechnen und ihm „den ersten Rang unter den deutschen Katholiken" zuschreiben durfte (I, 395), so liegt die Erklärung großentheils in seiner auffallenden Vielseitigkeit, in der geistigen Beweglichkeit, in dem lebendigen Interesse für alle geistigen Strömungen und Vorgänge des öffentlichen Lebens, das er sich von Jugend an bis ins hohe Alter bewahrte. Das hat er auch selbst gewußt. „Worauf ich mir etwas zu gute thun kann", schreibt er 1877, „ist meine Mehrseitigkeit, und daß neben meiner Zunge auch meine Feder sehr thätig ist" (II, 159). Allerdings! Als Parlamentarier hat er so ziemlich über alle erdenklichen Dinge gesprochen, und das bei Pastor 1—2 Druckbogen füllende Verzeichniß seiner Schriften, Aufsätze und Artikel zeigt die bunteste Mannigfaltigkeit. Den größten Raum freilich nehmen seine zahllosen Beiträge zur Kunstgeschichte ein. Die Redaktion der Deutschen Kunstzeitung hat einmal (1866) betont, sie stehe in manchen Punkten auf einem anderen Standpunkt, aber ihn unumwunden als „einen der unermüdlichsten und geistvollsten Vorkämpfer für die Regeneration der deutschen Kunst" anerkannt (I, 573). Es ist bekannt, daß seine Thätigkeit als Kunstschriftsteller auch bei seinen engeren Freunden vielfach auf Widerspruch gestoßen ist, und eine gewisse Einseitigkeit ist hier nicht zu leugnen. Als ich vor vielen Jahren mit ihm über den ersten Band von Janssens deutscher Geschichte sprach und Bedenken über die volle Objektivität des Bildes erhob, das der große Frankfurter Gelehrte von den vorreformatorischen Zuständen Deutschlands entworfen hatte, meinte er, einen krumm gewachsenen Baum müsse man zuerst recht kräftig nach der anderen Seite herüberbiegen. Das gilt auch für seine Kunstbestrebungen, und wie ich sehe, hat er in dieser Beziehung einmal

gegenüber Pastor genau denselben Vergleich gebraucht. Diese übertriebene Richtung hat ihm manche Polemik eingetragen, in der scharf hin und her geschossen wurde, in der R. oft Unrecht geschehen ist, aber doch durchaus nicht immer. Das gibt auch Pastor, der namentlich in der Beurtheilung der Renaissance nicht mit ihm einverstanden ist, unumwunden zu, aber mit vollem Recht durfte derselbe am Schluß einer längeren, ruhig abwägenden Auseinandersetzung, in der Pietät und Kritik sich wohlthuend verschmelzen, ihm das Zeugniß geben: „Es ist und bleibt R.s unvergänglicher Ruhm, daß er aus reinster Liebe zu seinem Vaterlande wie zu seiner Religion mächtig dazu beigetragen hat, unserer großen deutschen Vergangenheit und den sie erfüllenden christlichen Ideen auf dem Gebiete der Kunst wieder zu ihrem so lange verkannten Rechte zu verhelfen. Unstreitig hat er durch seine rastlose Thätigkeit für die christlich-germanische Bauweise der culturellen Einigung des deutschen Volkes mächtig vorgearbeitet" (II, 287).

Es hat weit genialere und auch vielseitigere Menschen als R. gegeben, die trotzdem nicht entfernt so beliebt waren und auch nicht entfernt so stark auf die Mitwelt einwirkten wie er. Das liegt an seiner Persönlichkeit. Unzählige können wie Schreiber dieser Zeilen aus dankbarer Erinnerung sprechen, die er als junge Leute freundlich und liebenswürdig an sich herangezogen, die von ihm gelernt, zu ihm emporgesehen haben, die als Männer auch dann seine Freunde bleiben durften, wenn die Ansichten des Greises nicht immer die ihrigen waren. Er ist mir schon recht böse gewesen, ganz besonders als ich mich einmal verpflichtet hielt, einem Aufsatz aus seiner Feder den Druck zu verweigern, aber es hat mich tief gerührt, als der Achtziger theilnehmend an mein Krankenbett kam, und als ich aus seiner Biographie ersehen konnte, wie gütig er des jüngeren Mannes auch zu jener Zeit gedachte, wo die politischen Meinungen stark auseinander gingen. So war er auch sonst. Nicht immer

bequem im Umgang, Keiner von Jenen, welche stets die weltmännische Form finden, um die Ecken abzuschleifen, recht oft eckig, schroff im Ausdruck; aber er trennte die Sache von der Person, und war stets bereit, nach einem hitzigen Disput anderen Tags mit dem geschätzten Gegner spazieren zu gehen. Mit wie vielen Leuten hat er sich weidlich gezankt, schriftlich und mündlich, und doch hatten sie ihn gern und unterschrieben, wenigstens wenn der erste Zorn verraucht war, gern das Urtheil der Weserzeitung, die ihn 1864 „das Muster eines bescheidenen höflichen Gentleman" nannte (I, 473). Auf der Tribüne ein Meister des Wortes — noch bei der öffentlichen Feier seiner goldenen Hochzeit hat er Dreiviertelstunden lang packend und tief ergreifend aus dem Stegreif gesprochen — war er in der Unterhaltung ein glänzender Plauderer, sprudelnd von Aperçus, von Witz und Laune. Auch wenn es auf seine Kosten ging, konnte er einen Spaß vertragen, nur mußte er gut sein; von den ihm gewidmeten Carricaturen der Witzblätter hat er sich eine stattliche Sammlung angelegt. Während sonst so viele Fäden aus seiner Jugendzeit bis zu seinem Grabe sich hinspinnen, die Melancholie hat er sich gründlich abgethan. Bis zum nestorischen Alter blieb er eine sonnige Natur, ein trefflicher Gesellschafter, der frohe Feste nach sauren Wochen liebte, und wenn er sich seinen Aerger vom Herzen herunterraisonnirt hatte, kam unfehlbar sein guter Humor wieder zum Durchbruch. Es wird nicht viele Beispiele geben, daß dieses Zeichen geistiger Gesundheit sich über das 80. Lebensjahr hinaus erhält.

Er war ein Charakter. Man konnte sein Gegner sein, man konnte über seine künstlerischen, politischen, religiösen Ueberzeugungen spotten, aber man wußte, daß es Ueberzeugungen waren, und auch in der Zeit des schärfsten Kampfes hat man nicht an seiner Ehrlichkeit gezweifelt. Man sah eben die Opfer, die er brachte, seine rastlose Pflichttreue, man sah ihn stets vom ersten bis zum letzten Tage der parlamentarischen Session auf seinem Platze — wenige haben so

wie er sich das gute Recht erworben, über die parlamentarischen Absentisten zu donnern — man wußte, auf welche Ehren und Würden er verzichtete, weil er in kritischen Zeiten nicht mit dem großen Haufen lief. Ein Mann von seiner Begabung und Arbeitskraft hätte es recht weit bringen können, aber ihm fehlte der krumme Rücken, die Qualität des politischen Bedienten. So kam es, daß er nicht viel wurde. In der Beamtenhierarchie hat er es bis zum Appellationsrath gebracht, mit Orden hat man ihn nicht verwöhnt, und als er aus dem Amte schied, hat man ihn ohne jede Auszeichnung gehen lassen. Damals war eben noch Culturkampf, und da war es sogar möglich, daß man aus dem Cultusministerium abwinkte, als er zum Präsidenten des Kölner Dombauvereins gewählt werden sollte. Der Vollendungsfeier des Domes, die bekanntlich in Abwesenheit des „abgesetzten“ Erzbischofs gehalten wurde, ist er aus dem Wege gegangen. Man mochte darüber den Kopf schütteln, aber man mußte gestehen: Er ist ein Mann.

Höher aber, als der Mangel an jeglichem Streberthum, stellt R.s politischen Charakter die Selbstverleugnung. Als Parteiführer hat er viel verdiente Anerkennung gefunden, aber auch viel Verdruß gehabt. Selbstverständlich stieß er oft auf — höflich ausgedrückt — minder kluge Parteigenossen, die ihm durch Quertreibereien das Leben sauer machten, dann wieder auf wohlerwogenen, jedenfalls ernsten und überzeugten Widerspruch, und was ohne Zweifel das Schwerste war: Er, der Führer der katholischen Fraktion, mußte im neuen Centrum an eine der zweiten Stellen treten. Damit komme ich ganz von selbst auf sein Verhältniß zu Windthorst. Es ist ihm empfindlich gewesen, sich dem kleinen Sachsen unterzuordnen, um so empfindlicher, als beim Abflauen des Culturkampfes auch sachliche Differenzen wiederholt hervortraten. Nun kann man sehr wohl der Meinung sein, daß Windthorst in den achtziger Jahren der schärfere Kopf, der feinere Taktiker, daß er consequenter und widerstandsfähiger gewesen ist

als R., man kann in der hochinteressanten Charakteristik, die R. 1891, unmittelbar nach W.s Tode, von diesem in einer Unterhaltung mit Pastor gegeben hat (II, 399), Manches unrichtig finden, man kann z. B. das kategorische Urtheil kopfschüttelnd lesen, daß W. „kein eigentlicher Staatsmann war, niemand neben sich ertragen konnte und alles an sich riß", aber um so ehrenvoller ist es für beide Theile, wenn R. im selben Athem den Todten bezeichnet „als ein parlamentarisches Wunder, weder ein Orator, noch ein Gelehrter, sondern ein eminenter Debatter, schlagfertig, kaltblütig, umsichtig und überaus klug. Er allein war einem Bismarck gewachsen". Und dann protestirt er warm und eifrig gegen die Vorwürfe, die katholischen Angelegenheiten seien Windthorst nicht Herzenssache gewesen, er habe den Katholicismus nur als Aushängeschild benutzt. Einen Andern hätte die Nothwendigkeit, auf die früher so glänzend gespielte Rolle des ersten Führers zu verzichten, vielleicht zum offenen Conflikt mit der neuen Leitung fortgerissen, aber dafür war R. zu vornehm, auch zu gerecht, um fremdes Verdienst nicht anzuerkennen. Ihm hat die Politik nicht den Charakter verdorben.

Das zeigt sich auch in seinem Familienleben. Ich erwähnte vorhin, wie die Liebe zu den Angehörigen, zu der braven Mutter besonders, freundlich in die dunkelsten Stunden seines Jugendlebens hineinleuchtet. 68 Jahre war er alt, als sie 99jährig zu Remagen starb. „Ich durchgehe", schreibt er kurz vorher, „das Leben meiner Mutter und das meinige, mit Reue auf meine Gymnasialperiode zurückblickend, während welcher ich ihr so viel Kummer machte und nur ihrer energischen Fürsorge meine Rettung verdankte. Durch den Tod der Mutter, in welchen ich mich noch nicht finden kann, wird mir mein eigenes Alter in höherem Grade zum Bewußtsein kommen, hoffentlich zum Heil meiner Seele". Und gleich nach dem Hinscheiden der alten Dame: „Die so friedlich und ruhig aussehende Leiche rührte und ergriff mich

aufs äußerste. Der Kummer, welchen ich ihr in meiner frühern Jugend bereitet hatte, war längst von ihr verziehen. Sie betet hoffentlich für uns; ich bedarf dessen. Es ist ein Wendepunkt in meinem Leben" (II, 157). In den rührenden Sätzen, die er beim Tode seiner Tochter Johanna, des „guten Herzenskindes" (1864) in sein Tagebuch einträgt, gedenkt er einmal über das anderemal (I, 561) seiner ausgezeichneten Frau — sie hat es reichlich um ihn verdient, aber so sprechen nur Persönlichkeiten, die als große Männer nicht verlernt haben, gute Menschen zu sein.

Und als guter Mensch ist er auch gestorben. Bis zum Schluß blieb er geistig klar, noch in dem Monat, in dem er starb (16. Juli 1895), hat er seiner Tochter einen Aufsatz diktirt. Gefaßt sah er dem Tode entgegen, auf den er sich sorgfältig vorbereitete. Das Bewußtsein behielt er bis wenige Augenblicke vor dem Uebergang in die Ewigkeit. Ein Abschiedsgruß an seine Gattin und das Gebet „Gott sei mir gnädig und barmherzig", waren seine letzten Worte.

Das war der harmonische Abschluß eines Lebens, reich und schön, groß und gut, wie es wenige Männer unseres Jahrhunderts durchlebt haben. An seinem Grabe haben die Freunde getrauert, die Gegner salutirt. Beides hat er verdient, den Schmerz und die Ehre; verdient auch das schöne literarische Denkmal, das ein jüngerer Freund ihm gesetzt. Das neue Jahrhundert wird hoffentlich bald den Tag sehen, an dem in Coblenz und Köln, den Städten, wo seine Wiege stand und wo er sein Grab gefunden, Monumente anderer Art dem edlen Rheinlandssohne errichtet werden.

C.

LXXXV.

Aus Frankreich.

Weiterentwicklung der Republik.

Der heilige Vater hatte wiederholt und eindringlich den Anschluß an die Republik empfohlen, zur Pflicht gemacht. Den Katholiken kam dies doppelt schwer an, da sie ihre alten eingewurzelten Ueberlieferungen aufgeben mußten, anderseitig von den erbgesessenen Republikanern als Eindringlinge, eigennützige Heuchler abgewiesen wurden, welche sich in dem von ihnen bereiteten Neste warm betten wollten. Schließlich gewannen die Beigetretenen doch einiges Vertrauen. Der unfruchtbare Culturkampf wurde vielen gemäßigten Republikanern widerwärtig; Dank verschiedenen Umständen, auch dem Eingreifen mehrerer Männer wie Dupuy, Casimir Perier, Meline u. s. w., bildete sich eine weniger kirchenfeindliche Gruppe heraus, der republikanische Ring (oder Zusammenschluß) gegen die Kirche ging aus dem Leim. Seit 1894 wurde, namentlich von den Genannten, ohne den republikanischen Ring regiert. Dieser schloß auch die äußersten Radikalen ein, die es verstanden hatten, ihre Stellung auszunutzen, um immer nach links zu treiben, wobei die Katholiken stets bluten mußten. Dies ist jetzt Alles verloren gegangen: die Verhältnisse sind sogar noch schlimmer geworden, indem nunmehr auch die Socialisten, deren ganzes Dichten und Trachten nur in Kirchenfeindschaft gipfelt, zum neugeschlossenen republikanischen Ring gehören. Doch lassen wir die Ereignisse und die Betheiligten reden. Der „Gaulois“ schrieb am 7. November 1899:

„Der Dreyfusler'sche Mikrob dringt überall ein, zersetzt die am besten gefugten Körperschaften. Unser ganzes Wesen ist davon angegriffen. Bei allen Angelegenheiten scheidet man sich in Dreyfusler und Dreyfusfeinde; selbst unsere auswärtige Politik entgeht dieser abscheulichen Ansteckung nicht. Sprecht mit eurem Nachbarn am Staatsgerichtshof (Haute Cour), so wird er Berenger zustimmen, wenn er Dreyfusler ist, aber Deroulède verherrlichen, wenn er Gegner ist. Die Blätter, welche den Verurtheilten von der Teufelsinsel vertheidigen, vom Figaro (conservativ) bis zur Petite République (socialistisch) halten zusammen gegen die „Verschwörer", überantworten dieselben ohne weiteres der Strenge der Richter-Senatoren. Gestern haben sich zwei Anwälte (wovon der eine Sohn eines Senators) im Justizpalast gestritten und darauf geschlagen, weil sie über die Zuständigkeit des Staatsgerichtshofes (Senates) nicht einig waren. Derselbe unheilvolle Einfluß beherrscht die auswärtigen Angelegenheiten. In Frankreich ist man lebhaft für die Buren eingenommen. Aber da die Engländer für den früheren Kostgänger der Teufelsinsel Partei ergriffen hatten, halten jetzt alle Dreyfuslerischen Blätter zu dem monarchischen England gegen die südafrikanischen Republiken. Es ist eine neue Parteibildung, ob welcher wir uns übrigens nicht zu beklagen haben, denn die Annäherung, welche das Urtheil des Kriegsgerichtes zwischen Leuten bewirkt hat, die sich bisher nicht verständigen konnten, ist ganz zu unserem Vortheil. Die ehrlichen Leute aller Parteien gehen Hand in Hand vorwärts für das Vaterland, gegen den Internationalismus; die Regierung aber, welche diese zufällige Verbindung, diese gewissermaßen nationale Vereinigung nicht begreift, will darin den Beweis einer Verschwörung gegen die Republik sehen. Die Socialisten, Ministeriellen, Intellektuellen und Ausländer lieben sich in Dreyfus, die Nationalisten, Monarchisten, Conservativen, Gläubigen schützen sich gegenseitig gegen Dreyfus. Dies ist die ganze Verschwörung".

Am 16. November erhielt diese Darlegung eine glänzende Rechtfertigung durch eine Abstimmung, worin die Kammer mit 317 gegen 212 Stimmen dem Ministerium ihr volles Vertrauen bekundet. Diese Abstimmung war der Abschluß zwei-

tägiger Verhandlungen über etliche dreißig, die Politik des Ministeriums betreffende Interpellationen. Von diesen bezogen sich mehr als die Hälfte auf Dinge und Ereignisse, welche mit der Sache Dreyfus im Zusammenhang standen. Obwohl der Name nicht ausgesprochen wurde, drehte sich deßhalb der zweitägige, äußerst heftige Redekampf nur um die durch dieselbe hervorgerufene neue Lagerung der Parteien. Die Nationalisten griffen namentlich den Kriegsminister, General Marquis von Galliffet, heftig an, weil er mehrere Generale (Negrier, Zurlinden, Pierron, Giavonnielli &c.) und Officiere enthoben oder versetzt hatte, wegen Kundgebungen, zu denen sie durch die Revisionssache veranlaßt worden waren. Der Kriegsminister erklärte sehr entschieden, das Heer habe zu schweigen, zu gehorsamen, sich nicht in die Politik zu mischen. Der Kriegsminister allein habe das Recht, in dessen Namen zu reden; er werde stets so handeln, um die Disciplin streng aufrecht zu halten. Die Linken leisteten dröhnenden Beifall, trotzdem diese Erklärungen durchaus nicht mit ihren Grundsätzen übereinstimmten. Die Rechten aber, welche ganz von den Nationalisten beherrscht werden, unterbrachen den Kriegsminister heftig durch drohende Zurufe, zischten ihn aus. Der Nationalist Lasies, Reserve-Officier, hielt Galliffet vor: „Sie werden sich Ihrer Vergangenheit erinnern, und nicht mehr Officiere strafen für einfache Unterhaltungen, in welchen dieselben, angesichts der verfolgten Ehre, ihren Zorn nicht bemeistern konnten, deßhalb ausriefen: diese Regierung ist eine Schmach! (Der Präsident ruft ihn zur Ordnung.) Da der Präsident mich noch mehr unterbricht als meine Gegner, schließe ich: Wenn die Officiere während zweier Jahre angegriffen wurden, haben sie nicht bloß das Recht, sondern auch die Pflicht zu sagen, daß die jetzige Regierung eine nichtswürdige Regierung ist (Beifall der Rechten, neuer Ordnungsruf mit der Drohung der Entziehung des Wortes). Ich nehme nicht nur nichts zurück, sondern erkläre ausdrücklich, daß, wenn das Heer so angegriffen wird, wie es geschehen, die Indisciplin ein Recht, die Empörung (insurrection) eine Pflicht ist". Die Linken erhoben sich lebhaft gegen diese Ausführungen, die Rechten aber leisteten Beifall.

Also die verkehrte Welt. Die Rechten — Nationalisten wie Royalisten, Antisemiten und Katholiken — hatten bisher sich als die Wortführer des Heeres, als Kämpen für dessen Ehre aufgeworfen. Sie betonten die Disciplin dergestalt, daß sie alle Officiere brandmarkten, als Unwürdige beiseite schoben, welche vor dem Kriegsgericht anders aussagten als die Generale. Und nun stimmen sie laut dem Grundsatz zu, daß das Heer sich empören, einen Staatsstreich machen soll, wenn es unzufrieden mit der Regierung ist! Also Zerrüttung, Auflösung des Heeres, Vergewaltigung der gesetzlichen Regierung und Staatsform werden jetzt von den Conservativen als rechtmäßig, als Pflicht verkündet! Dagegen vertreten die Linken, von den blassen bis zu den blutrothen Republikanern, die Grundlagen des Heeres und der Staatsordnung. Die Rechten hoffen eben, durch Empörung und Revolution an's Ruder zu kommen; die Linken wollen sich an der Spitze halten, selbst mit Hülfe des Heeres, wollen also dieses auf seinen Grundlagen und Gesetzen befestigt wissen. Beide Lager vertreten also keine Grundsätze mehr, sondern sind nur noch von dem Bestreben geleitet, sich um jeden Preis der Staatsgewalt zu bemächtigen, sich an derselben zu behaupten. Der Gaulois hat also Recht: Dank dem Dreyfus-Rummel sind alle Verhältnisse und Begriffe verschoben, die Parteien aufgelöst. Die unselige Geschichte hat Frankreich aufs tiefste gespalten.

Waldeck-Rousseau benahm sich sehr geschickt. Auf den Vorwurf, den (Halb-)Socialisten Millerand in sein Ministerium aufgenommen zu haben, antwortete er, es sei eine Nothwendigkeit, daß alle Republikaner sich zusammenschließen, um die von Monarchisten, Cäsaristen, Bonapartisten, Klerikalen 2c. bedrohte Republik zu vertheidigen. Der Socialismus sei keine nahe Gefahr für eine Gesellschaft, deren Individualismus, Sparsinn und Trachten nach Besitz gerühmt werden. Viel näher, drängender, größer sei aber die Gefahr der Gegen-Revolution. Die sociale Gefahr werde nur leibhaftig werden am Tag nach der Gegen-Revolution. Natürlich malte der Erste Minister auch die klerikale Gefahr an die Wand: „Solange der Staat mit der Kirche durch einen Vertrag verbunden, halten wir denselben aufrecht, verschaffen ihm Achtung. Wir können aber

die dem Concordat unterworfene Geistlichkeit nicht verwechseln mit gewissen Genossenschaften, welche täglich zahlreicher, bedrohlicher werden, dabei, laut einem sonderbaren Widerspruch, von der Republik Vorrechte fordern, welche sie von der Monarchie niemals erlangen konnten. Die Gesetze, welche die Regierung der Kammer vorlegen wird, sind Maßnahmen der Vertheidigung und des Fortschrittes. Das Gesetz über Fachvereine öffnet deren Thätigkeit und Strebungen das weiteste Feld. Das Gesetz über die Genossenschaften sieht diese als Verträge an, unterwirft sie allen Regeln der öffentlichen Ordnung. Dasselbe wird nicht gestatten, daß gewisse Bestimmungen fehlen, welche zur Erhaltung der Staaten nothwendig sind. Das Gesetz über die Pflicht, seine Bildung in den Staatsschulen zu erlangen, vertritt den Regierungsgrundsatz, daß diejenigen, welche Beamtenstellen einnehmen wollen, zuerst lernen, dem Staat zu dienen, statt ihn zu bekämpfen".

Der Minister erlangte die unerwartete, kaum für möglich gehaltene Mehrheit dadurch, daß er neben dem klerikalen auch das gegenrevolutionäre Schreckgespenst an die Wand malte. Zugleich kündigte er Gesetze gegen die Katholiken an, welche bisher von allen Ministerien und auch von der Kammer abgewiesen worden waren, wenn Abgeordnete bezügliche Anträge stellten. Das angekündigte Schulgesetz bestimmt, daß Jeder, der eine öffentliche Stellung einnimmt, die zwei letzten Jahre seiner Ausbildung in der Staatsschule gesessen haben muß, wenn sein Amt nur die Volksschulbildung bedingt; und drei Jahre, wenn höhere Bildung verlangt wird. Dadurch sollen die zwei Millionen Kinder, welche die kirchlichen Schulen besuchen, in die Staatsschulen gezwungen werden. Denn wer hegt heute nicht die Hoffnung, einmal Unteroffizier, Feldhüter, Kanzleidiener, Wagenwärter, Weichensteller, Polizist, Gendarm u. s. w. werden zu können? Die freien höheren (Gymnasial- u. s. w.) Anstalten zählen jetzt ebenso viel Zöglinge als die Staatsschulen, für welche jährlich 30 Millionen Steuergelder ausgegeben werden. Gar viele tüchtige Rechtskundige, Gelehrte, Offiziere, Ingenieure, Aerzte u. s. w. gehen aus ersteren hervor.

Das Gesetz über die Fachvereine soll diesen Rechts- und Besitzfähigkeit gewähren, Handel und sonstigen Betrieb gestatten.

Das Genossenschaftsgesetz aber soll so abgefaßt werden, daß die geistlichen Genossenschaften dessen Vortheile nicht genießen, sondern unter besonderen Beschränkungen in unmittelbare Aufsicht des Staates gestellt werden.

Das wichtigste folgenschwerste Ergebniß der Abstimmung vom 16. Nov. bleibt aber, daß dadurch der republikanische Ring, oder Zusammenschluß, wieder hergestellt ist, was Radikale und Socialisten mit Befriedigung und Jubel erfüllt. Der Ring einigte alle Republikaner in ihrer Feindschaft gegen die Kirche, welche der einzige Punkt war, in dem sie alle übereinstimmten. Die Socialisten waren davon ausgeschlossen, wuchsen übrigens auch erst Anfang der neunziger Jahre zu einer namhaften Anzahl (50—60) heran. Jetzt aber gehören dieselben zu dem neuen Ring.

Seit sechs, sieben Jahren war dabei auch ein Stillstand in den Culturkampf gekommen. Der jetzige Präsident Loubet antwortete dem Nuntius Lorenzelli, als derselbe seine Beglaubigung überreichte, in einer Weise, indem er von dem überkommenen freundschaftlichen Verhältniß zwischen Papst und Frankreich sprach, daß sogar die „Libre Parole" nicht umhin konnte zu gestehen: Solche Sprache ist unerhört; wenn ein anderer dieselbe geführt, würden die Republikaner eine Revolution gemacht haben.

Die Dinge waren also in einem solchen Geleise, daß man auf Besserung der Verhältnisse hoffen durfte. Und statt dessen haben wir nun eine Verschlimmerung, eine neue, sehr ausdrückliche Kampfansage, welche von drei Fünftel der Kammer kräftigst unterstützt wird. Die Ursache ist zumeist in dem unseligen Dreyfuskampfe zu suchen, bei welchem die große Mehrzahl der Katholiken Klugheit und christliche Nächstenliebe verläugnete. Der heilige Vater hatte dringend anempfohlen, die Sache der Kirche von der Politik zu trennen. Und die Katholiken verbanden sich mit Monarchisten, Nationalisten (Patriotenliga) und Antisemiten, um die Regierung umzugestalten, einen Staatssturz zu bewirken. Die Persönlichkeiten, welche von dem Staatsgerichtshof verfolgt werden, mögen keine besonders gefährlichen Verschwörer sein, aber Deroulède, Haupt der Patriotenliga, gesteht ausdrücklich, übrigens mit männlicher und auch herausfordernder Offenheit,

er habe bei dem Begräbniß Felix Faure's am 23. Febr. den General Roget, indem er dessen Pferd am Zügel nahm, bewegen wollen, mit seinen zwei Regimentern nach dem Elysée zu marschiren, um den eben erst gewählten Präsidenten Loubet aufzuheben, eine andere, cäsaristische Regierung einzusetzen. Bezeichnend ist dabei, daß der General zwar Deroulède mit in die Kaserne nahm, dort aber ihn erst verhaftete, als er die Soldaten anreden wollte. Dazu gewährte er Deroulède Gelegenheit, die Papiere (Aufruf an das Volk, Briefe u. s. w.) zu verbrennen, die er bei sich führte. Die 40000 Fr., welche er in der Tasche hatte, um bei dem Staatsstreich die ersten Ausgaben zu decken, ließ Roget ihn ebenfalls bei Seite schaffen. Ebenso bezeichnend ist, daß, als Deroulède schandenhalber verfolgt werden mußte, der Ministerpräsident Dupuy ihn wegen — man höre — wegen Preßvergehen vor das Schwurgericht stellen ließ, damit er freigesprochen werde. Denn auf eine so verkehrte Anklage konnten die Geschworenen, welche ohnedies stets grundsätzlich alle politischen Verbrecher laufen lassen, nur mit Freisprechung antworten. Roget und die Offiziere verwickelten sich in Widersprüche bei ihren Zeugenaussagen. Der an dem Vorfall nicht betheiligte General Hervé hielt eine Lobrede auf Deroulède, pries ihn als großen, verdienstvollen Patrioten, als die Trompete, welche die Soldaten zum Kampfe begeistern müsse. Die Geschwornen und das Militär zeigten sich also einig in der Verherrlichung eines Mannes, der offen an dem Sturz der Regierung arbeitet, dazu sich eine starke Anzahl Getreuer wirbt, das Heer zum Treubruch verleiten will! Und der Minister sorgt durch Rechtsverdrehung für seine Straflosigkeit; offenbar will Dupuy es nicht mit einem Mann verderben, welcher morgen Staatshaupt sein kann. Ebenso Generäle und Offiziere. Gewiß ein sonderbarer Einblick in die herrschenden Zustände.

Deroulède, die Patriotenliga und selbst auch die Generäle, wenn sie am Ruder wären, würden die Kirche wohl nicht feindlich behandeln. Aber dies ist gewiß keine Ursache, daß die Katholiken ihnen helfen, den Gipfel zu erklimmen. Denn die Katholiken haben gerade in diesem so tief aufgewühlten, zerrütteten Lande doppelt die Pflicht, die bestehende Ordnung zu

stützen, gegen jede gewaltsame Aenderung der Staatsordnung zu arbeiten. Durch die Dreyfuserei haben sie sich in diesen gefährlichen Strudel ziehen lassen, wofür sie nunmehr schwer büßen dürften.

Die erwähnten Gesetze werden vielleicht nicht durchgehen, da die Abgeordneten doch mit ihren Wählern zu rechnen haben. Die Regierung ließ dagegen die schon bestehenden Ausnahmegesetze wiederum scharf ausführen; so hat sie verschiedene Klöstern gehörige Grundstücke versteigern lassen, um die Zuwachssteuer einzutreiben. In Paris führte sie einen besonderen Schlag durch eine Haussuchung im Kloster der Assumptionisten. Diese von dem Generalvikar d'Alzon in Nimes vor etwa vierzig Jahren gegründete Gemeinschaft von Augustinern hat Vertheidigung des Glaubens, auch durch die Presse, zum Zweck, unterhält auch kirchliche, wohlthätige und Schulanstalten in Palästina. Ihr Haus in Paris hat sich ganz besonders auf Preßthätigkeit verlegt, gibt dreißig Zeitschriften heraus, worunter das volksthümliche politische „la Croix" das wichtigste ist, 150,000 bis 200,000 Auflage hat. Dieses Tageblatt hat gute Dienste geleistet, hat sich aber in der Dreyfussache zu leidenschaftlich in den Parteikampf geworfen.

Am 11. November fanden Haussuchungen im Kloster der Assumptionisten, dem von ihnen gegründeten „Haus der guten Presse", und dem Kloster der Oblatenschwestern statt, welche Mädchen zu Setzerinen ausbilden, von denen die meisten in der Druckerei der Assumptionisten beschäftigt werden. Die an der Quelle schöpfenden Blätter meldeten sofort, man habe u. A. die Urkunden gefunden, wornach alle von ihnen benützten Gebäude unter Decknamen den Assumptionisten gehörten, welche dadurch sich den Steuern entziehen. Besonders aber habe man in der Zelle des Pater Hippolyte 1,800,000 Fr. in Banknoten und Geld gefunden. Nach einigen Tagen wurden daraus schon zwei Millionen nebst vielen Werthpapieren. Der Obere berichtigte, es seien 79,000 Fr. in der Kasse gefunden worden, welche nicht einmal hinreichten, um Löhne u. s. w. am Ende des Monats zu zahlen, da das Haus der guten Presse an 500 Arbeiter und Angestellte beschäftige. Dies hindert natürlich nicht, daß die feindlichen Blätter fortfahren, mit den zwei

Millionen des Mönches zu fackeln. Uebrigens sammeln die Assumptionisten mittelst „Croix", „Pèlerin" und ihren anderen Blättern alljährlich große Summen zu verschiedenen Zwecken, auch 1897 für die Wahlen, wobei alle Candidaten unterstützt wurden, welche sich irgendwie günstig für die Kirche zeigten. Es befanden sich darunter auch solche, die der Regierung angenehm waren. Für die Wallfahrten nach Lourdes bezahlten die Patres 1898 und 1899 zusammen nahezu 600,000 Fr., die für arme Pilger ausgegeben, theils gesammelt, theils von den Wallfahrern selbst eingezahlt worden waren. Für die Kuppel der Sühnekirche auf dem Montmartre wurden dieses Jahr 751,000 Fr. gesammelt. Für Arme, für die kirchlichen Anstalten im Morgenland, für andere gute Zwecke sammeln die Väter durch ihre Blätter fortwährend. Folglich gehen große Summen durch die Kasse des Klosters, welches durch das Haus der guten Presse einen wohl eine Million übersteigenden Umsatz erzielt. Die Kassenverwaltung hat daher größere Summen zu verrechnen, als sonst in einem Kloster, wodurch aber die Assumptionisten durchaus nicht reicher werden können.

Die „Millionen der Assumptionisten" werden gewissenlos ausgebeutet, um dem Volk zu beweisen, wie reich Kirche und Klöster sind, weil sie die Gläubigen, das Volk, „ausbeuten". Die Mär der ungeheueren Reichthümer der Kirche habe ich überall gefunden, in Frankreich und Belgien, wo die Kirche fast nichts besitzen kann, in stockprotestantischen Gegenden Norddeutschlands, wo die zerstreuten Katholiken Noth leiden, nur mit größten Anstrengungen sich höchst bescheidene Kirchen und Schulen beschaffen können, in Ländern, wo die Kirche während der letzten Jahrzehnte mehrfach bis auf's Hemd ausgeplündert wurde. Heute behaupten hier die Socialisten und Radikalen, die Kirche besitze Milliarden, um welche sie das Volk betrogen, dem dieselben also rechtmäßig gehörten. Die Regierung hat sich beeilt, schärfer bei der Eintreibung der rechtswidrigen Zuwachssteuer vorzugehen, auch ein Gesetz vorbereitet, um die Personen, auf deren Namen das Eigenthum der Ordensgemeinschaften eingetragen ist, für die Zuwachssteuer verantwortlich zu machen, diese auch von den einzelnen Mitgliedern beizutreiben.

Der Complott-Prozeß vor dem Staatsgerichtshof (Senat) erweist sich in Allem, selbst in geringern Einzelheiten, als Gegenbild des Dreyfusprozesses. Die Angeklagten, Nationalisten, Royalisten und Antisemiten, sind genau dieselben Leute, welche den erbitterten Kampf gegen die Revision geführt. Die Beweise, daß sie unter einander sich verbündet, sind zwar nicht sehr durchschlagend, aber jedenfalls viel greifbarer als die in Rennes aufgebrachten Schuldbeweise. Es ist unzweifelhaft, daß die genannten Parteien sich vorbereitet hatten, um am 23. Februar (bei dem Begräbniß Felix Faure's) Unruhen hervorzurufen, um dieselben zu einem Staats- oder Gewaltstreich zu benützen. Deroulède hatte Alles vorbereitet, um mit seiner Patriotenliga Kundgebungen hervorzurufen, und dadurch den Marsch des Generals Roget nach dem Elisée zu unterstützen und das Volk mitzureißen. Die Royalisten drahteten dem Herzog von Orleans, sich an der Grenze zu halten, um sofort in Paris sein zu können. Sie hatten Geldmittel flüssig gemacht, ihre Leute gesammelt, Verbindungen mit Arbeitervereinen anzuknüpfen gesucht, Aufrufe verfaßt, Listen der einzusetzenden Präfekten und Beamten aufgestellt. Eine Verbindung bestand jedenfalls insoweit, als Royalisten zugleich auch Mitglieder der Antisemiten- und der Patriotenliga waren. Ein Hauptbeweisstück ist der Brief des Royalisten Cailly an den Antisemiten Brunet, worin von den Vorbereitungen zum 23. Februar die Rede ist. Cailly behauptete nun, das Datum sei nachträglich diesem Briefentwurf von fremder Hand beigefügt worden. Dadurch falle dessen ganze Beweiskraft. Aber die drei zugezogenen Schriftkundigen bestätigen einstimmig, das Datum sei mit derselben Feder von derselben Hand gleichzeitig wie der Brief selbst geschrieben worden. Der Chemiker weist nach, die Tinte sei dieselbe.

Die fünfzehn Angeklagten ließen nahezu 500 Zeugen laden, welche namentlich in der ersten Sitzung des Gerichtshofes einen unerhörten Radau veranstalteten, die Richter anschrieen und beleidigten, à bas Loubet, à bas Panama (Loubet) à bas les traitres, u. s. w. schrieen, sich so unbändig und widerspenstig als nur möglich gebärdeten. Buffet, Bevollmächtigter des Herzogs von Orleans, sprach der Regierung seine Ver-

achtung aus; ein anderer Angeklagter schrieb in seiner Eingabe „Regierung der Schmach und Spitzbüberei“. Dabei suchten ihre Vertheidiger alle Kniffe und Vorwände auf, um die Sache in die Länge zu ziehen, die Unzuständigkeit des Staatsgerichtshofes nachzuweisen, der nur über Anschläge, nicht über Verschwörungen gegen den Staat zu befinden habe. Alle Mittel, welche angewandt wurden, um die Verurtheilung Dreyfus zu bewirken, setzten sie in Thätigkeit, um die eigene Verurtheilung zu hintertreiben. Als es an Schuldbeweisen gegen Dreyfus fehlte, stellten sie den Satz auf, das Kriegsgericht habe sich um dergleichen nicht zu scheeren, das Bewußtsein, die innere Ueberzeugung der Richter von der Schuld des Angeklagten genüge vollauf zur Verurtheilung des Angeklagten. Und jetzt kehrt sich dieser Grundsatz gegen die, welche bei dem Urtheil in Rennes ihre Häuser beleuchteten. Deroulède vergoß Freudenthränen im Gefängniß, als ihm diese Verurtheilung mitgetheilt wurde. Als ihnen aber nachher die Beweise vorgehalten wurden, sollte alles nur Spielerei, Zufall gewesen sein, läugneten alle Angeklagten ihre staatsstürzenden Absichten, mit denen sie vorher geprahlt hatten. Der Antisemitenführer Guerin, der sich in seinem Hause verschanzt, auf die ihn verhaftenden Polizisten geschossen, sie wiederholt mit den Waffen bedroht hatte, wollte kein Empörer sein, weinte wie ein Kind, indem er seine Mutter vorschützte.

Deroulède macht eine Ausnahme. Er betont (am 18. Nov.), daß er die Patriotenliga trotz der 1889 erfolgten Auflösung aufrecht erhalten, am 23. Februar einen Gewaltstreich versucht habe, um das Land von der parlamentarischen Republik zu befreien. „Ich will die Aenderung der Verfassung, Ernennung des Präsidenten durch das allgemeine Stimmrecht. Vor zehn Jahren habe ich Boulanger in Bewegung gesetzt. Einen Augenblick glaubte ich, Casimir-Perier werde mit mir gehen. Doch ich wurde bald enttäuscht. Ich mußte allein vorgehen. Deßhalb werdet Ihr mich verurtheilen, denn ich bin Euch hinderlich. Am 23. Februar habe ich meinen Schlag verfehlt, das Heer wollte nicht mit mir gehen. Ihr habt das Heer, um Euch selbst, nicht um uns gegen Deutschland zu vertheidigen, mit dem Ihr euch verbünden wollt.

Ihr werdet also fortfahren; um Aemter und Pfründen zu behalten, habt Ihr für einen unwürdigen Präsidenten gestimmt. Ein unwürdiger Präsident bedingt eine unruhige Präsidentschaft. Ich wollte einen ehrlichen Mann zum Präsidenten küren. Ihr habt für einen andern gestimmt". Auf die Aufforderung des Vorsitzenden, diese Worte zurückzunehmen, erwiderte der Angeklagte: „Ich nehme nichts zurück, denn Loubet ist die Ursache all' meiner Handlungen". Deroulède stellt also die Wahl: Loubet oder ich! Selbst Cassagnac ging dadurch ein Licht auf: Deroulède will die unheilvolle Republik uns erhalten wissen, damit er deren Präsident werden kann.

In der Sitzung vom 20. Nov. gestand Deroulède, er habe die Patriotenliga monatelang schlagbereit gehalten; der halbschlächtige Entscheid des Kriegsgerichtes zu Rennes habe jedoch die Aufregung beschwichtigt. Er und seine Freunde hätten Geld genug zu solcher Bereithaltung der Patriotenliga, auch Muth und Thatkraft: „Euer Prozeß ist ungerecht, Ihr verharrt in dem vom Congreß (Wahl Loubets) begangenen Irrthum. Ich stelle mich nicht als Gegner Loubets vor Euch, aber Ihr bereitet mir eine triumphreiche Zukunft." Deroulède hegt große Zuversicht, zählt auf seine Präsidentschaft, wie ja hier auch das Gefängniß oft die Vorstufe zur höchsten Gewalt gewesen ist. Vorläufig ist er wegen Beleidigung des Präsidenten Loubet zu drei Monaten Gefängniß verurtheilt. Der exentrische Mann ist unzweifelhaft jetzt der volksthümlichste Politiker in Frankreich; seine Offenheit und Entschiedenheit, gepaart mit etwas Ueberspanntheit, sagen den Franzosen besonders zu. Die Staatsfrage ist also laut und lärmend sehr ausdrücklich gestellt.

Gegen Loubet führen die nationalistischen Blätter eine unerhörte Sprache, lästern und schmähen ihn jeden Tag. Die „Libre Parole" nennt ihn nicht anders als Panama. Dieser Hetze, im Verein mit den Machenschaften der Nationalisten u. s. w., ist namentlich der Anfall zuzuschreiben, der am 12. Juni auf der Rennbahn in Auteuil stattfand. Ein Baron Christiani, junger Müßiggänger, kletterte die Tribüne hinauf, um mit dem Stocke nach Loubet zu schlagen, wurde aber überwältigt. Nationalistische Blätter schrieben darauf, Christiani habe durch seinen Stockschlag nur die Verachtung ausgedrückt, welche alle

ehrlichen Leute gegen Loubet empfinden. Zwischen ihm, einem Edelmanne, und einem Loubet könne kein Vergleich stattfinden!

Und welches Verbrechen hat Loubet begangen, da Deroulède selbst bestätigt, in seinem Privatleben sei er ein ehrlicher Mann? Als Ministerpräsident hat Loubet 1892 durch den Beamten Dupas mit Arton unterhandeln lassen, um ihn an der Veröffentlichung von Papieren über die Panamagaunereien zu verhindern, weil dadurch der Regierung weitere Schwierigkeiten bereitet, viele Politiker blosgestellt worden wären. Nichts Löbliches, ja; jedoch alle Regierungen thun dasselbe. Die Nationalisten, obenan die Libre Parole, haben stets die Revision des Dreyfusprozesses bekämpft, indem sie geltend machten, daß dadurch wichtige Staatsgeheimnisse enthüllt, hohe Persönlichkeiten blosgestellt worden wären. Die Kammer hat einst Loubet ob dieser Sache gebrandmarkt. Im Grunde aber waren die meisten froh, daß er besagte Veröffentlichungen verhindert hat, durch welche gar zu viele Kammerspitzen vernichtet worden wären. Sie brandmarkten Loubet rein aus Heuchelei, um der Welt glauben zu machen, daß sie solche Veröffentlichung gewollt hätten. Die Handlung Loubets war für sie eine Reinwaschung gewesen, deshalb haben sie seither ihn zum Präsidenten erwählt.

Am 19. Nov. fand in Paris, zur Enthüllung eines Denkmals „Triumph der Republik“, ein Fest statt, an dem sich 2—300 000 betheiligten, 1620 Vereine und Gruppen mit Fahnen und Abzeichen, darunter rothe und schwarze, phrygische Mütze u. s. w. sich an dem langen Festzuge betheiligten, Spott- und Schandlieder gegen Priester und Kirche, revolutionäre Mordgesänge ertönten, die scheußlichsten und schrecklichsten Rufe ausgestoßen wurden. Bei der Enthüllung der Gruppe, beim abendlichen Festmahl u. s. w. wurden Reden gehalten, welche alle in dem Satz gipfelten, „das republikanische Frankreich wird das Menschengeschlecht befreien“, und Kampf gegen den Klerikalismus ankündigten. Minister und Präfekten waren dabei unter den Rednern. Das Fest erinnerte gar zu sehr an die Feste der ersten Revolution.

LXXXVI.

Zeitläufe.

Die Risse im Nationalliberalismus, die Compromisse im Süden.

Den 12. Dezember 1899.

Als am 20. November in Einer Sitzung des Reichstags bei der zweiten Lesung der vielgenannten „Zuchthausvorlage“ dieselbe kurzer Hand niedergestimmt wurde, warf der Minister des Innern, bleich und verstört, in der Ueberraschung der Mehrheit Mangel an Höflichkeit gegenüber den Regierungen vor, und stellte „bedenkliche Zeichen“ in Aussicht. Die Rüge war vor Allem gegen die Nationalliberalen gerichtet, denn die große Mehrheit der Partei hatte die Vorlage niederstimmen helfen. Da keine Aussicht bestand, in einer weitern Commissionsberathung die Vorlage auf einen bessern Standpunkt zu stellen, so war die Stellungnahme der Verneinenden eigentlich erklärlich. Der Führer der Partei, als Nachfolger des alten Herrn von Bennigsen, Abgeordneter Bassermann aus Mannheim, hatte sich schon ein paar Wochen vorher bei einer Wählerversammlung in bemerkenswerther Schärfe ausgesprochen:

„Es könne einst der Moment kommen, wo ein Weltkampf sich entfache, in welchem die deutsche Nation um ihre Existenz kämpfen müsse. In diesem Kampfe bedürften wir auch der deutschen Arbeiter und deshalb müßten wir auch in ihnen das Vertrauen erhalten. Wir müßten ihnen mit ehrlichem Gewissen sagen können: Wir treiben keine Klassengesetzgebung zu Gunsten der Großindustrie, wir wollen auch eure Rechte und eure Interessen ganz und voll wahren. Es sei nun eine große

Agitation in diesem Sommer für die Vorlage entfaltet worden. Aber sie sei ausgegangen einzig und allein von der Großindustrie und ihrer Presse. Ihr Ruf Schutz den Arbeitswilligen sei eitel Heuchelei. Nicht um den ‚Schutz der Arbeitswilligen' handele es sich, sondern um den Schutz der höchsteigenen Interessen und die Pflege ihrer eigenen Machtbedürfnisse. Wir müßten seyn eine volksthümliche Partei im besten Sinne des Wortes, die vor Allem Verständniß habe für alle Klassen, für alle Bevölkerungskreise unseres Volkes, auch für die Arbeiter".

In solchem Tone hat wohl nie ein nationalliberaler Führer von der Großindustrie und der capitalistischen Bourgeoisie gesprochen. Gleich der erste Bericht entrüstete sich auch über „willkürliche Verdächtigungen", mit welchen der Einigkeit innerhalb der liberalen Partei jedenfalls kein Dienst erwiesen werde.[1]) So war es auch. Kurz vorher hatte der ächte Nationalliberalismus auf die Aeußerung des bekannten Kathedersocialisten Professor Schmoller hingewiesen: wenn es einer gewissen Presse nachginge, so würde die preußische Monarchie mit ihren Traditionen brechen, und aus dem König der Schwachen und Armen ein König der Reichen werden.[2]) Jetzt hörte er dieselbe Warnung aus der Rede Bassermann's. Die Conservativen hatten übrigens auch schon an seiner Etatsrede im Januar d. Js. Anstoß genommen, und machten ihn aufmerksam, Hr. Bebel habe ausdrücklich constatirt, daß seine Ausführung in der socialdemokratischen Partei einen angenehmen Eindruck gemacht habe, während sie bisher in den Nationalliberalen ihre Hauptfeinde erblickt habe. Von dieser Seite wurden auch die alten Nationalliberalen dringend aufgefordert, Einspruch zu erheben, „sonst würde der Eindruck bestehen bleiben, daß Herr Bassermann wirklich den alten nationalliberalen Traditionen im Auftrag der Partei endgültig den Abschied gegeben habe".[3])

1) Bericht der Münchener „Allg. Zeitung" vom 17. Okt. d. Js.
2) „Kölnische Volkszeitung" vom 5. Oktober d. Js.
3) Berliner „Kreuzzeitung" vom 18. Januar d. Js.

Eine besondere Beleuchtung zur Sache ergibt sich auch aus folgendem Hinweis des demokratischen Hauptblattes in Frankfurt: „der Süden sei politisch reifer als der Norden; unter Bennigsen, Hammacher u. s. w. habe sich die nationalliberale Partei um allen Kredit gebracht, während sie unter Bassermann's Führung nach langer, langer Zeit wieder etwas respektabler aussah, und das habe sie wirklich allein der südlichen Gruppe zu danken".[1]) Während man in Berlin die Frage aufwarf: „Ist das noch die alte nationalliberale Partei?" und die Ausstoßung Bassermanns ungestüm verlangte, schrieb ein anderes Blatt über die „Jungen" der Partei: „Man kann den Kampf auch einen Kampf zwischen Nord und Süd nennen. Abg. Bassermann kommt aus Baden. In Süddeutschland ist die Großindustrie noch nicht so mächtig wie im Norden, und der Liberalismus hat sich dort noch einige Ideale bewahrt. Seine Empfindung für Freiheit und Recht war noch nicht völlig erstickt durch das rücksichtslose Streben nach materiellem Vortheil". In der That war aus der Kammer in München alsbald berichtet: „Der liberale Casselmann erklärte: wir stehen zu Bassermann, soweit seine Reichstagsrede in Betracht kommt".[2])

Die Regierung will keine volle Coalitionsfreiheit, und damit steht sie ganz auf der Seite der großcapitalistischen Partei. Als im Januar d. Js. das Coalitionsrecht der Arbeiter im Reichstag zur Sprache kam, hatte Hr. Bassermann einen gewichtigen Stützpunkt an dem nationalen Freiherrn Heyl zu Herrnsheim, selbst Fabriksbesitzer aus Hessen. Der ließ sich auch durch die Angriffe seitens des „Bundes der Industriellen" nicht irre machen.[3]) Im darauffolgenden April brachte er zu dem Antrag des Centrums auf Einführung rechtsfähiger Berufsvereine einen ausführlichen An-

1) Aus der Frankfurter Zeitung s. Berliner „Kreuzzeitung" vom 23. Oktober d. Js.

2) „Kölnische Volkszeitung" vom 19. u. 26 Oktober d. Js.

3) Berliner „Kreuzzeitung" vom 24. Januar d. Js.

trag auf Organisation der Arbeiterverhältnisse ein. Die sogenannten „Scharfmacher“ waren natürlich wüthend.[1] Aber die Regierung, anstatt wenigstens die vom Reichskanzler längst feierlich versprochene Aufhebung des Verbots der Einigung der Arbeitervereine zu erfüllen, legte nun die unselige Zuchthausvorlage dem Reichstag vor. Nach deren Fall brachte die Socialdemokratie, wie zum Hohn und Spott, einen Antrag zur Einverleibung in die eben in Berathung stehende Gewerbegesetz-Novelle ein, wie sie den ehemaligen Antrag des Herrn von Heyl umgemodelt haben möchte. Ueber die Zuchthausvorlage hatte sich der Abg. Dr. Lieber sofort also geäußert:

„Wir sind angesichts der haarsträubenden Urtheile, die bereits auf Grund der bestehenden Strafbestimmungen gefällt worden sind, der himmelschreienden Parteilichkeit, mit der auf der einen Seite gegen die Arbeiter die allerhöchsten und auf der andern Seite gegen Arbeitgeber himmelschreiend milde Strafen verhängt werden . . . angesichts der von mir geschilderten Zustände in unserm Rechtsleben, sage ich, sind wir am allerwenigsten geneigt, leichten Muthes in eine Verschärfung von Strafbestimmungen zu willigen. Das muß klar heraus erklärt werden. Ich bin vielmehr der Meinung, daß wir angesichts so manchen Urtheils, das auf diesem Gebiet ergangen ist, allen Anlaß hätten, darüber in Erwägung zu treten, ob nicht die bestehenden Bestimmungen in der Weise abzumildern oder wenigstens einzuschränken seien, daß Urtheile in Zukunft nicht mehr möglich werden, die offenbar in der Absicht des Gesetzgebers, als er die Strafbestimmungen erließ, nicht gelegen haben“.[2])

Augenscheinlich im Hinblick auf die Bassermann'sche Wendung hat sich der Abgeordnete Dr. Lieber auf dem hessischen Katholikentage zu Mainz in einer mehrfach auffallend gefundenen Weise ausgesprochen. „Der Kampf gegen

---

1) Berliner „Kreuzzeitung“ vom 27. April d. Js.; Münchener „Allg. Zeitung“ vom 27. April d. Js.

2) Wochenblatt der „Frankfurter Zeitung“ vom 21. Juni d. Js.

die übrigen Parteien ist vollständig in den Hintergrund getreten durch den immer schärfer werdenden Kampf gegen den Todfeind des Centrums, die Socialdemokratie. Geben wir uns doch darüber keiner Täuschung hin, daß der letzte Entscheidungskampf geschlagen werden muß zwischen uns und ihnen. Dagegen werde man mit den Nationalliberalen besser stehen. Bei den letzten Reichstagswahlen haben sie in einer ganzen Anzahl von Kreisen fest zu uns gestanden, und treu das gegebene Wort gehalten und Centrumsleute gegen Socialdemokraten unterstützt. Nicht ebenso könne er das von den Conservativen rühmen". Bekanntlich hatte Herr Lieber bereits bei den letzten badischen Landtagswahlen seine Mißbilligung über ein Compromiß des Centrums und der Socialdemokraten kundgegeben. Auf seine Rede hatte er nun von dem katholischen Männerverein in Karlsruhe folgende Erklärung erhalten: „Der katholische Männerverein bedauert, sich mit der von Herrn Lieber auf dem letzten hessischen Katholikentag in Mainz befürworteten Wahltaktik den Nationalliberalen gegenüber, soweit badische Verhältnisse in Betracht kommen, nicht einverstanden erklären zu können. Der Verein bekennt sich vielmehr einmüthig zur Wahltaktik der badischen Centrumsleitung, die eine Hauptaufgabe unserer Partei darin erblickt, die Uebermacht des Nationalliberalismus im politischen Leben Badens zu brechen, um zu verhindern, daß derselbe auch fernerhin seine Macht in einer für uns badischen Katholiken so unheilvoll gewordenen Weise mißbrauchen kann".[1])

Der Herr Redner hatte ohne Zweifel seinen Blick vor Allem nach dem Norden, insbesondere nach Preußen, gerichtet. Dort jammerte schon vor sechs Jahren das conservative Hauptblatt: „In keinem Lande der Welt gibt es eine auch nur annähernd so starke socialrevolutionäre Partei wie in Deutschland. Selbst in dem radikalen Frankreich bilden die Socialisten eine kleine Minderheit, aber bei uns sind sie die

1) Berliner „Germania" vom 18. Oktober ds. Js.

stärkste aller politischen Parteien. Wo soll das hinaus? Es scheint, als ob sie mit Socialistengesetz und ohne dasselbe sich doch in stets gleicher Progression vermehren, und wenn das so fortgeht, könnte vielleicht der Tag kommen, wo sie die Mehrheit im Reichstage haben".[1] Die Stärke der Socialisten im Reichstag überragt um zehn Mann bereits die der Nationalliberalen, und demnächst wollen sie auch bei den preußischen Landtagswahlen trotz des gefährlichen Dreiklassen-Wahlgesetzes sich betheiligen. Anders steht es in den Südstaaten. Das Anwachsen der Socialdemokratie ist hier nicht so bedrohlich, überdieß stehen die Führer zum Theile in dem Rufe der „Mauserung". Aber ein eigentliches „Parteibündniß" hat hier doch nirgends stattgefunden. Von dem wahren Charakter dieser sogenannten „Compromisse" gibt ein Bericht über die gemeinsame Berathung zwischen den Wahlmännern des Centrums und der socialdemokratischen Partei in Zweibrücken ein anschauliches Bild:

„Bei dieser Besprechung sagte der vorsitzende Centrumsführer den socialdemokratischen Wahlmännern gegenüber, daß nur taktische Gründe das Centrum veranlaßt hätten, mit den Socialdemokraten einen Compromiß einzugehen. Die Gewaltherrschaft des gemeinsamen Gegners in unserem Wahlkreise müsse einmal gebrochen werden, und dies könne diesmal dem Centrum mit Hülfe der zehn socialdemokratischen Stimmen gelingen. Von einer Aufgabe irgend welcher Parteiprincipien könne nicht die Rede seyn, denn eine ganze Weltanschauung trenne das Centrum von der socialdemokratischen Partei. Wenn die Wahl vorüber ist, würde der principielle Kampf zwischen Centrum und Socialdemokratie fortgeführt werden. Ein socialistischer Wahlmann, ein Parteiführer, erwiderte, daß die Socialdemokraten nicht um der schönen blauen Augen des Centrums willen mit diesem Hand in Hand gehen, sondern um den Sturz des brutalen, Alles niederdrückenden, herrschsüchtigen gemeinsamen Gegners herbeizuführen. Nach beendigter Wahl werde der Kampf mit dem Centrum wieder aufgenommen und bis auf's Messer weitergeführt werden. Auch die Socialdemokraten würden keinen ihrer Grundsätze preisgeben. Er betone, daß nur die Wahltaktik die Social-

1) Leitartikel der Berliner „Kreuzzeitung" vom 13. August 1899.

demokraten mit dem Centrum zur gemeinsamen Aktion zusammengeführt habe". [1])

Bei den letzten Landtagswahlen hatten die Liberalen in München sich derselben Wahltaktik bedient, indem sie im Einverständniß mit den Socialdemokraten sich die sämmtlichen Abgeordneten-Sitze der Hauptstadt sicherten und die der Nebenorte der Socialdemokratie überließen. Jetzt nahm sich das Centrum das Beispiel zur Warnung, und die Socialdemokratie wollte es lieber mit dem Centrum probiren, als mit dem Nationalliberalismus, dem Herr Bassermann Herausforderung der bürgerlichen Parteien vorgeworfen hatte. Während der Liberalismus in der bayerischen Kammer die schwere Niederlage erlitt, gewann das Centrum die absolute Mehrheit von zwei Stimmen, und während der Lärm über das „roth-schwarze Bündniß" kein Ende nehmen wollte, erzählte Herr von Vollmar in seiner Presse wahrheitsgemäß den Vorgang:

„Zwar wollte ein Theil der Centrums-Partei, bestehend aus Beamten und Großbürgern, um jeden Preis an dem alten Grundsatz festhalten, daß das Centrum niemals mit der Socialdemokratie einen wie immer beschaffenen Pakt schließen könne, und deßhalb lieber Fühlung mit den Liberalen suchen. Aber wenn im Centrum bisher jede Stimmzettelabgabe für einen Socialdemokraten als ein Verrath an der Kirche und ein Eidbruch am Staat hingestellt werden konnte, und wenn noch bei den vorjährigen Reichstagswahlen der Einfluß des Hofes und der höheren Geistlichkeit die Massen der Centrumswähler bewogen hatte, zur Bekämpfung der Socialdemokratie die Liberalen zu unterstützen, so war hierin mittlerweile eine bedeutende Aenderung eingetreten. Die Arbeiter, Handwerker und Bediensteten, die das Centrum in den katholischen Arbeitervereinen organisirt hatte, um sie der Socialdemokratie fernzuhalten und als dienstbereite Hülfstruppen zu verwenden, hatten sich allmählich fühlen gelernt. Die katholischen Arbeiter vor allem waren es, die mit aller Entschiedenheit darauf hindrängten, daß das liberale Vertretungsmonopol um jeden Preis zu brechen und daß zu diesem Zwecke mit den Social-

[1]) Aus der „Pfälzer Zeitung" f. Kölnische Volkszeitung vom 18. September d. Js.

demokraten eine Vereinbarung zu treffen sei. Und als diese dann zur Thatsache wurde, da waren die katholischen Arbeiter wiederum die ersten, die einen Candidaten aus ihren Reihen aufstellten, den bürgerlichen Elementen großmüthig die Aufstellung des anderen unter der Bedingung überlassend, daß dazu ein Mann ‚aus dem praktischen Leben' genommen werde. So wurde denn, allen Mahnungen und Warnungen der alten Führer entgegen, die Wahlverabredung mit uns vom Centrum mit großer Mehrheit beschlossen und in offizieller Form festgestellt".[1])

Es ist kein neues Wort mehr: der Liberalismus ist im Niedergang; seine Zersetzung und Versumpfung sei mit Händen zu greifen. Ideale Bestrebungen seien in ihm nahezu im Aussterben begriffen, und die schweren Schäden der jetzigen Gesellschaft, deren Grundlegung seiner Zeit sein Triumph war, belasteten ihn erdrückend. In der Bayerischen Kammer sind auch schwere Seufzer aus seinen Reihen gefallen. Der pfälzische Führer hat insbesonders zugestanden, daß der Liberalismus sich zu sehr mit der Religion, das heißt gegen dieselbe, „verquickt" habe, und der protestantisch-conservative Abgeordnete aus Nürnberg hat geradezu gesagt, dieser Liberalismus „lebe vom confessionellen Streit". Da ist es denn auch zu verstehen, daß der socialistische Patriarch Liebknecht wiederholt geäußert hat: „Die katholische Kirche werde sich im Zukunftsstaat besser befinden als jetzt".[2]) Und in derselben Reichstagssitzung hat, wie früher der Abgeordnete Windthorst, der Abg. Bachem erklärt: „Die Socialdemokratie als Reformpartei wäre willkommen; daß ihre jetzige Kirchenfeindlichkeit und socialrevolutionäre Tendenz recht wohl abgestreift werden könne, beweise die englische und amerikanische Arbeiterbewegung".[3])

1) Aus der Berliner „Kreuzzeitung" v. 12. August d. Js.

2) Berliner Correspondenz der Münchener „Allgem. Zeitung" vom 14. Februar 1893.

3) Bericht der „Kölnischen Volkszeitung" vom 7. Febr. 1893.




Stanford University Libraries
3 6105 013 456 947

